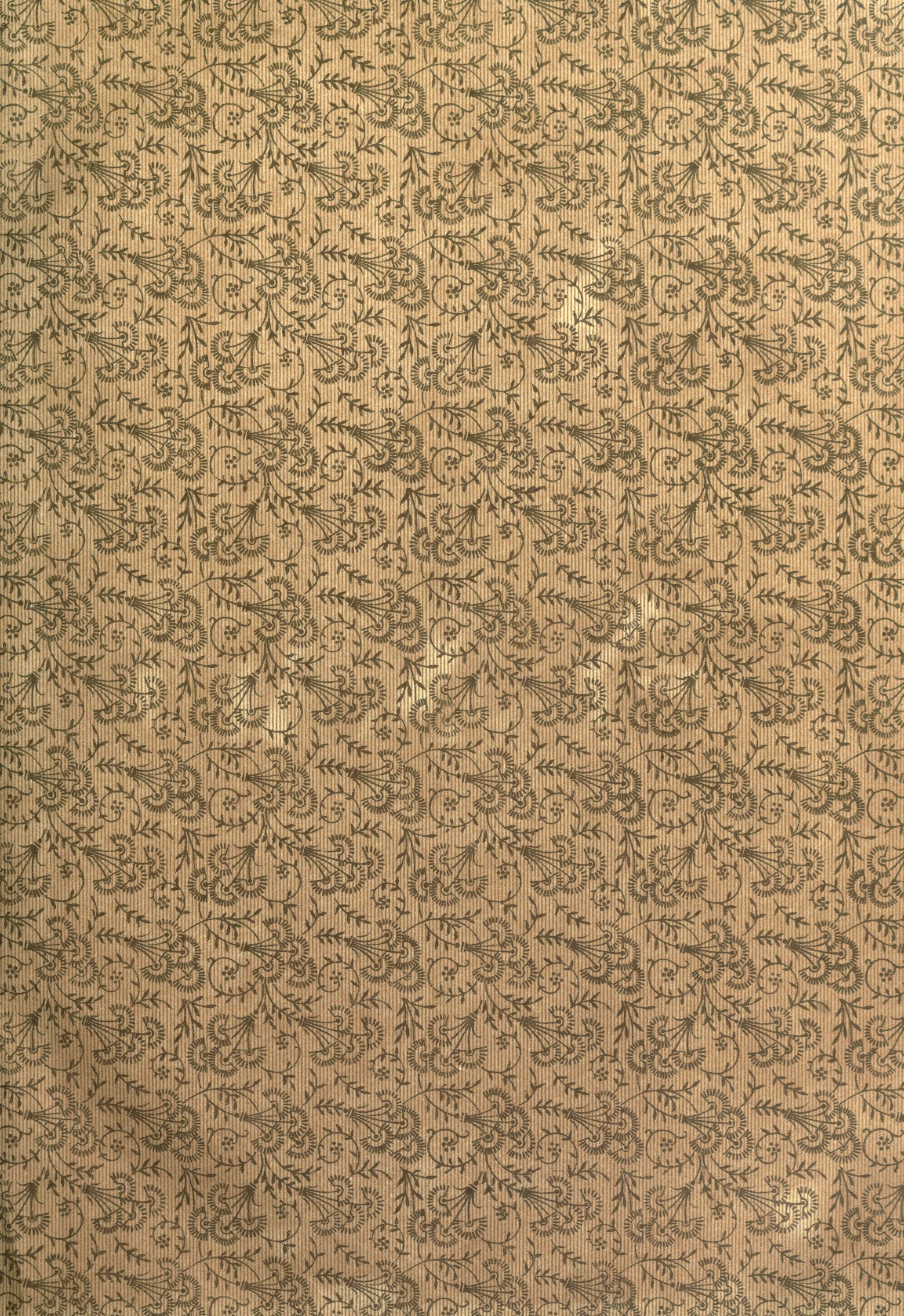
Preußen und Deutschland



unter der Fremdherrschaft 1807–1813.





Ernst Behr.

Preußen und Deutschland

unter der Fremdherrschaft

1807—1813.

Mit Benutzung

vieler bisher ungedruckter Quellen

und

mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen

von

Dr. Fr. Förster.

Mit 47 Illustrationen, gezeichnet von Ludwig Löffler.

Berlin
Verlag von Gustav Hempel.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erklärung der Initialen zu diesem Bande.

Kapitel.
1. Preußens Erniedrigung.
2. Hardenberg überreicht Friedr. Wilh. III. sein Memorial.
3. Alexander und Friedrich Wilhelm III. in Kydullen.
4. „Hier wird Elend gehegt."
5. General Lestocq.
6. Luise bei Napoleon in Tilsit.
7. Artus-Hof in Danzig.
8. Nettelbeck und Schill.
9. Rathhaus in Breslau.
10. Jerome Bonaparte.
11. Friede zu Tilsit. v. Kalkreuth. v. Talleyrand.
12. Napoleon in der Bildergallerie zu Dresden.
13. Grabdenkmal d. Königin Luise, von Rauch.
14. Stein und Daru.
15. Altenstein.
16. Harpye.
17. Neue Wache in Berlin.
18. Geschichte des „Tugendbundes".
19. Scharnhorst.
20. Goethe vor Napoleon.
21. Assessor Koppe wird verhaftet.
22. Steins Flucht.
23. Schills Einzug in Berlin.

Kapitel.
24. Schill, ein Mann des Volkes.
25. Andreas Hofer.
26. Sennhütte im Riesengebirge.
27. Hardenberg eröffnet die Versammlung der Notablen.
28. Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse.
29. Haß gegen Napoleon.
30. Colberg.
31. York in Ungewißheit.
32. Napoleons Herrschaft in Berlin.
33. Barclay de Tolly.
34. Brand von Moskau.
35. Kutusof.
36. Endschaft der großen Armee.
37. Die französischen Armeelisten vom 30. November 1812.
38. Gefrorene Flügelmänner als Wegweiser.
39. 7tes Regiment Preußen (Winter 1812).
40. Preuß. Garde-Officier zu Fuß. 1812.
41. York und sein Officier-Corps.
42. In der Mühle von Poscherun.
43. Schloß von Königsberg.
44. Stein und Arndt.
45. Gneisenau.
46. Schön.
47. Preuß. Cavallerie 1812.





Erstes Kapitel.

Streitmacht der Russen im Januar 1807. — Benningsens Plan. — Napoleon in Warschau. — Streitmacht der Franzosen. — Die polnische Legion. — General L'Estocq. — Die Russen als Freunde. — Der Feldmarschall Buxhövden verläßt das Heer. — Benningsens Stellung als Oberfeldherr. — Eröffnung des Feldzuges. — Die zweitägige Schlacht bei Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar 1807.

Das Sturmwetter, welches seit dem verhängnißvollen vierzehnten October über Preußen daher brauste, war für Krone, Staat, Volk und Heer eine heilsame Erschütterung. Zunächst ward das Heer davon betroffen und bei ihm zeigte sich auch alsbald wirksamer Erfolg: die dürren, abgestorbenen Aeste, die wurmstichigen Früchte, die tauben Blüthen wurden abgeschüttelt, die Schmarotzerpflanzen, welche dem kräftigen Stamme das Mark aussogen und die Krone umstrickt hielten, konnten die Luft, welche jetzt in den höheren Regionen wehte, nicht vertragen und verkrochen sich, günstigere Zeiten erwartend, unter das niedere Gestripp. Der König ward dem freien Worte, dem vernünftigen Rathe wieder zugänglich,

und als nach Steins unfreundlicher Entlassung, zu welcher Friedrich Wilhelm durch dessen Gegner gedrängt worden war, dieselbe Partei ihm noch weiter den Abschluß eines einseitigen Friedens mit Napoleon als das Allerheilsamste einreden wollte, fuhr er — es geschah dies Anfangs März 1807 — mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf und sagte: „werde den Herren zeigen, daß ich einen eigenen Willen habe!“ Er ließ bald darauf Hardenberg zu sich bescheiden, über dessen neue Thätigkeit im Cabinet wir berichten werden, sobald wir von dem Schlachtfelde, wohin uns die Kriegsdrommete ruft, zurückgekehrt sein werden.

Die gesammte kampffähige Mannschaft der Russen in Preußen betrug zu Anfang des neuen Jahres 92,000 Mann; hierzu kam das kleine preußische Corps von 13,000 Mann unter L'Estocq. Das französische Heer zählte 140,000 Mann. Der General Benningsen, der den Oberbefehl führte, nachdem der Feldmarschall Buxhövden, wie wir sogleich hören werden, das Heer verlassen hatte, giebt in seinen Memoiren den von ihm (den 2. Januar) entworfenen Operationsplan dahin an: „Ich wollte so unbemerkt vom Feinde als möglich zwischen den Seereihen in Preußen vordringen, die Franzosen in ihrem Marsch auf Königsberg zurückwerfen, mich zum Herrn der Weichselniederung machen, eine freie und gesicherte Verbindung mit Danzig eröffnen, Graudenz deblokiren, die Armee in Ostpreußen Winterquartiere beziehen lassen, Verstärkungen aus Rußland abwarten (es waren 600,000 Mann Landmiliz aufgeboten worden) und bei deren Ankunft die Garnison von Danzig durch das ganze L'Estocqsche Corps verstärken, welches stark genug gewesen sein würde, um dem Feinde die Annäherung an die Festung zu verbieten und Diversionen auf dem linken Ufer der Weichsel zu unternehmen.“

Zu Anfang des Feldzuges versuchte das preußische Hauptquartier, indem es den König vorschob, sich den Oberbefehl und die Anordnungen der Kriegführung anzumaßen. Aus Graudenz machte der König unter dem 6. November dem General Benningsen, welcher sich damals in Pultusk befand, eine Mittheilung, welche mehr die Form eines Tagesbefehls hatte: „Es wird Ihnen“ — heißt es darin — „schon bekannt sein, daß meine Armee, nachdem sie einige Schlachten verloren, zum Rückzuge genöthiget worden ist. Mehrere unglückliche Ereignisse folgten demselben; die Festungen wurden dem Feinde übergeben und letzterer fand kein Hinderniß weiter, über die Oder zu gehen. Unter diesen Umständen ist wohl zu erwarten, daß die Franzosen rasch gegen die Weichsel vor-

dringen werden .... Ich bin deshalb der Meinung, daß es am zweckmäßigsten sein würde, die russischen und preußischen Truppen zwischen Osterode und Soldau hinter der Drewenz zu versammeln. — — Zur Ausführung dieser Concentrirung wird es nöthig sein, daß die verschiedenen unter Ihrem Befehl stehenden russischen Colonnen eine andere Marschdirection erhalten, und da hierbei keine Zeit zu verlieren ist, so habe ich den Befehlshabern der vier russischen Divisionen die erforderliche Weisung direct ertheilt ... Ich ersuche Sie nun, sich mit dem General der Cavallerie Grafen Kalkreuth in Correspondenz zu setzen und auf diese Art die nöthige Verbindung zwischen den Ihrem Befehl untergeordneten Truppen und den meinigen anzuknüpfen und zu unterhalten.

Fr. Wilhelm."

Benningsen schrieb zurück, daß er nur die Befehle seines Kaisers zu vollziehen habe, welcher ihm befohlen, sich nicht auf das linke Weichselufer zu begeben. Die unter ihm stehenden vier Divisions-Commandeure wurden von ihm angewiesen, den Befehlen des Königs von Preußen keine Folge zu geben. —

Napoleon hatte sich geschmeichelt, durch den Sieg bei Pultusk ruhige Winterquartiere für seine kampfmüden Soldaten erobert zu haben. Er selbst erwählte Warschau zu seinem Hauptquartier, wo er mit seiner Leibgarde ein imperatorisches Leben führte.

Die Armee-Corps der Marschälle Bernadotte (1.), Davoust (3.), Soult (4.), Lannes (5.), Ney (6.) hielten, unterstützt von sechs Cavallerie-Divisionen, die für die Winterquartiere bestimmte Grenze besetzt, welche sich vom Haff längs der Passarge, von hier längs des Omulefs bis zum Einfluß in den Narew, und längs der Linie von Ostrolenka über Ostrow auf Brock bis an den Bug erstreckte. Die Insurgirung Polens wurde von Napoleon weder mit den nöthigen materiellen Hülfsmitteln, noch mit der erforderlichen moralischen Einwirkung unterstützt. Am 1. Januar 1807 hatten die Polen noch nicht mehr als 10,000 Mann zu Fuß und 900 Pferde aufgebracht. Der Kaiser befahl die Bildung von 10 Infanterie-Regimentern, 4 Cavallerie-Regimentern und 3 Compagnien Fuß-Artillerie. Diese polnische Legion sollte unter General Dombrowski sich bei Bromberg versammeln und zur Einschließung Danzigs verwendet werden, wohin das 10. französische Armee-Corps unter dem Marschall Lefebvre im Anzuge war; zu diesem Corps gehörten vornehmlich deutsche Rheinbundstruppen, Badenser, Würtemberger, Sachsen, welche es

1*

— besonders die Baiern in Schlesien — an Schinderei und Plackerei der unglücklichen Landsleute in den preußischen Landen selbst der verrufenen Löffelgarde Ney's noch zuvorthaten. Für Anlegung von Magazinen, gesicherten Stromübergängen und Bildung von Reserven hatte der Kaiser rechtzeitig gesorgt, und um seinen Truppen eine vollständige Ruhe zu verschaffen, ausdrücklich „alle unnöthigen Neckereien mit dem Feinde verboten, um denselben nicht zu reizen." Diesem Befehle wurde von dem Marschall Ney nicht Folge geleistet, welcher seinem Corps gern den Ruhm, die zweite Hauptstadt des Reichs, Königsberg, einzunehmen, verschaffen wollte. Zum Schutze dieser Stadt war nur das, von dem General L'Estocq befehligte, neugebildete preußische Heer von etwa zehn- bis zwölftausend Mann vorhanden. Vergebens wendete L'Estocq sich an den russischen Oberbefehlshaber um Unterstützung; die Russen marschirten links ab und L'Estocq hatte vom 8. bis 20. Januar fast täglich Gefechte mit dem ihm überlegenen Feinde zu bestehen. Erst nachdem General Benningsen den alleinigen Oberbefehl erhalten hatte, wurde die Verbindung des preußischen mit dem russischen Heere am 22. Januar in der Gegend von Schippenbeil und Mehlsack bewerkstelligt. Anfänglich hatten die preußischen Truppen, zumal die Officiere, viel von dem Hochmuthe der Russen, von welchen sie mit fühlbarer Verachtung behandelt wurden, zu leiden. Bald aber zeigte es sich, daß diejenigen Stämme des preußischen Heeres, welche nach dem furchtbaren Hagelwetter sich wieder aufgerichtet hatten, kerngesund waren und mit so frischem Trieb ausschlugen, daß sich das an Zahl geringe preußische Corps bei den Russen und Franzosen bald die größte Achtung erwarb, wogegen die Hülfe, welche Rußland brachte, für eine größere Landplage als die Vergewaltigung durch die Franzosen gelten mußte. Nach der Schlacht von Pultusk schrieb der in dem Hauptquartiere Benningsens anwesende preußische Oberst-Lieutenant v. d. Knesebeck: „Was das arme Land leidet, wie es ausgeplündert, mitgenommen, verödet ist, läßt sich gar nicht beschreiben; unmöglich, daß es der Feind ärger machen könnte. Brav, aber gefühllos, tapfer, ausharrend bei Mühseligkeiten sind diese Russen auf unglaubliche Weise und bei guter Anführung wäre viel mit ihnen auszurichten. Unstreitig bleibt es bei dem Allen die einzige Nation, welche den Franzosen die Wage halten kann. Aber wehe Denen, die das Loos trifft, mit ihnen sein und leben zu müssen! Man ist im Zustande ewiger Nothwehr um Leben und Eigenthum." — Da Erpressung und Bestechlichkeit von den höchsten Stellen unge-

straft und unverholen getrieben wurde, war es nicht zu verwundern, wenn der gemeine Mann sich durch Raub und Plünderung gegen das Verhungern zu schützen suchte. „Dem russischen Proviantamte, welches die Verpflegung der Armee leitete, standen zwar mehrere Generale vor, aber die ihnen zugetheilten Commissaire, welche Officiersrang hatten, bezogen ein so ganz unzureichendes Gehalt, daß sie gewissermaßen gezwungen waren, sich auf Kosten der zu verpflegenden Mannschaft Nebeneinnahmen zu verschaffen, wobei sie es wohl verstanden, ihre Vorgesetzten selbst in ihr Interesse hinein zu ziehen. Wo der Betrug beinahe auf diese Weise geboten wurde, war es natürlich, daß die commandirenden Officiere nach einer Seite ein Auge zudrückten, weil die Entfernung unredlicher Beamten nichts besserte, nach der andern Seite gestatten mußten, daß die Soldaten, welche unter solcher Beeinträchtigung litten, ihre Bedürfnisse befriedigten, wo und wie sie konnten; denn befriediget mußten sie werden." *) Am Kläglichsten war es mit dem Oberbefehl bestellt, so lange ihn der an Geist und Körper schwach gewordene Buxhövden führte. „Der bei dem Könige anwesende englische Gesandte, Lord Hutchinson," schreibt Niebuhr (Memel, den 31. Januar 1807) an Stein, „verstößt durch wiederholte Aeußerungen geringer Achtung für die verbündeten (russischen) Truppen, besonders für ihre Anführer, wozu denn Buxhövdens Aufenthalt allerdings nur zu reichen Stoff gegeben hat; denn einen unbefugteren General gegen die französischen Feldherren sah man, Jena und Halle ausgenommen, gewiß nicht im ganzen Kriege seit 1792. Dennoch hat er den großen rothen Adlerorden erhalten; eine neue Veranlassung zu Spöttereien für die Englander, die gewiß nicht verschwiegen bleiben." Der alte Feldmarschall zeigte offenbare Spuren von Geistesabwesenheit, wo Geistesgegenwart so noth that. Er gab die widersprechendsten Befehle, bekümmerte sich um alle Kleinigkeiten, schrieb selbst Marschrouten, copirte seine eigenen Befehle, schalt den General Benningsen, daß er seine Armee bei Pultusk zusammengezogen, machte ihn für Alles verantwortlich, was daraus entstehen könnte, gerieth in Wuth, wenn man ihm Gegenvorstellungen machte, und bat dann wieder zu helfen, wo Alles verloren schien. Als endlich die Rapporte der Truppen einliefen, die sich nach Pultusk zurückgezogen hatten, änderte er plötzlich seinen Entschluß, ließ den General Benningsen in der Nacht zu sich rufen, erklärte sich

---

*) Höpfner, Geschichte des Feldzuges 1806 und 1807. Zweiter Theil. Bd. 3. S. 19.

für unfähig, zu commandiren, bestand aber darauf, mit der ganzen Armee sofort den Rückzug anzutreten; jede Division sollte nach Bequemlichkeit ihren Weg marschiren, nur darauf Bedacht nehmen, die Mannschaft zu retten, die Geschütze nöthigen Falls zurücklassen; er wollte die Mannschaften an der Grenze sammeln. Er schickte das ganze Hauptquartier dem General Buxhövden, seinem Verwandten, zu und fuhr auf und davon nach Ostrolenka. An den General Benningsen schrieb er: „Da ich mich durchgeritten habe, so kann ich eben so wenig ein Pferd besteigen, als die Armee commandiren. Sie haben die russischen Truppen nach Pultusk geführt, um sie von den französischen Truppen schlagen zu lassen; es ist also auch an Ihnen, diesem Unglück zuvorzukommen. Meine Meinung ist übereinstimmend mit der des Kaisers, sich innerhalb der russischen Grenzen zurückzuziehen, und dies befehle ich Ihnen. Indem ich von der Armee reise, übergebe ich das Commando dem Aeltesten nach mir, dem General Buxhövden, an welchen Sie sich in Allem, was den Dienst betrifft, zu wenden und seine Befehle zu befolgen haben." Dem Kaiser schrieb der Feldmarschall aus Ostrolenka: „Von allem meinem Reiten habe ich mich durchgeritten, was mich hindert, zu Pferde zu steigen und eine so große Armee anzuführen. — Bei den Bewohnern ist Alles aufgezehrt und bis ich geheilt worden, werde ich in Ostrolenka bleiben . . . Beurlauben Ew. Majestät den Greis auf sein Gut." — General Benningsen hatte eine der undankbarsten Stellungen, welche jemals ein russischer Oberfeldherr gehabt hat. Er war ein Ausländer, ein geborner Hannoveraner und hatte seine Laufbahn im siebenjährigen Kriege in der hannöverschen Garde begonnen. Zur Zeit der Palastrevolution unter Putgatscheff trat er in russische Dienste, zeichnete sich in den türkischen, persischen, polnischen Feldzügen aus und gehörte zu den von der Kaiserin Catharina II. Begünstigten. Von großer, hagerer Gestalt, einnehmenden und sanften Betragens, mehr als leutselig, beinahe schwach gegen Untergebene, aber eben so stolz gegen Obere, war der General, als Ausländer und den russischen Sitten nicht ergeben, von den Russen nicht geliebt. Frühere Verhältnisse hatten bei Hofe eine Feindschaft gegen ihn zurückgelassen, welche durch die Rückkehr des verletzten Generals Buxhövden dorthin nicht vermindert werden konnte. Er hatte somit die schwierige Aufgabe, mit Feinden bei Hofe und in der Armee, einem unüberwundenen Feinde gegenüber, als verantwortlicher General in die Schranken treten zu müssen, während dieser Gegner obenein eine so bedeutende Uebermacht als un-

beschränkter Gebieter zu entwickeln vermochte. Benningsen, der nicht Charakterstärke genug besaß, um sich über die Verantwortlichkeit, wenn Noth am Mann gehe, hinwegzusetzen, wurde unaufhörlich von der bedenklichen Frage geplagt: Was wird der Kaiser, was wird der Großfürst Constantin, was werden die Feinde in Petersburg dazu sagen?*) —

Der weitere Verlauf des Feldzuges, namentlich die Schlachten bei Eylau, Heilsberg und Friedland werden uns dennoch Benningsen als einen General kennen lehren, welcher in der russischen Kriegsgeschichte einen bedeutenden Rang einnimmt, und Deutschland hatte alle Ursach, stolz auf ihn zu sein; er war der erste General, der Napoleon, wenn er ihm gegenüber stand, Respect einflößte. An der Spitze der Russen, die an die Jagd der Bären und Wölfe im strengsten Winterwetter gewöhnt waren und die Beschwerden der anstrengendsten Märsche mit großer Ausdauer ertrugen, durfte Benningsen den Winterfeldzug nicht scheuen; er rückte in das tief mit Schnee bedeckte Feld, zunächst nur, um den Feind zu beunruhigen. Napoleon sah sich genöthiget, so unbequem es auch für ihn und sein Heer war, fürs Erste noch auf die Annehmlichkeiten der Winterquartiere zu verzichten. Am 27. Januar befahl er, die Cantonnirungen aufzuheben, die Truppen auf 8 Tage mit Zwieback und Brod zu versehen. In der Nacht vom 30. Januar verließ er Warschau und ging nach Przasznyc, wohin die Division Gudin dirigirt wurde. Von dort gab er dem General Bernadotte Nachricht, daß die große Armee am 1. Februar zum Angriff übergehen werde. — Am 31. Januar nahm die französische Armee folgende Stellung ein: Auf dem linken Flügel der Marschall Lefebvre mit 16,000 Polen, Hessen und Franzosen und der Cürassier-Division Espagne zur Sicherung von Bromberg, Vertheidigung von Thorn und Beobachtung des linken Weichselufers abwärts. Auf dem rechten Flügel der General Savary mit 20,000 Mann bei Brock am Bug. Im Centrum der Marschall Bernadotte mit 20,000 Mann bei Straßburg, der Marschall Ney mit 16,000 Mann bei Gilgenburg, der Marschall Augereau mit 16,000 Mann bei Neidenburg, der Marschall Soult mit 27,000 Mann und die Cavallerie-Reserve von 8000 Mann bei Ortelsburg, die Garden bei Chorzele mit 9000 Mann, der Marschall Davoust und General Gudin mit zusammen 19,000 Mann bei Myszyniec

*) Höpfner, der Feldzug 1806 und 1807. III. S. 172.

und Przasznyc. Schon am vierten Tage nach erhaltenem Befehl zum Aufbruch stand das französische Heer, 140,000 Mann stark, wieder kampfbereit im Felde. Napoleon war den Preußen und Russen, obschon diesen die Hülfsmittel der eigenen Länder zu Gebot standen, dennoch um 40,000 Mann überlegen und hatte ihnen überall den Vorsprung abgewonnen; denn während Benningsen binnen 10 Tagen kaum 16 Meilen, hatte Napoleon binnen 4 Tagen 15 Meilen zurückgelegt. Der erste Schlag, den der Kaiser auszuführen gedachte, mißlang dadurch, daß ein von ihm an den Marschall Bernadotte abgeschickter Officier den Kosaken in die Hände fiel, welche ihn, ohne daß er seine Depesche über Seite bringen konnte, zu Benningsen nach Mohrungen brachten, wodurch dieser den Plan Napoleons genau kennen lernte und zeitig genug Gegenanstalten traf. Es kam bei Bergfried am 3. Februar und bei Hoff am 6. Februar zu kleineren Gefechten, in welchen bereits das kleine preußische Heer sich durch Ausdauer und Muth auszeichnete und Vertrauen zu sich selbst wieder gewann. Das L'Estocqsche Corps hatte seit dem 2. Februar Nachmittags bis zur Nacht vom 7. zum 8., also in 5½ Tagen, mit der Hauptcolonne auf geradem Wege 20 Meilen in meist verschneiten Nebenstraßen, zum größten Theil in Nachtmärschen, zurückgelegt. Rechnet man dazu die Märsche in die Quartiere und auf die Sammelplätze, die Umwege, welche der Vortrab machen mußte, und bedenkt, daß die Truppen erst auf dem Sammelplatze die Quartiere angewiesen erhielten, mithin daselbst längere Zeit ohne Feuer, ohne Verpflegung, im Schnee und Wintersturm, aushalten mußten, daß die Soldaten zwar endlich Mäntel erhalten hatten, aber dennoch sehr dürftig bekleidet, noch schlechter verpflegt wurden, daß endlich der fortgesetzte Rückzug, unglückliche Gefechte, die durchaus finstere Zukunft die Gemüther niederdrückten, so wird man zugeben, daß ein sehr guter Wille in den Officieren und Soldaten vorhanden sein mußte, um fortgesetzt zu neuen Anstrengungen bereit zu sein; schon am nächsten Tage sollten die äußersten gemacht werden.

Die zweitägige Schlacht bei Preußisch-Eylau, am 7. und 8. Februar, gehört zu den brudermörderischsten Bluttagen der neueren Kriegsgeschichte. Wiederum standen an zweimalhunderttausend christliche, zum Theil sogar mit Vernunft, wenn auch nicht mit freiem Willen begabte, menschliche Wesen einander gegenüber, auf nichts anderes bedacht, als wie Einer den Anderen am zuverlässigsten ermorden, oder sonst gewaltsamer Weise aus dem Wege zu schaffen

oder unschädlich zu machen vermöge. Und nicht einmal diese Freiheit ist dem Einzelnen gestattet: vielmehr werden sie zu Hunderten und Tausenden zusammengestellt und als Höllenmaschinen gegen einander losgeplatzt. Welches aber war der große Zweck, der diesen Aufwand von Menschenblut erforderte? „Der General Benningsen," wird uns von glaubwürdiger Feder versichert, „hatte bei der Annahme der Schlacht die Ehre der russischen Waffen vor Augen und wollte zugleich die Kräfte des Feindes dergestalt brechen, daß derselbe von der Fortsetzung der Offensive zurückgehalten wurde. Er hat nicht allein den ersteren, sondern auch den letzteren Zweck vollständig erreicht, aber, wie es scheint, mit zu bedeutenden Opfern erkauft, und verdankte es nur dem Glück, daß die eigene Armee der völligen Niederlage entging." Und Napoleon? Er hatte genugsam um den Frieden gebettelt, und da er jede Verständigung mehr und mehr in die Ferne gerückt sah, blieb ihm, nachdem er unvorsichtiger Weise zu weit vorgegangen war, nichts übrig, als die gegen ihn anrückenden Russen zu vernichten, wenn er nicht dem Schwert, der Kälte und dem Hunger erliegen wollte. Als nächstes Ziel handelte es sich für Benningsen darum, die Hauptstadt Königsberg, welche die Illusion unterhielt, als ob noch ein Königreich vorhanden sei, zu behaupten, während Napoleon daran lag, auch diesen letzten Schein preußischen Staates auszulöschen.

Mit richtigem Feldherrnblick hatte Benningsen das Städtchen Eylau als Stützpunkt und die Umgegend als günstig für eine Schlacht erkannt. Er ertheilte den Generalen Bagration und Barklay de Tolly Befehl, in der Nacht vom 6. zum 7. Februar Eylau zu erreichen und jenseit der Stadt zwischen Schloditten und Serpallen sich in drei Treffen in Schlachtordnung aufzustellen. Allein noch bevor die Regimenter in die Aufstellungspunkte eingerückt waren, wurden sie bereits von den Divisionen des Großherzogs von Berg und des Marschalls Soult, welche von Hoff heranzogen, in der frühesten Morgendämmerung angegriffen und zur Stadt zurückgedrängt. Die Russen waren den Franzosen an Artillerie und Cavallerie überlegen und für beide Waffen war die Gegend ganz besonders günstig. Der Fürst Bagration zeigte sich als einsichtiger und entschlossener General. Er trat den Rückzug geordnet an, und kaum von der anrückenden Unterstützung aufgenommen, ließ er die Anhöhen zwischen dem Vorwerk Grünhöfchen und Grünberg durch die reitende Artillerie der Nachhut unter dem Obersten Jermoloff besetzen, gedeckt durch das treffliche Jäger-

Regiment des Generals Baggowut und einige Grenadier-Regimenter, welche auf dem zugefrorenen Tenknitter See im Hinterhalt standen. Die 8. russische Division stellte sich hinter einem Torfbruch auf, mit dem linken Flügel an der Heilsberger, mit dem rechten an der Landsberger Straße, 14 Geschütze an der Nordspitze des Waschkeitner See's vor der Front. Rechts der Landsberger Straße auf dem mit Schnee bedeckten Blachfelde entwickelten sich 30 Schwadronen; weiter rechts auf dem Wege nach Tenknitten 10 Schwadronen und zwischen dem Waschkeitner und dem Langen See 25 Schwadronen, theils schwerer, theils leichter Reiterei, sämmtlich vortrefflich beritten, Mannschaft und Pferde an Wintermarsch und Schneelager gewöhnt.

Die Vertheidigung der Stadt Eylau insbesondere wurde dem General Barklay de Tolly anvertraut. Er ließ die Kirchhofshöhe, das Amtshaus, vor Zeiten eine Burg, und einige Straßen der Stadt mit Kanonen besetzen und vertheilte seine Fuß- und Reiter-Regimenter aufs Beste.

Der Marschall Soult ließ Nachmittag gegen 2 Uhr das 18. und 46. Linienregiment zum Angriff der russischen Stellung bei Grünhöfchen vorgehen. Sie wurden von einem mörderischen Kartätschenfeuer empfangen, bei weiterem Vordrängen von der russischen Infanterie mit dem Bajonett zurückgeworfen, und als sie wichen, von russischer Reiterei, welche über den zugefrorenen Tenknitter See ihnen in die linke Flanke fiel, fast gänzlich niedergehauen. Unerschrocken rückte, unterstützt von den auf die Anhöhen bei Grünhöfchen und Scheweken gebrachten Geschützen, die Brigade des Generals Vivié wieder vor und eine Seitenbewegung des Corps des Marschalls Augereau über Tenknitten veranlaßte den, an diesem Tage vielleicht allzu vorsichtigen, General Benningsen, die vorgeschobenen Regimenter den Rückzug nach Eylau antreten zu lassen. Der General Barklay de Tolly hielt hier nicht nur die beherrschenden Anhöhen besetzt, er hatte auch hinter Gartenmauern und in die Häuser seine Schützen gut vertheilt; allein dem Ungestüm der Franzosen widerstand nichts, sie vertrieben die Russen aus der alten Burg, die Divisionen Legrand, Leval und St. Hilaire drangen durch den Engweg der Landsberger Straße bis in die Stadt, wo der Kampf an manchen Punkten zum gräßlichsten Handgemenge und mörderischer Niedermetzelei wurde. Es war nicht mehr ein menschliches Gefecht, es war ein Kampf wüthender, auf einander gehetzter Bestien. Dadurch, daß dem General Barklay de Tolly die rechte Hand zerschmettert, eine große Anzahl russischer

Officiere getödtet und verwundet worden waren, mehr aber noch durch die überlegene Gewandtheit der Franzosen im Einzelkampfe, befanden sich die Russen auf mehreren Punkten der brennenden Stadt so im Nachtheil, daß Fürst Bagration den weiteren Rückzug antrat. Noch hatte er nicht alle Truppen herausgezogen, als Benningsen ihm die Division des Generals Somoff zur Unterstützung sandte und ihm befahl, die Stadt um jeden Preis wieder zu erobern. Fürst Bagration stieg vom Pferde und führte, den Degen in der Faust, die 4. Division zum erneuten Sturme vor; es gelang ihm, sich der Bartensteiner Straße und des Marktes zu bemächtigen; es war bereits 6 Uhr und völlig Nacht geworden, nur die Flammen der in Brand stehenden Häuser warfen eine flackernde Beleuchtung auf die blutige Scene. Der Kampf schwieg; allein Benningsen wurde so unheimlich in dieser Umgebung, daß er Befehl ertheilte, die Stadt, die seine Truppen mit so großen Anstrengungen hatten erobern müssen, sofort wieder zu räumen. Die Franzosen gewahrten kaum diesen Rückzug, als sie sich sogleich in den Besitz der verlassenen Position, welche für beide Theile von entscheidender Wichtigkeit für den folgenden Tag werden mußte, setzten. Sie rühmen sich, die Russen mit den Waffen hinausgeworfen zu haben; Benningsen rühmt sich — wenn dies für einen Ruhm gelten kann — die Stadt ohne Kampf verlassen zu haben.*)

An diesem ersten Tage der Schlacht hatte Benningsen gegen 65,000 Mann beisammen; ein, nicht mehr als 5584 Mann starkes, preußisches Armee-Corps nahm rühmlichen Antheil an dem Kampfe und zeichnete sich der Befehlshaber

---

*) In seinen, in Briefform abgefaßten, Memoiren giebt Benningsen über diesen, ihm oft zum Vorwurf gemachten, Befehl folgende Rechtfertigung: „Ich bin Ihnen, General, Aufklärung schuldig über meine Absichten bei der Räumung der Stadt Eylau (am 7. Februar des Abends 6½ Uhr), welche so nah vor unserer Front lag, daß ihre Festhaltung unser Centrum vor jedem Angriff gesichert haben würde, indeß erinnern Sie sich, daß ich bereits am Anfang meines Briefes gesagt habe, daß in unserer Stellung nur das Centrum vortheilhaft placirt gewesen wäre. Sollte ich daher nicht versuchen, den Feind auf das Centrum zu locken, da ich noch volle Zeit hatte, mich hier auf einen Angriff vorzubereiten und die Vortheile zu benutzen, welche das Terrain mir zum Empfange des Feindes darbot? Sie werden aus dem Schlachtberichte beurtheilen können, was daraus hätte entstehen können, wenn der Feind, anstatt sich darauf zu setzen, unser Centrum zu durchbrechen, sich begnügt hätte, mich hier zu beschäftigen, um dagegen alle die Kräfte gegen meinen linken Flügel zu verwenden, die er auf jenem Punkte unnütz opferte." Die Schlacht am folgenden Tage belehrte Benningsen, daß er sich bedeutend verrechnet hatte.

der Artillerie, welche freilich nur in zwei Batterien bestand, Major Brockhausen, rühmlich aus.

Das Zurückziehen der Russen aus Eylau hatte Napoleon glauben gemacht, Benningsen werde den Rückzug weiter bis hinter den Pregel fortsetzen; aus diesem Irrthum wurde er sehr unsanft durch den Donner von 60 schweren Geschützen geweckt, welche Benningsen, als kaum der Morgen am 8. Februar graute, gegen Eylau aus dunkler Gewitterwolke unter Schneegestöber sich entladen ließ. Von beiden Seiten blieb es zu Anfang nur bei einem gegenseitigen Kanoniren; ein jeder der beiden Feldherren war über die Absichten seines Gegners im Ungewissen. Benningsen erwartete, Napoleon werde von Eylau aus zum Hauptangriffe vorgehen, und Napoleon glaubte, Benningsen werde Alles daran setzen, die Stadt wieder zu erobern. In dieser Voraussetzung ließ der Kaiser die Division St. Hilaire und das Corps des Marschalls Augereau zur Umgehung des linken Flügels der Russen vorgehen. Gegen 9 Uhr des Morgens, als die französischen Divisionen Augereau's die freie Hochebene der Bartensteiner Straße erreicht hatten, begann ein so heftiges Schneetreiben, und zwar den Franzosen entgegen, daß sie bald bis an die Kniee im Schnee waten mußten und die Colonnenführer Weg und Steg verloren; zu nicht geringer Ueberraschung fanden sie sich plötzlich den gut aufgestellten Batterien des russischen Centrums gegenüber, von denen sie mit mörderischem Feuer empfangen wurden. In ihre geöffneten Reihen brach die Infanterie des Generals Zapolski mit dem Bajonett ein, und die auseinander gesprengten, ihr Heil in der Flucht und dem Rückzuge nach der Stadt suchenden, Schaaren wurden durch die Cavallerie des Fürsten Gallizin fast gänzlich vernichtet. Nicht viel besser war es der Division St. Hilaire ergangen, welche während des Schneetreibens unter die Lanzen der litthauischen Ulanen und die schweren Klingen der kleinrussischen Cürassiere gerathen war. Es war die größte Gefahr für das französische Heer vorhanden, wenn Benningsen den entscheidenden Moment zu nutzen verstanden hätte und in die Lücke zwischen St. Hilaire und Augereau eingebrochen wäre. Napoleon erkannte diese Gefahr, und vielleicht in keiner anderen Schlacht hat er seinen Feldherrnblick und seine Geistesgegenwart mehr bethätigt, als um die zehnte Morgenstunde am 8. Februar 1807; aber auch niemals wurden seine Anordnungen pünktlicher ausgeführt, nirgend fochten die Franzosen tapferer als hier. Der Großherzog von Berg erhielt den Befehl, mit der Cavallerie-Reserve vor-

zugehen und der Erfolg, den dieser berühmte General der Reiterei hatte, ist um so höher anzuschlagen, als die russische Cavallerie der französischen bei weitem überlegen war. „Die Dragoner-Division Grouchy überschritt zuerst den Grund vor der Bartensteiner Straße, warf sich in die rechte Flanke der russischen Cavallerie, welche die Division St. Hilaire angegriffen hatte und drängte sie auf ihre Infanterie zurück, während die Dragoner-Division Klein die Division St. Hilaire aufnahm und im ferneren Verlaufe der Schlacht deren Bewegungen folgte, die Dragoner-Division Milhaud aber der russischen Division des Generals Baggowut gegenüber aufgestellt blieb. Nach glücklich vollführtem Angriff sammelten sich Grouchy's Dragoner an der Bartensteiner Straße und warfen sich von dort, unter persönlicher Anführung des Großherzogs von Berg, der verfolgenden russischen Cavallerie des Centrums entgegen; auch diese wurde zurückgewiesen, doch frische russische Cavallerie griff die Dragoner beim Verfolgen an und warf sie zurück. Während dessen hatte die Cürassier-Division Hautpoult ebenfalls den erwähnten Grund überschritten, die Dragoner aufgenommen, die russische Cavallerie auf ihre Infanterie geworfen und war, nicht Feuer noch Bajonett achtend, in das erste Treffen eingedrungen, hatte einige Bataillone gesprengt und ihnen große Verluste zugefügt. Die russische Cavallerie drang in Colonnen rechts und links in die, durch das Gefecht auseinander gekommenen, französischen Cürassiere ein und jagte sie mit empfindlichem Verluste zurück. Der Marschall Bessières eilte den Cürassieren zur Unterstützung herbei. Die Garde-Chasseurs zu Pferde in erster Linie griffen die verfolgenden Russen an, warfen sie mit großem Verluste, drangen in die Infanterie und brachten dieser abermals Verluste bei, wurden aber von frischer russischer Cavallerie wiederum zurückgeworfen. Von den französischen Grenadieren zu Pferde und dem 5. Cürassier-Regimente aufgenommen, warf Bessières die Russen noch einmal auf ihr Fußvolk zurück, ihre dichten Bajonettzäune wurden durchbrochen, die Russen warfen sich an die Erde, die Franzosen sprengten unvorsichtig über sie hinweg, drangen durch das zweite Treffen bis zur Reserve, ja, bis zum Fichtenwäldchen hinter der russischen Aufstellung; mehr von den durchgehenden Pferden, als von dem eigenen Willen so weit gebracht. Hier wurden sie von den russischen Cürassieren und Kosaken umringt und niedergehauen. Der Rückweg ward ihnen durch die unterdessen wieder auferstandene Infanterie verwehrt. Dennoch sammelten die Franzosen neue Reiterschaaren und wieder-

holten ähnliche Angriffe, bei denen auf beiden Seiten viele Opfer fielen — Menschenopfer unerhört und für wen? für den Moloch „la gloire“ genannt. Der Verlust der Franzosen in diesem Gefechte war ungeheuer. Der Marschall Augereau, die Divisions-Generale Desjardins und Heudelot waren schwer verwundet, der Divisions-General Hautpoul tödtlich; der General Corbineau und der Oberst Dahlmann blieben auf dem Schlachtfelde, viele Stabs- und andere Officiere hatten gleiches Schicksal. Von dem Augereau'schen Corps und der ins Gefecht gekommenen Cavallerie war nur geringe Mannschaft übrig: von zwei Bataillonen des 14. Regiments waren sämmtliche Officiere geblieben, von dem dritten Bataillon des 24. Regiments nur noch fünf Officiere am Leben. An Mannschaften hatte das Augereau'sche Corps nach dem eigenen Bericht des Marschalls einen Verlust von 229 Todten und 4271 Verwundeten. Der Verlust der Russen, welche ebenfalls während des Schneegestöbers sich einige Mal bis unter die französischen Batterien verirrt hatten, war nicht geringer und doch war dies nur der erste Angriff, der nicht viel über eine Stunde gewährt hatte. Aehnliche mörderische Scenen wiederholten sich bis tief in die Nacht noch an verschiedenen Punkten, insbesondere bei den Dörfern Sausgarten und Serpallen. Bei dem letzteren machte der General Ostermann-Tolstoy, unterstützt von dem General Korff, einen glänzenden Angriff auf die Divisionen Morand und St. Hilaire; diese wurden indessen von dem General Klein aufgenommen, drangen aufs Neue vor und nöthigten Ostermann zum Rückzuge bis hinter den Kreegeberg, wodurch die Generale Baggowut und Kaminskoi ebenfalls gezwungen wurden, Sausgarten den Franzosen zu überlassen. Benningsen fand es für gut, einen bedächtigen Rückzug bereits gegen 2 Uhr des Nachmittags anzuordnen; kaum gewahrte Napoleon dies, so befahl er einen allgemeinen Angriff, selbst die Trümmer des Augereau'schen Corps und der Division St. Hilaire wurden mit dazu verwendet. Im Sturmschritt drangen die Franzosen vor und trieben die Russen aus ihren festen Stellungen in Auklappen und Kutschitten. Durch den Verlust von Kutschitten verloren die Russen ihre kürzeste Verbindung mit der Heimath; Unordnung fing an, unter den russischen Truppen einzureißen, das ganze Schneefeld zwischen Schmoditten und Kutschitten war mit einzelnen Soldaten bedeckt, welche die vielen Verwundeten in der Richtung auf Königsberg zurückführten. Das kreuzende Feuer der Batterien des französischen Centrums rechts von Eylau in der Richtung auf Kl.

Sausgarten, wo Davoust befehligte, riß Massen nieder; die Todten lagen buchstäblich in Haufen gethürmt. Die gänzliche Vernichtung des russischen Heeres wäre jetzt unvermeidlich erfolgt, wenn nicht, als die Noth am größten war, die Preußen mit frischen Kräften unter L'Estocq auf diesem Punkte des Schlachtfeldes eingetroffen wären. General L'Estocq war, sobald er den Befehl dazu erhalten hatte, in drei Colonnen links abmarschirt in der Richtung auf Schmoditten. Da die, den Preußen zuerst entgegenkommenden, russischen Officiere nur von einer gewonnenen Schlacht geprahlt hatten, so war die Ueberraschung sehr unangenehm, bei der Ankunft jenseit Schmoditten nur unordentliche Haufen russischer Truppen zu finden, die im Rückzuge begriffen waren. Nachdem sich der General L'Estocq, so viel es das Schneewetter erlaubte, von der Stellung des Feindes unterrichtet hatte, erkannte er, daß es von entschiedenster Wirkung sein müßte, wenn es gelänge, die Franzosen aus Kutschitten zu vertreiben. Die französische Infanterie in Kutschitten wurde durch das brave preußische Regiment Rüchel, das unter dem Obersten Hamilton mit großer Ruhe in Sectionen, das Gewehr über, eindrang, durch das Dorf gejagt, welches die Feinde in Brand gesteckt hatten. Die Preußen verfolgten die Franzosen, die sich bei dem Birkenhölzchen gesetzt hatten, nahmen ihnen drei russische Kanonen und einen französischen Adler ab. Der erste Angriff auf das tief liegende Birkenhölzchen geschah durch eine halbe reitende Batterie, welche der Lieutenant Decker (später als Adalbert v. Thale als dramatischer Schriftsteller bekannt) führte. Mit klingendem Spiele, von der Abendsonne beleuchtet, die endlich noch hervorblickte, um das entsetzlichste aller Schlachtfelder zu bescheinen, unter gegenseitigem heftigem Geschützfeuer rückte die preußische Infanterie vor und trieb die Franzosen mit dem Bajonett aus dem Gehölz. Die Generale Baggowut und Kamenskoi mit ihren flüchtigen Regimentern kamen jetzt wieder zu Athem, gingen vor, die Franzosen wurden aus dem brennenden Anklappen geworfen und zogen nach Sausgarten zurück; hier gelang es dem Marschall Davoust, durch die auf den Anhöhen aufgestellte Artillerie den ferneren Angriffen ein Ziel zu setzen. Die Nacht war eingebrochen, die Preußen durch 12- bis 14stündiges Marschiren und Fechten erschöpft und General Kamenskoi hatte sich außer Stande erklärt, an ferneren Angriffen sich zu betheiligen. Gleich nach Besetzung des Birkenhölzchens war der russische General Knorring an den General L'Estocq herangeritten und hatte ihm zu dem schönen Gefechte Glück gewünscht und ihm mitgetheilt, daß

er auf der ganzen Linie angeordnet habe, Angriffscolonnen zu formiren und den General Benningsen ersucht habe, einen allgemeinen Angriff zu befehlen; leider unterblieb dieser Angriff, der sehr entscheidend hätte werden können.

Als es schon völlig Nacht geworden war, traf $7\frac{1}{2}$ Uhr der Marschall Ney auf dem Schlachtfelde ein und unternahm sofort einen Angriff auf Schloditten, in welches er eindrang. Benningsen erkannte, daß ihm dadurch der Rückzug auf Königsberg abgeschnitten werde und bot seine letzten Kräfte auf, die Franzosen von da wieder zu vertreiben, was durch zwei preußische Zwölfpfünder unter dem Lieutenant Leißnig und das taurische Grenadier-Regiment ausgeführt wurde. Ney zog sich nach Althoff zurück; es war 10 Uhr des Nachts, als der letzte Kanonenschuß der Schlacht von Eylau abgefeuert wurde.

Benningsen versammelte seine Generale, um von ihnen zu vernehmen, ob es möglich sein würde, die Schlacht am nächsten Morgen zu erneuern. Die Generale Knorring, Ostermann und Steinheil waren für die Fortsetzung; als aber Benningsen Bericht erhielt, daß sich die Armee in gänzlicher Auflösung befände, die Division Ostermanns nicht mehr als 2700 Mann stark sei, daß es an Munition und Lebensmitteln fehle und man am nächsten Tage den noch nicht im Gefecht gewesenen französischen Garden und dem Corps des Marschalls Ney gegenüber stehen werde, befahl der Oberfeldherr, den Rückzug auf Königsberg um Mitternacht anzutreten; General L'Estocq erhielt den Befehl, den Rückzug zu decken und ebenfalls nach Königsberg zu folgen. Bei dem preußischen Generalstabe erkannte man diese Anordnung des Rückzuges als sehr bedenklich, indem dadurch die Verbindung mit dem Vaterlande ganz aufgegeben werde. Der General-Quartiermeister, Oberst Scharnhorst, beschwor den General L'Estocq, dem Befehle Benningsens nicht Folge zu leisten, vielmehr zur Sicherung der russischen Armee die Richtung über Domnau nach Friedland einzuschlagen. L'Estocq willigte ein und Scharnhorst übernahm den schwierigen Auftrag, Benningsen davon persönlich in Kenntniß zu setzen. Er hatte einen heftigen Auftritt mit ihm, der ohnehin durch seine ihm widersprechenden Generale, namentlich durch Beleidigungen des Generals Knorring, sich in großer Aufregung befand.

Dem Schlachtberichte, welchen er noch in der Nacht an den Kaiser Alexander durch den General Benkendorf sendete, hatte er am Schlusse die Bitte hinzugefügt, ihn von dem Oberbefehle zu entbinden, aber zu gestatten, unter seinem Nachfolger zu dienen. Um 2 Uhr des Morgens brach auch das L'Estocqsche

Corps vom Schlachtfelde auf. Für den Abmarsch selbst ergab sich als sehr günstig, daß sämmtliche preußische Truppen sich in der Finsterniß, die nur spärlich durch den Schneeschimmer erhellt wurde, nach und nach bis in die Nähe von Kutschitten zurückgezogen hatten; dagegen hatte der Marsch nach Domnau darin seine große Schwierigkeit, daß Niemand den Weg kannte und Boten in den öden Dörfern nicht aufzutreiben waren, bis sich zufällig zwei Grenadiere fanden, die aus der Gegend zu Hause waren, auf eine eroberte Kanone gesetzt wurden und so den Zug eröffneten, der Anfangs querfeldein, aber doch glücklich ausgeführt wurde.

Napoleon hatte ebenfalls schon alle Anordnungen zum Rückzuge getroffen, als ihn die Berichte von dem Rückzuge Benningsens bestimmten, das Schlachtfeld zu behaupten und am folgenden Morgen den Großherzog von Berg mit der Cavallerie-Reserve zur Verfolgung der Russen gen Königsberg aufbrechen zu lassen.

Das Schlachtfeld von Eylau gewährte einen noch schaudervolleren Anblick, als das von Pultusk; zwei Tage lang war hier geschlachtet worden und das Leichentuch, welches der Winter über die Schreckensscene ausbreitete, nicht dicht genug, um für das Auge alle Gräuel zu verbergen, für das Ohr das Jammergeschrei zu ersticken. Und nicht auf ein einzelnes Feld war die Schlacht beschränkt geblieben; sie hatte sich über eine Fläche von vielen Geviertmeilen ausgebreitet, niedergebrannte und brennende Dörfer lagen in dem blutgetränkten Bezirke, und in das Todesgeröchel der sterbenden Krieger mischte sich das Wehklagen und Wimmern der obdachlos herumirrenden Frauen und Kinder. Dazu nun die Schwärme beutegieriger Kosaken, die ärger als Wölfe und Hyänen während der Nachtzeit dem Jammergeschrei und der Leichenwitterung nachspürten, die Todten beraubten und auch der Verwundeten nicht schonten, denen sie wohl nicht das Leben, aber Rock und Hemd nahmen. Den gefrorenen Leichnamen schnitten sie die Beine ab, um sie am nächsten Wachtfeuer aufzuthauen und ihnen die Stiefeln bequemer ausziehen zu können. —

Der auf dem Schlachtfelde geschriebene französische Bericht giebt den Verlust der Russen auf 7000 Todte, 12- bis 15,000 Verwundete an; den eigenen Verlust geben die französischen Bülletins auf 1900 Todte und 5700 Verwundete an. Die Berichte der Russen geben den eigenen Verlust auf 12,000 Todte und 7000 Verwundete, den der Franzosen auf 30,000 Todte und 12,000 Ver-

wundete an. Der Verlust mag auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein und darf nach einem Vergleiche der Armeelisten von acht Tage vor mit denen von acht Tage nach der Schlacht auf 18- bis 20,000 Mann Todte und Verwundete von jeder Seite angenommen werden; auf Seite der Franzosen mag er einige Tausend mehr, als auf der der Russen betragen haben.

Eilf Tage nach der Schlacht wurden auf dem Schlachtfelde von den Preußen, welche das Geschäft der Todtengräber übernommen hatten, zehntausend Todte, zum Theil nur die von Wölfen, Hunden und Aasvögeln übrig gelassenen Gerippe beerdigt, von denen die Hälfte für französischer Herkunft gehalten wurde. Nähere Auskunft hierüber ertheilte ein, von den Preußen am 19. Februar bei der Rohrmühle in einem Schneelager aufgefundener, Russe, welcher, obschon ihm beide Beine von einer Kanonenkugel zerschmettert waren und er eilf Tage lang nur mit den Aehren einer Hafergarbe und mit Schnee sein Leben gefristet hatte, dennoch nach einem Lazareth gebracht und wieder hergestellt wurde.

Die Franzosen rühmen sich der Eroberung von 45 Kanonen und 16 Fahnen; die Russen wollen 11 Adler und 7 Fahnen erbeutet, auch mehrere Kanonen erobert haben, die sie jedoch auf dem Schlachtfelde zurücklassen mußten.

Am 10. Februar setzte der General Benningsen seinen Rückzug von Wittenberg nach Königsberg fort und nahm hier eine feste Stellung vor dem Friedländer Thore, mit dem linken Flügel am Pregel. Den rechten Flügel deckten hinter den Engwegen von Ponarth und Schönbusch die Abtheilungen der Generale Plötz und Prittwitz, an welche sich die Abtheilungen der Generale Esebeck und Maltzan angeschlossen hatten. Es wurden Verschanzungen und Brückenköpfe angelegt, um die Uebergänge ober- und unterhalb der Stadt zu decken. Der Großherzog von Berg folgte am 10. mit der leichten Cavallerie über den Fisching auf der Straße nach Königsberg; die französischen Vorposten streiften gegen Lichtenhagen, Wernsdorf und Wittenberg.

Zweites Kapitel.

Napoleon lernt in Polen das fünfte Element kennen. — Er läßt dem Könige von Preußen Friedensanträge machen. — Talleyrand an Zastrow den 29. Januar. — Der König bleibt standhaft. — Napoleons Decret der Continentalsperre. — Erneute Friedensanträge durch General Bertrand überbracht. — Der König fragt Hardenberg um Rath und weist die Anträge Napoleons ab. — Ein Trostbrief Alexanders vom 3. November 1806. — Des Königs Antwort. — Der Hauptmann v. Schöler an Alexander; der Oberst v. Kleist an Napoleon geschickt. — Bertrands zweite Sendung an den König. — Hardenberg, zu einer Conferenz berufen, besteht auf Fortsetzung des Krieges. — Alexander läßt Friedrich Wilhelm versichern: er wolle eher seine Kaiserkrone verlieren, als dulden, daß der König auch nur eines einzigen Sandkornes seiner Staaten beraubt werden sollte. — Hardenberg stellt Bedingungen in Betreff seines Wiedereintritts in das Cabinet. — Unterredung mit der Königin. — Beyme tritt zu Hardenberg über. — Benningsen und die Stimmung im russischen Heere. — Alexanders Anstalten zur Fortsetzung des Krieges nach der Schlacht von Eylau. — Zustände in dem preußischen Hauptquartiere zu Ende März 1807. — Ein Brief Niebuhrs an Stein. —

Trotz des erfochtenen Sieges und des Rückzuges der geschlagenen Feinde durfte sich Napoleon das Bedenkliche seiner Lage nicht verhehlen. Was half es ihm, ein Schlachtfeld zu behaupten, auf welchem noch drei Monate lang sich kein grünes Hälmchen blicken ließ, oder einen Feind zu verfolgen, welcher hinter sich nur Brandstätten und schneebedeckte Wüsten ließ. Nicht aber in der Nähe nur drohte Gefahr bei jedem Schritt, den er vorwärts that, auch in der Ferne zogen von allen Seiten Unwetter gegen ihn heran.

„Unsere Lage," bemerkt Lefebvre, „befand sich in neue, fast nicht zu entwirrende Schwierigkeiten verwickelt. Nach welcher Seite hin wir den Blick wendeten, wir sahen nichts als drohende Gefahren. Vor uns die russische Armee, welche eben so, wie die unsere, das Schlachtfeld von Eylau decimirt aber nicht besiegt verlassen hatte; hinter uns Preußen, niedergeworfen und verwüstet, allein nach Rache dürstend; auf unserer rechten Seite Oesterreich, bewaffnet und drohend; dahinter die Türkei, unser einziger Bundesgenosse, unfähig, etwas zu leisten und in seiner Existenz bedroht." Wir fügen ergänzend hinzu: auf der linken Seite die von englischen, dänischen, schwedischen und russischen Schiffen beherrschte Nord- und Ostsee, an deren Küsten die von den Feinden besetzten festen Plätze Landungen an verschiedenen Punkten leicht ausführbar machten, wodurch Deutschland in Aufruhr gebracht und die französischen Legionen, bevor sie den Rhein wieder erreichten, wie einst die römischen unter Varus, hätten vernichtet werden können. Und wie ein Leichtes wäre es für den allgebietenden Kaiser gewesen, diese gesammte deutsche Bevölkerung, welche unter dem Drucke ihrer Beherrscher und der mit diesen verbündeten Aristokratie und Bureaukratie so unsägliches Drangsal gelitten, für sich zu gewinnen! Allein für Volksfreiheit hatte der kriegerische Soldatenhäuptling keinen Sinn: selbst da nicht, wo ihm die ganze Nation mit Begeisterung und Vertrauen, wie in Polen, entgegenkam. Weder er noch sein vertrautester Rathgeber waren geneigt, den Polen eine Gegenwart, ja nicht einmal eine Zukunft zuzugestehen. Talleyrand schreibt (den 20. April) aus Warschau an den General Clarke: „Nichts entschädigt uns für unsern Aufenthalt in diesem Lande, in welchem es entweder schneit oder regnet, und wo man sich langweilt. Ganz Polen ist nicht einen einzigen Tropfen Blutes, welches wir für dasselbe vergießen, werth." Napoleon erklärte, daß er in Polen weiter nichts als ein fünftes Element: den Schmutz, kennen gelernt habe. „Die Officiere des Generalstabes," schreibt er den 1. März an seinen Bruder Joseph, „haben sich seit zwei Monaten nicht umgekleidet, manche seit vier Monaten nicht; ich selbst habe seit 14 Tagen die Stiefeln nicht gewechselt. Wir stecken im Schnee und Koth bis über die Ohren, ohne Wein, Branntwein, ohne Brod, essen nichts als Kartoffeln und Fleisch, machen große Märsche und Gegenmärsche, ohne irgend eine Annehmlichkeit zu finden, schlagen uns gewöhnlich mit dem Bajonett und gegen Kartätschen, die Verwundeten müssen auf offenen Schlitten fünfzig Stunden Weges zurückgebracht

werden. Wir führen den Krieg in seiner ganzen Energie und Furchtbarkeit.“ Der Triumphator blieb mit seinem Siegeswagen im Koth stecken und war nicht im Stande, in gleicher Schnelligkeit, wie von der Saale zur Oder, von diesem Flusse zum Memel vorzudringen.

Hierdurch kam man in dem preußischen Hauptquartiere und eben so in dem Cabinette des Königs wieder zu Athem und Besinnung. Unmittelbar nach der übereilten Entlassung Steins machte sich das Bedürfniß fühlbar, an die Spitze der Geschäfte wiederum einen Staatsmann zu stellen, welcher der Aufgabe, mit dem lecken, entmasteten und entmannten Schiffe noch die hohe See zu halten, gewachsen war. Nur Einen gab es, auf den die Augen der Vaterlandsfreunde gerichtet waren: der bei Seite geschobene Minister Hardenberg.

Napoleon, der größte Feldherr seiner Zeit, hatte außerdem noch in seinen Marschällen sieben der tapfersten und kriegskundigsten Paladine neben sich, denen keiner der gegenüberstehenden Generale gewachsen war. Allein hierauf kam es jetzt, wo das geschmolzene Häuflein von den Russen in das Schlepptau genommen worden war, nur von dem russischen Oberfeldherrn Befehle empfing, weniger an; die an einen preußischen General gestellten Anforderungen waren von minderer Bedeutung, als die an den preußischen Premierminister gestellten. Diesem lag ob, für die Wiederherstellung der gänzlich zerrütteten und aufgelösten Zustände im Innern, für das gute Vernehmen mit den noch mit uns befreundeten auswärtigen Mächten, für die Gewinnung neuer Bundesgenossen und endlich dafür zu sorgen, daß der übermächtige und übermüthige Feind noch einige Achtung vor dem preußischen Namen bewahre und für die Gewährung des Friedens nicht Unerschwingliches verlange. Der große, von seinem Glück und unserer Thorheit begünstigte Feldherr war zugleich auch großer Staatsmann und Diplomat, und wie ihm im Felde seine Marschälle, so standen in dem Cabinet ihm die gewandtesten Staatsmänner zur Seite, von denen Talleyrand allein eine ganze deutsche Reichskanzelei nebst sämmtlichen noch vorhandenen Haugwitzischen diplomatischen Pfiffen und Kniffen aufwog. So siegreich nun auch „der unüberwindliche Kaiser“, wie er sich gern nennen hörte, gegen den Osten vorgedrungen war, so hielt er es doch nicht für gerathen, einen Winterfeldzug gegen die heranrückenden Russen zu unternehmen. Er hatte gehofft, Rußland in einen Krieg mit dem Großsultan zu verwickeln und dadurch zu hindern, an der Weichsel in Waffen zu erscheinen. Da dieser Plan

mißlang, meinte er, daß es ein Leichtes sein würde, den König von Preußen durch leidliche Friedens-Bedingungen zu bestimmen, dem Bündnisse mit Rußland und England zu entsagen und sich ihm ganz in die Arme zu werfen.

Talleyrand wußte, daß die Männer, welche nach der Entfernung Steins die Geschäfte führten, sehr geneigt waren, dem Könige zum Frieden zu rathen; Zastrow, Beyme, Kalkreuth, Köckeritz waren überzeugt, daß eine Fortsetzung des Krieges zum völligen Verderben führen müsse. Im Auftrage Napoleons schrieb Talleyrand den 29. Januar an Zastrow, welcher mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut war: „Der Kaiser Napoleon, von dem Wunsche beseelt, die Streitkräfte der preußischen Monarchie sofort zur Vertheidigung und Aufrechthaltung des ottomanischen Reichs zu verwenden, läßt dem Könige nicht nur den Frieden, sondern zugleich ein Bündniß, welches auf der Stelle unterzeichnet werden könnte, antragen. Die Begebenheiten eines jeden Tages drängen den Kaiser Napoleon, eine Partie zu ergreifen und, wenn er sie einmal ergriffen, dann werden weder Rußland, noch irgend Jemand ihn davon abbringen. Ich darf Ew. Excellenz nicht verschweigen, daß, wenn dies Bündniß nicht zu Stande kommt, Se. Kaiserliche Majestät die Ausführung Ihrer Pläne durch eine Maßregel verfolgen dürfte, welche das Haus Brandenburg für immer von dem Throne entfernt."

Auf Zastrow und seine Gesinnungsgenossen verfehlte dies Schreiben seinen Eindruck nicht; allein Friedrich Wilhelm fühlte sich durch sein, dem Kaiser Alexander gegebenes, Wort gebunden; er erklärte, in dieser Angelegenheit keinen Entschluß ohne die Zustimmung seines Bundesgenossen fassen zu wollen. Außerdem hatte er am 28. Januar einen Vertrag mit England abgeschlossen, in welchem er förmlich auf Hannover Verzicht leistete und versprach, im Fall seine Truppen in das Kurfürstenthum zurückkehrten, im Namen des Königs von England davon Besitz zu nehmen. Dagegen hatte der König von England dem Könige von Preußen außer einem bereits geleisteten Vorschusse von 80,000 Pfd. Sterling eine Unterstützung von 300,000 Pfd. in Aussicht gestellt.

Eine Aussöhnung Englands mit Napoleon war durch dessen neuerdings erlassene Decrete zur Unmöglichkeit geworden.

Wir haben es schon oben als einen partiellen Wahnsinn Napoleons bezeichnet, daß er in einem seiner bombastischen Bülletins der großen französischen Nation verkündigte: „auf der Elbe und Oder habe er Pondichery und die in-

dischen Colonien wieder erobert." Aus derselben leidenschaftlichen Gemüthsstimmung ging das berüchtigte Decret der Continentalsperre und Vernichtung aller auf dem Continente befindlichen englischen Waaren und Fabricate hervor, welches er in Berlin den 12. November 1806 erließ. *) Er erklärte in demselben die britischen Inseln in Blokadezustand, verbot jeden Verkehr, selbst den Briefwechsel mit England; ein jeder, in den von den Franzosen besetzten Ländern betroffene, Engländer wurde als Kriegsgefangener behandelt. — Anfänglich geschah nur die Wegnahme der englischen Waaren, später wurde die Verbrennung derselben auf den öffentlichen Plätzen befohlen. Den Engländern konnte nichts Erwünschteres geschehen; in den Magazinen der Kaufleute in den größeren und kleineren Handelsplätzen Preußens und Deutschlands wurde durch dies Verfahren rasch geräumt und an Schmugglern und bestechlichen französischen Zollbeamten war kein Mangel, welche für das Einbringen englischer Waaren sorgten. Die sicherste Weise, diesen Schmuggelhandel zu treiben, war, daß ein Rheder in Hamburg, Danzig, Königsberg, Memel, oder in anderen Seestädten sich von einem französischen Intendanten einen Caperbrief ausstellen ließ, unter dem Vorwande, Jagd auf die englischen Kauffahrer zu machen. Der Franzos erhielt ein gut Stück Geld, der Caper lief aus; es wurden sogar einige blinde Schüsse mit dem Engländer gewechselt, der seine Waaren dem Caper überlieferte, um sie an die Besteller in aller Stille abzuliefern. Zu keiner Zeit war der Handel der preußischen Ostseehafenstädte in einem blühenderen Zustande, als während der Continentalsperre, und Preußen hätte weder die Contributionen, welche Napoleon forderte, noch später das Geld zu den Rüstungen des Befreiungskrieges aufzubringen vermocht, wenn nicht so ungeheure Summen durch die Continentalsperre verdient worden wären. Auch trug diese Maßregel Napoleons nicht wenig dazu bei, den Haß und die Erbitterung des deutschen Volkes gegen die Franzosen mehr und mehr zu steigern. Durch die Einquartierung und die Erpressungen aller Art waren selbst viele sonst wohlhabende Familien so in das Elend gebracht, daß für den Winter keine wollene Bekleidung beschafft werden konnte, und wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie die in Lumpen gehüllte

*) Napoleons Vertheidiger sagen: dies Decret sei nur eine Repressalie gegen den Geheimrathsbefehl Englands vom 16. Mai 1806 gewesen, wodurch sämmtliche Küsten von der Elbe bis Brest im Blokadezustand erklärt wurden. Allerdings war dies eine gröbliche Gewaltmaßregel; allein England besaß die Macht, sie durchzuführen.

Armuth an dem Scheiterhaufen, auf welchem ganze Ballen der werthvollsten englischen Tücher verbrannt wurden, vergeblich um einen Lappen zur Bedeckung der Blöße bettelte. Wie oft haben fünf Jahre später die französischen Soldaten, als sie aus Rußland, in Lumpen gehüllt, nach dem unglücklichen Winterfeldzuge als unfreiwillige sansculottes heimkehrten und um einen Mantel oder ein warmes Beinkleid baten, von den Straßenbuben und Hökerfrauen in Berlin hören müssen: „Männeken, soll ick Sie nicht eenen englischen Frack besorgen von des verbrannte Tuch, des hält warm," und dergleichen böse Worte mehr. — Noch andere schlimme Folgen hatte jenes Decret. Die Maßregeln gegen den englischen Handel demoralisirten Deutschland und Holland völlig, besonders als zwei Jahre nachher in allen größeren Städten auf englische Waaren Jagd gemacht und die Waaren, die man durch Haussuchungen bei den Kaufleuten fand, verbrannt wurden. Wer die Franzosen bestach, Meineide schwur, Sachen ohne Werth verbrennen ließ und Waaren von Werth durch innige Verbindung mit dem Auswurf der Franzosen, der über alle Länder ausgegossen war, zu retten verstand, ward unermeßlich reich; der ehrliche Mann ging zu Grunde.*) Das Schamloseste bei dem ganzen Unsinn war, daß später der Kaiser selbst von dem Schmuggelhandel profitirte, indem er seinen Familiengliedern und anderen Begünstigten Freibriefe (Licenzen) ertheilte, um Kaffee, Zucker und Gewürze von den Engländern zu kaufen, um dergleichen mit einhundert Procent Gewinn wieder zu verschachern. Die englische Nation verhöhnte durch eine Menge Spottbilder die lächerliche Blokade-Erklärung ihrer Häfen; die Admiralität aber erließ den 7. Januar 1807 eine Declaration, wodurch allen Schiffen ohne Ausnahme, welche aus einem von den Franzosen besetzten Hafen kämen, das Einlaufen in einen englischen untersagt wurde.

Die Beherrscherin der Meere übte aber so große Gewalt über das Festland aus, daß Napoleon, obschon er das Königreich Preußen bis auf einen dürftigen Landstrich im äußersten Osten besetzt hielt, es dennoch nicht erreichen konnte, Friedrich Wilhelm auf seine Seite herüber zu ziehen. Dieser fand sich um so mehr veranlaßt, seine Antwort auf das Schreiben des Kaisers der Franzosen zu verzögern, da Alexander ihm Nachricht gab, daß Verstärkungen aus dem Innern Rußlands in Eilmärschen nahten.

---

*) Schlosser, Gesch. des 18. u. 19. Jahrh. Bd. 7. S. 243.

Bei dem noch ferner fortzusetzenden Winterfeldzuge aber befanden sich die, an das rauhe Klima und Entbehrungen aller Art gewöhnten, Preußen und Russen im Vortheil, im Vergleich zu den zärtlichen Naturen des Südens, welche hier, außer gegen Bajonett und Kanonen, auch gegen zwei ungewohnte Feinde, gegen Frost und Mangel, Front zu machen sich gezwungen sahen.

Unter so bewandten Umständen entschloß sich Napoleon, obschon auf die, von Talleyrand unter dem 29. Januar an Zastrow gerichteten, Anträge noch keine bestimmte Antwort erfolgt war, den General Bertrand am 13. Februar mit folgendem Schreiben an den König zu senden: „Mein Herr Bruder! Ich schicke zu Ihnen meinen Adjutanten, den General Bertrand, welcher mein vollkommenes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Mittheilungen machen, welche Ihnen, wie ich hoffe, angenehm sein werden. Glauben Sie, dieser Augenblick ist der schönste meines Lebens. Ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauernden Freundschaft zwischen uns sein wird. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Napoleon."

Der General Bertrand war beauftragt, dem Könige mündlich folgende Eröffnungen zu machen:

1. Der Kaiser Napoleon sähe mit Schmerz, wie Rußland den gewünschten Congreß zur Herstellung eines allgemeinen Friedens in die Länge zöge, wie hierdurch Preußen der Kriegsschauplatz bleibe und in eine Wüste verwandelt werde;

2. er, der Kaiser, habe nach näherer Kenntniß von dem Zustande Polens sich überzeugt, daß dieses Land keine unabhängige Existenz erhalten könne;

3. daß er ferner seinen Ruhm darein setze, den König in seine Staaten und seine Rechte zurückzuführen, und daß er sich ohne die Vermittelung eines Anderen, wer es auch sein möge, den Dank dafür zu verdienen wünsche;

4. daß, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, es leicht sein würde, alle Bedingungen zu erfüllen, welche Se. Majestät von ihm fordern könnte, um die Kräfte wieder zu erlangen, welche nothwendig seien, um den Rang aufs Neue einzunehmen, der Preußen unter den Mächten Europas gebühre;

5. daß er demzufolge erwarte, Se. Majestät werde ihm eine vertraute Person senden, welche mit Vollmacht zum Abschluß eines Friedens versehen worden, der den König binnen kurzer Zeit in seine Schlösser zurückführe;

6. daß er von Sr. Majestät keine Opfer gegen Frankreichs Freunde und

Verbündete fordere und ihm carte blanche gebe, sich mit ihnen, seinen Interessen gemäß, abzufinden, während es an ihm, Napoleon, sei, sich in ähnlicher Weise mit England und Rußland zu verständigen;

7. daß er, sobald der Frieden mit Preußen geschlossen sein würde, unverzüglich seine Truppen aus den preußischen Provinzen zurückziehen werde, um die Uebel des Krieges zu beenden, von denen sie heimgesucht würden.

Am 16. Februar traf der General Bertrand in Memel ein, wohin der König seit dem 8. Januar sein flüchtiges Hoflager verlegt hatte. Der König, welcher anderer Seits von dem General Benningsen gewarnt wurde, sich in keine Verhandlungen mit Napoleon einzulassen, sah sich genöthigt, jetzt eine bestimmte Partei zu ergreifen, und um dem Kaiser von Rußland ein Unterpfand zu geben, daß er, so verführerisch auch die Friedensanträge Napoleons klangen, treu bei ihm aushalten werde, berief er Hardenberg in sein Cabinet. Die Ansicht dieses erklärten Feindes Napoleons lautete: „der Kaiser will den König nur von Rußland trennen, um Preußen die letzte Achtung zu rauben, es vollständig von dem Kaiser von Rußland und von England loszureißen und zum Sklaven von Frankreich zu machen; es müssen sofort Mittheilungen von den Vorschlägen Napoleons nach Petersburg und London gemacht und die Erklärung gegeben werden, daß der König auf das Festeste und Ehrlichste der gemeinsamen Sache verbunden bleiben werde."

Der König, sobald er Hardenbergs Ansicht vernommen, schwankte keinen Augenblick, die Friedensanträge Napoleons nicht anzunehmen; er that es weniger im Vertrauen auf die im eigenen Lande ihm zu Gebote stehenden Mittel, als im Vertrauen auf die Hülfe und unwandelbare Bundesgenossenschaft, welche ihm der kaiserliche Freund in Petersburg, selbst nachdem die Schreckensnachrichten über die Vernichtung des Heeres, die Uebergabe der Festungen, die Besetzung der Hauptstadt an ihn gelangt waren, wiederholt versichert hatte. Noch vor dem Hauptmann v. Schöler, welchen der König aus Cüstrin am 23. October mit der Hiobspost nach Petersburg abfertigte, war dort die böse Zeitung eingetroffen. Ohne eine Bestätigung der Gerüchte und die officielle Meldung abzuwarten, schrieb Alexander damals an seinen königlichen Freund: Petersburg, den 3. November: „In diesem Zustande der Besorgniß und Ungewißheit ist es für mich eine Pflicht, Ihnen Gegenwärtiges zu schreiben, um Ew. Majestät die feierlichste Versicherung zu wiederholen, daß, welches auch die Erfolge Ihrer

edlen Anstrengungen sein mögen, ich mich niemals von den Gesinnungen (dispositions), wie Ew. Majestät mich kennt, entfernen werde. Doppelt gebunden an Sie in meiner Eigenschaft als Bundesgenoß und durch die Bande der zärtlichsten Freundschaft, giebt es kein Opfer und keine Anstrengungen, welche zu leisten ich nicht bereit wäre, um Ihnen den ganzen Umfang meiner Anhänglichkeit an die theuren Pflichten, welche jene Titel mir auflegen, zu beweisen. Bei der glücklichen Vertraulichkeit (intimité), welche beständig zwischen uns bestanden hat, schmeichle ich mir, daß Ew. Majestät mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, niemals an der Unveränderlichkeit meiner Grundsätze und meiner Zuneigung (affections) zu zweifeln; und zufolge der Natur der Gefühle, welche ich für Sie hege, können diese, wenn dies möglich wäre, das Feuer (l'ardeur) durch die Lage, in welcher sich Ew. Majestät befindet, nur verdoppeln .... Schließen wir uns enger als jemals an einander, bleiben wir treu den Grundsätzen der Ehre und des Ruhmes und überlassen wir das Uebrige der Vorsehung, welche nicht verfehlen wird, den Erfolgen der Usurpation und der Tyrannei endlich ein Ziel zu setzen, indem sie der gerechtesten und schönsten Sache den Sieg verleiht." Die Königin, welche bei dem Verhältniß zartester Verehrung, die ihr Alexander widmete, manche Stelle dieses Briefes als an sie gerichtet betrachten durfte, bestärkte den König in seiner Gesinnung. Dieser schrieb an den Kaiser aus Ortelsburg, den 28. November: „Nichts ist unabänderlicher als der Entschluß: für die Zukunft nur eine und dieselbe Politik mit Ew. Majestät zu haben. Ein jeder Tag bestärkt mich mehr darin, denn ein jeder Tag, indem er den umfassenden Plänen des ungemessensten Ehrgeizes Napoleons noch mehr Ausbreitung giebt, fügt ein neues Gewicht zu den dringenden Gründen hinzu, welche alle noch freie Mächte haben, sich gegen den erklärten Feind ihrer Unabhängigkeit zu verbinden."

Nicht ohne die Absicht, daß auch dem Wiener Cabinet seine Gesinnung bekannt werden möge, schrieb der König seinem dortigen Gesandten, dem Grafen Finkenstein: „... Demnach ist meine Partie ergriffen, und sie war es schon, bevor ich die tröstliche Nachricht erhielt, daß mein edelmüthiger Bundesgenoß Alexander, die Gefahren meiner Lage würdigend, in starken Tagemärschen ein frisches Corps von 70,000 Mann zu meiner Vertheidigung heranrücken läßt. Stark durch diese Hülfe und durch noch anderweitig mir zugesagte, werde ich alle mir noch übrig gebliebenen Hülfsquellen erschöpfen, um den Krieg bis auf

das Alleräußerste fortzuführen. Meine Interessen sind von nun an unauflöslich mit denen Rußlands verbunden. Auch habe ich gegen den Kaiser Alexander die heilige Verpflichtung übernommen, den Degen nur mit seiner Zustimmung und gemeinschaftlich mit ihm niederzulegen. Ohne Zögern übernehme ich dieselbe Verpflichtung gegen Oestreich, wenn dasselbe, wie ich mir schmeichle, darin eine Veranlassung mehr findet, sofort gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen."

Am 17. Februar wurde der Hauptmann v. Schöler nach Petersburg geschickt, um den Kaiser Alexander von den Anträgen Napoleons in Kenntniß zu setzen und die Versicherung treuester Gesinnung des Königs zu wiederholen. — An demselben Tage begab sich der Oberst v. Kleist mit einem verbindlich-ausweichenden Schreiben des Königs zu Napoleon, welches darauf berechnet war, ihn mit Hoffnungen hinzuhalten, bis die russischen Ergänzungstruppen herangekommen sein würden. Der Inhalt desselben beschränkte sich darauf: „daß der König den Werth der Mittheilungen Sr. Majestät des Kaisers vollkommen zu schätzen wisse, und daß sie dieselbe Aufnahme, wie Alles, was von Sr. Majestät käme, gefunden hätten."

Napoleon nahm den Oberst Kleist sehr zuvorkommend auf und beeilte sich, den Brief des Königs zu beantworten. Diese Antwort vom 26. Februar überreichte wiederum der General Bertrand. „Mein Herr Bruder!" — schreibt Napoleon — „Ich habe den Brief Ew. Majestät vom 17. Februar, welchen Ihr Adjutant, der Oberst Kleist, mir gebracht hat, erhalten, und habe demselben meine Ideen über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten mitgetheilt. Ich wünsche dem Unglück Ihrer Familie ein Ziel zu setzen und so schnell als möglich die preußische Monarchie zu organisiren, welche als Zwischenmacht für die Ruhe ganz Europas nothwendig ist. Ich wünsche den Frieden mit Rußland, und vorausgesetzt, daß dieses Gouvernement keine Absichten wider die Türkei hat, wird es leicht sein, sich zu verständigen. Der Frieden mit England ist nicht weniger nothwendig für alle Nationen, und ich werde keine Schwierigkeiten machen, einen Gesandten nach Memel zu schicken, um Theil an einem Congresse zwischen Frankreich, England, Rußland, Preußen und der Türkei zu nehmen. Allein Ew. Majestät darf sich überzeugt halten, daß, wie es die Erfahrung gezeigt hat, ein solcher Congreß mehrere Jahre lang dauern kann. Der westphälische Friedens-Congreß währte, glaube ich, achtzehn Jahre. Die Länge der Zeit, welche nothwendig sein würde, um die gegenseitigen Interessen der

unterhandelnden Staaten zu prüfen, abzuwägen, festzustellen, so wie der unbestimmte und ungewisse Zustand, welcher hiervon die Folge sein würde, dürfte der gegenwärtigen Lage Preußens gewiß nicht zusagen. Deshalb glaube ich, daß Ew. Majestät mich bald in Kenntniß werde setzen lassen, daß Sie die einfachste und am schnellsten zum Ziele führende Partie ergriffen haben, welche zu gleicher Zeit diejenige ist, welche am meisten dem Wohle Ihres Volkes entspricht. Jedenfalls bitte ich Ew. Majestät, sich überzeugt zu halten, daß ich aufrichtig geneigt bin, meine früheren Beziehungen wieder herzustellen, und daß ich ein Arrangement mit England und Rußland wünsche, wenn diese ein solches in der That wünschen. Ich würde einen Abscheu vor mir selbst haben, wenn ich die Ursache so vielen vergossenen Blutes wäre; allein was kann ich thun? Ich bitte Ew. Majestät u. s. w. Napoleon."

Dieses Schreiben und ein zu derselben Zeit von dem Obersten v. Kleist eingegangener Bericht wurden Veranlassung, daß der König Hardenberg rufen ließ, diesmal nicht blos, um ihn beiläufig um Rath zu fragen, sondern um ihn seine frühere Stelle in dem Cabinet einnehmen zu lassen. Zum ersten Male nach längerer Zeit wurde Hardenberg am 6. März zu einer Staats-Conferenz eingeladen, um hier seine Meinung über das von Napoleon eingetroffene Schreiben abzugeben. Hardenberg schlug vor, die ganze Correspondenz dem englischen Gesandten, Lord Hutchinson, mitzutheilen. Dem widersetzte sich General Zastrow unter dem Vorwande: England thue nichts für Preußen und sein Benehmen sei nicht aufrichtig; worauf Hardenberg entgegnete: dies sei unsere eigene Schuld, da wir es unterlassen hätten, uns deutlich und bestimmt gegen England zu erklären. Zastrow bestritt diese Anklage, und um seine Behauptung zu beweisen, erbot er sich, dem Könige einen Auszug aus allen den Noten vorzulegen, in welchen man sich offen gegen England ausgesprochen. Bei näherer Einsicht in die mit England gepflogenen Unterhandlungen ergab sich, daß in der That von unserer Seite nichts Bestimmtes geschehen sei, eine Entdeckung, welche den General Zastrow sehr in Verlegenheit setzte. Nach der Tafel hatte Hardenberg eine langdauernde Audienz beim Könige unter vier Augen, in welcher er ihm die Lage des Staats unverholen darlegte und ihm eine Denkschrift übergab, in welcher er die Vorschläge, welche er zur Rettung und Bewahrung vor gänzlichem Untergange für unerläßlich hielt, niedergelegt hatte. „Der König" — bemerkt v. Schladen in seinem Tagebuche vom 6. März — „hat dem Minister Harden-

berg heut viel Wohlwollen bezeigt. Möchten doch diese freundlichen Worte sich durch Handlungen bewähren." — Es war die Partei, welche den Frieden um jeden Preis wollte, noch fortwährend bemüht, den König für ihre zaghafte Politik zu gewinnen. Da traf zur guten Stunde der General Uwaroff mit Briefen von dem Kaiser Alexander ein, welche die Versicherung enthielten: „Der Kaiser werde sich eher der Gefahr aussetzen, seine eigene Krone zu verlieren, als dulden, daß der König auch nur eines Sandkornes seiner Staaten beraubt werden solle."

Dergleichen Versicherungen wurden von der Königin benutzt, um Hardenberg und die Partei, welche „nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe" wissen wollte, zu unterstützen. Mehr aber noch, als die phantastischen Freundschaftsversicherungen Alexanders, bestimmte den König die auffallende Zudringlichkeit, welche Napoleon bewies, sich für die Fortsetzung des Krieges zu entscheiden. Zu dem bereits erwähnten Briefe Napoleons an den König gab der Oberst Kleist nähere Erläuterung. Derselbe glaubte im Allgemeinen bemerkt zu haben, daß der Kaiser Napoleon sehr nachdenkend und zerstreut, besonders aber unzufrieden mit dem unbedeutenden Inhalte des königlichen Schreibens gewesen. Nachdem der Kaiser der Franzosen sehr weitläufig den großen Umfang seiner günstigen Gesinnungen für den König geltend zu machen sich bemühte, ließ er zugleich einige Drohungen fallen, neuere Siege seiner Waffen könnten ihn wohl bewegen, der Mark Brandenburg und der Hauptstadt Berlin eine andere, seinem eigenen Vortheile angemessenere Verfassung zu geben. Als Grundlage zu einem Waffenstillstande während der Unterhandlungen machte er zuerst den Vorschlag, das französische Heer solle sich hinter die Weichsel und die Russen hinter den Niemen zurückziehen, wobei die preußischen Truppen das rechte Ufer des Pregels behaupten könnten. Darauf habe Napoleon vorgeschlagen: er wolle sich mit Preußen besonders verständigen, und dies könne dann als Vermittler für den Frieden mit Rußland auftreten; im Allgemeinen aber habe er sich über nichts deutlich ausgesprochen und keine bestimmte Verpflichtung irgend einer Art übernommen, was allein schon bewiese, daß er nur die Absicht habe, zu täuschen und Zeit zu gewinnen.

Noch muß erwähnt werden, daß Napoleon dem Obersten v. Kleist sagte: es liege ihm viel daran, Braunsberg zu besitzen, wobei er die Unverschämtheit so weit getrieben, diesem Officier den Vorschlag zu machen, man solle dem

General L'Estocq und den preußischen Truppen den Befehl geben, nur zum Scheine dem feindlichen Angriffe zu widerstehen. Auf diesen erniedrigenden Antrag erwiderte der Oberst v. Kleist: er hoffe, der Kaiser hege zu viel Achtung für den preußischen Soldaten, um ihm im vollkommenen Ernste eine solche Schändlichkeit vorzuschlagen; sie wären ihren Verbündeten, den Russen, zu aufrichtig ergeben, um nicht aus allen ihren Kräften zum Gelingen der Unternehmungen mitzuwirken, welche diese für nöthig finden würden. Auf diese unerwartete Aeußerung entgegnete Napoleon nur wenige unverständliche Worte.*)

Von jetzt an wurde Hardenburg öfter zu dem Könige gerufen und wußte sehr bald das ihm aufs Neue geschenkte Vertrauen der Friedenspartei gegenüber geltend zu machen. Er überreichte dem Könige eine zweite Denkschrift, worin er seinen früher gemeinschaftlich mit Stein und Rüchel gestellten Antrag wiederholte: das geheime Cabinet aufzulösen, ihm die auswärtigen Angelegenheiten, das Innere und die Finanzen einstweilen und dem General Zastrow das Kriegsdepartement anzuvertrauen. Sollte der König hierzu nicht geneigt sein, so bat er, ihm die auswärtigen Angelegenheiten, Zastrow das Kriegsministerium zu übergeben, Beide zu gegenseitiger Mittheilung des für ihren Geschäftskreis Wichtigen verpflichtend. Beide sprachen den Wunsch aus, dem Könige unmittelbar Vortrag halten zu dürfen, ohne Dazwischenkunft der unverantwortlichen Cabinetsräthe. Würde der König auch diesem zweiten Vorschlag seine Zustimmung versagen, dann bat Hardenberg nochmals, ihn zu entlassen.

Noch immer konnte sich der König nicht entschließen, sich von Beyme zu trennen, oder dessen Geschäftsführung zu beschränken; er vertröstete jedoch Hardenberg darauf, daß er sämmtliche Minister in einem Staatsrathe vereinigen werde. Schon war Hardenberg entschlossen, seine Entlassung nochmals einzureichen, als die Königin ihn zu sich berufen ließ und ihn ersuchte, eine Antwort an den General Benningsen, welcher ein Glückwunschschreiben zu ihrem Geburtstage an sie gerichtet, in ihrem Namen aufzusetzen, da sie das, im Cabinet des Königs, wahrscheinlich von Beyme, entworfene für unbrauchbar erklärte.

Hardenberg war nicht unempfindlich gegen die, ihm von der alle Herzen gewinnenden Königin zu Theil gewordene, Auszeichnung, die ihn nicht eher entließ, als bis er ihr zugesagt, den König nicht zu verlassen.

---

*) Schladen, Preußen. S. 135.

Von den Gegnern Hardenbergs trat nach dieser Audienz unerwartet, wenn auch nicht unaufgefordert, der Cabinetsrath Beyme auf seine Seite. Er sah den unvermeidlichen Sturz des bisherigen Cabinets kommen und suchte sich durch einen zeitigen Sprung auf das entgegengesetzte Ufer zu retten. „Der Cabinetsrath Beyme“ — berichtet der hierbei selbst persönlich betheiligte v. Schladen in seinem Tagebuche vom 19. März — „soll den Wunsch geäußert haben, der Minister v. Hardenberg möge mit mehr Kraft handeln, und in dieser Absicht hat er durch die Herren Roux und Lecocq d. J. dem Herrn v. Schladen unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit den Vorschlag machen lassen, wo möglich Hardenberg zu bewegen, sich ohne bestimmten Befehl und gleichsam als eine Folge seines wieder erlangten Rechtes, der Führung der Geschäfte zu bemächtigen und die Acten der Kanzlei zu sich bringen zu lassen. Er behauptet, bei seiner Kenntniß der Persönlichkeit des Königs könne nur dieser Entschluß ein günstiges Resultat herbeiführen. Man versichert, der Kammerherr v. Schladen habe diese Ansicht zur Kenntniß des Ministers gebracht, dieser aber wolle sich dazu nicht entschließen und hege die Ueberzeugung, er könne dadurch nur dem Könige mißfallen.“ Hardenberg wies die von Beyme ihm anempfohlenen pfiffigen Gewaltstreiche mit Verachtung von sich, da er anders nicht, als auf ehrenvolle Weise und auf redlichem Wege, sich dem Dienste des Königs und des Vaterlandes aufs Neue zu widmen entschlossen war.

Waren nun auch damals der König sowohl als Hardenberg von dem Wahne befangen, daß man den Zusagen und der Ausdauer des Kaisers Alexander vertrauen könne, so war es doch keineswegs unbemerkt geblieben, daß sich bereits in dem russischen Heere eine entschiedene Abneigung gegen den Krieg kund gab.

Benningsen – so berichtet uns ein, mit den damaligen Verhältnissen und Zuständen des russischen Heeres vollkommen vertrauter, Officier *) — mußte nach diesen Vorgängen (Eylau) wohl fühlen, daß er dem Genie Napoleons nicht gewachsen sei, indessen ihm genügte das Bewußtsein vollkommen, daß er der einzige Feldherr war, welcher ihm wenigstens bis jetzt glücklichen Widerstand geleistet.**)

*) v Wolzogen, Memoiren 1851. S. 41. W. trat 1807 aus würtembergischen in russische Dienste, um nicht im Heere der Rheinbündler gegen Preußen zu fechten.

**) Hatte er doch, als er Napoleon später in Tilsit vorgestellt wurde, die Genugthuung, daß dieser zu ihm sagte: „einige Male habe ich Sie sehr méchant gefunden.“

Er dachte daher von dieser Zeit an nur noch an den Frieden, oder an einen Vorwand, um sich auf eine eclatante Art von der Armee entfernen zu können.

In dieser Absicht schrieb er an den Kaiser Alexander und suchte ihm einzureden, daß seine persönliche Gegenwart bei der Armee durchaus nöthig sei. Der Kaiser, wohl fühlend, daß er die Talente eines Feldherrn nicht besitze, faßte hierauf den Entschluß, sich wenigstens von nun an in der Nähe der Armee aufzuhalten, mit Hülfe seines Vertrauten, des Generals Phull, die Operationen im Großen zu leiten und den einzelnen Generalen dann die taktische Ausführung zu überlassen. Um von diesem Plane glückliche Resultate erwarten zu können, hätte es, wie zu den Zeiten der französischen Republik, als Carnot die Operationen ihrer Heere leitete, der Guillotine bedurft, damit die Generale und Commissaire die stricte Ausführung der Befehle nicht vernachlässigten.

Bei einer Armee, wo, wie es damals in der russischen der Fall war, so wenig Sinn für Ordnung und Ueberlegung (so wenig Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit) herrschte, konnte ein solches System nur von den unglücklichsten Folgen sein. Bald sah sich Alexander genöthiget, Benningsen wieder allein schalten und walten zu lassen, drang jedoch darauf, daß Benningsen angreifen solle. Hierdurch hatte man seine Lage doppelt verantwortlich gemacht, anstatt ihn, wie er es gewünscht, aller Verantwortlichkeit zu entheben und ihn mit dem Nimbus einer verkannten Größe nach Hause zu schicken. Im Mißmuthe über das Fehlschlagen seiner Intrigue entwarf er den Plan zur Befreiung Danzigs, concentrirte sich bei Bartenstein und legte sein Hauptdepot weit von seiner rechten Flanke ab nach Königsberg, auf dessen Erhaltung er sein einziges Augenmerk richtete, ohne es doch durch diese Maßregel schützen zu können. Dabei litt die Armee entsetzlichen Mangel, nicht weil es an Vorräthen fehlte, sondern weil es im Hauptquartiere hochgestellte Personen gab, die mit dem Hauptlieferanten Meyrowitsch gemeinschaftlich um die Wette stahlen. So blieb Benningsen völlige vier Monate unthätig, bis er endlich nach dem Falle Danzigs am 4. Juni Guttstadt angriff und Ney zurückwarf. Dabei erklärte er aber fortwährend, daß er sich hinter den Pregel zurückziehen werde, und suchte seine Armee, besonders die Garden unter dem Großfürsten Constantin, zum Frieden zu stimmen, so daß schon damals das allgemeine Gerede im russischen Heere auf die mißmuthige Frage hinauslief: „warum sollen wir uns für die persönliche Freundschaft unseres Kaisers mit dem Könige von Preußen noch ferner schlagen?“

Der Kaiser hatte den Bericht Benningsens über die Schlacht bei Eylau noch in Petersburg empfangen. Obwohl nur von einem glänzenden Siege der russischen Waffen darin gemeldet wurde, durften doch die großen Verluste und die Uneinigkeit der Generale, welche den Oberfeldherrn veranlaßten, um Enthebung von seiner Stelle zu bitten, nicht verschwiegen werden. Alexander sendete sogleich den Minister Nowosilzow mit einer auskömmlichen Ladung von Orden und Ordensverleihungen und mit dem Auftrage zur Armee ab: die Einigkeit unter den Generalen herzustellen, Benningsen zu bestimmen, das Commando zu behalten, jedoch seine Siege energischer zu verfolgen und den König von Preußen, unter erneuter Zusicherung unwandelbarer Freundschaft, zur Ausdauer und zur Fürsorge für die russischen Heere zu ermuntern. Alexander war entschlossen, den Krieg mit Aufbietung aller Streitkräfte fortzuführen. Er ertheilte seinem Bruder, dem Großfürsten Constantin, Befehl, mit der 1. Division von Petersburg nach dem Kriegsschauplatze aufzubrechen; dem General Nimski-Korsakow, die Reservemannschaften nachrücken zu lassen; den Generalen Fürsten Labanow-Rostowski und dem Fürsten Gortschakow, ihren Ausmarsch aus Moskau und Kaluga mit der 17. und 18. Division nach der preußischen Grenze so viel als möglich zu beschleunigen. Noch größeren Einfluß auf die energische Belebung der Kriegführung versprach sich der Kaiser von seiner persönlichen Anwesenheit bei dem Heere; er verließ Petersburg am 28. März.

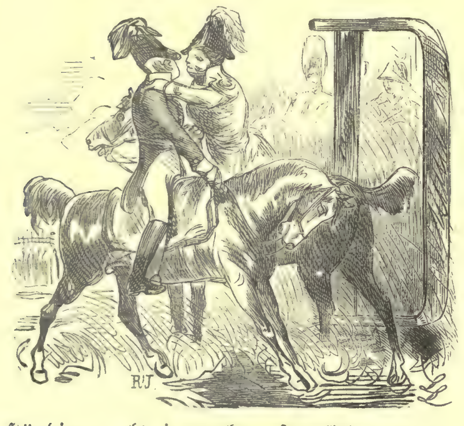
Der Fürst Bagration, welcher um diese Zeit in Memel eintraf, um die nah bevorstehende Ankunft des Kaisers Alexander zu melden, hatte von diesem Auftrag erhalten, den König günstig für Hardenberg zu stimmen und zu erklären, daß der Kaiser vor allen Anderen diesem Minister sein Vertrauen schenke. Dies Alles trug indessen nur dazu bei, die Verwirrung und das Wiederaneinanderrennen im Hauptquartiere zu vermehren. Niebuhr, welcher sich in Memel befand und seine Entlassung gefordert hatte, schrieb damals (den 29. März) an Stein: „Hier kommt nichts Gescheutes zu Stande. Die täglichen Morgen-Conferenzen führen zu gar nichts. Alles ist in steigender Uneinigkeit. Herr v. Hardenberg und Herr v. Zastrow sind aufs äußerste gespannt. Herr v. Voß nimmt einen hohen Ton an und gerirt sich als Premier-Minister. Herr v. Schrötter verwünscht die Russen, weil ohne ihre „verdammte" Intervention und eben so „verdammte" Siege (wie er sie nennt) der Krieg nicht nach Ost-Preußen gekommen wäre und — weil sie ihm zwei Schlitten weggenommen

haben. Herr Beyme spielt den Patrioten und redet von den großen Rücksichten der Menschheit. Wenn da nicht am Ende, wie bei dem Thurmbau zu Babel, neue Sprachen entstehen, so ist die alte Geschichte ein Märchen. Den Prinzen Anton Radziwill versteht man nicht oder will ihn nicht verstehn. Seine herrlichen Memoires (er hat eines, zu meinem größten Erstaunen in vortrefflichem Deutsch, zuletzt eingereicht, welches freilich wohl über die Fassung der Herren ist) fruchten nicht. Er ist Ihnen herzlich ergeben. Ich rede oft von Ihnen mit ihm und mit Keinem lieber. Ich habe ihn sehr lieb. Er beschäftiget sich mit politischen Compositionen."*)

*) Seine musikalischen zum Faust haben ihm einen dauernden Nachruhm gesichert.

Drittes Kapitel.

Alexander begiebt sich zum Heere. — Erste Begegnung am 1. April mit dem Könige. — Hardenberg folgt den beiden Monarchen in das Feldlager als Premier-Minister. — Die Cabinetscamarilla wird gesprengt. — Der Vertrag von Bartenstein den 26. April 1807. — Blüchers Auswechselung und Rückkehr zu dem Heere. — Ein Brief von ihm an Stein. — Die Politik des östreichischen Cabinets. — General Vincent bei Napoleon. — Wiener Vermittelungs- und Congreßvorschläge. — Hardenberg schleudert eine Bombe dazwischen. — Zustände in dem russischen Hauptquartiere und bei dem Heere im Mai 1807. — Die Treue Alexanders wird schwankend. — Der Großfürst Constantin an der Spitze der russischen Friedenspartei.



Die Zurückhaltung, welche der König seither noch gegen Hardenberg beobachtet hatte, verschwand vollständig seit der Ankunft des Kaisers Alexander, welcher sogleich bei der ersten Begegnung, durch die erneuten Versicherungen treuester Freundschaft, den gebeugten Muth des Königs aufrichtete und ihn vollständiger, als je vorher, für sich gewann.

Ein preußischer Officier, welcher der Zusammenkunft der Monarchen in Kydullen bei Polangen am 1. April beiwohnte, kann nicht genug die zarte Aufmerksamkeit rühmen, deren Gegenstand Ihre Majestäten von Seiten des Kaisers Alexander waren.

Nachdem der Kaiser dem Könige seine Garden vorbeigeführt und ihm die militairischen Ehrenbezeugungen bis zu dem Grade erwiesen hatte, daß er ihm

selbst die Regimentsberichte wie seinem Obersten überreichte, umarmte der Kaiser den König öffentlich und rief mit thränenden Augen aus: „Nicht wahr? Keiner von uns Beiden fällt allein! Entweder Beide zusammen, oder Keiner von Beiden!" — Es war heut der erste April! das hätten wir freilich bedenken sollen. —

Am 2. April traf der Kaiser, von dem Könige begleitet, in Memel ein, wo er sogleich der Königin einen Besuch machte. Von den Umgebungen des Königs wurde Hardenberg allein in die inneren königlichen Gemächer berufen, und kaum hatte der Kaiser dort einige Augenblicke mit der Königin und den Prinzessinnen gesprochen, als er sich Hardenberg näherte und sich, die Hand des Ministers in der seinigen haltend, angelegentlich mit ihm unterhielt. Noch an demselben Tage machte der Kaiser nach der Tafel Hardenberg, und nur ihm allein, einen Besuch und verweilte zwei Stunden bei ihm, während Zastrow schon bei der Tafel eine auffallend kalte Begegnung erfahren hatte. Ohne Zweifel hatte Hardenberg diese Aufmerksamkeit vornehmlich der Empfehlung der Königin zu danken; doch gab es dazu noch anderweitige Veranlassung. Der englische Gesandte, Lord Hutchinson, dessen starke Aeußerungen über das bisherige Cabinet des Königs uns schon bekannt sind, hielt damit auch gegen Alexander nicht zurück, welcher es übernahm, den König davon in Kenntniß zu setzen, daß Lord Hutchinson von seiner Regierung mit der Erklärung beauftragt sei, daß das gegenwärtige preußische Ministerium das Vertrauen der englischen Regierung nicht besitze. So wohl gemeintem Zureden vermochte der König sich nicht länger zu entziehen. Als er am 4. April sich mit dem Kaiser zu dem Heere begab, erhielt Hardenberg Befehl, ihm zu folgen. Dem von ihm in seiner Denkschrift ausgesprochenen Antrage gemäß, wurden ihm die auswärtigen Angelegenheiten anvertraut. Zastrow, Beyme und Köckeritz erhielten Befehl, in Memel zurückzubleiben.

„Der General Zastrow," bemerkt v. Schladen in seinem Tagebuche den 3. April, „soll sehr erbittert über den Minister Hardenberg sein; er behauptet, sein Benehmen gegen ihn sei höchst unwürdig und er werde sich genöthigt sehen, ein Paar Kugeln mit ihm zu wechseln."

Die definitive Ernennung Hardenbergs zum Premier-Minister verzögerte sich noch einige Wochen. „Endlich," schreibt v. Schladen den 2. Mai, „ist die große Frage entschieden und treue Ausdauer hat den Sieg erkämpft: der Frei-

herr v. Hardenberg ist nicht nur wieder in seine volle Thätigkeit als Cabinets-Minister zurückgetreten und hat allein die Führung des auswärtigen Departements wieder übernommen, sondern er hat auch die Oberaufsicht über Alles erhalten, was sich auf die Kriegführung bezieht: nämlich die Verpflegung der Truppen, die Bank, die Seehandlung, die Oberleitung der Posten u. s. w. Im Grunde ist er also erster Minister; dies Alles bis zum Frieden. Eine Königliche Cabinetsordre zeigt im Allgemeinen dies allen Staatsbehörden und insbesondere den drei Staatsministern v. Voß, v. Schrötter und v. Zastrow an." Von Selbstverleugnung und bescheidenem Zurücktreten zeigten diese Excellenzen nicht die leiseste Spur, vielmehr machten sich bei ihnen nur verletzte Eitelkeit, Selbstsucht und Intrigue bemerkbar. „Ich höre," schreibt v. Schladen den 6. Mai, „daß der Minister Graf Voß sich durch die Ernennung des Freiherrn v. Hardenberg sehr gekränkt fühlt, vorzüglich deshalb, weil diesem die Oberaufsicht über die Institute der Bank und Seehandlung anvertraut worden ist. Er hat sich hierüber sehr leidenschaftlich gegen die Oberhofmeisterin v. Voß geäußert, den Baron Hardenberg für einen beschränkten Menschen erklärt, welcher mit seinen erbärmlichen Umgebungen, Nagler, Altenstein und Niebuhr, alle Geschäfte verderben würde, und er versichert, dem Könige angezeigt zu haben, er könne gewisse Geschäfte, die nothwendig zu seinem Wirkungskreise gehörten, nicht abtreten. Zu gleicher Zeit soll er einen sehr unbesonnenen und spitzen Brief an den Minister v. Hardenberg geschrieben haben; überhaupt scheint er zu glauben, er werde durch Widerstand sein Ziel erreichen. Der Cabinetsrath Beyme hingegen benimmt sich mit vieler Klugheit und Mäßigung, äußert sich, als wäre er mit Allem, was geschieht, sehr zufrieden, spricht mit vielen Lobeserhebungen vom Minister Hardenberg und sagt, er sei der Einzige, der unsere Rettung, wenn sie noch möglich wäre, bewirken könne. Herr v. Schrötter dagegen versichert: der Baron Hardenberg werde sich bald von der Unmöglichkeit überzeugen, das Heer mit Nahrung zu versehen, und dann werde man sich genöthiget sehen, bei seinen Talenten und seiner Erfahrung Hülfe zu suchen, er wolle sich daher aus Vaterlandsliebe dem Staate erhalten. Das Schreiben des Generals v. Zastrow an den König ist viel unterwürfiger ausgefallen, als man es nach seinen Aeußerungen hätte vermuthen sollen. Er beschwert sich über die Demüthigung, die er erdulden müsse, und begehrt den Ersatz, den der König ihm versprochen habe, indem er erklärt: wenn er den Wirkungskreis kenne, der

ihm bestimmt sei, werde er zu beurtheilen im Stande sein, ob er Sr. Majestät seine Dienste erhalten könne. Der Oberstallmeister Graf Lindenau und der General v. Köckeritz bestimmen ihm fortwährend die Führung der Unterhandlung mit Napoleon."

Dies wußte jedoch Hardenberg zu vereiteln. Schladen meldet unter dem 8. Mai: „Eine Cabinetsordre zeigt dem Minister v. Zastrow an, der König habe ihn zum General-Lieutenant ernannt und bestimme ihm den Befehl der Infanterie unter General v. L'Estocq. Zugleich fügen S. Maj. zu der Besoldung als General-Lieutenant noch 2000 Thaler hinzu. Diese Ernennung hat dem General v. Zastrow sehr mißfallen; er behauptet, seine Stelle als Minister habe ihm ja schon den Rang eines General-Lieutenants verliehen. Daher bedeute diese Erhöhung nichts; das ihm angebotene Commando aber wäre unter seiner Würde, da ein Theil der ihm zugetheilten Truppen nach Pommern eingeschifft werde und der Rest von keiner Bedeutung sei; er sehe daher wohl, daß gewisse Personen ihn gern entfernen wollten, deren Eifersucht er erregt habe (hiermit war Gen. Rüchel gemeint), er werde ihnen den Willen thun und um seinen Abschied mit der Erlaubniß bitten, nach Berlin zurückkehren zu dürfen."

Auf die Bitte um seinen Abschied erhielt er den Bescheid: S. Maj. habe, aus Rücksichten für das allgemeine Beste, sich bewogen gefunden, dem Freiherrn v. Hardenberg das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zurückzugeben; dies sei nicht geschehen, um ihm, Zastrow, weh zu thun; da er aber für gut befunden habe, ihm in einem so wichtigen Augenblick, als dieser, nicht zu folgen, und zwar aus Gründen, deren Wichtigkeit S. Maj. nicht untersuchen wolle, so wäre er selbst die Ursache von dem, was darauf geschehen sei; dennoch wünsche Se. Majestät dem Staate seine Dienste zu erhalten u. s. w.

Dem ungeachtet forderte Zastrow seinen Abschied und bat um die Erlaubniß, die Franzosen um Pässe über Posen nach Berlin zu bitten, was damals im Hauptquartiere einem Ueberlaufen des Königs in das feindliche Lager gleich geachtet wurde. Ganz laut äußerte er: „der ganze Brief des Königs enthalte nichts als Sophismen; da er einmal die erste Stelle im Staate bekleidet habe, in welcher er unmittelbar mit dem Könige gearbeitet hätte, könne er nicht mehr von einem anderen General abhängig sein; dies erlaube seine Ehre nicht." Diese Angelegenheit zog sich längere Zeit hin.

Noch unter dem 20. Mai lesen wir bei Schladen: „Der General v. Za-

strow soll dem Könige in sehr bestimmten Ausdrücken geantwortet haben: er bestehe auf seinem Abschied, und soll dem Geh. Rath Seegebarth, der ihn bereden wollte, seine Dienste dem Vaterlande zu erhalten, geantwortet haben: „„es würden sich bei unserem Heere genug Obersten finden, die an seiner Stelle als Brigade-Befehlshaber dienen könnten."" Der Staatsminister Graf Voß soll gleichfalls an seinen Abschied denken; schon überlegt er, wie er sich am besten von hier nach Havelberg begeben könne; doch ist sein Schreiben an den König so zweideutig abgefaßt, daß er in jedem Falle sich nach den Umständen entscheiden kann. Das öffentliche Geschrei und die Klagen sind gegenwärtig hier auf das Höchste gestiegen, Jedermann beschwert sich über die Russen und beschuldigt sie der Treulosigkeit. Zugleich will man uns glauben machen, alle preußischen Hülfsquellen wären für sie erschöpft, daß nichts zurückgezahlt werde, mit einem Worte, daß Preußens Zustand verzweifelt sei."

Und dies wurde er in der That von Tage zu Tage, man könnte sagen: von Stunde zu Stunde immer mehr. Hardenberg, welcher die Geschäfte von vier Ministerien zu besorgen hatte, fand diese in der größten Verwirrung. Er übernahm die auswärtigen Angelegenheiten, ohne draußen Vertrauen zu finden, die inneren, ohne daß noch ein Inneres vorhanden war; denn so weit war es gekommen, daß man den alten diplomatischen Streit: ob der König sich König in oder von Preußen nennen dürfe, dahin zu schlichten vorschlug: er solle sich „König aus Preußen" nennen.

Die Truppenverpflegung hatten die Minister v. Schrötter und v. Voß auf das Allerschlechteste besorgt, da ihre Absicht offenbar dahin ging, die Russen durch Mangel an Lebensmitteln zu zwingen, das ausgehungerte Preußen baldmöglichst zu räumen. Mit welchem Auge diese Männer jetzt auf Hardenberg blickten, ist nicht schwer zu errathen, und daß sie ihre unheilvolle Amtsführung möglichst zu beschönigen suchten, könnte verzeihlich erscheinen; sie versuchten aber noch, Hardenberg in der Meinung des Königs, wie des Volkes, herabzusetzen, indem sie bald einzelne, von ihm ergriffene Maßregeln geradehin als rechtswidrige bezeichneten, bald auf die Unmöglichkeit hinwiesen, daß ein Mann den ausgedehnten Geschäftskreis, welchen Hardenberg übernommen, ausfüllen könne, bald sogar darüber Bedenken zu erwecken suchten, daß der König einem Fremden*)

*) Hardenberg war aus Hannover gebürtig.

so ausgedehnte Gewalt verliehen habe; endlich, indem sie in ihre Ränke den gutmüthigen, aber zugleich sehr lenksamen und schwachen General Köckeritz verflochten, durch welchen sie am leichtesten auf den König zu wirken hofften.*) Nachdem Hardenberg die alleinige Führung der Geschäfte übernommen hatte, hörte das unentschiedene Hin- und Herschwanken der preußischen Politik auf. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Napoleon nur für Gewaltherrschaft zur Unterdrückung volksthümlicher Freiheit das Schwert gezogen habe; deshalb könne mit ihm kein dauernder Friede geschlossen werden. Hardenberg verkannte die Gefahr nicht, mit welcher ein Bündniß mit Rußland, dessen Kaiser mehr, als er es selbst ahnete, demselben Princip wie Napoleon huldigte, Preußen bedrohte, allein er vertraute mehr noch auf die Bundesgenossenschaft Englands, wo die gesammte Nation sich für den Krieg gegen den Militairdespotismus erklärt hatte.

In dem preußischen Städtchen Bartenstein, wohin Alexander und Friedrich Wilhelm gemeinschaftlich ihr Hauptquartier und Hoflager verlegt hatten, schlossen beide, unter Vermittelung Hardenbergs und des russischen Ministers v. Budberg, unter dem 26. April ein Bündniß, dessen Hauptinhalt war:

„Die hohen Verbündeten erklären, daß sie keineswegs die Absicht haben, Frankreich zu erniedrigen, noch sich in seine innere Regierung einzumischen. Sie wünschen nur seiner täglich zunehmenden Vergrößerung ein Ziel zu setzen, die Unabhängigkeit der anderen Staaten durch ein besseres System der Grenzen und des Gleichgewichts zu sichern und diejenigen zu entschädigen, welche Verluste gehabt haben (Art. I., II., II.)"

Rußland machte sich verbindlich, alle ihm zu Gebot stehenden Kräfte zu vereinigen, um die preußische Monarchie in ihre frühere Macht wieder herzustellen. Es gewährleistete Preußen Entschädigung für die Provinzen, welche dasselbe nicht zurück erhalten könne, und eine bessere Militairgrenze (gegen Frankreich) — Art. IV. —

Ganz besonders ließen Rußland und Preußen sich die Verfassung Deutschlands angelegen sein, und Hardenbergs ahnender Geist schrieb damals schon die Grundlinien hierzu nieder: „Da die Unabhängigkeit Deutschlands" — so lautet Art. V. — „eine der wesentlichsten Grundlagen der Unabhängigkeit Europas ist:

*) Klose, das Leben Hardenbergs. S. 204.

so ist es von höchster Wichtigkeit, die erstere vollkommen sicher zu stellen und auf die Mittel dieser Sicherstellung um so sorgfältiger Bedacht zu nehmen, als sie, seit Frankreich den Rhein und dessen Angriffspunkte beherrscht, unendlich schwer zu erlangen sind. Es kann nicht zugestanden werden, daß die Rheinlinie unter dem Einflusse oder vielmehr unter der Herrschaft Frankreichs verbleibt, noch gestattet, daß französische Truppen auch fernerhin Deutschland besetzt halten. Die alte deutsche Reichsverfassung wieder herstellen, würde ein gefährlicher Irrthum sein, weil diese Verfassung, von jeher zu schwach, um dem geringsten Angriffe zu widerstehen, dem ersten von Neuem unterliegen würde. Die hohen Verbündeten werden daher auf alle ihnen mögliche Weise dahin wirken, in Deutschland eine verfassungsmäßige Verbindung (fédération constitutionelle) zu schaffen und diese sicher zu stellen vermittelst einer, den Kriegszwecken entsprechenden, Grenze und einer, dem Rheine gleichlaufenden, Vertheidigungslinie. In der Ueberzeugung, daß für Oestreich diese Angelegenheit von großer Wichtigkeit ist, wird man sich hierüber vor allem Anderen mit dieser Macht verständigen. Man wird vornehmlich bemüht sein, zwischen ihr und Preußen jeden Grund zur Eifersucht aus dem Wege zu räumen, zwischen beiden Mächten eine genaue und dauernde Verbindung zu Stande zu bringen und sich in einer, ihren beiderseitigen Vortheilen angemessenen, Weise über die Grundsätze zu einigen, nach welchen diese beiden deutschen Hauptmächte — jede in den festzustellenden Grenzen — die Leitung des Bundes zum Zwecke der gemeinschaftlichen Vertheidigung führen wird."

Im 6. Artikel wurde Oestreich die Zurückgabe Tyrols, die Grenzlinie des Mincio und die Festung Mantua zugesichert.

In dem 7. Artikel wurde bestimmt: eine Einladung an England zu richten, den Verbündeten Geld, Waffen und Schießvorrath zu beschaffen und im Rücken der französischen Heere mit Truppen zu erscheinen. Dagegen verpflichtete man sich, Ihrer britischen Majestät eine Landesvergrößerung in Deutschland zu verschaffen.

Der 8. und 9. Artikel enthielten Bestimmungen wegen des Beitritts von Schweden und Dänemark.

Im 10. Artikel wurde bestimmt, daß der Erbstatthalter, Prinz von Oranien, in Deutschland entschädiget werden sollte, im Fall nicht etwa günstige Erfolge ihn nach dem Haag zurückzuführen gestatten sollten.

Oestreich und England sollten (Art. XI.) bei der schließlichen Organisation

(d. h. Zerstückelung) Italiens zu Rathe gezogen werden. In jedem Falle werde man sich lebhaft für das Schicksal der Könige von Sardinien und Neapel interessiren, und man werde durchaus auf eine Trennung Italiens von Frankreich bestehen. — Die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und des Bestandes der ottomanischen Pforte wurde im 12. Artikel gewährleistet.

Beide Mächte verpflichteten sich im 13. Artikel, daß keine von beiden während des gegenwärtigen Krieges Eroberungen für sich machen wollte, auch nie für besondere Zwecke, sondern das einzige Ziel sollte sein, den Feind zu einem allgemeinen und festen Frieden zu zwingen; etwaige Eroberungen sollten erst beim allgemeinen Frieden und nach den oben aufgestellten Grundsätzen zur Vertheilung kommen. Sollten Oestreich und England dem Bunde nicht beitreten, dann würden Preußen, Rußland und Schweden nur auf ihre eigene Sicherheit Bedacht nehmen können. „Für die jetzigen sowohl, als die zukünftigen Theilnehmer des Bündnisses besteht die Verbindlichkeit, die Waffen nur gemeinschaftlich niederzulegen und sich über das allgemeine Beste, über Kriegführung und Friedensunterhandlungen in Kenntniß zu erhalten und zu verständigen." — Um die höchstcommandirenden Feldherrn in Verbindung mit dem diplomatischen Hauptquartiere und der von demselben verfolgten Politik zu erhalten, sollte ein Correspondenzbureau aus erfahrenen und unterrichteten Officieren der verbündeten Mächte errichtet werden, wodurch man ein vollkommenes Einverständniß und die nothwendige Einheit der Unternehmungen zu erzielen beabsichtigte.

Mit Schweden wurde ein besonderer Vertrag abgeschlossen. Preußen verpflichtete sich, ein Corps von 5000 Mann auf der Insel Rügen landen zu lassen, welches später auf 10- bis 12,000 Mann gebracht werden sollte. Schweden versprach dagegen die Aufkündigung des am 18. April mit Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstandes.

Allerdings muß der Inhalt des Vertrages von Bartenstein uns in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, daß ein geschlagener König, welcher sich in den äußersten und dürftigsten Winkel seines Reiches hatte zurückziehen müssen, und ein Kaiser, der kein Feldherr war, dessen Heer aus zusammengeknuteten Leibeigenen bestand, schlecht angeführt, schlecht verpflegt, auf dem Rückzuge begriffen, diesen Vertrag schlossen gegen den siegreichen Kaiser der Franzosen, dessen Feldherrn seine Befehle mit Verständniß, Pünktlichkeit und Entschlossenheit vollzogen, dessen Soldaten an Tapferkeit, Ausdauer, Hingebung und Begeisterung

für den Ruhm Frankreichs und für ihren Kaiser Alles überboten, was die Kriegsgeschichte der Völker alter und neuer Zeit uns meldet. Ging nun auch von allen jenen Artikeln nicht ein einziges Titelchen in Erfüllung, ward die von den Vaterlandsfreunden darauf gebaute Hoffnung durch die Achselträgerei und besseren Vortheil erlauernde Politik des Wiener Cabinets und mehr noch durch die Treulosigkeit des Kaisers Alexander zu Schanden, so gereicht dennoch die Abfassung dieses Vertrages, welcher das ausschließliche Werk Hardenbergs war, diesem Staatsmanne insofern zur größten Ehre, als er darin zu einer Zeit, wo die Anderen kleinmüthig verzagten, von seinem Glauben an eine bessere Zukunft und von dem Vertrauen zu der urkräftigen und unverwüstlichen Gesundheit des preußischen Volksgeistes ein Heil verkündendes Zeugniß niederlegte. Die niedergeworfenen Häupter der Camarilla zischten und geiferten noch fort und fort gegen den freisinnigen, hochgesinnten Staatsmann. Indem Hardenberg so die Lebensfrage der Gegenwart löste und zugleich für die Zukunft baute, waren seine Feinde bemüht, seinen Einfluß zu untergraben. Sie beschuldigten Hardenberg ehrgeiziger Absichten; es erfolgten noch einige heftige Auftritte zwischen Hardenberg, Voß und Schrötter, worauf die beiden Letzteren ihrer Stellen im Conseil gänzlich enthoben und auf ihre Provinzial-Departements beschränkt wurden. Herr v. Voß reiste über Kopenhagen nach Havelberg und nahm später seinen Abschied*) Von allen Anklagen, welche die Camarilla gegen Hardenberg vorbrachte, war die lügenhafteste die, „daß er die öffentlichen Geldmittel verschwende und selbst fromme Stiftungen beraube." Wohl hieß es in jener Zeit sehr oft: Noth kennt kein Gebot! und wo das Wohl des Staats in Gefahr stand, konnte selbst der Kelch auf dem Altar nicht verschont werden.

Die Baarschaft des in dem Berliner Schloßkeller verwahrten Schatzes, die Kronjuwelen und das goldene Tafelservice waren nach der Schlacht von Jena eiligst nach Kopenhagen in Sicherheit gebracht worden und konnten erst gegen Ende Mai nach Memel gelangen. Bis dahin, und auch später noch, mußte manches, sonst für heilig gehaltene, Scherflein der Wittwen und Waisen als Opfer für das Vaterland in Anspruch genommen werden; allein Hardenberg sowohl, als die unmittelbar unter ihm arbeitenden Staatsräthe: Schön, Niebuhr, Freiherr v. Altenstein und Stägemann, waren als Männer von

*) Pertz, das Leben Steins. I. S. 447.

so ehrenhaftem Charakter anerkannt, daß von keiner Seite auch nur der Versuch gewagt worden ist, sie durch Geschenke zu gewinnen. Selbst die viertausend Ducaten,*) welche nach dem Abschlusse des Bartensteiner Vertrages der Kaiser von Rußland als herkömmliches Geschenk an Hardenberg schickte, überwies er, mit Genehmigung des Königs, der Staatskasse, welche noch eintausend zulegen mußte, um das Gegengeschenk für die russischen Diplomaten beschaffen zu können.

In einer Zeit, wo so viele hochgerühmte Generale ruhmlos, so viele hochmüthige Staatsmänner muthlos erfunden worden waren, wo Friedrich Wilhelm III. hätte ausrufen können: „mein Königreich für einen Mann!“ wo jenes alte Witzwort erneut wurde: der einzige Mann, welcher dem Könige geblieben, sei seine Frau, — in solcher Zeit war es von großer Bedeutung, daß der bei Lübeck zum Kriegsgefangenen gewordene General Blücher gegen den französischen General Victor, welchen der unternehmende Lieutenant v. Schill auf einem Streifzuge in der Umgegend von Colberg zum Gefangenen gemacht hatte, ausgewechselt wurde und mit seinem Adjutanten Scharnhorst in dem Hauptquartiere des Königs eintraf. Blücher hatte, wie wir uns erinnern, bereits vor Eröffnung des Feldzuges an jener Denkschrift Antheil, welche auf Steins, Hardenbergs und mehrerer königlichen Prinzen Veranlassung dem Könige übergeben wurde. Alsbald nach seiner Rückkehr trat Blücher wieder mit Hardenberg in Verbindung. Von den damaligen Zuständen in der Nähe des Königs gab er dem von ihm hochverehrten Minister Stein sofort Nachricht: „Gestern“ — schreibt er ihm aus Bartenstein, den 29. April 1807**) — „bin ich hier angekommen, bin von meiner aufnahme zu friden, von manches andere aber nicht, in dessen finde ich unsern gemeinschaftlichen Freundt H—bg an der Spitze der gescheffte und daß macht mich muht und gewehrt eine frohe auß sicht. Der zweite unserer Freunde in Königsberg (Schön) soll morgen hir kommen, diese beiden Ehdlen Patrioten Harmoniren, ich schließe mich an sie an, der Herr v. Z—ow und Herr B—me mußten absitzen, der letzte hat noch den linken Fuß im Bügell, aber bei Gott, er wird nicht wieder auffitzen. Der keiser Alexander bezeigt mich ville gnade, beweißt ein unbegräntztes zu trauen an unsern Freund H—rg, das ist den ville wehrt; ihnen mein verEhrter Freund beschwöre ich zu

*) Eigentlich 5000; allein die Dose, in der sie sich befanden, mußte wohl ein Loch gehabt haben, wie das bei den russischen Dosen öfter vorkommen soll.

**) Die Unrechtschreibung des Originals ist beibehalten worden.

uns zu kommen, so balldc sie verlangt werden, waß gewiß geschehen wird; sind wihr durch ihnen versterkt, so sollen uns die übrigen an geist und leib kranken Faul tiehre keinen Schritt Terain mehr streitig machen. Ins feindliche hauptquartier habe ich vor meiner auswecksslung 14 Tage zubringen müssen; der große Man hat sich eine gantze stunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte ville mühe mich alles verstendlich zu machen da ich der Sprache nicht megtig bin, ließ sich aber nicht abhallten, es mich begreifflich zu machen, daß er Fride wollte. Unsere gegner habe ich auf meiner Reiße durch und durch gesehen, keine Schaudre bild (genre?) kan ich von ihren zustande nicht machen, mangell ist allgemein, krankheit und tod sind tagesordnung bei ihnen, ich muß aber auch gestehen daß ich hir nicht alles gläntzend finde, alles übrige wird Hardenb. ihnen woll schreiben, mein Respect an dehro von mich verEhrte Frau gemahlin und so schließe ich mit dem heißen Wunsche sie ballde ja ballde in unsrer Mitte zu sehn, ich hoffe negstens wieder uf der Bühne zu erscheinen und werde meine Rolle, wenn nicht geschickt, doch treu und Eiffrig spihlen. Gott gebe daß der bekannte man in Danzig (Kalkreuth) uns nur nicht einen üblen strich magt.

Meine beiden söhne sind bei mich und Empfehlen sich zu Gnaden, unsern Freund Kamptz beweine ich nicht, der kleine Vincke fühlt sich sehr unglücklich. Spiegel hat sich wie ein Ehren man bis uf diese Stunde benommen, sonst hat sich zu Münster ville Schurkerei gezeigt, aber doch nuhr von die, so wir auch immer vor Schurken gehallten, ich lebe und sterbe als dero treuster Freund und Diener Blücher."

Erst gegen Mitte Mai erhielt Blücher ein Commando in Pommern über ein Corps von ohngefähr 5000 Mann.

Nach der Schlacht von Eylau fand sich auch das Wiener Cabinet gemüßiget, sich etwas näher von den Zuständen in Preußen zu unterrichten, um zunächst zu erfahren, ob sich, nachdem das Gewitter vorüber, nicht etwa im Trüben fischen lasse. Von Wien aus wurde der Oberst Vincent in das französische Hauptquartier gesendet, um dem Kaiser Napoleon zu dem erfochtenen Siege Glück zu wünschen, seine Anfragen wegen der Rüstungen Oestreichs zu beantworten, — zu spioniren und sich auf die Lauer zu legen. Am 11. März hatte Vincent eine längere Unterredung mit Napoleon auf dem Schlosse Finkenstein in Gegenwart Talleyrands, welcher dem General Andreossy, französischem Botschafter in Wien, darüber ausführlich berichtet: „Schon längst," äußerte der

Kaiser, „war ich überzeugt, daß es in Europa keinen dauerhaften Friedenszustand geben werde, so lange nicht die beiden ersten Mächte des Festlandes sich zur Aufrechthaltung der Ruhe fest verbunden haben werden. Eine von diesen beiden Mächten ist nothwendig Frankreich; welches wird die andere sein? Ich wünsche lebhaft, daß es Oestreich sein möchte. In Wien wird man nicht danach verlangen, daß es Rußland wäre und doch kann es nur eine von diesen beiden Mächten sein. — Ich habe schon einmal Oestreich dieses Bündniß vorgeschlagen; ich wiederhole den Vorschlag. Wird Oestreich zögern, wird es durch seine Unentschlossenheit und Langsamkeit mich in die Nothwendigkeit versetzen, mich mit Rußland zu verständigen, wird es dann nicht ein eben so bittres, als vergebliches Bedauern empfinden? Ich erbiete mich, dem Könige von Preußen seinen Thron und seine Staaten wieder zurück zu geben. Dieser Fürst würde, wie sich das von selbst versteht, die Unkosten des Krieges durch Abtreten der Provinzen auf dem linken Elbufer erstatten. Der volle Bestand des türkischen Reichs würde gewährleistet. Sollte der Wiener Hof geneigt sein, diese Grundlagen anzunehmen, so bin ich bereit, mich mit ihm zu verständigen."

Der Wiener Hof war eben so wenig geneigt, sich mit Napoleon zu verständigen, als Preußen und Rußland, von denen beiden es im Feldzuge 1805 im Stiche gelassen war, zu unterstützen; es rechnete darauf, daß die beiden kämpfenden Parteien sich gegenseitig zum Tode verwunden, beide ohnmächtig niedersinken würden, wo es dann gebietend dazwischen zu treten gedachte, wovon es sich einen ganz anständigen Vortheil versprach.

Unterdessen suchte es seine guten Dienste als Vermittler geltend zu machen, und erließ unter dem 3. April an Frankreich, England, Rußland und Preußen eine Note, in welcher es vorschlug: „die Angelegenheiten Deutschlands und Italiens auf einem Congreß zu ordnen; das türkische Reich und Polen sollten in demselben Zustande, wie vor dem letzten Kriege, verbleiben."

Napoleon, welchem daran lag, Zeit zu gewinnen, erklärte sich bereit, die Vermittelung anzunehmen; England und Rußland wiesen den Antrag nicht ganz von der Hand, es wurde bereits Kopenhagen als Versammlungsort vorgeschlagen, da machte eine unumwundene Erklärung des preußischen Cabinets der diplomatischen Spiegelfechterei ein rasches Ende. Hardenberg hatte mit geübtem Scharfblick erkannt, daß die östreichische Vermittelung nur darauf hin-

auslief, Preußen ohnmächtig zu machen und es auf Gnade und Ungnade Napoleon zu überliefern.

Oestreich lauerte und machte sich durch seine jesuitischen Kniffe bei Freund und Feind verächtlich, da es dem französischen Kaiser die demüthigsten Erklärungen that, sich von Andreossy, der nach Wien geschickt war, arge Derbheiten sagen ließ und bald rüstete, bald wieder den Vermittler machen wollte. Der Oberst Vincent war in Napoleons Hauptquartier, er sollte besonders die Schritte der Franzosen in Polen beobachten, zugleich aber Oestreichs Vermittelung anbieten und auf einen Congreß in Memel antragen. Liest man, was Sir Robert Adair in einem Briefe vom 14. März von den Artikeln sagte, welche Oestreich seiner Vermittelung zum Grunde legen wollte, so sieht man, daß die ganze Sache nur eine jesuitische Finte des östreichischen Hofes war.*)

Das Vertrauen Hardenbergs zu Rußland war bereits wieder schwankend geworden; denn wenn auch Alexander dem Könige und der Königin täglich die heiligsten Versicherungen unwandelbarer Freundschaft und Verehrung gab, so war er doch in seinem eigenen Feldlager von Verrath umgeben, ohne so klug zu sein, ihn zu bemerken, oder so kräftig ihn niederzuschlagen. Eine Cabale, deren Seele der General Benningsen war, und an deren Spitze man den Großfürsten Constantin zu setzen wußte, hatte damit angefangen, das Heer aufzulösen und dadurch alle Entwürfe Napoleons zu befördern. Diese Herren waren nicht allein völlig unthätig, sondern opferten das russische Heer dem seit lange gehegten Plane, sich hinter den Niemen zu ziehen und den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Alexander war davon unterrichtet und Zeuge so vieler Fehler und Abscheulichkeiten, die vor seinen Augen vorgingen, aber er fühlte sich zu schwach, ein entscheidendes Wort zu sprechen.**)

Um den nah bevorstehenden Abfall Rußlands, wo nicht ganz abzuwenden, doch aufzuhalten, erließ Hardenberg eine Antwort auf die von Oestreich gemachten Vorschläge, welche in die arglistigen Vermittelungsanträge wie eine Bombe hineinfiel, allerdings nicht ohne Gefahr, daß das preußische Staatsschiff dabei mit in die Luft fliegen konnte. „Preußen," so lautete Hardenbergs Note, „glaube nicht, daß die Grundlinien, auf welchen Napoleon zu unterhandeln geneigt sein würde, solche wären, welche anzunehmen die Ehre gestatte. Stark

*) Schlosser, Gesch. d. 19. Jahrh. Bd. VII. S. 259.

**) Pertz, das Leben Steins. I. 447.

durch seinen eigenen Willen und durch die Unterstützung seines erlauchten Verbündeten, des Kaisers Alexander, würde der König von Preußen, weit entfernt, sich durch sein Unglück einschüchtern zu lassen, bei denselben Grundsätzen beharren, welche denselben in den Kampf für die geheiligte Sache der europäischen Freiheit geführt haben. Se. Majestät der Kaiser Alexander theile die Gesinnungen des Königs. Aus dieser glücklichen Uebereinstimmung sei ein Vertrag entstanden, welcher zugleich den Endzweck des Krieges und die Grundzüge des künftigen Friedens feststelle. Se. Majestät der König beeile sich deshalb Ihro Majestät dem Kaiser von Oestreich den Vertrag von Bartenstein mitzutheilen. Ihre kaiserliche Majestät würden sich zuverlässig überzeugen, daß der edle Zweck, welchen Sie sich vorgesetzt, indem Sie Ihre Vermittelung anbieten, viel eher und besser durch den Beitritt zu dieser Convention, als durch das Anerbieten seiner guten Dienste erreicht werden dürfte." *)

Diese Note machte jeder weiteren Zögerung und Hinterstelligkeit der russischen Friedenspartei in der nächsten Umgebung des Kaisers, für jetzt wenigstens, ein Ende.

Hardenberg, welcher Alexanders Wankelmuth kannte, verabsäumte es nicht, ihn mündlich und schriftlich zur Ausdauer kräftig zu ermuntern. „Man muß

---

*) Als eine Merkwürdigkeit darf angeführt werden, daß der deutsche Kaiser und der preußische König damals in französischer Sprache briefwechselten; gleichsam, als ob man es Napoleon recht bequem hätte machen wollen, damit er nicht nöthig hatte, die Correspondenz der beiden Cabinette, welche er sich fortwährend zu verschaffen wußte, erst übersetzen zu lassen. Fr. Wilhelm schrieb an den Kaiser Franz den 10. Mai 1807. „Votre Majesté I. et R. désire de rendre le répos à l'Europe et d'assurer son indépendance. Pour cet effet Elle a offert Sa médiation aux puissances belligérantes. Je l'ai acceptée, mais en même temps je ne Vous ai point dissimulé, Sire, qu'augurant mal des dispositions de la France, je ne pouvais pas espérer de profiter de Votre généreuse entremise. J'ai proposé à mon tour à V. M. I. d'accéder à la convention, que je viens de conclure avec S. M. l'Empereur des Russies. Le même esprit, qui Vous anime, Sire, a dicté les stipulations de cette transaction: elle n'est donc pas en contradiction avec Vos principes et j'ose croire qu' elle remplit mieux le but, que Vous voulez atteindre, qu' une médiation, dont l'astuce de Napoléon trouverait mille moyens de se jouer. J'avoue à V. M. I. que j'attache la plus haute importance à Son adhésion à ma demande, et qu' elle me sera d'autant plus précieuse, que j'y trouverai le gage de liaisons intimes et durables, que notre commun intérêt semble nous prescrire désormais pour tout avenir. J'ai voulu, Sire, que ce fut le Major de Knesebeck qui eut l'honneur de Vous remettre cette lettre, ayant destiné cet officier à concerter avec les militaires que V. M. I. nommerait à cet effet les operations futures de l'armée de l'union . . . . ."

sich," schrieb er ihm im Mai aus Bartenstein, „keiner Täuschung überlassen; die Feuersbrunst, welche im Süden ausgebrochen ist, wird auch den Norden erreichen, wenn der Thronräuber siegreich aus diesem Kampfe hervorgeht, aus dem letzten, den er wird zu fürchten gehabt haben. Wie oft hat er sich nicht schon erlaubt zu sagen: Rußland sei eine asiatische Macht."

Unter dem 29. April hatte Napoleon geantwortet, daß er sich mit dem Zusammentritt eines Congresses einverstanden erkläre, aber auf den Zutritt der Pforte bestehen müsse. Der König erwiderte unter dem 10. Mai, daß er zuvörderst die Grundlagen des Friedens zu kennen wünsche. Am 17. antwortete Napoleon, daß diese Grundlagen in zwei Worte gefaßt werden könnten: „Gleichheit und Gegenseitigkeit unter den beiden kriegführenden Massen; England und Rußland werden für meine Verbündeten dasselbe thun, was ich für ihre thun werde." Auf dies Schreiben antwortete der König am 21. Mai aus Heiligenbeil ganz kurz: er habe dasselbe seinen Verbündeten mitgetheilt. Hiermit hatten die Unterhandlungen ein Ende.

Hardenberg hatte jetzt erreicht, wonach seinem patriotischen Herzen verlangte: da ehrenvolle oder auch nur erträgliche Bedingungen von Napoleon nicht zu erreichen waren, erneuten Kampf auf Tod und Leben. Seine eigene Lage ward hierdurch noch bedrängter und bedrohter.

Die abgedankten Generale, die zurückgesetzten Minister, die beleidigten Hofintriguanten gossen Fluthen von offenen Schmähungen und heimlichen Verdächtigungen auf ihn aus, der hier einen noch schwereren Stand hatte, als einst Achilles im Kampfe gegen den Flußgott Skamander und dessen nasse Gehülfen; denn seit Blücher zu dem ihm übertragenen neuen Commando nach Pommern abgegangen war, sah er sich vergebens nach einem Grobschmied um, der ihm, wie einst Hephästos dem Peleiden, mit glühender Zange die Feinde abgewehrt hätte. Und die Russen als Bundesgenossen! „Privatbriefe aus dem Hauptquartiere" — schreibt v. Schladen den 21. Mai — „vermehren das Murren und die herrschende Muthlosigkeit, denn sie schildern mit den schwärzesten Farben die Zügellosigkeit, Verschwendung und Betrügerei, die bei dem russischen Heere herrschen, so wie die Ränke und Intriguen, welche die Generale uneins machen und ihre Fortschritte gegen den Feind hemmen. — — Jedermann schreit und declamirt hier nach seinen Ansichten und mehrere Menschen bereiten schon ihr Gepäck, weil sie überzeugt sind, daß binnen kurzer Zeit wir uns werden nach

Riga flüchten müssen. Warum, allmächtiger Gott, haben sich die Geister und Gemüther meiner Landsleute so sehr verändert? Sind dies die Nachkommen der Preußen des siebenjährigen Krieges?"

In dem russischen Hauptquartiere und der nächsten Umgebung des Kaisers Alexander sah es nicht tröstlicher aus. „Von einem der Begleiter des Ministers v. Hardenberg," erzählt Schladen,*) „empfing einer meiner Freunde ein Schreiben, welches eine sehr trübe Stimmung verräth. Er versichert, die Unordnung und die Unterschleife bei dem russischen Heere wären entsetzlich; der Kaiser thue alles nur Mögliche, um ihnen abzuhelfen, aber er wage es nicht, das vielköpfige Ungeheuer mit Ernst und Kraft anzugreifen. Bei uns aber hinderten Eigennutz, Faulheit und Einfalt alles Gute, was man stiften wolle; auch wäre Hardenbergs Unternehmen ein höchst gewagtes, doch müßten alle rechtlichen Preußen den Muth nicht verlieren. In diesem Augenblicke habe der Minister den Entschluß gefaßt, die ganze Wahrheit dem Kaiser zu entdecken, und er sei entschlossen, Alles aufzubieten, um der guten Sache den Sieg zu verschaffen." Zwei Tage später, den 20. Mai, schreibt er: „Briefe des Grafen Goltz," der sich in Aufträgen des Königs zu dem Kaiser Alexander begeben hatte, „entwerfen ein schreckliches Bild der Unordnungen, Ränke und Insubordination, die bei dem russischen Heere herrschen; er hegt die größten Besorgnisse. Der Kaiser Alexander ist höchst unzufrieden mit dem General Benningsen, welcher auf des Kaisers Gegenwart beim Heere und auf den Zwang, den diese für ihn veranlaßt, das Mißlingen und die Langsamkeit der Militairoperationen schiebt. — Der außerordentlichen Thätigkeit und dem Eifer des Ministers v. Hardenberg läßt der Graf Goltz volle Gerechtigkeit widerfahren; er versichert: die gegenwärtige Politik unseres Cabinets sei standhaft, edel und ganz dazu geeignet, um das Vertrauen der fremden Mächte zu verdienen. Nur von diesen hängt unsere Rettung ab! Möchten sie doch unseren gerechten Erwartungen entsprechen!" Dieser fromme Wunsch war freilich nie ferner davon, in Erfüllung zu gehen, als eben jetzt. England verzögerte die Zahlung der versprochenen Hülfsgelder und die Landung von Hülfstruppen, der Wiener Hof stand in heimlicher Unterhandlung mit Napoleon und untersagte, wie früher aus Böhmen, so jetzt aus Mähren und Galizien die Ausfuhr von Korn, um welches Rußland und Preußen gebeten hatten.

*) Tagebuch vom 18. Mai.

Der nächste Bundesgenoß aber, der Kaiser Alexander, wurde so sehr von der Friedenspartei in seiner Umgebung bestürmt, daß er in seinem Entschlusse, treu bei seinem Freunde auszuharren, mit jedem Tage wankender wurde. „Die von gut unterrichteten Personen über die Stimmung beim russischen Heere ertheilten Aufschlüsse“ — schreibt v. Schladen den 2. Juni — „sind höchst betrübend: eine nicht unbedeutende Partei des russischen Adels soll den Frieden mit Frankreich begehren und die Absicht haben, durch eine, so viel als möglich verlängerte, Unthätigkeit beim Heere den Kaiser Alexander in Verlegenheit zu stürzen und ihren Absichten gemäß zu stimmen. Der General Benningsen, diese begünstigend, soll auch nur deshalb, den bestimmten Befehlen zuwider, keinen Angriff wagen.“ Um diesen Intriguen entgegen zu treten, begab sich Hardenberg, während der König und die Königin ihr Hoflager in Königsberg nahmen, am 4. Juni nach Tilsit zum Kaiser Alexander, welchen er in sehr bedenklicher Stimmung fand. „In Folge der mit dem russischen Kaiser gehabten Unterredung“ — schreibt Schladen den 5. Juni — „hat der Minister v. Hardenberg Se. Majestät den König beschworen, so schnell, als nur immer möglich, sich nach Tilsit zu begeben. Er scheint zu fürchten, daß es den Russen durch die von ihnen ausgeübten Ränke gelingen werde, den Kaiser zur Rückkehr nach Petersburg zu bewegen und sieht diesen Entschluß als höchst nachtheilig für das preußische Interesse an.“

Der Bruder des Kaisers, der Großfürst Constantin, traf in dem Hauptquartiere ein und drang aufs Neue in Alexander, mit Napoleon Frieden zu schließen; selbst an Bedrohungen und Verkündigung großen Unglücks ließ er es nicht fehlen. Alexander erklärte ihm, daß er dem Könige von Preußen sein Wort verpfändet habe, ihn nicht zu verlassen, daß Englands Hülfe nahe, die Theilnahme Oestreichs an dem Kampfe in Aussicht stehe und der Feldzug im Frühjahr mit erneuten Kräften solle eröffnet werden.

Viertes Kapitel.

Erneuerung des Feldzuges im Frühjahr 1807. — Das russisch-preußische Lager: „Hier wird Elend gehegt." — Ein französisches Bivouac. — Die Rheinbündler in französischer Kriegszucht. — Benningsen bereitet sich zum Angriff; — es fehlt ihm an Brod; — seine Bedenklichkeiten Napoleon gegenüber. — Zerwürfnisse im L'Estocqschen Hauptquartier. — Unglückliche Gefechte bei Spanden, Guttstadt, Lomitten und Deppen am 5. u. 6. Juni. — Scharnhorst will das Heer verlassen. — Benningsen verklagt den General Sacken beim Kaiser. — Die Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni. — Ausgezeichnete Haltung der preußischen Reiter. — Major v. Cosel und die schwarzen Husaren. — Benningsen rühmt sich des Sieges und tritt den Rückzug an. — Napoleons gewagter Marsch. — Der Tag von Marengo wird zur Schlacht bestimmt.



Die milde Frühlingswitterung lockte die russischen Bären aus ihren schnee-befreiten Winterhöhlen, wo sie, wie es in der Jägersprache heißt, an den Hungerpoten gesaugt hatten. In der That ward die Verpflegung der Truppen mit jedem Tage unzulänglicher, theils durch die spitzbübischen Lieferanten und Verpflegungsbeamten, theils durch „Rabuschern", auf welches sich die Truppen angewiesen sahen. Zur Abstellung der Betrügereien und Plünderungen wurde eine russisch-preußische Executions-Commission unter dem Fürsten Schachowskoi und Kammerherrn v. Schladen ernannt; sie ließ einige kleine Schelme hängen, aber desto ungestörter trieben die großen ihr Wesen fort. Besuchten der Kaiser und der König das Lager und fragten: „Kinder, habt ihr Alles?" und die Regimenter schrien: „Hunger!" so wurde dies für ein freudiges Hurrah! ver-

dolmetscht und die beiden Majestäten ritten befriedigt nach Haus. Die Russen und Preußen hatten sich von Tannenreisern grüne Hütten gebaut, wobei die dortigen Waldungen sehr durchpirscht und durchforstet und die größeren Bäume, die man nicht fällte, dadurch zu Grunde gerichtet wurden, daß die Soldaten die Borke abschälten und diese zur Deckung der Hütten und zu Gewehrfutteralen verwendeten. Dabei war die Mannschaft noch immer zur scherzhaften Ironie der Verzweiflung aufgelegt. Krokowsche Jäger hatten aus einer der königlichen Forsten eine Warnungstafel mit der Inschrift: „hier wird Elend gehegt,“*) fortgenommen und vor der Front ihrer Lagerhütten aufgepflanzt.

Desto lustiger ging es in dem französischen Lager her. Der Kaiser hatte Ende April sämmtlichen Marschällen befohlen, ihre Infanterie-Divisionen in Barackenlager zusammenzuziehen und Mitte Mai lagerte die französische Armee in Bivouacs.

Der Kammerherr v. Schladen giebt uns davon eine sehr malerische Schilderung bei Gelegenheit eines späteren Besuches, welchen er dort machte. „Ich begab mich heut (den 17. Juli) in das, in der Nähe von Tilsit befindliche, französische Bivouac, welches höchst sehenswerth ist: drei Reihen kleiner Häuser, mit Fenstern versehen und mit Stroh gedeckt, sind von Bäumen umgeben und nach der Schnur in geraden Linien gezogen; sie sind alle mit Stühlen und Tischen versehen und es herrscht in ihnen die größte Reinlichkeit und Ordnung. In den Zwischenräumen, welche jedes Bataillon trennen und die Straßen bilden, befinden sich Adler und Fahnen; hinter den Häusern sind die Küchen und Ställe errichtet. Jedes Haus ist mit einer Rasenbank geziert, auch an Blumenbeeten fehlt es nicht, und vor dem Lager in einer Reihe sind hohe Bäume gepflanzt, welche mit Fahnen geschmückt sind, die verschiedene Lobsprüche des Kaisers und Namenszüge desselben enthalten. Unglücklicher Weise steht mit diesem fröhlichen Anblick das allgemeine Elend im grellsten Widerspruche, welches in allen Dörfern der umliegenden Gegend herrscht, wo jedes Haus seines Daches beraubt, ohne Thüren, Fenster und Möbeln, die alle zur Verzierung dieses Bivouacs gedient haben, dasteht und deren Einwohner in die Wälder geflohen sind. Möge der Himmel uns bald von diesen Heuschrecken befreien!“

Für die Verpflegung der französischen Truppen war auf das Vortrefflichste

*) Das Elennthier wird bekanntlich nur noch in den Waldungen Ost-Preußens gehegt.

gesorgt. In Elbing, Marienwerder, Marienburg, Mewe, Bromberg, Thorn, Osterode, Finkenstein, Prczasznic, Sierock, Warschau und noch an vielen anderen Orten waren Magazine angelegt, Mühlen und Bäckereien Tag und Nacht für die Franzosen beschäftigt, für Burgunder und Bordeauxwein sorgten Grüneberg, Meißen und Naumburg, und Polen lieferte das Schlachtvieh für die große Armee. — Während des Winters hatte Napoleon große Schaaren von Ersatzmannschaften herangezogen, nicht nur aus Frankreich, auch aus Italien, Spanien und Süd-Deutschland, dessen vertölpelte, verstockprügelte, verfutterte und verbockbierte Burschen in eine trefflich ausbildende Kriegszucht genommen wurden und es bald an Uebermuth und Plackerei im Quartier, aber auch an Bravour, Ausdauer und Ehrgefühl — denn der Corporalstock wurde abgeschafft — den besten französischen Löffelgardisten gleich thaten.

Danzig, von Kalkreuth den Winter hindurch tapfer vertheidiget, hielt Napoleon, wie die Kugel an der Fußschelle den Festungsgefangenen, von unternehmenden Ausflügen zurück.

General Benningsen, welcher nicht abwarten wollte, bis sich die noch zerstreuten Wolken zu einem Donnerwetter zusammen gezogen haben würden, faßte den ganz guten Entschluß, dem Angriffe, den Napoleon vorbereitete, dadurch zuvorzukommen, daß er sich auf einzelne vorgeschobene Divisionen und zunächst auf das Corps des Marschalls Ney zu werfen gedachte. Diese Unternehmung machte er jedoch davon abhängig, ob ihm das nothwendige Brod geliefert werden würde. „Ich lege" — berichtet er seinem Kaiser den 27. Mai — „Ew. Majestät einen Rapport des Generals Kaminskoi mit der unglücklichen Nachricht der nahen Uebergabe von Danzig zu Füßen. Es ist traurig, daß ich bis diesen Augenblick wegen Mangel an Lebensmitteln in einer Zeit habe in Unthätigkeit bleiben müssen, wo Napoleon so bedeutende Streitkräfte vor Danzig hatte und der übrige Theil seiner Armee vom frischen Haff bis zum Narew ausgedehnt war, wogegen ich meine Hauptkräfte fast auf einem Punkte vereinigt hatte. Man verspricht mir zum nächsten Donnerstag genug Lebensmittel, um wenigstens die Armee vereinigen zu können. (Er meldet ja, daß er sie auf einem Punkte vereinigt hatte.) Ich wünsche, daß dieses Versprechen in Erfüllung geht! dann würde ich dem Feinde wenigstens einen empfindlichen Streich spielen können und dadurch den üblen Eindruck vermindern, welchen die Uebergabe von Danzig auf die Höfe von London und Wien machen muß."

Die Klagen, daß die Lieferungen der Lebensmittel ausbleiben, wiederholt Benningsen in jedem Berichte. „Uebermorgen“ — schreibt er dem Kaiser am 31. Mai — „verlege ich mein Hauptquartier nach Heilsberg, wo ich einen Theil der Armee vereinige, und wenn ich das versprochene Brod nur zu einer Expedition von vier Tagen erhalte, so werde ich den 4. oder 5. Juni die französischen Vorposten auf dem rechten Ufer der Passarge angreifen lassen, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen, indem ich meinen Hauptangriff auf das Ney'sche Corps richte und vielleicht die nebenstehenden Corps trennen werde.“

Hinter solchen Beschwerden über Mangel an Lebensmitteln lag immer eine Anklage der preußischen Verwaltung versteckt; zu gleicher Zeit aber wollte Benningsen dadurch das bei seiner Armee eingerissene Raubsystem und seine eigene Unthätigkeit entschuldigen und den Kaiser zum Frieden geneigt stimmen; denn nicht ohne Besorgniß sah der russische Oberfeldherr dem neuen Feldzuge entgegen. Sonst hatte er sich wohl erlaubt zu äußern: wie er nur auf eine gute Gelegenheit passe, „den Monsieur Bonaparte wieder einmal auf die Finger zu klopfen,“ allein, als es nun wirklich noch einmal zum Klappen kommen sollte, wurde ihm doch bedenklich zu Muth. „Meine Hoffnungen für die Zukunft“ — schreibt er an den, in der Türkei commandirenden, General Meyendorff — „sind sehr gering und nur die so überschwengliche Gnade unseres verehrten Souverains und sein dringend ausgesprochener Wunsch können mich vermögen, an der Spitze der Armee zu bleiben, obgleich meine militairische Ehre bei dem zu erwartenden neuen Feldzuge sehr in Gefahr gerathen wird. Denken Sie sich mir gegenüber den ersten Helden des Jahrhunderts mit einer mehr als doppelt so starken Armee, welcher zugleich unumschränkter Herr über die Kräfte großer Länder und Niemandem verantwortlich ist. Seine Generale, wie seine Truppen sind kriegsgeübt und siegestrunken und Nichts bindet ihn in seinen Operationen. Ich bin nicht so eitel, meine persönlichen Eigenschaften mit denen Napoleons messen zu wollen; in allen anderen Verhältnissen hat er noch ein größeres Uebergewicht. Nur das Gefühl für Kaiser und Vaterland, der eisenfeste Muth unserer Armee, mit welcher ich es auch gegen Napoleon und seine große Ueberzahl aufzunehmen wage, wenn er mich in einer gewählten Position angreift, hält mich in meinen schwierigen Verhältnissen aufrecht und giebt mir selbst die Hoffnung, unser Vaterland so lange ver-

theidigungsweise schützen zu können, bis die Operationen der anderen Mächte uns die Möglichkeit gestatten werden, offensiv auf der betretenen Ehren- und Siegesbahn vorzuschreiten."

Das erste Zusammentreffen mit dem Feinde war von keinem günstigen Erfolge. Benningsen hatte dem General Dochtorow Befehl ertheilt, am 5. Juni die Verschanzungen von Lomitten zu nehmen und an der Passarge aufwärts bis Elditten vorzudringen. Dochtorow benachrichtigte hiervon den General Rembow und forderte ihn auf, mit seiner Division den von den Franzosen besetzten Brückenkopf an der Passarge bei Spanden zu beobachten. General L'Estocq, zu dessen Armeecorps Rembow gehörte, schickte ihm den ganz ungerechtfertigten Befehl zu, jenen Brückenkopf mit Sturm nehmen zu lassen. Der General L'Estocq war zu diesem unglücklichen Befehl durch seinen Adjutanten, den Major St. Paul, ohne Rücksprache mit dem Obersten Scharnhorst genommen zu haben, veranlaßt worden, indem derselbe (St. Paul) geltend machte, daß es die Russen übel deuten würden, wenn man nur demonstriren wollte. Der Dünkel, die Armee leiten zu können, besonders aber die Feindschaft gegen den Obersten Scharnhorst und Alles, was Generalstabs-Officier hieß, in welche Feindschaft der Major St. Paul auch die übrigen Adjutanten mit hineinzuziehen wußte, mußten nothwendig die übelsten Folgen in Beziehung auf die Führung des Corps herbeiführen, da der commandirende General sich nicht über diese Parteiungen zu stellen verstand. Der Befehl zu dem unsinnigen Sturm auf den Brückenkopf brachte den völligen Bruch mit dem Obersten Scharnhorst herbei, so daß derselbe um seine Abberufung bat, wenn keine Aenderung des Verhältnisses eintreten könne, auch bis zur Entscheidung keine Dienste leisten wollte, bis der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, sich ins Mittel legte und den Obersten bewog, einstweilen die Geschäfte wieder zu übernehmen.

Der ohne alle Ueberlegung angeordnete Sturm verunglückte und gegen eintausend tapfere Russen waren zwecklos gefallen. Dies machte einen um so übleren Eindruck auf die russische Armee, weil das Unternehmen völlig zwecklos war, von einem preußischen General befohlen worden war, und der Verlust lediglich die russischen Truppen betroffen hatte.*)

Auf drei anderen Punkten, am. 5. bei Guttstadt und Lomitten und am 6.

---

*) Höpfner Bd. III. S. 572.

bei Deppen, erlitt die russische Armee ebenfalls empfindliche Verluste, und auch hier suchte der eine General immer die Schuld auf den andern zu schieben. Benningsen schrieb am 7. Juni an den Kaiser: „Beehrt mit dem Befehle des Heeres, habe ich das Unglück, daß der General Sacken unter mir commandirt, der alle meine Unternehmungen verdirbt aus einem Grunde, den zu äußern ich unterlasse. Wenn die Gefechte am 5. und 6. nicht den Erfolg hatten, den sie haben sollten, so ist dies einzig und allein dem General Sacken in dem Verhindern ausgegebener Befehle, oder in dem Ertheilen von Befehlen, die meinem Plane entgegengesetzt waren, zuzuschreiben, was das Heer bezeugen kann." *)

Noch härter, als an den vorhergegangenen Tagen, wurde der Zusammenstoß am 10. Juni bei Heilsberg, wo es zur Schlacht kam. Benningsen hatte wiederum die Vortheile, welche ihm die Gegend bot, zu einer festen Stellung, in welcher er den Angriff des an Streitkräften überlegenen Gegners zu erwarten gedachte, gut benutzt. Allein seine Berechnungen, Napoleon zu täuschen und zu falschen Manoeuvern zu verleiten, schlugen fehl. Während er vortrefflich darauf eingerichtet war, dem Angriffe der Franzosen am 10. in einer durch Kunst und Natur befestigten Stellung auf dem rechten Ufer zu begegnen, ging Napoleon auf dem linken Ufer vor, um die Russen von Königsberg abzuschneiden und von den Preußen zu trennen, indem er durch ein verstelltes Vorgehen gegen die Front die Russen bei Heilsberg festzuhalten und zu beschäftigen wußte. Hierdurch geschah es, daß, obschon Benningsen seine Stellung am Tage der Schlacht behauptete, er dennoch am nächstfolgenden den Rückzug antreten mußte. Für die preußische Kriegsgeschichte gehört die Schlacht von Heilsberg dadurch zu den denkwürdigsten, daß einige, eben erst wieder neu gebildete, Reiterschwadronen das Unglaubliche leisteten. Der Major v. Cosel, welcher zwei Schwadronen schwarzer Husaren v. Prittwitz commandirte, wurde von einem russischen General aufgefordert, eine französische Infanterie-Colonne

---

*) Sacken verließ die Armee. Der Kaiser ließ ein Kriegsgericht über ihn sprechen, dessen Besitzer nicht damit zu Stande kamen, so daß der Kaiser sich genöthigt sah, 1810 eine besondere Commission niederzusetzen. Diese erkannte, daß der General Sacken seiner Würde zu entkleiden sei, der Kaiser jedoch in Betracht seiner 44jährigen rühmlichen Dienstzeit ihn begnadigen und nur aus dem Dienste entlassen möge. Der Kaiser bestätigte den Spruch nicht, und während des Feldzuges 1813 und 1814 finden wir Sacken als einen tapferen und tüchtigen General bei der schlesischen Armee unter Blüchers Befehl.

zu attakiren. Diese, welche mindestens einige russische Dragoner-Regimenter hinter der herandonnernden Staubwolke mit den zuckenden Säbelblitzen vermuthete, suchte im Eilmarsch ein nahes Gehölz zu erreichen. Es wurde bei den Husaren Galopp geblasen. Der Feind machte in seiner Formation theils Front, theils marschirte er fort, so daß in seiner Colonne bedeutende Lücken entstanden. Major v. Cosel, mindestens fünfzehn Schritt vor der Front, wie auf dem Exercierplatze, warf sich in die feindlichen Bajonette. Die Schwadronen, alle Officiere vor den Zügen, folgten mit einem herzhaften Hurrah! durchbrachen den Feind auf allen Punkten und ein entsetzliches Gemetzel begann; bald focht ein jeder Husar einzeln gegen mehrere Feinde. Die verlorne Fassung der Franzosen machte es möglich, sie gänzlich aufzureiben und endete das Gemetzel nicht eher, als bis der letzte Mann niedergestreckt war. Es war das 55. Regiment, welches hier gänzlich aufgerieben wurde. Die Husaren kehrten mit dem erbeuteten Adler desselben zurück zu den Russen, welche als Zuschauer in der Ferne gehalten hatten und sie mit dem Gruße: Karaszau, Karaszau, czarni Husarow! empfingen.

General Kamenskoi ertheilt in seinem Berichte der preußischen Cavallerie und namentlich diesen beiden Husarenschwadronen, das größte Lob. Den letzteren ließ der General Benningsen, mit Hintansetzung der Russen, den Rest des Brodvorraths zukommen.

Der Major Cosel hatte zwei Bajonettstiche erhalten, der Lieutenant Graf Hardenberg und 30 Mann waren geblieben, fast alle anderen waren verwundet. Der Kaiser Alexander schrieb nach beendetem Kriege an den Major v. Cosel: „Ihre mir bekannt gewordene Entschlossenheit und Bravour während des letzten Feldzuges in der Affaire bei Heilsberg, als Sie mit zwei Schwadronen Husaren die feindliche Infanterie aufrieben, welche unsere rechte Flanke bedroht hatte und bei welcher Gelegenheit Sie zwei Wunden erhielten, verdient unsere besondere Erkenntlichkeit, zu deren Beweise ich Sie zum Ritter unseres Ordens vom heiligen Georg 4. Classe ernenne und Ihnen die Insignien übersende."

„Wir sind," fügt der gewissenhafte Geschichtschreiber dieser Zeit seiner Darstellung der Schlacht von Heilsberg hinzu, „nicht im Stande, aller der Braven von den Regimentern Ziethen- und Baczko-Dragoner und der Towarczys zu gedenken, welche, gleich ihren Waffengefährten bei Pr.-Eylau, nach den entsetzlichen Demüthigungen des Jahres 1806 den Ruhm der preußischen Waffen auf eine

so glänzende Weise bewährt haben, und erwähnen nur, daß der General Kamenskoi noch die Hauptleute Grolmann (den späteren General) und Tiedemann und die Lieutenants Hoffmann und Graf Dohna vom Generalstabe anerkennend empfohlen hatte. Der General Ziethen und der Hauptmann Görne von Ziethen-Dragoner, der Lieutenant Gebhard von den Towarczys waren im Handgemenge verwundet worden; Letzterer hatte 19 Wunden."*)

Unter den Officieren der russischen Armee, welche mit Auszeichnung genannt werden, finden wir einen Lieutenant Diebitsch von dem Semänowschen Garderegiment aufgeführt, einen Preußen und Zögling des Berliner Cadetten-Corps, später als Feldmarschall Fürst Diebitsch Sabalkanskoi hochberühmt.

Waren nun auch von Benningsen in der Schlacht von Heilsberg die befestigten Punkte seiner Stellung behauptet worden, so hatte doch Napoleon sich die Zugänge geöffnet und einige Divisionen herangezogen, die am 10. nicht im Gefecht waren.

Benningsen begnügte sich mit dem Ruhme, in seinem Berichte sagen zu können, daß er das Schlachtfeld behauptet habe, allein noch vor Anbruch des folgenden Tages zog er die erste und zweite Division auf das linke Alle-Ufer und ließ Schanzen und Batterien aufwerfen, um die Straße nach Königsberg zu decken. Napoleon nahm Anstand, die Russen hinter den festen Positionen anzugreifen, zumal ein heftiges Regenwetter eingetreten war. Es dünkte ihm ihr Untergang sicherer, wenn er sie immer tiefer in dem nassen Boden versinken lasse, während er auf der noch ziemlich festen Straße von Heilsberg nach Königsberg sie zu umgehen suchte; nicht durch eine Schlacht, durch Märsche und Bewegungen wollte er diesmal einen unblutigen Sieg erfechten.

Die preußischen Generalstabs-Officiere forderten Benningsen auf, sich der französischen Marschcolonne in die Seite zu werfen; er ging nicht auf diesen Vorschlag ein. In seinen Memoiren sucht er sich über seine damals bewiesene Unentschlossenheit zu rechtfertigen. „Ueberzeugt" — heißt es darin — „von den Absichten des Kaisers Napoleon, muß ich gestehen, daß, so groß meine Zuversicht am Tage zuvor (den 10.) während der Schlacht bei Heilsberg war, so aufs Aeußerste stieg meine Verlegenheit über das, was unter diesen Umständen, die einen schnellen, aber wohl überlegten Entschluß verlangten, zu thun sei,

*) Höpfner III. S. 616.

um nicht die Armee zu exponiren und das Wohl des Staats durch falsche Voraussetzungen oder falsche Maßregeln zu gefährden. In diesem ungewissen Zustande hielt ich es für meine Pflicht, meinem Souverain über die Lage der Armee und die wahren Umstände Bericht zu erstatten, in denen sie sich befand, und die mich nöthigten, eine rückgängige Bewegung nach dem Pregel zu machen. Das Erste, was mir noch zu thun übrig geblieben war, wäre gewesen, daß ich aus der festen Stellung, die uns am vergangenen Tage zu einem schönen Siege verholfen hatte, herausging, um gegen den Feind zu marschiren, trotz dem, daß derselbe wenigstens doppelt so stark war als wir, und ihn auf den Höhen, nach welchen er seinen Marsch richtete, anzugreifen; das hieß aber, unsere Truppen der Gefahr aussetzen, ungeachtet ihrer Tapferkeit, eine ziemlich gewisse Niederlage zu erleiden. Das Zweite war: die französische Armee zu cotoyiren (zur Seite marschiren), um ihre Annäherung an Königsberg zu verhindern; aber dieser Ausweg wäre noch gefährlicher gewesen als der erstere; in Betracht, daß wir uns bald gezwungen gesehen haben würden, eine allgemeine Schlacht auf einem unvortheilhaften Terrain anzunehmen, deren Folgen nicht anders als verderblich sein konnten und uns durch einen schwierigen Rückzug theuer zu stehen kommen mußten."

Napoleon verfolgte als das nächste Ziel seiner Operation Königsberg; Benningsen beeilte sich, Friedland zu erreichen.

So geschah es, daß die letzte Entscheidung nochmals dem Schwerte anvertraut werden mußte, obschon von den Feldherren, dem Könige und den Kaisern der beiden kriegführenden Parteien, einer Schlacht mit gleicher Besorgniß entgegengesehen wurde. Napoleon hatte das Gefahrvolle seiner Lage sehr wohl gewürdiget und Alles aufgeboten, um die Verbündeten zu trennen und Einen oder den Andern für den Frieden zu gewinnen. Eben so wissen wir, daß in dem russischen Hauptquartiere der Fürst Constantin den Kaiser zum Frieden drängte, in dem preußischen eine allgemeine Muthlosigkeit sich aller Gemüther bemächtigt hatte; allein die Verhältnisse waren so verfitzt und verhäddert, daß der Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen werden konnte.

„Was Napoleon betraf," bemerkt Lefebvre,*) „so war seine Lage so bedenklich, ein Sieg, ein vollständiger, entscheidender Sieg war ihm so nothwendig, daß er, um diesen zu erlangen, die unerhörtesten Anstrengungen zu

*) Hist. des cabinets III. p. 76.

machen entschlossen war. Er hatte 160- bis 170,000 Mann schlagfertiger Truppen beisammen, die Verstärkungen, welche Benningsen erwartete, rückten vom General Labanoff geführt, zwar langsam, aber sie rückten doch täglich einige Stunden näher heran; Alexander war ihnen selbst entgegen gereist, um ihren Marsch zu beschleunigen. Die großen Verluste, welche die französische Armee in der Schlacht bei Eylau erlitten, und die rauhe Jahreszeit hatten Napoleon damals genöthiget, den Marsch auf Königsberg aufzuheben. Hier hatten die Preußen durch Hardenbergs, insbesondere durch Schöns Anstrengungen, den Winter über große Vorräthe für den Feldzug, der bevorstand, aufgehäuft, die Engländer hatten Gewehre und Patronen für ein ganzes Armeecorps ausgeschifft; für beide Theile lag jetzt die Entscheidung in dem Besitze von Königsberg. Napoleon faßte einen Plan vom ungeheuersten Wagniß. Er gab den Russen alle seine Verbindungen mit der niederen Weichsel preis; er stellte sich freiwillig zwischen Benningsen und das Meer, so daß es jetzt galt, zu siegen oder unterzugehen.“ —

Der General Benningsen erkannte mit geübtem Feldherrnblick die Gefahr, in welche sich Napoleon durch diese gewagte Bewegung begab; allein er hatte nicht den Muth, oder sonstige Rücksichten hielten ihn ab, von den ihm gebotenen Vortheilen zu einer Schlacht Gebrauch zu machen.

Der, wie wir wissen, entschieden zum Frieden geneigte Großfürst Constantin übernahm es, dem Kaiser Alexander, im Auftrage Benningsens, am 13. Juni Bericht zu erstatten; dieser lautete: „Die französische Armee begiebt sich in ein Terrain, wo sie zur Linken das frische Haff, vor sich den Pregel und Königsberg, gedeckt durch den General L'Estocq, hat, während die russische Armee sich durch einen einzigen Marsch in ihren Rücken, auf ihre Verbindungslinie, auf ihre Lebensmitteltransporte werfen und sie abschneiden kann.

„Wie wäre es möglich, daß Napoleon sich zu einer solchen gewagten Operation entschließen könnte, wenn er nicht eine vollständige Kenntniß von den untergeordneten Kräften der russischen Armee und von der Entfernung, in welcher sich deren Verstärkungen befinden, hätte.“ Diese hatte Napoleon allerdings; der 14. Juni, der Tag der Schlacht von Marengo, war für ihn und sein Heer ein Tag glücklichster Vorbedeutung, und so ließ er auf gut Glück den entfesselten Kriegsfurien freien Lauf. —

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Friedland den 14. Juni 1807. — Sie schlagen sich und wissen selber nicht, warum? — Benningsen entschuldigt sich. — Napoleons Aehnlichkeit mit der Natur der Tauben; — er dictirt die Disposition aus dem Stegreife. — Benningsen räumt das Feld. — Das 75. Armeebülletin. — Das preußische Armeecorps unter L'Estocq am 14. Juni. — General Rüchel setzt Königsberg in Vertheidigungszustand. — Officiere und Truppen versagen den Gehorsam. — Oberst Scharnhorst verläßt das Armeecorps. — Die Königin und der König flüchten nach Memel. — Königsberg wird am 16. Juni von den Franzosen besetzt. — Rüchels Rückzug hinter die Memel bei Tilsit.



enn bei den Schlachten, über deren bluttränkte Felder wir bisher den Leser führten, zum wenigsten einige „Methode in dem Wahnsinn" sich nachweisen ließ, so hat die Schlacht bei Friedland das Eigenthümliche, daß beide Feldherrn eingestehen, daß sie selbst nicht wußten, wie sie dazu gekommen, an diesem Tage wieder einmal an die hunderttausend Mann zur Schlachtbank zu führen. Der gründlichste Darsteller dieser Ereignisse bemerkt sehr treffend in seinem Vorbericht: „Die Ereignisse werden zeigen, wie man am 14. Juni zu einer Schlacht kam, ohne selbst zu wissen, warum man sich schlug und was man überhaupt wollte." *)

*) Höpfner III. S. 649.

Benningsen hält es für nothwendig, um Nachsicht und Verzeihung zu bitten, daß er die Thorheit begangen, sich am 14. in eine Schlacht einzulassen. „Ich gestehe willig ein," schreibt er selbst, „daß ich besser daran gethan hätte, die Affaire bei Friedland zu vermeiden; ich hatte es in meiner Gewalt, und sicher wäre ich meinem Vorsatze treu geblieben, kein ernsthaftes Gefecht anzunehmen, sobald es nicht zur Sicherung des Marsches der Armee unvermeidlich war, wenn nicht falsche Rapporte, denen jeder General nur zu sehr ausgesetzt ist, in mir die irrige Ansicht hervorgerufen und alle Nachrichten dieselbe bestätigt hätten, daß Napoleon mit der großen Armee den Weg nach Königsberg eingeschlagen habe." Und dann fügt er noch hinzu: „Das Gefecht begann mit frühem Morgen und entspann sich ganz allmälig, ohne großes Blutvergießen, gegen die Corps von Lannes, Oudinot, Dombrowski, gegen welche es die Waffenehre nicht gestattete, das Schlachtfeld zu räumen; ich füge hinzu: in der Unwissenheit von der Annäherung der ganzen französischen Armee." —

Napoleon traf gegen die Mittagsstunde auf dem Schlachtfelde ein, wo seit drei Uhr des Morgens die Kanonen gegen einander donnerten, ohne sonderlichen Erfolg. Gegen 10 Uhr war das Gefecht ernsthafter geworden, wo 40,000 Mann Franzosen mit 43,000 Mann Russen sich zu Fuß und zu Roß, auf Hieb, Stich und Schuß, im lebhaftesten Kampfe befanden. Da man dem Kaiser das Heer der Russen auf 80,000 Mann angegeben hatte, zog er in größter Eil Verstärkung heran, wodurch er nach und nach die entscheidende Ueberlegenheit an Mannschaft gewann. Er bethätigte sein großes Feldherrngenie, wie in allen Schlachten, so auch hier dadurch, daß er mit einem instinctartigen Scharfblicke in der, ihm durchaus fremden, Gegend auf das vollständigste orientirt war; er hatte hierin etwas von der Natur der Tauben, mit denen dieser Raubvogel sonst nichts gemein hatte. Kaum angekommen, hatte er die nöthige Uebersicht gewonnen und dictirte „aus dem Stegreife" die Befehle für die verschiedenen Corps: „Der Marschall Ney übernimmt den rechten Flügel und lehnt sich an die gegenwärtige Aufstellung des Generals Oudinot. Der Marschall Lannes bildet das Centrum zur Linken des Marschalls Ney, nahe bei dem Dorfe Posthenen. Der General Oudinot hält etwas links, um das Centrum zu verdichten, und der Marschall Lannes concentrirt die Divisionen so viel als thunlich, so daß er sie in zwei Treffen aufstellen kann.

„Der Marschall Mortier bildet den linken Flügel, welcher nicht mit vor-

geht; die Bewegung muß von unserem rechten Flügel beginnen und der linke Flügel den Drehpunkt bilden.

„Der General Grouchy mit der Cavallerie des linken Flügels manövrirt, um dem Feinde so viel Schaden zuzufügen, als möglich, wenn derselbe durch den lebhaften Angriff unseres rechten Flügels sich genöthigt sieht, den Rückzug anzutreten.

„Der General Victor bildet die Reserve. Er stellt sein Corps, so wie auch die Garde zu Fuß und zu Pferd vorwärts Posthenen auf.

„Die Division Lautour-Maubourg tritt unter die Befehle des Marschalls Ney; die Division Lahoussaye unter die des Generals Victor.

„Der Kaiser wird sich bei der Reserve im Centrum aufhalten.

„Man muß fortgesetzt den rechten Flügel vornehmen und dem Marschall Ney die Initiative der Bewegung belassen; er wird vom Kaiser den Befehl zum Antreten erhalten.

„In dem Augenblicke, wo der Marschall Ney den Angriff beginnt, verdoppelt die Artillerie ihr Feuer in einer Richtung, welche den Angriff unterstützt."

Als den entscheidenden Punkt, um dessen Besitz es sich auf dem Schlachtfelde handelte, hatte der Kaiser Friedland bezeichnet; warf er hier die Russen, dann mußte ihm Königsberg von selbst zufallen. In Beziehung auf die Besetzung der Stadt ließ er um 3 Uhr Nachmittags an den Großherzog von Berg schreiben: „Die Kanonade dauert seit 3 Uhr Morgens; der Feind scheint mit seiner Armee vor mir in Schlachtordnung zu stehen; er hat auf Königsberg debouchiren wollen; gegenwärtig scheint er ernsthaft an die Schlacht zu denken, die sich so eben einleitet. Se. Majestät hofft, daß Sie in Königsberg eingerückt sein werden (eine Division Dragoner und der Marschall Soult genügen, um die Stadt zu behaupten) und daß Sie mit zwei Cürassier-Divisionen und dem Marschall Davoust auf Friedland abmarschirt sein werden; denn es ist möglich, daß der Kampf noch bis morgen dauert. Versuchen Sie daher um 1 Uhr des Morgens anzukommen. Wir haben von heute noch keine Nachricht von Ihnen.

„Da der Kaiser voraussetzt, daß der Feind sehr stark ist (er glaubte 80,000 Russen vor sich zu haben), so ist es möglich, daß er sich heute damit begnügt, ihn zu kanoniren und daß er Sie erwartet."

Um fünf Uhr Nachmittags, als die Garden auf dem Schlachtfelde eingetroffen waren, ließ der Kaiser durch einen Signalschuß, welcher durch die dreimaligen Salven einer Batterie von 20 Geschützen wiederholt wurde, das Zeichen zum Angriff geben, der von dem Corps des Marschalls Ney mit Ungestüm ausgeführt wurde.

Der General Benningsen hatte sich geschmeichelt, es würde heute nicht zur Schlacht kommen, so daß er, von der Nacht begünstigt, seinen Rückzug unangefochten werde ausführen können. Sobald er von dem auf dem Thurme von Friedland aufgestellten Wachtposten die Meldung erhielt, daß die große französische Armee zum Angriff vorrücke, gab er sofort Befehl zum Rückzuge, um auf dem rechten Ufer der Alle Sicherheit zu suchen. Er selbst macht darüber ein offnes Geständniß: „Die russische Armee“ — sagt er in seinen Denkwürdigkeiten — „bereits um zwei Drittel schwächer, wurde durch die Ankunft Napoleons mit dem größten Theile seiner Armee überrascht. Von diesem Augenblicke an hatten die Franzosen leichtes Spiel; denn die Klugheit gebot, ihnen das Schlachtfeld nicht streitig zu machen; auch befand sich die Armee bereits damit beschäftigt, die Alle zu repassiren, als die ersten feindlichen Corps aus dem Walde traten, welcher ihren Marsch verdeckt hatte.“

Benningsen trat seinen Rückzug geordnet an; die Russen haben sich öfter zurückgezogen, aber niemals sind sie zurückgelaufen. Auch diesmal gaben sie an einigen Punkten den allzu vorwitzig ihnen folgenden Franzosen vom Corps des Marschalls Ney eine derbe Lection.

Nachdem Benningsen gegen 8 Uhr des Abends seine Armee theils über die Brücken in Sicherheit, theils durch die Alle hindurch watend wieder ins Trockne gebracht hatte, überließ er die an allen Orten und Enden in Brand geschossene und gesteckte Stadt Friedland den Franzosen ohne Vertheidigung. Das Schlachtfeld behaupteten die Sieger und setzten am nächsten Tage die Verfolgung in gemäßigtem Zeitmaße fort. Das über die Schlacht von Friedland ausgegebene 75. Bülletin giebt den Verlust der Russen auf 15- bis 18,000 Todte und Verwundete und 80 Kanonen an. Die russischen Berichte gaben ihren Verlust auf 6000 Mann und 16 Geschütze an. Der Verlust der Franzosen betrug nach ihren eigenen Angaben 12,000 Mann an Todten und Verwundeten. Von den Russen wurde der Adler des 15. Infanterie-Regiments erbeutet. —

Das preußische Armeecorps nahm an der Schlacht von Friedland nicht Theil. Der General L'Estocq befand sich am 14. Juni des Morgens, ohne Nachricht und ohne Befehl von Benningsen erhalten zu haben, mit seinem Corps in der Stellung zwischen Gollau und Ludwigswalde. Um nicht gegen das Haff oder gegen den Pregel geworfen, oder von Königsberg abgeschnitten zu werden, marschirte L'Estocq auf Karschau. Das Andrängen des Marschalls Soult auf der Straße von Kreuzburg, so wie das des Marschalls Davoust auf der Eylauer Straße bestimmten den General L'Estocq, sich nach Königsberg zurückzuziehen, dessen unhaltbare Wälle und Thore er mit Infanterie und Artillerie besetzte. Die Reiterei hatte Befehl, den Rückzug zu decken; das Regiment Prittwitz-Husaren that seine Schuldigkeit, wogegen der Commandeur der Gardes du Corps, ohne Befehl erhalten zu haben, mit seinem Regimente abzog und sich bei dem commandirenden General damit zu entschuldigen suchte: „er habe nicht die Verantwortung übernehmen wollen, wenn die königlichen Haustruppen eine Niederlage erlitten."*)

Hierdurch geschah es, daß ein Bataillon preußischer Füseliere, welches angewiesen war, Karschau besetzt zu halten, ohne Nachricht von dem Rückzuge blieb, und bis auf den Major Röhl, seinen Adjutanten und einen Hornisten gänzlich niedergehauen wurde. Der Rückzug nach Königsberg unter der, wenn auch gemäßigten Verfolgung brachte die mit jedem Tage unwilliger werdenden Truppen bereits der Auflösung aller Mannszucht so nahe, daß der General L'Estocq nur mit größter Anstrengung die Ordnung aufrecht zu erhalten im Stande war. Hätten die Franzosen lebhafter verfolgt und einen Sturm auf Königsberg am 14. oder 15. unternommen, so würde Stadt und Heer verloren gewesen sein. Die Regimenter wurden mehr durch das Davonlaufen und vor Ermattung Liegenbleiben der Leute, als durch die Feinde aufgerieben. Von den Unterbefehlshabern wurden die Befehle des commandirenden Generals nicht respectirt. Selbst zwischen L'Estocq und Scharnhorst kam es wegen des, von dem Letzteren angeordneten, Zerstörens der Uebergänge über die Beek (einen sumpfigen Bach) zu einem höchst ärgerlichen Auftritte, in Folge dessen Scharnhorst das Corps verließ und zu dem Könige ging. — Bei der Abtheilung, welche General Rüchel befehligte, kamen ähnliche Auftritte vor. Als dessen Adjutant dem Major

---

*) Höpfner III. S. 637.

v. Ziegler, Commandeur von Wagenfeld-Cürassiere, den Befehl brachte, eine versteckte Aufstellung in einer Lehmgrube zu nehmen, entgegnete dieser: „Herr, den Befehl kann Ihnen kein Vorgesetzter gegeben haben; bringen Sie mir den Befehl, eine Batterie anzugreifen, so werde ich gehorchen, hier aber muß man Ehre und Reputation verlieren.“ Wie nachtheilig solches Gezänk der Officiere auf die Truppen wirkte, zeigte sich immer mehr. Selbst die sonst so tapferen Grenadiere und Musquetiere des Regiments Rüchel waren nicht mehr zu bewegen, dem Feinde, als er am 14. gegen den Nassegarten bei Königsberg vordrang, entgegenzugehen. Vergebens ergriff der Lieutenant v. Schenkendorf die Fahne des gefallenen Junkers und forderte auf, ihm zu folgen; er sah sich verlassen. Der Feind brachte Kanonen auf den Nassegarten und beschoß die Wälle am Brandenburger Thore, bis es Nacht wurde. Vor dem Friedländer Thore eröffneten die Franzosen ebenfalls eine lebhafte Kanonade.

Der Tag bei Königsberg (den 14. Juni) gehört mit zu den unglücklichsten in diesem unheilvollen Kriege. Jeder sah seine letzten Hoffnungen schwinden und dachte mit Entsetzen an die Zukunft und an einen Rückzug über die russische Grenze.

In der Erwartung eines solchen endlichen Ausganges sollen russische Officiere auf den Bivouacs gegen preußische Soldaten die unvorsichtige Aeußerung gethan haben: es würde ihnen die russische Uniform gut stehen; sie würden alle unter die russischen Truppen vertheilt werden. Ob wahr, oder nicht, das Gerücht verbreitete sich schnell und wirkte sehr ungünstig auf den gemeinen Mann, war auch wohl die Hauptveranlassung, daß auf dem weiteren Rückzug, selbst bei den bewährten Regimentern Rüchel und Prinz Heinrich, so große Desertion einriß.

Die Königin mit ihren Kindern hatte Königsberg schon am 12. Juni verlassen und war nach Memel geflüchtet, wohin ihr den 14. der König und Hardenberg folgten.

Die Vertheidigung der Stadt und der Befehl über alle Truppen in und bei Königsberg war dem General Rüchel übertragen worden; schon am 12. und 13. hatte er Anstalten zur Vertheidigung der Uebergänge über den Pregel getroffen, und nach dem Einrücken des L'Estocqschen Corps hielt er sich für stark genug, einen Sturm abschlagen zu können.

Der Herzog von Berg wollte die Stadt in einem ersten Anlaufe nehmen;

als er aber Soult und Davoust aufforderte, Sturmcolonnen zu bilden, rieth Soult von einem solchen Unternehmen ab, welches nicht ohne großen Verlust gewagt werden könne, während man denselben Zweck durch Einschließen und Abschneiden des Rückzuges wohlfeiler erreichen werde. Der Herzog von Berg schickte gegen 2 Uhr des Nachmittags einen Parlamentair in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Rüchel, welcher aus dem von Friedland zu ihm herüberschallenden Kanonendonner die Aufforderung zu vernehmen glaubte, Königsberg zu halten, lehnte jede Unterhandlung ab.

Eine höchst angenehme Ueberraschung für ihn war es, als er am nächsten Morgen (den 15.) nur noch wenige feindliche Truppen vor der Stadt bemerkte. Napoleon, welcher vermuthete, daß es mit Benningsen erst am 15. zur Entscheidung kommen würde, hatte noch vor Beginn der Schlacht am 14. den größeren Theil des von dem Herzoge von Berg befehligten Armeecorps zu sich nach Friedland beschieden. Die Freude der Königsberger war nur von kurzer Dauer: der Abzug der Franzosen hatte den Glauben erweckt, der Kaiser sei geschlagen worden und ziehe sich zurück. Da traf am 15. Mittags die Hiobspost ein von der verlorenen Schlacht und dem Rückzuge Benningsens über Allenburg auf Wehlau. Benningsen hatte in wenigen flüchtigen Zeilen dem General Rüchel von der verlorenen Schlacht Anzeige gemacht und hinzugefügt, daß er vor acht Tagen nicht im Stande sein werde, zur Unterstützung Königsbergs etwas zu thun. Rüchel war überzeugt, daß Benningsen nach Verlauf von acht Tagen noch weniger im Stande sein werde, Königsberg zu Hülfe zu kommen, und deshalb ordnete er sofort (4 Uhr des Nachmittags den 15.) die Räumung der Stadt an, in welcher er den Major v. Orlich mit 150 Mann zurückließ, um eine regelmäßige Uebergabe abzuschließen, wodurch Einnahme mit Sturm und Plünderung verhütet wurde.

Die Truppen erhielten Befehl, ihren Rückzug theils über die kurische Nehrung zu nehmen, theils unter General Stutterheim nach der Lauthschen Mühle, theils unter General L'Estocq nach Kaymen, wo ein Schreiben des Generals Benningsen aus Petersdorf ihm befahl, seinen Rückzug hinter die Deyme zu nehmen. Auf diesem Marsche hatten sich zum Erstenmale bei den preußischen Truppen Ausbrüche von Mißmuth und Zuchtlosigkeit gezeigt. Die Ermattung nach den großen Anstrengungen der vergangenen Tage, der schleunige Abmarsch aus Königsberg, die hierbei verabreichten geistigen Getränke, die

drückende Hitze, besonders aber das früher schon erwähnte Gerücht von dem Rückzuge nach Rußland und dem Untergestecktwerden unter die russische Uniform, das Alles zusammen hatte einen bösen Einfluß ausgeübt. Bei einbrechender Dunkelheit trat das Unheil verkündende Losschießen der Gewehre ein, was das Passiren der Colonne gefährlich machte und für die Geheimhaltung des Abmarsches nicht förderlich war. Besonders zeichneten sich die Krokowschen Jäger aus, da sie sehr bald anfingen zu plündern — im eigenen, von Freund und Feind schon ausgeraubten, Vaterlande!*)

Die Franzosen unter Davoust rückten ohne Widerstand am 16. Juni des Morgens in Königsberg ein; Major v. Orlich mit seinen 150 Mann ergab sich.

Der Marschall Davoust ordnete sogleich die Verfolgung des preußischen Corps an, um dasselbe, noch bevor es die russische Armee erreicht haben würde, zu vernichten. General L'Estocq führte sein Corps auf anstrengenden Märschen am 16., 17. und 18., auf denen die Leute zu Hunderten vor Ermattung liegen blieben, bis nach Tilsit und hier über die Memelbrücke nach dem jenseitigen Ufer.

Am 19. bivouakirte das preußische Corps von Winge längs des Weges nach Tilsit an der Memel aufwärts, von wo es noch vor Abschluß des Waffenstillstandes Cantonnirungen in den umliegenden Dörfern bezog.

„Die Hauptursachen zu dem schnellen Ende des preußischen Trauerspiels," bemerkt ein wohl unterrichteter Augenzeuge,**) „waren in dem Charakter des russischen Oberfeldherrn, des Generals v. Benningsen, zu suchen. Er war stolz, sehr hinterlistig und von großer Festigkeit, sobald es auf Durchführung von Intriguen ankam, auch besaß er viel Unternehmungsgeist, hatte aber keine großartigen Weltansichten, da er vielmehr alle Ereignisse nur nach seinem Privatinteresse betrachtete und sich bei seinen Handlungen lediglich von dieser Rücksicht leiten ließ. Als er nach der Schlacht von Pultusk das Commando allein an sich gerissen und Buxhövden verdrängt hatte, nahm er seinen Marsch nicht, wie die Franzosen erwarteten, nach dem Niemen zu, sondern marschirte rechts nach Königsberg. Dadurch geschah es, daß seine Avantgarde den unter Bernadotte gegen den linken Flügel hin aufgestellten linken Flügel der französischen Armee zwischen Liebstadt und Mohrungen am 25. Januar 1807 zurückzudrängen im Stande war. Hierauf eilte indeß Napoleon dem Marschall

*) Höpfner III. S. 679.

**) v. Wolzogen, Memoiren. S. 40.

Bernadotte mit seiner ganzen Armee zu Hülfe, und so kam es am 7. und 8. Februar zur Schlacht von Preußisch-Eylau, in welcher Napoleon die russische Armee in der Mitte zu sprengen und ihr durch das gegen den linken Flügel detachirte Corps von Davoust zugleich den Rückzug abzuschneiden die Absicht hatte. Die russische Tapferkeit widerstand jedoch im Centrum und die Flügelumgehung wurde durch das preußische Corps unter L'Estocq vereitelt. Napoleons Plan scheiterte gänzlich und zum Erstenmale war ihm der Sieg nicht hold; es hätte nur noch 1000 Kosaken bedurft, um die französische Armee zum Verlassen des Schlachtfeldes zu nöthigen, denn keines ihrer Regimenter war noch in Ordnung. Aber Benningsen erkannte seinen Sieg nicht und war überhaupt nicht im Stande, dergleichen Situationen richtig zu beurtheilen."

Sechstes Kapitel.

Napoleon droht die Grenzen Rußlands zu überschreiten; — will sein Hauptquartier nach Nimmersatt verlegen. — Benningsen sucht wegen Waffenstillstandes zu unterhandeln. — Das russische Heer in Auflösung. — Benningsens Meldung davon an den Kaiser; — dieser ermächtigt ihn zum Abschlusse eines Waffenstillstandes. — Benningsens Großsprecherei gegen die Preußen; — will den Monsieur Bonaparte auf die Finger klopfen. — Napoleons Hauptquartier den 19. in Tilsit. — Alexander schließt Waffenstillstand mit Napoleon am 21. Juni, unbekümmert um Friedrich Wilhelm. — Graf Kalkreuth wird zu Napoleon geschickt und schließt für das preußische Heer den Waffenstillstand ab am 25. Juni. — Zusammenkunft der beiden Kaiser bei Tilsit. — Friedrich Wilhelm von Napoleon unhöflich empfangen. — Alexander und Napoleon bilden sich ein, für einander zu schwärmen. — Ein Urtheil Gneisenau's über Alexander. — Napoleon fordert Hardenbergs Verbannung. — Die Königin Luise in Tilsit; — ihre Unterhaltungen mit Napoleon. — „Dies ist ein Haus, in welchem man mich fürchterlich betrogen hat.“ —



er vielgerühmte ritterliche Heldenmuth Alexanders war schon vor der Schlacht von Friedland so schwankend geworden, daß es aller Ueberredungskünste der unglücklichen Königin, aller Ehrenermahnungen des bedenklich gewordenen Königs und aller diplomatischen Beredtsamkeit Hardenbergs bedurfte, um ihn nicht mit Napoleon in Unterhandlung treten zu lassen. Nach der Niederlage bei Friedland, nach dem Falle Danzigs und Königsbergs, als die dreifarbige Fahne an dem Ufer des Niemen aufgepflanzt worden war, von wo der fränkische Adler raublustig nach der nahen rüssischen Grenze blickte, und Na-

poleon bereits Anordnung traf, sein Hauptquartier nach Nimmersatt, dem letzten preußischen Grenzdorfe, zu verlegen, versank Alexander in stummes Hinbrüten und willigte ein, dem Kriege ein Ziel zu setzen, bevor er die Grenze Rußlands überschreite.

Benningsen erkannte ebenfalls die Unmöglichkeit, den Kampf fortzusetzen, und ohne die Befehle seines Kaisers einzuholen, schrieb er an den Fürsten Bagration den 10. Juni: „Bei den Strömen von Blut, die in den letzten, so mörderischen Gefechten geflossen sind, wünschte ich sowohl dem Unglück dieses zerstörenden Krieges dadurch Einhalt zu thun, daß ich auf einen Waffenstillstand antrage, ehe ich mich in einen neuen, vielleicht noch schrecklicheren, Kampf einlasse. Ich ersuche Sie, diese meine Absicht den commandirenden Generalen der französischen Armee mitzutheilen, weil ich mir davon die besten Folgen verspreche."

Bagration antwortet unter dem 11. Juni, daß Alles aufs Beste eingeleitet sei. —

Die Stimmung in dem russischen Heere wurde mit jedem Tage bedenklicher, es würde in dem Lager Meuterei und offener Aufruhr ausgebrochen sein, und bei längerem, hartnäckigem Verweigern des Friedens dem Kaiser Alexander vielleicht dasselbe traurige Ende zu Theil geworden sein, welches einst seinem Vater bereitet wurde.

„Ein aus dem russischen Hauptquartier in dem preußischen eingegangener Bericht," schreibt Schladen den 20. Juni, „versichert, die Muthlosigkeit sei dort allgemein und die Zügellosigkeit und Frechheit der Aeußerungen, welche sich dort die russischen Officiere erlauben, unerhört. Zugleich soll die Unordnung, die Raubsucht und der Mangel an Disciplin auf das Höchste gestiegen sein, und selbst unter den Augen der Generale soll diese jeden Glauben übersteigen. Die Russen zertrümmern die Wohnungen, spannen die Pferde der Bauern aus, berauben und plündern diese, schlachten nach Belieben Kühe, Ochsen, Kälber, Schafe, und hierbei bleiben die Officiere ganz ruhig, und selbst, wenn sie sich das Ansehen geben wollen, die Schuldigen zu strafen, sieht man deutlich, daß es mit Widerwillen geschieht."

Der Großfürst Constantin überbrachte die ihm von Duroc mitgetheilten Vorschläge seinem Bruder nach Kawell und unterstützte sie mit heftiger Beredtsamkeit.

„Das ganze russische Heer will den Frieden und Constantin tritt als das Haupt einer Partei auf, welche unter jeder Bedingung den Kaiser nöthigen will, ihren Absichten gemäß zu handeln.“

Durch die Berichte Benningsens über die verlorne Schlacht und über den, wegen des zerrütteten Zustandes des Heeres nothwendig gewordenen, Rückzug ward Alexander bedeutend herabgestimmt in seiner kriegerischen Laune. Der Oberfeldherr meldete, daß er „zur Erhaltung des ihm noch gebliebenen Bestandes der Armee und zur Bewahrung der russischen Grenze vor feindlichem Einbruch die Unterhandlung eines Waffenstillstandes angelegentlichst empfehlen müsse.“ —

Der Kaiser antwortete: „Als Ich Euch ein schönes Heer anvertraute, das so viel Beweise von Tapferkeit gegeben hat, war Ich weit entfernt, Nachrichten zu erwarten, wie Ihr sie Mir jetzt mittheilt. Wenn Ihr außer einem Waffenstillstande kein anderes Mittel kennt, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, so erlaube Ich Euch dazu zu schreiten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr in Euerm Namen unterhandelt. Ich sende zugleich den Fürsten Labanow-Rostowsky, den ich in allen Beziehungen für geeignet halte . . . . Ihr könnt wohl selbst beurtheilen, wie schwer Ich Mich zu diesem Schritte entschlossen habe.“ —

Dieses Schreiben sowohl, als der Wunsch, den Muth und die Mannszucht möglichst aufrecht zu erhalten, veranlaßten Benningsen, sich dem Heere gegenüber das Ansehen zu geben, als habe er den Rückzug nur angetreten, um eine günstige Stellung zu einer neuen Schlacht aufzusuchen, welche er in den nächsten Tagen noch auf dem linken Ufer der Memel zu liefern entschlossen sei. Dem preußischen Lieutenant v. Kurssel, welchen der General L'Estocq zum General Benningsen geschickt hatte, um das Eintreffen des preußischen Corps auf den Höhen von Linkonischen auf dem linken Ufer der Memel zur Deckung des Ueberganges bei Tilsit zu melden, erwiderte Benningsen: „Sagen Sie dem General L'Estocq, ich hätte bei Friedland eine Schlacht verloren, deren Verlust nicht geringer sein könnte, da ich weder Geschütze noch Gefangene eingebüßt habe. Sein Corps möge er auf dem rechten Flügel der Russen aufstellen; ich habe eine Anzahl schweres Geschütz über die Memel gesandt, um die Franzosen zu beschießen, wenn sie in die Flanke gehen wollten. Ich bin gesonnen, hier eine Schlacht anzunehmen und den Monsieur Bonaparte auf die Finger zu klopfen.“ Allein

noch an demselben Tage führte Benningsen sein Heer auf das rechte Memelufer, vornehmlich über die Brücke bei Tilsit und auf der Fähre beim Schanzenkruge, auf welcher Straße Davoust und Victor folgten, wo eine große Anzahl vor Mattigkeit Niedergesunkener den Feinden in die Hände fielen. Es war ein betrübter Anblick, die vielen Maroden und Todten, unter den letzteren besonders junge Leute der preußischen Reserve-Bataillone, an den Straßen liegen zu sehen. Die grenzenlose Hitze, der Mangel an Schlaf, Hunger und Durst und der enge Anzug bei der schweren Bepackung hatten viele Schlagflüsse herbeigeführt. — Am 19. Juni besetzte die französische Reiterei Tilsit, wohin auch Napoleon noch an demselben Tage sein Hauptquartier verlegte.

Alexander hatte das oben mitgetheilte Schreiben an Benningsen nicht unmittelbar an diesen, sondern an den als Proviantmeister bei der russischen Armee befindlichen Minister Popow gesendet, mit dem Befehl, dasselbe nur dann abzugeben, wenn auch nach seiner Ansicht Unterhandlungen mit dem Feinde nothwendig erschienen; dann sollte der Fürst Labanow diese Unterhandlungen einleiten. Der Minister Popow theilte über die Nothwendigkeit des Waffenstillstandes die Ansichten Benningsens, übergab ihm das Allergnädigste Allerungnädigste Schreiben des Kaisers, und es wurde noch am 19. ein Unterhändler an den Marschall Berthier geschickt. Nach wenigen Stunden schon überbrachte der Capitain Louis Perigord, Neffe des Fürsten Talleyrand, die mündliche Antwort Napoleons, daß es auch sein Wunsch sei, wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlung zu treten, wozu er den Marschall Berthier ermächtiget habe. Anfänglich bestand Napoleon auf sofortiger Uebergabe der Festungen Graudenz, Colberg und Pillau. Alexander ließ durch den Fürsten Labanow erwidern, daß diese Festungen von den Preußen besetzt seien und ihm darüber keine Verfügung zustehe. Da Alexander sich bereit erklärte, den Waffenstillstand einseitig für das russische Heer abzuschließen, unbekümmert, was dem preußischen begegnen könne, gab Napoleon wegen jener Festungen nach und schloß am 21. Juni mit Alexander einen Waffenstillstand, in welchem des preußischen Heeres mit keiner Silbe gedacht wurde.*) Die Abgrenzungslinie zwischen beiden

---

*) In einigen Punkten weicht die Erzählung Wolzogens ab, weshalb wir sie beifügen: „Nach dem Einzuge Soults in Königsberg (berichtet er in seinen Memoiren S. 42) wurde die preußische Sache von den Russen gänzlich aufgegeben. — Benningsen, der das Commando nun vollends satt hatte, machte über die Schlacht bei Friedland den nachtheiligsten

Heeren lief: von Nidden auf der Kurischen Nehrung durch das Haff, längs des Thalweges der Memel bis oberhalb Grodna zur Mündung der Lossasna, den Fluß aufwärts zur Quelle des Bobr, diesem folgend bis zur Mündung in den Narew bei Wizna und längs des rechten Ufers des Narew bis zur preußisch-russischen Grenze.

Dem General L'Estocq machte Benningsen am 21. Mittheilung von dem abgeschlossenen Waffenstillstande und überließ das preußische Heer seinem Schicksale.

Benningsen spielte während dieser Unterhandlungen eine sehr zweideutige Rolle, zumal den in seinem Hauptquartiere anwesenden preußischen Officieren und Diplomaten gegenüber.

Nachdem Alexander den Waffenstillstand bereits unterzeichnet hatte, fühlte sich der, in amtlicher Eigenschaft bei Benningsen anwesende, preußische Kammerherr v. Schladen gedrungen, sich von dem Oberfeldherrn näheren Aufschluß über das, was im Werke sei, zu erbitten. „Bei der heut mit dem Oberbefehlshaber stattgehabten Unterredung" — schreibt v. Schladen in seinem Tagebuche vom 23. Juni in Nirkiethen — „erklärte derselbe alle die Gerüchte und Unordnungen im Heere für Lügen und versicherte mit großer Zuversicht, es werde bald wieder wie vor der Schlacht von Friedland sein, da täglich aus Rußland Verstärkungen ankämen; man müsse daher nicht den Muth ver-

---

Bericht, worin er Alles verloren gab und den Kaiser zu persuadiren suchte, daß er schlechterdings einen Waffenstillstand mit dem Feinde abschließen müsse. Alexander traute diesem Berichte nicht ganz und schrieb daher seinerseits an den General-Intendanten Labanow, daß Benningsen nur, wenn sich die Sache wirklich ganz so verhielte, wie er sie dargestellt habe, von ihm zur Waffenstillstandsunterhandlung autorisirt werden solle. Da aber Labanow zu dieser Zeit schon selbst von der Armee zum Kaiser abgereist war, so verfehlte ihn dieser Brief und Benningsen, der ohne Antwort geblieben, schloß nun ohne Weiteres, unter der Firma des Großfürsten Constantin, den Waffenstillstand ab. Dieser Prinz, der sich bei allen Gelegenheiten des Feldzuges als Poltrer bewiesen, war schon zwei Tage vor der Schlacht von Friedland nach Tilsit gekommen und bestürmte den Kaiser, welcher sich mittlerweile auch dahin begeben hatte, den Waffenstillstand zu realisiren. Zwar kam es dabei zu einer harten Scene, worin von „nach Sibirien schicken, vom Throne stoßen u. s. w." die Rede war, so daß der mit gegenwärtige General-Adjutant Graf Lieven, um öffentlichen Skandal zu vermeiden, die Schildwachen zurückziehen mußte. Endlich aber entschied die Furcht vor einer Insurrection des russischen Polens und der von Benningsen geltend gemachte Grund, daß sich die russische Armee im Zustande völliger Desorganisation befinde, das Schicksal des Krieges: Alexander willigte am 21. Juni in den Waffenstillstand ein, ohne seinen getreuen Freund und Bundesgenossen in denselben mit einzuschließen."

lieren und standhaft bleiben; denn er sei gewiß, Napoleon noch zu schlagen, wenn dieser nicht unter ehrenvollen Bedingungen den Frieden bewillige. Der Kaiser Alexander werde mit aufgerichtetem Haupte seine Beschlüsse fassen und handeln; unverzeihlich würde es sein, den Franzosen die preußischen Festungen zu opfern. Wenn dies die Absicht wäre, so müßten die königl. Staatsdiener Sr. K. Majestät Vorstellungen machen und derselben sagen: dies sei der Rath und die Meinung des Oberfeldherrn."

„Diese Unterredung" — fügt Schladen hinzu — „welche im grellsten Widerspruche mit all dem steht, was dieser Mann im Allgemeinen sagt und thut, ja selbst dem entgegen ist, was er bisher selbst bei dem Heere verbreitet hatte, beweist deutlich, er sei eben so doppelzüngig als gefährlich, da er nur die Absicht hegt, die Schwierigkeiten, welche während der Unterhandlung entstehen können, auf Preußen zu schieben, und daß er mit dem Großfürsten Constantin einverstanden ist, den Kaiser Alexander zu täuschen und ihn nach ihren Plänen zu leiten." —

Friedrich Wilhelm eilte zu seinem unzuverlässigen Bundesgenossen am 23. nach Piktuppönen. An diesem Tage gingen Nachrichten aus London ein, daß der Abschluß eines Subsidientractates nahe, daß England bereits eine große Menge Waffen und Schußvorrath abgesandt, und daß die zur Expedition nach Schwedisch-Pommern bestimmten Truppen eingeschifft seien; auch aus Wien erfuhr man, daß alle Hoffnung vorhanden sei, Oestreich werde der Convention von Bartenstein beitreten und thätigen Antheil am Kriege nehmen.

Jetzt suchte sich Benningsen dem Kaiser gegenüber sicher und außer Verantwortlichkeit bei dem Friedensabschluß zu stellen. Er schrieb ihm am 23. Juni: „Die Niederlage von Friedland hat die Tapferkeit der Armee nicht vermindert; sie hat diese Niederlage vergessen. Ew. Majestät hiervon Meldung zu machen, halte ich für meine Pflicht, damit nicht bei den Unterhandlungen in übermüthige Forderungen Bonaparte's gewilliget werde."

Alexander aber hatte das Schlachtschwert in die Scheide gesteckt und wollte von nichts Anderem, als von baldigem Abschluß des Friedens hören.

Der König begab sich, von Hardenberg begleitet, am 23. Juni nach Piktuppönen zu dem Kaiser Alexander, um Näheres über den abgeschlossenen Waffenstillstand zu erfahren, mußte sich jedoch mit allgemeinen Freundschaftsversicherungen begnügen und mit dem guten Rathe, daß es doch wohl das Beste

ei, ungesäumt Bevollmächtigte an Napoleon zu schicken. Da Hardenberg wußte, daß er dem Kaiser der Franzosen mißliebig sei, wurde der Major v. Schöler beauftragt, dort anzufragen, ob Hardenberg als Bevollmächtigter erscheinen dürfe. Unterdessen wurde der Feldmarschall Graf Kalkreuth mit den nöthigen Vollmachten versehen. Dieser war dem Kaiser als einer seiner größten Bewunderer und als ein Freund der französischen Literatur bekannt, also ihm willkommen. Desto mehr war man im preußischen Hauptquartier über diese Wahl betroffen: „So ist denn“ — schreibt Schladen den 22. Juni — „diese Wahl getroffen und unsere theuersten Interessen sind einem alten, leichtsinnigen Schwätzer anvertraut.“

Kalkreuth wurde von Napoleon als der tapfere Vertheidiger von Danzig mit aller Achtung empfangen. Als er sich aber erlaubte, anzufragen: ob Se. Majestät gestatten werde, daß der Minister Hardenberg an den Verhandlungen Theil nehme, unterbrach ihn Napoleon, stampfte mit dem Fuß, kehrte Kalkreuth den Rücken, schritt im Zimmer auf und ab und erklärte unter anderen heftigen Redensarten: er werde lieber noch 40 Jahre lang Krieg führen, als mit Hardenberg unterhandeln.

Kalkreuth zog sich mit stummer Verbeugung zurück; in dem Nebenzimmer legte ihm der Marschall Berthier, der hierzu von dem Kaiser bevollmächtigt worden war, „die Verfügungen“ zur Unterzeichnung vor, über welche man wegen eines Waffenstillstandes übereingekommen war.

Der preußische Bevollmächtigte hielt es für das Klügste, nicht die geringste Bemerkung hinzuzufügen; der alte Feldmarschall unterzeichnete mit dem Leichtsinne eines Fähndrichs nachstehende Punctation:

Art. 1. Vom heutigen Tage an (mithin fünf Tage später, als mit der russischen Armee) wird ein Waffenstillstand zwischen der französischen Armee und der preußischen statthaben.

Art. 2. Der Theil der preußischen Armee, der sich zu Stralsund befindet, wird in keinem Falle an irgend einer Feindseligkeit Antheil nehmen.

Art. 3. In den Plätzen Colberg, Graudenz und Pillau werden die Sachen in der Lage verbleiben, in der sie sich gegenwärtigen befinden. Weder der eine, noch der andere Theil wird neue Werke unternehmen können; weder Verstärkungen, noch Kriegsbedürfnisse, noch Mundvorräthe, noch Pferdefutter, sollen in einen dieser Plätze gebracht werden.

Art. 4. Eben dieses gilt auch in Ansehung der schlesischen Plätze, die sich noch in Händen der preußischen Armee befinden.

Art. 5. Der Theil der preußischen Armee, der sich in Schwedisch-Pommern befindet, so wie der, welcher in Schlesien steht, wird alle Recrutirung einstellen und sich ruhig in den Festungen halten.

Art. 6. Die Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Waffenstillstandes wird so bald als möglich vor sich gehen. — Der Kaiser Napoleon und der König von Preußen ratificirten den Vertrag am folgenden Tage. —

Die Umgebungen des Königs geriethen außer sich vor Schaam über diese Demüthigung und vor Zorn über die Treulosigkeit Alexanders, von welchem der König an demselben Tage ein Schreiben erhielt, voll der rührendsten und feierlichsten Versicherungen seiner zärtlichsten Freundschaft und der Sorgfalt, mit der er bemüht sei, seine Interessen zu befördern und worin er Sr. Majestät erklärte: es schienen seine Angelegenheiten aufs Beste zu gehen.

„Und dieses Schreiben," bemerkt Schladen in seinem Tagebuche, den 27. Juni, „ist zugleich mit dem, vom Grafen Kalkreuth abgeschlossenen Waffenstillstand hier eingetroffen. Der alte Feldmarschall hat vergessen, einen Termin zur Erneuerung der Feindseligkeiten zu bestimmen! Er bewilligt, daß die noch von uns besetzten Festungen nicht mit Lebensmitteln versehen werden dürfen, was einer Uebergabe gleichkommt, und im Fall solche aus Hunger genöthiget werden, sich zu ergeben, ist nichts in Betreff ihrer Besatzung bestimmt. Mit einem Worte, er hat das Wichtigste und die ausdrücklichen Befehle des Königs vergessen, und zu seiner Entschuldigung sagt er: „um Vertrauen einzuflößen und den Kaiser Napoleon zu gewinnen, habe er geglaubt, das Beste sei, den Waffenstillstand so anzunehmen, wie er ihm vom Marschall Berthier vorgelegt worden sei." Eindringliche Erinnerungen Hardenbergs an Kalkreuth veranlaßten diesen, sich nachträglich zu dem Waffenstillstande noch einige Vergünstigungen von dem Marschall Berthier zu erbetteln; jedoch wurde in Beziehung auf die Festungen nichts bewilliget. „Welche erbärmliche Meinung" — ruft Schladen aus — „müssen die Franzosen von uns hegen, wenn wir Menschen zu solchen wichtigen Geschäften brauchen, die bei einer so einfachen Sache dennoch das Wichtigste vergessen!"

Napoleon hatte den Kaiser von Rußland zu einer persönlichen Zusammenkunft eingeladen; sie fand am 25. Juni auf einer Schiffbrücke statt, welche zu

diesem Zweck über den Niemen bei Tilsit geschlagen und auf deren Mitte ein mit Laub und Blumengewinden geschmückter Pavillon errichtet worden war. Beide Kaiser verließen in demselben Momente die Ufer Angesichts ihrer in Parade aufgestellten Heere, welche mit Vive l'Empereur! und Hurrah! die Umarmung und den Friedenskuß der beiden gewaltigsten Herrscher des Festlandes feierten. Hunderttausende menschlicher, theilweise sogar mit Vernunft und freiem Willen begabter, Wesen hatten sich, ohne zu wissen warum? und ohne auch nur fragen zu dürfen: warum? auf den Wink dieser beiden Kaiser gemordet und geschlachtet. Die dem Tode glücklich entronnenen Gladiatoren und auch wir anderen Zuschauer durften begierig sein, zu erfahren, welches welthistorische Zerwürfniß die beiden Gebieter in den blutigen Kampf geführt? Daß Napoleons Wahnsinn, in welchem jedoch immer eine großartige Methode nachzuweisen war, darin bestand, dem von ihm gehaßten und zur Hölle verwünschten England den Todesstoß zu geben, war allgemein bekannt; allein was wollte Alexander? Er mußte doch wohl ganz entgegengesetzte Pläne und Interessen verfolgen? Keineswegs! Seine ersten Worte zur Begrüßung Napoleons waren: „Ich hasse die Engländer eben so sehr, als Sie sie hassen, und bin bereit, bei Allem, was Sie gegen dieselben unternehmen werden, die Hand zu bieten." „Wenn dem so ist, wird sich Alles machen," antwortete Napoleon, „und der Friede ist fertig." — Darüber hätten sich beide Kaiser sechs Monate früher verständigen sollen, dann war es nicht nöthig, Krieg, Pestilenz, Mord und Todtschlag, Hunger und Jammer auf die schuldlose Menschheit, auf die friedlichen Hütten Raub und Brand und alle Höllenhunde loszulassen!

Nun war das Mißverständniß aufgeklärt, die beiden Kaiser schwelgten in brüderlicher Freundschaft an wohlbesetzter Tafel, und die Völker — sahen zu und jammerten. — Von den Kanzeln aber herab wurden sie ermahnt, Buße zu thun, denn solches sei der unerforschliche Rathschluß Gottes. Diesmal aber war es uns vergönnt, einen Blick hinter den Vorhang zu thun.

Napoleon und Alexander waren zwei durchaus verschiedene Persönlichkeiten; der Eine ganz Charakter, energischer Wille, jedes Wort, jeder Blick eine That. Der Andere charakterlos, weichlich, überschwenglich in Worten, die nur Redensarten blieben, „eine Art Phantast und Mystiker, der Männer und Weiber idealisirte, vergötterte, schwärmend verehrte, hernach in den Koth sinken ließ, um die

Verehrung Anderen zuzuwenden, die er dann wieder eben so schnell fallen ließ.*) Als er nach dieser ersten Unterredung Napoleon verlassen hatte, äußerte dieser gegen seine Umgebung: „er ist ein griechischer Kaiser der byzantinischen Epoche." Dennoch wußte Alexander Napoleon für sich damals zu gewinnen und französische Augenzeugen suchen diese Schwäche ihres Helden dadurch zu entschuldigen, daß Alexander eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit zu Gebot gestanden habe.

Alexander besaß Alles, wodurch man gefällt und die Herzen gewinnt: eine edle und schöne Gestalt, den Zauber der Rede und der Manieren, den Anstand und die Sicherheit eines auf den Stufen des Thrones geborenen Fürsten und jene unwiderstehliche Verführung, welche einem jugendlichen und schönen Souverain das Verlangen und die Gewohnheit zu gefallen verleihen. Außerdem besaß er eine merkwürdige Kunst, die größten Angelegenheiten — oberflächlich — zu behandeln und eine Klugheit, die um so gefährlicher war, als sie sich unter dem Scheine ritterlicher Ehrlichkeit verbarg.

Bei Napoleon war die Liebenswürdigkeit eine Art von Luxus. Im Lager groß gezogen, ganz in Anspruch genommen von den rauhen Beschäftigungen des Krieges und der Politik, durch die Strenge seiner Stellung gezwungen, diejenigen in gewisser Entfernung zu halten, welche eben noch seines Gleichen, jetzt seine Unterthanen waren, bediente er sich sehr selten der milden Formen, welche die Herzen gewinnen. Im Allgemeinen gebot er mehr Achtung und Bewunderung, als er Zuneigung einflößte; jedesmal aber in den seltenen Momenten, wenn er gefallen wollte, that es ihm kein Anderer in der Verführung zuvor. Seine lebhafte und gefärbte Rede, die Gewalt und Erhabenheit seiner Gedanken bezauberten, rissen hin; der Kaiser Alexander vermochte sich der Ueberlegenheit dieses großen Geistes nicht zu entziehen. Kaum hatten sich diese beiden Fürsten gesehen, als sie Einer für den Anderen die lebhafteste Sympathie zu fühlen schienen — (die Heuchler!). Sie verließen einander nicht mehr; sie theilten Tisch und Zimmer. Jeden Augenblick, in welchem sie sich von Geschäften frei machen konnten, widmeten sie militairischen Schauspielen, oder vertraulichem Beisammensein. Man würde sie für zwei unzertrennliche Freunde gehalten haben, welche nie aufgehört, Geldbeutel, Vergnügen und Sorgen ge-

*) Schlosser, Gesch. des 19. Jahrh. VII. 269.

meinschaftlich zu haben. Das Gefühl, welches Beide einander plötzlich in die Arme geführt, hatte sich auch ihrer Heere bemächtigt. Die russischen und französischen Vorposten machten gute Brüderschaft: die Soldaten, die Officiere vertauschten ihre Uniformen und feierten mit Gesang und Gläserklang den Frieden und die Freundschaft, welche ihre Gebieter verband. Niemals folgten so lebhafte Aeußerungen der Versöhnung und Sympathie unmittelbar dem glühendsten Hasse und den blutigsten Kämpfen!

Napoleon gewährte seinem neu gewonnenen Freunde die Bitte, ihm am folgenden Tage den König von Preußen vorstellen zu dürfen; eine besondere förmliche Einladung von Seiten Napoleons erfolgte nicht. Der Kaiser der Franzosen ließ dem besiegten Könige die ganze Ueberlegenheit seines Geistes, wie bisher die seines Schwertes, fühlen, und dennoch erschien er kleinlich und herzlos dem hartgeprüften, aber edelmüthigen Fürsten gegenüber. Ohne die entgegenkommende Begrüßung des Königs eines Wortes zu würdigen, äußerte er gegen das Gefolge: ob man nicht wisse, daß es schicklich sei, vor ihm nicht mit dem Czackow, sondern mit dem Hute und ohne Schnurrbart zu erscheinen. Ein Ceremoniel, wie es bei dem ersten Empfange des Kaisers von Rußland stattgefunden, war heute nicht angeordnet.

Napoleon scheint der Ansicht gewesen zu sein, die deutschen Fürsten nicht empfindlicher kränken zu können, als durch Verletzung der Etiquette. So unterließ er es, nachdem er acht Tage später als den Kaiser Alexander den König ebenfalls hatte einladen lassen, sein Hauptquartier in Tilsit zu nehmen, ihm einen Gegenbesuch zu machen, und als es endlich geschehen war, gestattete er nicht, dessen in dem Armeebülletin zu erwähnen.

Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige, welche ebenfalls in dem Pavillon auf dem Niemen stattfand, vernachlässigte Napoleon seinen preußischen Gast auffallend, während er sich fast ausschließlich und angelegentlichst mit Alexander unterhielt. Dieser hatte die Unvorsichtigkeit, den König in das Gespräch zu ziehen und ihn zu veranlassen, wegen Hardenbergs Theilnahme an den Verhandlungen anzufragen, worüber Napoleon in allerhöchste Entrüstung gerieth und erklärte: er werde ihn zwar mit der, einem königlichen Minister gebührenden, Aufmerksamkeit annehmen, aber ihm niemals vertrauen. Später bestand er sogar auf die Entlassung und — was an die spanisch-despotische

Lächerlichkeit grenzte — auf die Verbannung Hardenbergs von der Residenz des Königs auf 40 Meilen!

Napoleon erlaubte es sich, gegen den König eine tadelnde Kritik über die schlechten Einrichtungen bei dem preußischen Heere und in der Civil-Administration auszusprechen; über Beides hatte er sich ziemlich genau unterrichtet. „Der König" — meldet Schladen den 26. Juni — „kam heut sehr übler Laune von der ersten Zusammenkunft mit Napoleon zurück, die er sogleich an den Herren v. Jagow und v. Kleist, in Gegenwart der Herren v. Hardenberg und Schladen, ausließ, indem er sagte: Napoleon kenne nur zu gut die Fehler seines Heeres, und seine eigene Meinung sei nun gerechtfertigt, indem er immer gesagt habe, die Capitaine hätten zu viel Einkommen." — Vielleicht hatte Napoleon doch noch andere Uebelstände, als diesen einen, gerügt. — Vergebens suchte Kleist das Wort zu gewinnen, es gelang ihm nicht. Der Kaiser Alexander äußerte: „heut sei die Unterredung höchst unangenehm gewesen, aber noch verzweifle er keineswegs." Nachdem Napoleon seine Gäste, die er heut mit unangenehmen Redensarten abgespeist, entlassen hatte, kehrten Alexander und Friedrich Wilhelm nach Piktuppönen zurück. Der König blieb bei seinem Freunde zu Mittag, wo ihm über Tafel noch die Kränkung bereitet wurde, daß der General Duroc dem Kaiser eine Einladung von Seiten Napoleons zur Tafel überbrachte, mit der Anzeige, daß er für sich in Tilsit ein Quartier in Bereitschaft finden solle, welches er beziehen möge. Die Umgebungen des Königs, und besonders die Königin, wurden über diese Trennung sehr besorgt, da sie voraussahen, wohin dies führen werde.

Der König erhielt von Napoleon eine zweite Einladung nach Tilsit für den 28. Juni. Diesmal benahm sich Napoleon höflicher. Als der König sein Bedauern darüber aussprach, daß er dem gestrigen großen militairischen Schauspiele nicht beigewohnt habe, bei welchem dem Kaiser von Rußland zu Ehren die Schlacht von Marengo aufgeführt worden war, befahl Napoleon sofort eine Heerschau der Division des Marschalls Davoust, welcher der König und beide Kaiser beiwohnten.

Napoleon bat hierauf den König, sein Quartier ebenfalls in Tilsit zu nehmen und zu thun, als ob er hier zu Haus wäre; jedoch behielt er es sich ausdrücklich vor, den Wirth zu machen. Der Marschall Berthier wurde zur

Aufwartung bei dem Könige ernannt, und eine halbe Compagnie der Kaisergarde zog vor seiner Wohnung als Ehrenwache auf. Dem Könige aber ward es so unheimlich hier, daß er des Abends gewöhnlich in aller Stille nach Piktuppönen zurückkehrte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß, trotz aller fortwährenden Freundschaftsversicherungen, das Betragen Alexanders gegen ihn nicht mehr die frühere Hingebung und Aufrichtigkeit hatte. Er genehmigte daher, auf Hardenbergs Rath, den Kammerherrn v. Schladen nach Tilsit an den, mit den Friedensunterhandlungen beauftragten russischen Minister, General v. Budberg, abzusenden, und demselben eine Note zu übergeben, „durch welche der König mit ausdrücklichen Worten die pünktliche Erfüllung des Vertrags von Bartenstein forderte, nämlich: daß keine Trennung bei den Unterhandlungen stattfinde, und worin er den Wunsch äußerte: die Wahl der russischen Bevollmächtigten und ihre Instructionen zu kennen, um die preußischen danach einzurichten."

Ueber den Erfolg seiner Sendung berichtet Schladen: „Der General Budberg schien sehr bewegt; er versicherte auf das Allerbestimmteste, es sei bis jetzt weder etwas gewiß, noch entschieden; der Kaiser Alexander schmeichle sich zwar, im Allgemeinen die Grundlagen einer Unterhandlung mit dem Kaiser Napoleon verabreden zu können, damit alsdann die Minister nur sich mit den Einzelheiten und der Ausführung zu beschäftigen hätten; auch habe Napoleon bereits mehrere Male gesagt: „„wir werden uns Beide verständigen; ich werde Ihr Secretair und Sie der meinige dabei sein, dies wird sehr schnell gehen, gewähren Sie mir so viel"" — indem er die Länge eines Fingers zeigte — „„so werde ich für Sie das thun"" — wobei er den Arm ausstreckte. Aber trotz dieser Versicherung war man doch über nichts einig."

Die Convention von Bartenstein brachte der König selbst dem Kaiser Alexander nochmals persönlich in Erinnerung, was dieser mit Empfindlichkeit aufnahm, wie er überhaupt mit jedem Tage sich mehr zurückzog und eine Art von Schwärmerei für Napoleon affectirte.

„Der König von Preußen" — bemerkt Lefebvre — „wohnte den Zusammenkünften der beiden Kaiser bei, allein als ein lästiger und unglücklicher Zeuge. In seiner Gegenwart legten jene beiden sich ein zurückhaltendes Schweigen auf und warteten, bis er sich empfohlen hatte, um sich ihren geheimsten Herzensergießungen zu überlassen. Napoleon fühlte gegen den König jetzt einen un-

übersteiglichen Widerwillen, und er war rücksichtslos genug, dies merken zu lassen. Die angeborene Schüchternheit Friedrich Wilhelms vermehrte sich durch das Gefühl der schiefen Stellung, in welcher er sich befand. Zwischen einem unversöhnlichen Feinde und einem Freunde, dem er lästig zu sein fühlte, war er ganz niedergeschlagen; jeder Zug seines Gesichtes, jedes Wort, sein ganzes Wesen verrieth dies."

Napoleon trieb die Gemeinheit so weit, sich die ungeziemendsten Scherze über den „Donquichotte von Brandenburg" in Gegenwart des Kaisers zu erlauben, ohne daß sich dieser dergleichen verbeten hätte. „Ach! der mächtige Autokrat Rußlands" — ruft Schladen (den 30. Juni) aus — „spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht; er scheint nur mit dem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, nimmt seine Gastmahle an, ohne solche wieder zurückzugeben und durch die hinterlistigsten Täuschungen dieses außerordentlichen Mannes gefesselt, wird er ein stummes Werkzeug seiner Riesenpläne und Preußens König ein Opfer dieser Stellung und seiner eigenen Treue."

Noch in dem Jahre 1809, den 3. März, schrieb Gneisenau an Stein: „Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 läutet er die Sturmglocke, bevor Alles zum Kriege vorbereitet ist. Mit Uebermuth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er nach Oestreichs Unfällen in Mähren vor — mit Kleinmuth zurück, nachdem er sich seine Lection geholt hatte. Sodann läßt er seine Truppen auseinandergehen, den nahe ausbrechenden Krieg nicht ahnend. Seine Hülfe ist späterhin (1806 und 1807), da er uns schützen will, eben so verderblich, als des Feindes Angriff, und er endiget damit, daß er seinen Bundesgenossen plündern hilft. Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind gewesen wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unsern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte."

Ein nochmaliger Versuch des Königs, Hardenberg an der Seite Kalkreuths zu den Friedensunterhandlungen zu senden, scheiterte an der Zaghaftigkeit Alexanders und dem Zucken der Unterlippe Napoleons, sobald man den Namen Hardenberg vor ihm aussprach. „Gestern Abend" — schreibt Schladen den 4. Juli — „hat Napoleon den Grafen Dönhoff, welchen er in seinem Vorzimmer bemerkte, zu sich rufen lassen und hat ihm erklärt, er werde nicht eher

Frieden mit dem Könige schließen, als bis dieser Hardenberg verabschiedet habe, er mache es selbst zur ausdrücklichen Bedingung, daß derselbe die Hauptstadt (ob Berlin oder Königsberg? war nicht gesagt) verlasse, und es ihm nicht erlaubt werde, sich ihr auf 40 Meilen zu nähern. Dies solle er Sr. Majestät berichten und Ihr zugleich sagen, er halte sich an nichts von alle dem, was er dem Kaiser Alexander versprochen habe. Hierauf hat sich nun der König entschlossen, den Minister aufzugeben." Auf Hardenbergs Vorschlag ernannte der König den Grafen Goltz, bisherigen Gesandten am russischen Hofe, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Napoleon gestattete demselben Zutritt zu den Friedensunterhandlungen, bei denen jedoch die preußischen Bevollmächtigten eine ganz untergeordnete Rolle spielten und von den Russen und Franzosen auf gleich hochmüthige Weise gänzlich ignorirt wurden.

Alexander, der noch vor wenigen Monaten Alles in Bewegung gesetzt hatte, daß Hardenberg die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen würde, zuckte jetzt mit vornehmem Bedauern die Achseln und glaubte Wunder wie staatsklug und großmüthig zu sein, wenn er dem von Napoleon schief angesehenen Minister rieth, freiwillig in die Verbannung zu gehen, die er ihm gestatten wolle, innerhalb der russischen Grenze zu nehmen. Hardenberg dankte dem Kaiser dafür in einem verbindlichen Schreiben, in welchem er zugleich mit allem Freimuthe ihn auf alle die traurigen Folgen seiner gegenwärtigen Handlungsweise aufmerksam machte und ihn beschwor, seinen Ruhm nicht dadurch zu beflecken, daß er seinen Freund, den König von Preußen, dem Uebermuthe des Siegers Preis gebe. — Am 6. Juli nahm Hardenberg von dem Könige und der Königin Abschied und trat die Reise in die freiwillige — aufgedrungene — Verbannung über Memel nach Riga an.*)

Als Alexander sich nähere Kenntniß über die Friedensbedingungen, welche seinem Bundesgenossen aufgelegt werden sollten, zu verschaffen suchte und ihm Napoleon ohne Rückhalt sagte: von einem Könige von Preußen könne nicht mehr die Rede sein, kaum noch von einem Marquis von Brandenburg, da schlug ihm doch das Gewissen und er verwendete sich lebhaft, jedoch anfänglich erfolglos, für den König.

---

*) Nach einem Besuche, den er von hier aus nach Kopenhagen machte, ging er nach Marienwerder und lebte später in Zurückgezogenheit eine Zeitlang in Tempelberg.

Mit Kanonen war nichts mehr gegen ihn auszurichten, die Federn und Worte der Diplomaten waren stumpf und abgenutzt; da meinte Alexander ein letztes unfehlbares Mittel in Anwendung zu bringen, dessen Gewalt er selbst erfahren: die Thränen und Schmeichelreden einer schönen, unglücklichen Frau. — Er forderte Kalkreuth auf, die Königin zu veranlassen, nach Tilsit zu kommen, wo er ihr den zuvorkommendsten Empfang bei Napoleon und den zuverlässigsten Erfolg für die Friedensbedingungen versprach. — Und die edle Königin, die von Napoleon in seinen Bülletins so tief gekränkte Frau, brachte ihrem Hause und, wie sie hoffte, auch dem Vaterlande, das Opfer, als Leidtragende und Bittende vor dem zu erscheinen, der ihr in tiefster Seele zuwider war.

In ihr Tagebuch schrieb damals die Königin: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann (Napoleon) nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen, bin ich gewohnt."

Wohlgesinnte und ehrenhafte Männer in der Umgebung des Königs riethen vergebens davon ab, die Königin als Bittende vor dem übermüthigen Sieger, der sich so freventliche Beleidigungen gegen die hohe Frau in seinen Bülletins erlaubt hatte, erscheinen zu lassen; selbst die russischen Diplomaten erklärten sich entschieden dagegen und gaben nicht zu, daß ihr Kaiser die Hand dabei im Spiele gehabt habe.

„Als bei dem russischen Minister v. Budberg" — schreibt v. Schladen den 3. Juli — „von der Ankunft der Königin in Tilsit heut die Rede war, verwünschte er diejenigen, die dem Könige diesen Schritt gerathen hätten, der seiner Meinung nach nicht den geringsten Erfolg haben und nur vergebens diese erhabene Frau einer Demüthigung aussetzen würde; bis jetzt habe man wenigstens noch die Ehre erhalten, es sei schändlich, auch diese fruchtlos opfern zu wollen. Der Marschall Kalkreuth, und vielleicht der König selbst, mißbrauchten den Namen des Kaisers, um ihre Absichten durchzusetzen, indem sie sagten: der Kaiser billige sie. Dies Project aber werde der Kaiser weder billigen, noch wünschen, obgleich man ihn doch zuletzt beschuldigen werde, dabei mitgewirkt zu haben. Endlich versichert man unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses (aber

der königl. Kammerherr läßt es drucken), es solle sich dieser Minister dahin geäußert haben, mit einem Monarchen, wie der unsere, könne Niemand den Staat retten, denn, obgleich er an seiner Seite den edelsten Mann (Hardenberg) besitze, höre und befolge er doch nur immer den Rath der Schwachen und Schurken; durch ihn selbst also gehe der Staat zu Grunde."*) —

Alexander hatte Napoleon so viel von dem Zauber dieser Schönheit gesagt, daß er, sich selbst mißtrauend, ihren Empfang verschob, bis Talleyrand ihm sagte, daß Alles unwiderruflich zu Papier gebracht sei. Sobald dem Kaiser die Anwesenheit der Königin in Piktuppönen gemeldet worden war, schickte er den Herzog von Vicenza, General Caulincourt, zu ihr, um sie zu bewillkommnen und ließ fragen, ob Ihre Majestät ihm wohl die Ehre erzeigen wolle, ein Mittagsmahl bei ihm anzunehmen, er werde sich selbst zu derselben begeben, um ihr nach ihrer Ankunft in Tilsit den ersten Besuch zu machen. Die Königin nahm die Einladung an. Der General v. Knobelsdorf, die Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, und die Hofdame, Gräfin Tauentzien, wurden ihr zur Begleitung mitgegeben.

Der Kaiser hatte ihr eine Schwadron Gardedragoner als Ehrengeleit entgegengeschickt; sie fuhr in einem, mit acht Trakehner Rapphengsten bespannten Staatswagen in Tilsit ein, von den Wachen mit Trommelwirbel und Musik salutirt. Sie trat in dem, dem Könige zum Quartier angewiesenen Hause ab, wo für sie zwei Zimmer im ersten Stock nothdürftig eingerichtet worden waren.

Nach einer Stunde kam Napoleon, ihr einen Besuch zu machen; er ritt einen kleinen arabischen Schimmel, Generale des Gefolges drängten sich, als er abstieg, ihm das Pferd und die Steigbügel zu halten. Der König und die Prinzen empfingen ihn vor der Hausthür, er grüßte mit der kleinen Reitpeitsche, nahm den Hut ab und stolperte rasch die Treppe hinauf. Der König blieb in den untern Zimmern, um die Marschälle und Prinzen des Gefolges zu empfangen. Talleyrand, der hinkende Mephisto, humpelte hinter dem Kaiser drein.

„Sire, ich bedaure," empfing ihn die Königin mit Unbefangenheit, „daß Ew. Majestät zu mir auf einer so unbequemen Treppe heransteigen mußten." — „„Auf dem Wege nach solch einem Ziele,"" entgegnete mit chevaleresker Artigkeit Napoleon, „„muß man vor keinen Hindernissen zurückschrecken."" — „Für den

*) v. Schladen, Preußen. S. 256.

vom Himmel Begünstigten," entgegnete mit leiser Stimme die Königin, „giebt es freilich auf Erden keine Schwierigkeiten." — „„Das hätten Ew. Majestät früher bedenken sollen,"" erwiderte der Kaiser, „„warum haben Sie, Sie vor allen Anderen, mir den Krieg erklärt?""

„Preußen," sagte mit bebender Stimme die Königin, „täuschte sich über seine Macht; es wagte, den Helden des Jahrhunderts zu bekriegen, dem Schicksale Frankreichs entgegenzutreten, seine Freundschaft zu vernachlässigen; es ist schwer dafür bestraft worden. Es war erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs verführt, uns über unsere eigene Macht zu täuschen." Sie wendete sich an die Milde des Kaisers in den rührendsten Ausdrücken eindringlicher Beredtsamkeit. Sie beschwor ihn, seinem Ruhme die Krone aufzusetzen und sich großmüthig zu zeigen, einen niedergeworfenen Feind nicht zur Verzweiflung zu reizen. Mit vielem Geschick wußte sie einige, zwischen beiden Kaisern bereits verhandelte, Punkte zur Sprache zu bringen, insonderheit bot sie alle hier erlaubte Eroberungskunst auf, Magdeburg im Sturmlauf, durch Ueberredung oder Ueberrumpelung wieder zu gewinnen. Durch so lebhaftes Bitten aus der Schanze geschlagen, fing Napoleon an, bereits an das Capituliren zu denken, als der König unvermuthet und unerwünscht eintrat, welcher, wie Lefebvre erzählt, durch sein Dazwischentreten Alles verdarb. — Der Kaiser war froh, auf diese Weise befreit zu werden; denn schon hatte Talleyrand ihm zugeflüstert: „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau Ihre größten Siege zum Opfer gebracht haben?"

Bei der Mittagstafel saß die Königin zwischen den beiden Kaisern. Napoleon hatte neue Angriffe zu bestehen. Er mußte ungemein aufmerksam auf sich sein, um nicht irgend eine Verbindlichkeit zu übernehmen, oder irgend ein zweideutiges Wort entschlüpfen zu lassen, da er in Alexander einen nur allzu aufmerksamen Zeugen hatte, dem kein Wort, selbst keine Miene oder Bewegung entging.

Der König, welcher zur Linken Napoleons saß, war heut mehr als sonst in sich versunken; mit dem Verluste, der seiner Krone bevorstand, vertraut, hatte er gegen Napoleon von dem Schmerze gesprochen, den es ihm mache, alte, angestammte Provinzen zu verlieren.

„Dergleichen Verluste" — bemerkte der Kaiser — „gehören zu den gewöhnlichen Wechselfällen des Krieges." — „„Ew. Majestät"" — erwiderte der

König pikirt — „„mögen sich leicht über dergleichen Empfindungen hinwegsetzen; Sie wissen nicht, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren, die man so wenig vergessen kann als seine Wiege."" — „Im Feldlager die Wiege!" rief der Kaiser laut auflachend und fügte dann sehr ernsthaft hinzu: „Wenn das Kind zum Manne geworden, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken."

Napoleon, der sich wohl darauf verstand, den galanten Wirth zu spielen, pflückte von einem auf dem Fensterbrett stehenden Blumenstock eine Rose und überreichte sie mit freundlicher Anrede der Königin. Diese entgegnete scherzend: „ich nehme sie an, aber nicht ohne Magdeburg." Beinahe hätte sich die Festung ergeben, da faßte sich Napoleon und erwiderte mit rauhem Tone: „ich muß Ew. Majestät bemerken, daß ich es bin, der das Geschenk macht, und daß Sie es sind, welche dasselbe empfangen;"*) worauf die Königin mit einem Seufzer: „keine Rosen ohne, doch keine mit solchen Dornen wie diese," sie annahm.

Ueber und nach der Tafel bezeigte Napoleon der Königin so viel Zuvorkommenheit und Artigkeiten, als ob er es darauf abgesehen, Alexander heut den Vorrang in der Liebenswürdigkeit abzugewinnen. Die Königin vermied es, die politischen Angelegenheiten wieder in das Gespräch zu mischen, wodurch die Unterhaltung um so ungezwungener, für Napoleon um so gefährlicher wurde. Die Königin durfte sich schmeicheln, daß bei einer zweiten Begegnung der unerbittliche Corse sich fügsamer zeigen werde. „Heut" — so schreibt ihr Kammerherr in sein Tagebuch den 7. Juli — „heut kehrte die Königin, mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit zurück. Nach der königlichen Tafel ward bald jene Hoffnung von Vielen getheilt, daß durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. Schon träumen Knobelsdorf, Kalkreuth und ihr Anhang von den großen Erfolgen und verkünden, wie wichtig es sei, jetzt nichts durch Mißtrauen und feindselige Abneigung zu verderben. Nach der Tafel erheiterte uns die Musik der Baskiren. Diese Musik, bei welcher der Gesang von einer Sackpfeife begleitet wird und die menschliche Stimme wie die eines Bauchredners klingt, bringt eine höchst sonderbare Wirkung hervor. Alle waren

*) „Mais je ferai remarquer à Votre Majesté, que c'est moi, qui la donne et vous qui allez la recevoir."

heiter und guten Muthes; da erschien Graf Goltz mit einem Gesicht noch trübseliger als der Dudelsack der Baskiren, um dem Könige Bericht von einer Audienz zu erstatten, die er beim Kaiser Napoleon hatte und bei welcher ihm dieser mit dürren Worten erklärte, Alles, was er der Königin gesagt habe, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten, denn er sei fest entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben; es sei nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, indem er bereits Alles mit dem Kaiser Alexander verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege; der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen sein Bruder Jerome König von Preußen geworden und die jetzige königliche Dynastie verjagt wäre. Unter solchen Umständen wäre es eine bloße Gefälligkeit, dem Könige irgend etwas zu lassen, und nach einer lange dauernden, von Schmähungen und Beleidigungen wimmelnden Declamation sandte Napoleon den Grafen Goltz zum Herrn v. Talleyrand, der aus seiner Brieftasche mehrere Stückchen Papier zog, welche bereits alle einzelne Artikel des Tractates enthielten, dieselben den Bevollmächtigten vorlas, denen er kaum erlaubte, sie näher anzusehen und ihnen darauf erklärte, es sei kein Nachlaß zu erwarten, denn dies wäre Napoleons Wille, und zuletzt sagte er, der Kaiser wünsche so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren, daher das Friedenswerk bis übermorgen vollendet sein müsse." —

Alexander, der zu spät inne ward, daß nicht er Napoleon, sondern dieser ihn in die Schlingen gelockt und der Ehrliebe genug besaß, um seinen Freund und Bundesgenossen nicht gänzlich fallen zu lassen, wußte dennoch zu dessen Rettung nichts weiter zu thun, als die Königin zu veranlassen, ein zweites Mittagsessen bei Napoleon anzunehmen, um vielleicht noch beim Abschiede sein Herz zu rühren. Die Königin nahm, im Vertrauen auf einen glücklicheren Erfolg, als sie ihn das erste Mal gehabt, diese zweite Einladung an. Napoleon war diesmal artiger und aufmerksamer, als bei dem ersten Empfange; das Friedenswerk war für ihn abgeschlossen, er hatte keine weiteren Anfechtungen zu fürchten, Talleyrand hatte es in seinem Portefeuille. Nach aufgehobener Tafel sprach die Königin den Wunsch aus, sich zu empfehlen; Napoleon gab ihr den Arm. Auf der Mitte der Treppe, als er stillstand, faßte sie seine Hand, drückte sie krampfhaft und sagte, mit einem Tone, in welchem mehr Schmerz als Bitterkeit lag: „Ist es möglich, daß, nachdem ich das Glück hatte, den Mann des Jahr-

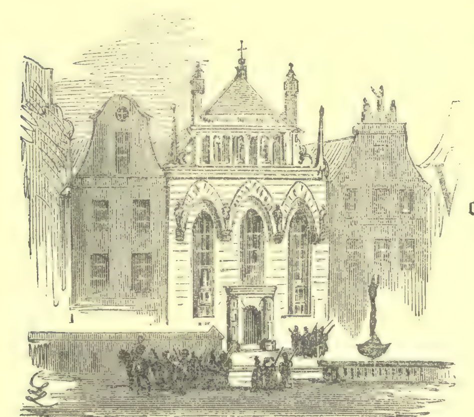
hunderts und der Weltgeschichte so nahe zu sehen, er mir nicht die Freiheit und die Genugthuung gewährt, ihn versichern zu können, daß er mich fürs ganze Leben gewonnen hat?" — „„Madame,"" erwiderte der Kaiser sehr ernst, „„ich bin zu beklagen, es sind dies die Einflüsse meines bösen Sternes.""

Der Kaiser zog sich zurück. Die Königin warf sich schluchzend in ihren Wagen, wiederholte gegen Duroc, den sie sehr schätzte, alle ihre Klagen und sagte, indem sie nach der Wohnung Napoleons zeigte: „Dies ist ein Haus, in welchem man mich fürchterlich betrogen hat."*)

*) Mémorial de St. Hélène. T. IV. p. 257. Nach Napoleons eigener — freilich nicht zuverlässiger — Erzählung.

Siebentes Kapitel.

Die Festungen. — Danzig. — Gouverneur Graf Kalkreuth; — er schickt telegraphische Grobheiten an den russischen General Kamenskoi nach Neufahrwasser. — Der englische Capitain Chattam führt die Fregatte Dawntless stromauf der Festung zu Hülfe und läuft auf den Strand. — Danzig muß sich ergeben.



on den wenigen festen Plätzen, auf welche bei der Fortführung des Krieges in Preußen mit Zuverlässigkeit gezählt werden durfte, war Danzig von größter Bedeutung. Die Festungswerke befanden sich in einem nur nothdürftig für die Vertheidigung hinreichenden Zustande, die Umgegend war unter Wasser gesetzt, die Besatzung auf 15- bis 20,000 Mann gebracht, welche mit Schießbedarf und Mundvorrath auf 4 bis 6 Monate versehen waren. Durch die beiden Forts Weichselmünde und Neufahrwasser wurde die Verbindung mit der See offen gehalten, so daß englische, preußische und russische Schiffe die Besatzung und die Stadt mit den nöthigen Vorräthen versorgen konnten. Von Danzig aus wäre es möglich gewesen, in Verbindung mit Graudenz im Rücken der französischen Armee, wenn sie jenseits der Weichsel weiter vordrang, bedrohliche Streifzüge zu machen.

Hierzu hätte es aber eines unternehmenderen Befehlshabers bedurft, als es der General Graf Kalkreuth war. Das Belagerungsheer unter dem Befehl des Marschalls Lefebvre bestand aus zwei Divisionen Polen unter General

Dombrowski, aus einer Division Italiener und den sächsischen und badischen Rheinbündlern.

Kalkreuths großes Verdienst war es, die Besatzung, die zum Theil aus Polen bestand, in Ordnung zu halten, sich tüchtige Officiere zuzugesellen und das Vertrauen der Bürgerschaft zu gewinnen; doch war er zu sehr noch von dem soldatesken Vorurtheil befangen, als daß er eine tüchtige Bürgerwehr gebildet hätte.

Der General Kalkreuth versuchte die Bürger zur Vertheidigung heranzuziehen und begann ein Freicorps unter seinem Namen zu bilden; jedoch hatte diese Maßregel keinen besonderen Erfolg, nicht sowohl aus Abneigung der Bürger gegen den Militairdienst, als vielmehr aus Besorgniß der Militairbehörde, den Bürgern dadurch zu viel Einfluß bei der Vertheidigung zu gestatten.*)

Anstatt nun durch unausgesetzte Ausfälle sich die Verbindung mit Neufahrwasser und Weichselmünde offen zu halten, beschränkte sich Kalkreuth auf die Vertheidigung seiner Festung.

Die Versuche, welche die Russen, 5300 Mann stark, den 11. Mai unter dem jüngeren Kamenskoi und 1300 Preußen unter dem Oberst Bülow machten, von Weichselmünde gegen Danzig vorzudringen und die Franzosen von der von ihnen befestigten Insel Holm zu vertreiben, mißlangen.

Ein großer Uebelstand war es, daß der russische General in Neufahrwasser mit dem Grafen Kalkreuth in dem schlechtesten Vernehmen stand, so daß sie sich einander fast täglich durch den Telegraphen Grobheiten sagten. Auf eine lakonische Anfrage Kamenskoi's am 17. Mai: weshalb Kalkreuth das Schießen eingestellt und ob er capituliren würde? gab dieser zur Antwort: „Ein Hundsfott giebt Danzig, so lange es zu halten; aber ohne Pulver und Menschen unmöglich. Erhält der Gouverneur Beides nicht, so macht er die Herren in Neufahrwasser vor Gott, König und der Welt als Staatsverräther verantwortlich, die Danzig retten konnten und nichts thaten.“ — Diese, dem russischen General durch die weitreichenden Arme des Telegraphen versetzte, handgreifliche Mahnung brachte ihn endlich zum Entschluß, zum Entsatz der Festung etwas Ernstliches zu unternehmen; es war zu spät!

Die zu einem Kriegsrathe am 19. Mai bei ihm versammelten Generale

---

*) Höpfner III. 381.

und Stabsofficiere nebst dem commandirenden englischen Capitain, waren der Ansicht, daß es nicht möglich sei, den von den Franzosen besetzten und befestigten Holm von der Wasserseite zu nehmen. Da aber Kalkreuth aufs Neue um Hülfe schrie und schrieb, trug Kamenskoi in einem zweiten Kriegsrathe darauf an, daß der Downtleß, eine englische flachgehende Corvette von 22 Vierundzwanzigpfündern, mit 40 preußischen Jägern, 300 Ctn. Pulver, 500 Scheffel Hafer am Bord, von Weichselmünde stromauf der Festung die verlangte Munition überbringe. Der das Schiff commandirende Capitain Chattam machte bemerklich, daß das Fahrwasser zwar die erforderliche Tiefe habe, allein viel zu schmal sei, um darin mit dem Schiffe manövriren zu können; das größte Bedenken aber sei, daß die Weichsel bei dem Holm eine Biegung mache, wo der günstige Wind umsetzen und das Schiff ans Ufer treiben werde. Die russischen Officiere wollten von dergleichen Bedenken nichts wissen, und als Kamenskoi sich erlaubte, von „Poltronerie" zu sprechen, sagte der englische Capitain: „Very well! ich werde das Schiff unter Segel gehen lassen und erwarte die Herren sämmtlich an Bord." Es wurde um 4 Uhr das Signal gegeben; als der Capitain aber: „all right!" rief, fanden sich nur der Adjutant des Fürsten Tscherbatow, Lapuchin, und der preußische Artillerie-Hauptmann Braun bei ihm ein, um das gewagte Unternehmen mitzumachen. Gegen 5 Uhr segelte das Schiff mit gutem Nordwinde stromauf. Bis zur Biegung des Stromes an der Spitze des Holms ging Alles gut, obgleich die feindlichen Batterien von beiden Ufern feuerten. Das Schiff erwiderte das Feuer und gab namentlich einer der auf dem rechten Ufer gelegenen Redouten einige wirksame Salven. Bald gelang es indessen der französischen Artillerie, als das Schiff, der Weichselbiegung folgend, ebenfalls rechts steuerte und den günstigen Wind immer mehr verlor, das Tauwerk auf der rechten Seite abzuschießen, wodurch alle Segel sich plötzlich links wendeten und das Schiff unweit des rechten Ufers auf den Grund gerieth. Es konnte nicht wieder flott gemacht werden und mußte nach kurzem aber tapferem Widerstande gegen herbeieilende feindliche Infanterie die Segel streichen.

Die gegen 2000 Schritt entfernten Batterien von Neufahrwasser hatten nur geringe Unterstützung leisten können; sie versuchten zwei Tage lang vergebens, das Schiff durch glühende Kugeln in die Luft zu sprengen, was nicht gelang, da die Franzosen vor allen Dingen das am Bord befindliche Pulver

geborgen hatten. Das durchlöcherte Schiff wurde von den Belagerern im schmalen Fahrwasser des Stromes versenkt, um ähnliche Versuche unmöglich zu machen. —

Mit dem verunglückten Schiffe ging die letzte Hoffnung des Gouverneurs zu Grunde, zumal der gefangene Artillerie-Hauptmann Braun die Depeschen an den Gouverneur in aller Eil und Angst zu vernichten vergessen hatte, wodurch die Feinde genau davon unterrichtet wurden, in welcher verzweifelten Lage sich die Festung befand. Der Marschall Lefebvre nahm Veranlassung, bei Uebersendung einiger, mit den Depeschen in seine Hände gefallener, Privatbriefe an den Gouverneur, Unterhandlungen anzuknüpfen. Dem französischen Obersten Lacoste, welcher die Briefe am 21. Mai überbrachte und bei Kalkreuth zu Mittag speiste, erwiderte dieser auf die Anspielung wegen der Uebergabe im scherzenden Tone: der Oberst möge am 27. wieder sein Gast sein, um dann weiter darüber zu sprechen. Lefebvre, dem daran lag, sobald als möglich zu erfahren, ob es Kalkreuth mit der angegebenen Frist ernstlich meine, schickte den Obersten Lacoste und den General Drouet an demselben Abende nochmals an ihn, mit dem Ersuchen: er möge eine bestimmte Erklärung abgeben, ob er am 27. zu capituliren gesonnen sei, wenn bis dahin kein Entsatz erfolge. Kalkreuth antwortete: es sei allerdings seine Absicht, aber nur auf die Bedingungen der Capitulation von Mainz, welche die Garnison von Danzig durch ihre brillante Vertheidigung verdiene und die er so gut verlangen könne, als sie ehemals dem Marschall Boufflers von dem Prinzen Eugen in Lille bewilligt worden seien.

Es galt jetzt das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war; der Oberst Lacoste eilte ins Lager zu Lefebvre und brachte um Mitternacht nach der Festung den Bescheid zurück: daß der Marschall bei dem Kaiser um Verhaltungsbefehle sofort anfragen werde, unterdessen aber bereit sei, das Schießen einzustellen, wenn der Gouverneur dasselbe thue. Dies geschah.

Am 22., Mittags 1 Uhr, telegraphirte Kalkreuth nach Neufahrwasser: „Bitte Sr. Majestät eiligst zu melden, daß Pulver und Depeschen mit dem Schiffe verloren und dem Feinde meine Lage dadurch ganz bekannt, ich auch nur bis Mittwoch spätestens Pulver habe, ich mit dem Feinde abgemacht, bis morgen Abend nicht zu schießen, wo Antwort von Napoleon zurück sein kann, auf die ich nur meine Bedingungen gründen kann. Werden diese angenommen und bin ich nicht bis Mittwoch Mittag entsetzt, so lasse ich mich in Capitula-

tion ein.“ Abends 6 Uhr telegraphirte er: „Ich übergebe Donnerstag das Olivaer Thor und marschire Freitag ab; ohne diese Bedingung muß ich schon Freitag capituliren.“ — Obschon Lefebvre von Napoleon ermächtigt worden war, nach eigenem Ermessen die Capitulation so bald als möglich abzuschließen, zögerte er dennoch, die von Kalkreuth geforderten Bedingungen zu bewilligen. Schon war dieser nahe daran, sich zu fügen, als eine Ordonnanz eintrat, welche ihm nachstehendes, von dem Commandanten des Forts Hagelsberg, Major v. Horn, unterzeichnete Schreiben überbrachte:

„Die schändlichen Bedingungen, welche der Feind von uns verlangt, haben das ganze Corps der Officiere und mich, die wir den Hagelsberg zu vertheidigen die Ehre haben, bewogen, Ew. Excellenz ganz unterthänigst zu bitten, uns bei einer Fahne den heiligsten Eid leisten zu lassen, daß wir uns lieber unter dem Schutte des Hagelsberges begraben lassen, als eine dem preußischen Officier ehrenwidrige Capitulation eingehen wollen.“

Kalkreuth theilte dem General Drouet diese Zuschrift mit und erklärte die Unterhandlung für abgebrochen. Er telegraphirte am 23., Abends 6 Uhr 40 Minuten, nach Neufahrwasser: „Capitulation abgebrochen. — Geben Sie Acht.“ — Am nächsten Tage fand Drouet sich wieder ein, und Kalkreuth telegraphirte am 25. nach Neufahrwasser, früh 9 Uhr: „Unterhandlungen französischer Seits wieder angeknüpft, sind aber noch nicht einig.“ Noch an demselben Abend wurde abgeschlossen und der Telegraph meldete:

„Ohne Pulver, das mir nicht verschafft worden, Capitulation abgeschlossen, wenn nicht bis morgen Mittag Entsatz kommt. Wo nicht, marschire ich Mittwoch mit Ober- und Untergewehr nebst zwei Geschützen über die Nehrung nach Pillau. Die Garnison darf ein Jahr lang nicht dienen.“

Sofort schiffte sich Kamenskoi mit seinen Truppen ein und forderte den preußischen Oberst Schüler, Commandanten von Weichselmünde und Neufahrwasser, auf, dasselbe zu thun. Dieser telegraphirte den 26, früh 9 Uhr, nach Danzig: „Vom Könige keine Befehle! Keine Nachricht von der Armee! Kamenskoi fort!“

Die Lage des Obersten Schüler wurde noch dadurch gefährlicher, daß die Besatzung von Weichselmünde revoltirte und eingeschifft zu werden verlangte. Auch unter der von Danzig riß Desertion in ganzen Schaaren ein. Die dem Gouverneur bewilligte Frist war Mittags den 26. Mai abgelaufen; der Hagels-

berg, das Olivaer-, Jacobs- und Neugarten-Thor wurden den Franzosen übergeben. Am 27., früh 9 Uhr, zogen die tapferen Vertheidiger, 335 Officiere, 12,448 Mann, 1275 Pferde mit zwei Kanonen aus Danzig mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ab. In einem hartnäckigen Widerstande während 75 Tagen hatte die Besatzung fast den dritten Theil — 5000 Mann — verloren. Bedenken wir, daß die Festung zur Vertheidigung nicht in hinreichende Vertheidigung gesetzt werden konnte, daß von den 800 vorhandenen Geschützen nicht mehr als 350 zur Bewaffnung sämmtlicher Festungswerke von Danzig, Neufahrwasser und Weichselmünde verwendet werden konnten, so gebührt dem Gouverneur, und vielleicht mehr noch den jüngeren Ingenieur- und Artillerie-Officieren, namentlich dem Major v. Oppen, dem Hauptmann v. Holtzendorff, dem Major Horn, dem Major Brauchitsch, den Lieutenants Pullet, Brocke, Fornelle la Laurencye, dem Eleven Brese, dem Conducteur Kienfeldt und noch vielen anderen jüngeren Officieren die Anerkennung rühmlicher Ausdauer.

Dem Obersten Schüler gelang es, unter dem Schutze einer vor Anker liegenden englischen Fregatte, die kleinen Besatzungen von Weichselmünde und Neufahrwasser einzuschiffen und sie nach Pillau in Sicherheit zu bringen.

Nach dem Abzuge der Preußen hielt der Marschall Lefebvre seinen Einzug. Der Kaiser ernannte ihn zwei Tage darauf zum Herzoge von Danzig, dessen reiche Korn-Ritterschaft des Artushofes — so nennt sich die dortige Korn-Börse — von ihm stark in Anspruch genommen wurde. Lefebvre kehrte zum Hauptquartier Napoleons zurück. Zum Gouverneur wurde General Rapp, zum Commandanten General Armand und bald darauf General Ménard ernannt.

In dem Hauptquartiere des Königs veranlaßte die Trauerbotschaft von dem Fall Danzigs große Verzagtheit. „Der alte rechtschaffene General Köckeritz" — schreibt v. Schladen den 31. Mai — „von dem Könige als Mentor verehrt, hat nach der, von dem Falle Danzigs eingegangenen, Nachricht allen Muth verloren und jammert außerordentlich; seiner Meinung nach ist es ein Unglück, daß die Danziger Garnison nicht kriegsgefangen, sondern mit Ehren abgezogen sei, *weil der preußische Staat sie nun ernähren müsse!* Mit einem Worte, der gute schwache Mann predigt nur Versöhnung und Frieden mit Frankreich und geht so weit, sich die Aeußerung zu erlauben: der König besitze nicht das Recht, das Aeußerste auf das Spiel zu setzen und die letzte Hütte

seiner Unterthanen daran zu wagen, in der vergeblichen Hoffnung, das Ganze zu retten. Dabei spricht er viel von den Vaterpflichten Sr. Majestät, die ihm verbieten sollen, das Erbe seiner Kinder in Gefahr zu setzen. — Dagegen spricht sich der Cabinetsrath Beyme, dem man gewiß nicht den Vorwurf machen kann, ein blinder Anhänger des Ministers v. Hardenberg zu sein, fortwährend mit vieler Festigkeit und stets mit Anstand aus. Der Graf v. Goltz (Gesandter bei dem Kaiser von Rußland) beklagt zwar gegen seine vertrauten Freunde die bei dem russischen Heere herrschende Unordnung, aber er verliert noch nicht alle Hoffnung und läßt den edlen Absichten des Kaisers volle Gerechtigkeit widerfahren, bewundert auch die außerordentliche Thätigkeit Hardenbergs; an dem guten Willen des Generals Benningsen aber zweifelt auch er sehr, und wenn diese Besorgnisse gegründet sind, so ist wohl kein günstiger Erfolg des Krieges für Preußen zu hoffen."

Der General Graf Kalkreuth wurde „in Anerkennung und zur Belohnung seiner heldenmüthigen Vertheidigung Danzigs" zum Feldmarschall erhoben und verweilte in der Nähe des Königs. Wir werden seiner beklagenswerthen Thätigkeit beim Abschlusse des Waffenstillstandes und Friedens keineswegs in Ehren zu gedenken haben.

Achtes Kapitel.

Colberg. — Gneisenau. — Nettelbeck. — Schill. — Graudenz. — Courbière. — Blücher in Pommern. — Gustav IV., der Donquixote des Nordens.



er Lorbeer des preußischen Waffenruhmes, den der große Kurfürst gepflanzt, den der große König gepflegt und gehegt, daß seine Krone im reichsten Blätterschmucke grünte und seine schützenden Arme sich weithin über das Land breiteten — dieser stolze Baum lag entblättert, zerschlagen, beraubt und geschändet; — doch der Kern im Innersten blieb unangetastet von dem giftigen Gewürm und von den Schlägen des Himmels, welche den Blätterschmuck der Krone vernichtet hatten. Aus der Wurzel, aus den untersten Schichten des Stammes, auf welche von oben oft so hochmüthig herabgesehen zu werden pflegt, schlug, während noch der Schlachtendonner über die Krone dahin fuhr, ein frischer Zweig aus, die Ehre Preußens zu retten, und auf dem einzigen grünen Blatte jenes Zweiges lesen wir die Namen: Colberg — Gneisenau — Nettelbeck — Schill. —

Als im Sommer 1806 der hoffnungsvolle Feldzug unternommen wurde, hatte selbst die allerfurchtsamste und allervorsichtigste Seele im ganzen preußischen Staate nicht einmal auch nur im Traume die leiseste Ahnung davon haben können, daß die, an einem entlegenen Küstenpunkte Hinter-Pommerns ge-

legene, halbverfallene kleine Festung Colberg noch in dem Herbste desselben Jahres eine Zufluchtsstätte der Versprengten, ein Sammelplatz für unverzagte Vaterlandsvertheidiger, ein Bollwerk werden könnte, daran sich die Feinde die Stirn blutig stoßen würden.

Napoleon, dessen Falkenaugen nichts entging, hatte, als er mit seinem Heere gegen die Weichsel vordrang, den Marschall Mortier mit der Belagerung Colbergs beauftragt, indem er befürchtete, die Engländer könnten sich dieser Küstenfestung, als eines Waffenplatzes und Depots für Kriegsbedürfnisse, die sie ihren Verbündeten lieferten, bedienen. Der schnelle Fall der preußischen Festungen an der Elbe und Oder berechtigte zu der Erwartung, daß der altersschwache Commandant von Colberg, Oberst Loucadou, sich ebenfalls alsobald übergeben würde. Auch dürfte dies wohl geschehen sein, wenn nicht im Innern der Stadt der Bürgerälteste Nettelbeck,*) und draußen der brave Lieutenant Schill**) den Krieg und die Vertheidigung auf eigene Faust übernommen hätten. Schill, bei Auerstädt verwundet, hatte sich mit zwei treuen Dragonern des Regiments Anspach-Bayreuth auf den abgetriebenen Pferden oft mitten durch die Feinde bis in die Nähe von Colberg durchgeschlagen und durchgeschlichen. Hier eröffnete er, zuerst nur mit jenen beiden Kameraden, den Feldzug gegen die herumstreifenden französischen Marodeurs; bald hatte er zwanzig Mann zu Pferde beisammen, wagte sich in den Rücken des Armeecorps, welches zur Beobachtung der Schweden nach Pommern aufgebrochen war, und hieb in einem Gefechte bei Gilzow am 8. December eine ganze Compagnie Franzosen, welche einen Transport deckte, in die Pfanne. Rückte Uebermacht gegen ihn an, dann fand er unter den Kanonen und hinter den Wällen von Colberg sichere Zuflucht. Der Commandant war aber mit Schills Streifzügen nicht einverstanden, weil hierdurch das Augenmerk der Feinde auf die Festung gelenkt würde. Er erklärte Schill, in Zukunft die Thore zu schließen, so daß dieser voll Unwillens mit seiner kleinen Streifschaar sich nach Stralsund begab. Dieselbe Noth mit dem Commandanten hatte der brave Nettelbeck. Dieser, ein alter Seefahrer, der sich schon während der Belagerung Colbergs im siebenjährigen Kriege als Bürgeradjutant ausgezeichnet hatte, war jetzt zum Bürgerrepräsen-

*) Geb. zu Colberg 1738, gest. 1824.

**) Geb. zu Wilmsdorf bei Dresden 1776; von seinen ferneren Schicksalen wird später Meldung gethan werden.

tanten gewählt worden und trug wesentlich dazu bei, den Muth der Bürger zu beleben und den zaghaften Obersten zu tapferer Gegenwehr zu ermuntern.

Von größter Wichtigkeit war es, daß Nettelbeck, der des Seewesens kundig war, die Verbindung der Festung mit der See dadurch zu unterhalten suchte, daß er den Capitain eines schwedischen Kriegsschiffes dazu überredete, vor dem Hafen von Colberg zu kreuzen und die Festung mit Waffen und Schußbedarf von der Seeseite zu versorgen, wie Schill von der Landseite mit Lebensmitteln. Auch mit Nettelbeck überwarf sich Loucadou, was für die Festung um so bedenklicher wurde, als der Marschall Mortier durch entschiedene Siege über die Schweden in Vorpommern den General Essen nöthigte, um Waffenstillstand zu bitten, nach dessen Abschluß am 18. April das zur Belagerung Colbergs bestimmte Corps des Generals Loison, welcher den General Teuillé dort ablöste, ansehnlich verstärkt werden konnte. Verstärkung an Mannschaft konnte der König der hart bedrängten Stadt nicht senden, allein er sendete ihr in dem Major Neidthardt v. Gneisenau einen Mann, der hundert andere und mehr noch aufwog; Loucadou wurde am 29. April in Ruhestand versetzt; Schill kehrte von Stralsund zurück. Der König hatte ihm Erlaubniß zur Errichtung eines Freicorps ertheilt, und Gneisenau war ganz mit den kühnen Ausfällen und Streifzügen Schills, dem sich die verwegensten Freibeuter zugesellt hatten, einverstanden.

Nur durch unausgesetzte Ausfälle und Alarmirung des aus 18- bis 20,000 Mann bestehenden Belagerungsheeres gelang es Gneisenau mit seiner kaum 5- bis 6000 Mann starken Besatzung, die Feinde in den Laufgräben, wenn auch nicht zum Laufen, doch zum Stehenbleiben zu zwingen. Um die Außenwerke, insbesondere um den Wolfsberg, wurde zu wiederholten Malen hartnäckig gekämpft. General Teuillé, welcher sie am 29. Mai mit Sturm nehmen wollte, verlor dabei das Leben, und außer ihm blieben noch 600 Franzosen.

Der tapfere General war an der Spitze einer Abtheilung in eine vorliegende Schanze eingedrungen, deren ganze Besatzung niedergemacht wurde. Mitten in dem nächtlichen Kampfgetümmel, wo Mann gegen Mann focht, packte der Unterofficier Staak den General an der Brust, drängte ihn in eine Ecke, warf ihn nieder und drückte ihm die Kehle zu. Staak war der einzige lebendige Preuße in der Schanze, in welche die Franzosen mit dreifacher Uebermacht eingedrungen waren.

Noch bevor der Tag graute, erneuten die Preußen den Kampf um diese Schanze und eroberten sie wieder. Wie freuten sich die Kameraden, ihren braven Unterofficier wieder zu finden, den sie nach dieser Heldenthat „den pommerschen Würgengel" nannten.*)

General Loison ordnete am 11. Juni einen zweiten Sturm gegen den Wolfsberg an, die Schanzen und Blockhäuser desselben wurden in Grund und Boden geschossen; über die Stadt ergoß sich ein Bombenplatzregen, daß sie an vier Stellen in Brand gerieth. Nettelbeck, der Seemann, zeigte sich auch hierbei als geübter Beherrscher seines Elementes, des Wassers, indem er an den heißesten Stellen mit den Spritzen erschien, die er seine Artillerie nannte, und seinem Beispiele folgend, standen Männer, Frauen, selbst Knaben bereit, mit nassen Tüchern und Rasenstücken den Bomben den feuersprühenden Mund zu stopfen. — Die Besatzung des Wolfsberges sah sich gezwungen, am 12. zu capituliren, und ihr ward ein ehrenvoller Abzug bewilligt.

Nicht lange erfreuten sich die Feinde des eroberten Bollwerks; noch ehe sie die niedergeschossenen Pallisaden und Schanzen hergestellt hatten, wurden sie von den Preußen, die in der Nacht vom 14. einen Ausfall machten, daraus vertrieben, eroberten ihn aber am 15. wieder zurück. Das kleine Häuflein der Besatzung schmolz bei diesen täglichen Ausfällen und Gefechten mehr und mehr. Die Franzosen nahmen am 23. Mai die Schanze Stubenhagen, und am 1. Juli die Maikuhle am Eingange des Hafens, wodurch die Verbindung mit der See abgeschnitten wurde. Die Stadt litt durch allnächtliches Beschießen; ganze Straßen, am Marktplatze das Rathhaus, Kirchen und Schulhäuser waren beschädigt, oder lagen in Schutthaufen. Dadurch, daß der Kaiser Alexander bei

*) Einige Tage später erhielt Staak einen Kartätschenschuß in die Seite, der ihm zwei Rippen zerschlug. Er trug im Felde 1813, wo er das erste Bataillon der Lützowschen Jäger commandirte, ein Silberblech zum Ersatz seiner Rippen. Von dem Degen des französischen Generals führte er noch die Klinge und Scheide; das Gefäß, welches von Silber war, hatte er auf dem Altare des Vaterlandes zur Ausrüstung der Freiwilligen geopfert. Staak hatte seine Laufbahn als Trommelschläger während des siebenjährigen Krieges begonnen. Er wurde wegen seines vor Colberg bewiesenen Heldenmuthes zum Lieutenant befördert und erhielt den Orden pour le mérite. — Ohne die heilsame Herabstimmung privilegirten Adelstolzes durch die Schlacht von Jena würde der Unterofficier nie das Portepée und den Orden erhalten haben. „So lange der Krieg dauert," hieß es in dem Armee-Publicandum d. d. Ortelsburg den 1. Decbr. 1806, „wird der Unterofficier und der Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Officier, wie der Fürst;" — freilich nur: „so lange der Krieg dauert."

dem Abschlusse des Waffenstillstandes für die Festungen, welche sich noch in preußischen Händen befanden, nichts ausbedungen hatte, und selbst der preußische Bevollmächtigte, Graf Kalkreuth, erst nachträglich deshalb unterhandelte, geschah es, daß die Franzosen noch einen Hauptsturm am 2. Juli unternahmen, der jedoch durch tapfere Gegenwehr abgeschlagen wurde. Am 3. Juli traf endlich die officielle Mittheilung vom Abschlusse des Waffenstillstandes ein; Colberg war gerettet, und zum ersten Male hörte man wieder von preußischem Waffenruhme und von ehrenhaftem Bürgermuthe sprechen. Der Bürger Nettelbeck erhielt die Erlaubniß, die Admiralitäts-Uniform tragen zu dürfen, und später eine Pension von 200 Thalern. Schill wurde zum Major, Gneisenau zum Obersten befördert; aus der Besatzung das Regiment „Colberg“ gebildet.

Die Festung Graudenz gewann sich ebenfalls einen ehrenvollen Namen durch die tapfere Vertheidigung unter dem strengen General Courbière. Als im Februar 1807 der General Victor, welcher die Belagerung commandirte, zur Uebergabe aufforderte, „da es einen König von Preußen nicht mehr gebe,“ antwortete ihm Courbière: „dann giebt es noch einen König von Graudenz: Courbière.“ Er capitulirte nicht.

In Folge des Waffenstillstandes erhielt Blücher, welcher bereits mit 10,000 Mann in Schwedisch-Pommern zu dem schwedischen Heere gestoßen war, Befehl, sich nach Preußisch-Pommern zurückzuziehen.

An Gustav IV. richtete Friedrich Wilhelm III. ein bewegliches Schreiben, worin er ihn ermahnte, sich ebenso, wie er, der Nothwendigkeit zu fügen; Gustav aber blieb unbeweglich, und im Vertrauen auf einige swedenborgische Visionen der Apokalypse, von ihm auf den Untergang Napoleons ausgedeutelt, erkannte er den, von dem General Essen mit dem Marschall Mortier abgeschlossenen, Waffenstillstand nicht an, lehnte einen, von dem General Brune, dem Napoleon die Kriegführung in Schwedisch Pommern übertragen hatte, auf Verlängerung des Waffenstillstandes gerichteten, Antrag ab und erließ eine Proclamation an das französische Heer (sie war von einem Emigranten, Mr. de Pienne, abgefaßt), worin er dasselbe aufforderte: „die ehrlosen Fahnen Napoleons zu verlassen und sich unter das Banner der Lilien zu stellen, welches ihr rechtmäßiger König von Gottes Gnaden, Ludwig XVIII. (von dem unsere Kriegsgeschichte bisher nur die eine Großthat zu rühmen wußte, daß er während der Kanonade von Valmy für den König von Preußen weit hinter der Front eine vortreffliche

Omelette gebacken), auf schwedischem Boden entfalten werde.“ In der That war Ludwig XVIII. in Schweden gelandet, freilich ohne Heer, aber großsprecherisch verkündend, daß er und seine Getreuen bereit seien, sich an die Spitze zu stellen, und wo es gelte, Tausende in die Pfanne — zu hauen? nein zu schlagen, nämlich Eier.

König Gustav ging in seinem Irrsinn so weit, daß er den General Brune zu sich einladen ließ, vorgeblich, um mit ihm eine Convention abzuschließen. — Am 4. Juni traf Brune in Schlattkow bei dem Könige ein, welcher ihm ohne allen Umschweif den Antrag stellte, mit seinem Armeecorps zu ihm überzugehen und Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. — Brune, auch als kaiserlicher General noch ein entschiedener Republikaner, beantwortete den Antrag mit mitleidigem Achselzucken, denn für ihn war es nun außer Zweifel, daß die Temperatur des Gehirnes Sr. Majestät unter den Nullpunkt gesunken sei; doch machte er dem Kaiser davon Meldung. Napoleon aber verstand in diesem Punkte keinen Spaß; der Marschall Berthier erhielt von ihm Befehl, an Brune zu schreiben: er solle erklären, daß Frankreich den König von Schweden nicht mehr anerkenne und nicht eher wieder anerkennen werde, als bis er die Verfassung abgeschafft, durch welche die schwedische Nation ihre Privilegien verloren hätte; er solle mit dem Könige wie mit einem Narren sprechen, welcher viel eher verdiene, mit Kartenhäusern zu spielen als über eine brave Nation zu herrschen. Er, der General Brune, solle in Zukunft nur mit dem General Essen, oder irgend einem anderen raisonnabeln Schweden in Unterhandlung treten. Dem Könige war es unterdessen so unheimlich in Stralsund geworden, daß er in aller Stille es räumte und seine Truppen nach Rügen in vorläufige Sicherheit brachte.

Der General Brune hielt hierauf seinen Einzug in Stralsund, welches der König seinem Schicksale überlassen hatte. In dem Berichte, welcher darüber in dem Moniteur von Paris erschien, heißt es: „Der König von Schweden, welcher behauptet hatte, er wolle sich unter den Trümmern von Stralsund begraben lassen, hat die Flucht ergriffen und die Stadt ohne Capitulation gelassen. Der Charakter des Königs hat sich während der Belagerung recht deutlich gezeigt. Es verging kein Tag, wo er nicht mit einem närrischeren Vorschlag angestiegen kam, als am vorigen. Man antwortete ihm mit dem Sprüchworte: Kinder und Narren lassen sich zweimal prellen. Man könne sich

nicht auf sein Wort verlassen, da er den mit dem General Essen in seinem Namen abgeschlossenen Vertrag gebrochen habe. Nun hat er mit einem Mal den Einfall bekommen, mit seinen Truppen davon zu laufen, uns die Stadt zu überlassen und dadurch zu beweisen, daß er ein eben so schlechter Feldherr als Regent war. Dies ist vielleicht das erste Beispiel in der Geschichte, daß ein König seine Unterthanen so verlassen hatte. Indeß Deutschland ist seiner nun für immer los: der König von Schweden kehrt nie nach Pommern zurück!"

Brune schloß am 9. September „als Anführer der Armee des Kaisers der Franzosen" ganz selbstständig mit dem General Essen, welcher eben so selbstständig „als Befehlshaber der schwedischen Truppen" unterzeichnete, einen Vertrag, vermöge dessen sich die Schweden ungehindert einschifften, um den deutschen Boden zu räumen.*)

Nicht genug, daß Gustav IV. den Krieg mit Frankreich nach dem Tilsiter Frieden allein fortzusetzen erklärte, forderte er zu gleicher Zeit durch übermüthige Beleidigung und Verletzung des Völkerrechtes auch Dänemark und Rußland zum Kriege heraus. Er schickte seinem Schwager, dem Kaiser Alexander, den ihm früher verliehenen Andreasorden zurück, „weil Monsieur Bonaparte mit demselben von der Hand des Zaren geschmückt worden sei." Wegen einer angeblich alten Forderung ließ Gustav auf die von der englischen Regierung in Gothenburg niedergelegten Hülfsgelder (375,000 Thaler) Beschlag legen und den russischen Gesandten als Gefangenen behandeln. Der ohnehin tolle König wurde in seiner Tollheit dadurch bestärkt, daß das englische Ministerium mit ihm noch am 8. Februar 1808 ein Bündniß gegen Frankreich und Rußland schloß und monatlich 100,000 Pfd. Sterling Hülfsgelder zu zahlen, ein Bundesheer und eine Anzahl Schiffe zu seiner Verfügung zu stellen versprach. Ohne unnütze Worte zu verlieren, rückte am 21. Februar ein russisches Heer in

*) In der Zusammenkunft mit dem Könige Gustav hatte Brune seine republikanische Gesinnung nicht verleugnet. Napoleon, dem er schon längst verdächtig war, nahm die Gelegenheit wahr, ihn wegen der eigenmächtigen Unterzeichnung der Convention mit Essen zu verabschieden. In dem französischen Heere hatten sich die Emporkömmlinge bereits gewöhnt, den Kaiser Napoleon so sehr als Fortsetzung der gekrönten Häupter von Gottes Gnaden anzusehen, daß der Marschall Berthier an Brune schrieb: „seit Pharamond (dem ersten fabelhaften Könige von Frankreich) hat man es nicht erlebt, eine Convention mit Umgehung des Monarchen abzuschließen."

Finnland ein. Nach einigen glücklichen Gefechten erlitten die Schweden in der blutigen Schlacht bei Orwais am 14. September und am 18. bei Lokalax so großen Verlust, daß die commandirenden Generale es für angemessen fanden, mit dem russischen Befehlshaber in Unterhandlung zu treten. Es war doch den „schwedischen Männern" etwas zu viel angesonnen, sich für einen unsinnigen König zur Schlachtbank führen zu lassen. Wie früher Napoleon, so hatte jetzt auch Alexander seinen Generalen befohlen, nicht mit dem Könige Gustav, sondern nur mit schwedischen Generalen in Unterhandlung zu treten. Der russische General Kamenskoi schloß am 20. November 1808 mit dem schwedischen General Adlercreuz einen Waffenstillstand auf vier Wochen, in Folge dessen das schwedische Heer sich hinter den Kemistrom zurückzog. Der Fürst Romanzow hatte bereits in einer Note vom 25. März im Auftrage sämmtlichen Mächten angezeigt: „daß der Kaiser von diesem Augenblicke an Finnland, welches bisher für schwedisch gegolten habe, und welches seine Truppen nur in Folge verschiedener Treffen hätten besetzen können, als eine eroberte Provinz betrachte, welche er für immer mit seinem Reiche vereiniget habe." Dergleichen Anzeigen durfte freilich Rinaldo Rinaldini sich nicht erlauben. —

Der Regierung des Königs Gustav IV. wurde hierauf ein gewaltsames Ende gemacht. Der Adel und die Garden verschworen sich gegen ihn. Der Oberstlieutenant, Baron Adlersparre, marschirte mit 3000 Mann auf Stockholm und kündigte in einem Aufrufe an, daß er zur Rettung des Vaterlandes das schwedische Banner erhoben und alle Patrioten auffordere, sich ihm anzuschließen. Als der König, der auf dem Schlosse Haga verweilte, von dem Anmarsche und der Proclamation Adlersparre's Nachricht erhielt, eilte er nach Stockholm, um an der Spitze seiner Garden den Meuterern entgegenzuziehen. Die Garden aber fielen von dem Könige ab. In der Nacht vom 12. auf den 13. März drangen der General Adlercreuz, der Feldmarschall Klingspor und der Oberst Silbersparre nebst Gefolge mit gezogenen Degen in das Zimmer des Königs; als er sich zur Wehr stellen wollte, entwaffneten sie ihn mit Gewalt und brachten ihn in sicheren Gewahrsam. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermanland, war dabei gegenwärtig und erklärte sich bereit, die Regentschaft einstweilen zu übernehmen.

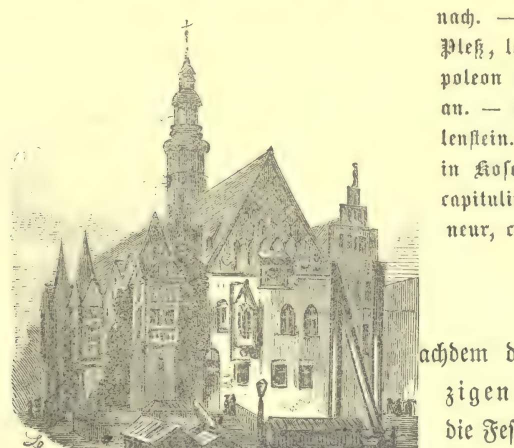
Gustav IV. ward genöthiget, am 29. März eine Urkunde zu unterzeichnen, in welcher er der Krone förmlich entsagte. Die am 1. Mai versammelten

Reichsstände dankten den meuterischen Generalen und Gardeofficieren für die Hingebung, mit welcher sie das Vaterland gerettet. Dem Herzoge Karl wurde von den Reichsständen die Krone übertragen. Nachdem die Constitution beschworen, wurde er am 5. Juni 1809 zum Könige ausgerufen und am 29. als Karl XIII. gekrönt. In der Verfassung wurde festgesetzt, daß der König die vollziehende Macht haben solle, die wichtigsten Angelegenheiten aber in einem Staatsrathe von 9 Mitgliedern entschieden werden müßten, und daß dieser Staatsrath der Nation (den Reichsständen) verantwortlich bleibe.

Gustav verließ Schweden und zog als pensionirter und zur Ruhe gesetzter Donquixote des Nordens unter dem Namen Graf Gustavson bis an seinen Tod in Deutschland umher.

Neuntes Kapitel.

Der Feldzug in Schlesien. — Die Spinner, Weber und Wasserpolaken sind keine Tyroler. — Aufruf des Grafen Pückler zu den Waffen; — er erschießt sich. — Die Rheinbündler in Schlesien. — Glogau ergiebt sich dem General Vandamme. — Fürst Anhalt-Pleß General-Gouverneur von Schlesien. — Würtemberger und Baiern unter dem Prinzen Jerome vor Breslau. — Die Versuche der Preußen, die Stadt zu entsetzen, mißlingen. — General v. Thiele capitulirt den 5. Januar 1807. — Brieg und Schweidnitz folgen nach. — Der General-Gouverneur, Fürst Pleß, legt sein Commando nieder. — Napoleon bietet dem Kaiser Franz Schlesien an. — Die Freicorps von Stößel und Wallenstein. — Der tapfere Oberst v. Neumann in Kosel. — General Steensen in Neiße capitulirt. — Graf Götze, General-Gouverneur, capitulirt in Glatz ohne Uebergabe.



Nachdem das preußische Heer in der einzigen Schlacht bei Jena vernichtet, die Festungen der Elbe und Oder durch Handstreiche wie Fliegen vom Feinde gegriffen worden waren, die Hauptstadt mit ihrer Citadelle Spandau sich ergeben hatte, suchte der König so eilig als möglich die Weichsel und die Ostsee-Provinzen zu erreichen, um den Treuen, welche bei ihm auszuhalten entschlossen waren, einen Sammelpunkt zu geben und dem, zum Beistande heranrückenden, russischen Heere nahe zu sein. Schlesien mußte seinem eigenen Schicksale überlassen werden; das brachte nun einmal die unorganische, nicht von Innen heraus naturwüchsige, sondern von Außen mit den Haaren herbeigezogene monstrose, mißgeburtliche Zerr-Gliederung des preußischen Reichskörpers so mit sich.

Napoleon, der wohl wußte, daß ihm Schlesien nicht entgehen werde, folgte unaufhaltsam dem fliehenden Könige nach, um ihn, bevor das russische Heer den preußischen Boden beträte, zum Frieden zu zwingen.

Unterdessen beauftragte er seinen Bruder Jerome, dafür Sorge zu tragen, daß sich nicht etwa in Schlesien, welches ihm als ein preußisches Tyrol geschildert worden war, ein Volksaufstand organisire, worüber ihm bedenkliche Meldungen zugegangen waren. Es hatte nämlich der Rittergutsbesitzer, Graf Pückler, ein tapferer, vaterländisch gesinnter Mann, ohne dazu aufgefordert und ermächtigt zu sein, einen Aufruf zur Volksbewaffnung, zur Errichtung von Freicorps und Jägerschaaren erlassen, mit welchen er, durch die zahlreichen Festungen und die Gebirgsgegenden unterstützt, der großen französischen Armee im Rücken, den kleinen Krieg zu beginnen gedachte. In dem schlesischen Gebirge aber wohnte kein Geschlecht des Sandwirths Hofer, keine Haspinger, Speckbacher, Ennemoser und Riedl, da wohnten nur verhungerte Weber und Spinner, in Oberschlesien die verschnapsten Wasserpolaken, denen schon graulich wurde, wenn sie von Rübezahl hörten, und vor Pulvergeruch einen wahren Abscheu hatten. Wie die Verwaltung des Ministers Grafen Hoym dafür gesorgt hatte, daß jede freisinnige Regung unterdrückt werde, haben wir oben zu erwähnen gehabt.

Was half es nun dem edlen Grafen Pückler, an die Vaterlandsliebe der Schlesier, an ihre Hingebung für König und Vaterland die herzhaftesten Worte zu richten? Dergleichen Tugenden waren von der Regierung selbst gründlich ausgerottet worden.

Hatte Graf Pückler an dem einen Tage einige Hundert verhungerte und zerlumpte Weber und Tagelöhner satt gemacht und bekleidet, am folgenden liefen sie ihm wieder davon. Ohne Unterstützung von Seiten der Regierung, der Festungscommandanten und des zum General-Gouverneur von Schlesien ernannten Fürsten von Anhalt-Pleß, endete Pückler, der die Schmach des Vaterlandes nicht zu ertragen vermochte, sein Leben durch einen Pistolenschuß.

Sobald die aufgebotenen Rheinbündler, der Pfeife und Trommel Napoleons gehorsam, bei der großen Armee eingetroffen waren, wurde der bairischen und würtembergischen Division der Auftrag, gegen ihre deutschen Brüder in Schlesien mit Feuer und Schwert vorzurücken. General Vandamme führte die Würtemberger vor Glogau, welches zum Empfange so ungefügen Besuches

nicht vorbereitet war und sich mit der geringen Besatzung von 2500 Mann am 2. December 1806 ergab. Dem General-Gouverneur, Fürsten von Anhalt-Pleß, standen ansehnliche Mittel zu Gebot, um den Rheinbündlern das weitere Vordringen zu wehren. Breslau war eine Festung ersten Ranges, es war Zeit genug gewesen, sie in Stand zu setzen und die dortigen Magazine zu füllen. Außerdem hatte der Eroberer Schlesiens, Friedrich II., für Zwinger und Festungen gesorgt, an deren Felsenklippen jedes feindliche Geschwader, welches dazwischen vorzudringen wage, zerschellen mußte. Schweidnitz, Neiße, Kosel, Brieg, Silberberg und Glatz konnten eine beständige Verbindung unter sich und mit der Hauptstadt und Hauptfestung Breslau unterhalten, und, von dem Gebirge gedeckt, konnten Streifzüge und Ueberfälle im Rücken des Feindes gemacht werden. Der General-Gouverneur ließ in Breslau eine Besatzung von 9000 Mann unter dem General-Lieutenant v. Thiele, meist polnische unzuverlässige Mannschaft. Prinz Jerome Napoleon war mit einer Division Würtemberger davor gerückt (den 4. December), und als bald darauf die bairische Division Wrede zu ihm gestoßen, wurde der erste Laufgraben eröffnet und die Stadt seit dem 10. December heftig beschossen. Der preußische General-Gouverneur, Fürst Pleß, rückte zum Entsatz des hart bedrängten Breslau mit drei Corps von Schweidnitz, Glatz und Kosel bis nach Strehlen vor, wodurch der, für die Nacht am 23. festgesetzte, Sturm unterblieb. Jerome hatte so große Besorgniß für das Belagerungsheer, daß er zu seiner Verstärkung die bairische Division Deroi und eine Reiterdivision in Eilmärschen von Kalisch herbeikommen ließ. Das von Glatz ausgerückte Corps des Generals v. Kropf hatte den Fürsten v. Pleß rechtzeitig bei Michelau erreicht, allein dieser sah sich zum Rückzuge genöthiget, da das von Schweidnitz ausgerückte, 3000 Mann starke Corps von dem General Montbrun zersprengt wurde. Bei einem zweiten Versuche, Breslau zu entsetzen, warf der Fürst v. Pleß den General Montbrun zurück und drang am 30. November bis hart an das Bivouac der Würtemberger bei Kleinburg in der Nähe von Breslau vor. Sein Unternehmen war darauf berechnet, daß der General Thiele einen Ausfall machen sollte, um die Belagerer zwischen zwei Feuer zu treiben; allein in der Stadt war man so wenig von der Ankunft der Waffenbrüder unterrichtet, daß man vielmehr dahinter eine Kriegslist der Feinde, welche preußische Uniformen angezogen hätten, vermuthete. Der Fürst Pleß trat einen übereilten Rückzug an, auf

welchem er, durch die Baiern unter General Montbrun verfolgt, einen Verlust von gegen 2000 Mann erlitt.

Die erste, am 26. December dem General Thiele gemachte, Aufforderung zur Uebergabe hatte er zurückgewiesen. Von der Bürgerschaft im Innern, von dem Belagerungsheer von Außen bestürmt, schloß Thiele am 5. Januar eine Capitulation ab, der zu Folge die Besatzung in die Kriegsgefangenschaft wandern mußte. Wie fast in allen preußischen Festungen, so geschah es auch hier, daß die Mannschaft die Befehlshaber der Feigheit und des Verraths beschuldigte und mit den Waffen in der Hand Einspruch gegen die Uebergabe erhob; es war vergeblich, die Franzosen rückten am 7. Januar ein und begannen bereits am 9. die Festungswerke zu sprengen. Dem Falle der Hauptstadt Schlesiens stürzten am 15. Januar Brieg, am 16. Schweidnitz nach.

Da der Prinz Jerome bereits in der Mitte Decembers zur großen Armee abgerufen wurde, erhielt General Vandamme den Oberbefehl und stiftete seinem Namen ein schaudervolles Andenken durch Erpressungen aller Art. Der Fürst v. Pleß zog sich zur Deckung der drei ihm noch gebliebenen festen Plätze Glatz, Silberberg und Kosel nach Oberschlesien zurück. Vandamme folgte ihm, zersprengte ein, zur Deckung des Passes bei Warta aufgestelltes, Corps am 8. Februar und trieb die Preußen bis in die Berge von Reinerz. Der General-Gouverneur legte hierauf sein Commando nieder und zog es vor, sich aus dem Breslauer Pulverdampf hinter die Wiener Dampfnudeln zurückzuziehen, wo es anstatt der gespannten — nur gebackene Hähne, anstatt der hupfenden Kugeln „Kugelhupfe" gab. Sein General-Adjutant, Graf Götze, folgte seinem edlen Beispiele, angeblich, um den Beistand des Wiener Hofes für Preußen zur Behauptung Schlesiens in Anspruch zu nehmen. Damals aber waren Unterhandlungen in ganz entgegengesetzter Richtung im Gange. Kaiser Franz hatte den General Vincent in das Hauptquartier Napoleons, nach dem Schlosse Finkenstein in Ostpreußen, entsendet. Hier nun war es, wo Napoleon den Kaiser Franz auf die günstige Gelegenheit aufmerksam machen ließ: das im siebenjährigen Kriege von Friedrich dem Großen eroberte Schlesien durch einen Federstrich wieder zu gewinnen. Eben so, wie er dem Grafen Haugwitz 1805 in Schönbrunn auf der Landkarte die Linie zeigte, durch welche das dem Könige von Preußen noch fehlende östreichische Schlesien abgegrenzt werden sollte, wenn dieser sich mit ihm verbinden würde, so zeigte er jetzt dem östreichischen

Botschafter die Linie, durch welche das preußische Schlesien zu Gunsten des Wiener Hofes abgeschnitten werden könne, wenn dieser sich ruhig verhalten werde. —

Und Franzel verhielt sich ruhig; aber: „dieser da läßt sich Schlesien nicht wieder nehmen!" hatte Friedrich einst von dem kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm gesagt.

Nach dem Abgange des Fürsten v. Pleß und des Generals v. Götze führten der Major v. Stößel und der Hauptmann Wallenstein an der Spitze eines Freicorps leichter Truppen das Commando und fügten den Feinden empfindliche Verluste bei. Als sie aber mit vereinigter Mannschaft die Entsetzung von Schweidnitz unternahmen, wurde ihr Corps zersprengt. Wallenstein rettete sich nach Böhmen, Stößel nach Glatz, wohin Graf Götze von Wien zurückgekehrt war und nun als General-Gouverneur den Oberbefehl in Schlesien übernahm. Es gelang ihm, durch den Major Stößel und Hauptmann Wallenstein, dessen Namen als Freibeuter aus alter Zeit her einen guten Klang in dortiger Gegend hatte, ein ansehnliches Corps von 8 National-Schwadronen Husaren, 6 Compagnien Jäger, 3 Bataillonen Fußvolk zusammenzubringen, die ihm noch gebliebenen drei Festungen durch Mannschaft zu verstärken und sie mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aufs Neue zu versorgen. Hierdurch gewannen die Besatzungen und ihre Befehlshaber neuen Muth. Unter den Letzteren erwarb sich insbesondere der Commandant der Festung Kosel, Oberst v. Neumann, einen ehrenvollen Namen. Kosel konnte kaum für eine Festung zweiten Ranges gelten; die Besatzung war im Januar gegen 4000 Mann stark, meist unzuverlässige, mit Gewalt zum Dienst gepreßte Leute, die, sobald sie außerhalb der Thore geführt wurden, in Schaaren davonliefen. Der bairische General Deroi eröffnete am 28. Januar die Laufgräben 1500 Schritt von der Festung, die Arbeiten waren am 4. März bis auf 400 Schritt herangerückt. Die Wälle der Festungen befanden sich in gutem Stande, die gelinde Witterung hatte es möglich gemacht, die Wassergräben und Ueberschwemmungen offen zu halten; demungeachtet arbeitete der Feind sich immer näher heran und die Stadt litt entsetzlich von dem gegen sie eröffneten Geschützfeuer.

Der Commandant Oberst v. Neumann wies zwei, von dem Oberbefehlshaber des bairischen Belagerungs-Corps, General Deroi, an ihn gerichtete, Aufforderungen zur Uebergabe entschlossen, wenn auch etwas umständlich, zu-

rück. Die erste durch ein Schreiben vom 24. Februar 1807, die zweite durch nachstehende Antwort aus Kosel vom 1. März: „Ew. Excellenz verzeihen, wenn ich mich gezwungen fühle, die Forderung Ew. Excellenz, die mir anvertraute Festung zu übergeben, von mir aus Pflicht abweisen zu müssen, und geruhen Hochdieselben von mir die Versicherung anzunehmen, daß ich, dieser Abweisung ungeachtet, für Ew. Excellenz persönliche Verdienste eine ehrfurchtsvolle Achtung und Ergebenheit hege. Ihro Königl. Majestät, mein gnädigster Monarch, den ich nicht allein als Unterthan verehre, sondern den ich auch liebe und anbete, weil er es verdient, hat mir in einem Allerhöchsteigenhändigen Cabinetsschreiben durch einen Courier seine Allerhöchste Willensmeinung über meine zu leistende Vertheidigung erklärt. Diese Forderung meines Königs, des besten Monarchen auf Erden, ist noch nicht erfüllt, folglich darf und kann ich an keine Capitulation denken. Von dieser meiner Verbindlichkeit werden Ew. Excellenz als ein berühmter und erfahrener Krieger und folglich als der competenteste Richter überzeugt sein, dessen Beifall und Achtung ich mir mit zum Zielpunkte meiner Vertheidigung gesetzt habe, so gut wie den Beifall meines Monarchen und aller meiner Waffenbrüder, die mit mir das Glück genießen, diesem Monarchen zu dienen. Ob Kosel entsetzt werden wird, hängt von dem Waffenglück ab, welches seine Launen hat, und muß auf das Wesentliche meiner Vertheidigung und auf die Erfüllung meiner Pflichten keinen Einfluß haben. Daß Kosel so gut wie jede andere Festung, die nicht entsetzt wird, endlich fallen müsse, fließt aus den Grundsätzen der Kriegskunst; aber der Vertheidiger der Festung muß sie nur mit Ehren fallen lassen, und dieses wird auch mein Wunsch und mein Bestreben sein. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Ew. Excellenz mit dieser meiner Antwort als Soldat zufrieden sind und ich bin so dreist, es mir zu schmeicheln. Nur das Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben, ist das, was den Krieger beleben und belohnen kann, kurz, der Grundstoff seines Lebens und Daseins. Darf ich Ew. Excellenz nochmals ergebenst bitten, die Versicherung meiner Ehrfurcht und Ergebenheit anzunehmen, mit welchen Empfindungen ich beständig sein werde Ew. Excellenz rc." *)

*) „Wenn einst," — fügt die Spenersche Zeitung vom 25. Juli 1807 hinzu — „mit Schande belastet, von Freund und Feind tief verachtet, die Namen der Befehlshaber Magdeburgs, Cüstrins u. s. w. in den Annalen der preußischen Geschichte genannt werden, dann wird der des tapferen Vertheidigers von Kosel, den kein Ordensband zierte, der keine berühmten Ahnherren aufzuweisen hatte, mit Ruhm und Ehren genannt werden." Militair-Wochenbl. 1843.

Der bairische General beantwortete die Zuschrift in gleich höflicher und anerkennender Weise und ließ sogleich seine Bomben-Batterien wieder spielen, was von Seiten des Commandanten mit Vierundzwanzigpfündern erwidert wurde. Welch ein widersinniges Handwerk ist doch der Krieg! In einem Athemzuge freundschaftlichste Hochachtungsversicherung und Mord und Todtschlag! —

Der bairische General mochte wohl zu der Einsicht gelangt sein, daß Oberst Neumann sich auf Unterhandlung einzulassen nicht geneigt sein möchte; er hob die Belagerung am 6. März auf und führte am 11. das Belagerungsheer auf das linke Ufer der Oder. Nach Verlauf eines Monats trafen erneute Befehle von Napoleon bei Vandamme ein, die Eroberung Schlesiens ohne Verzug zum Abschluß zu bringen, da sich die Unterhandlungen mit dem Wiener Hof in die Länge zogen. Am 11. April erschienen die Baiern wieder auf dem rechten Ufer der Oder und Kosel wurde aufs Neue hart bedrängt. Der tapfere Oberst Neumann war den Anstrengungen erlegen; nach ihm führte Major v. Puttkammer den Befehl mit nicht minderer Ausdauer. Durch Desertion und Krankheit war die Besatzung Mitte Juni bis auf 1400 Mann geschmolzen; Puttkammer schloß am 16. Juni eine Capitulation unter der Bedingung ab, die Festung am 18. Juli zu übergeben, wenn bis dahin keine Entsetzung erfolgt sein würde. Bis dahin war der Friede unterzeichnet und Kosel dem Könige erhalten worden.

Vor Neiße commandirte General Vandamme in Person und ließ am 2. März die Laufgräben eröffnen, jedoch konnten erst am 11. April die Batterien ihr Orgelspiel beginnen. Commandant der Festung war der General Steensen, dem es zwar nicht an Geschützen — über 300 Stück — wohl aber an Artilleristen fehlte. Die Besatzung zählte kaum 5000 Mann, und mehr als das Doppelte war erforderlich. Mehrere Versuche, Neiße zu entsetzen, welche von Glatz und Silberberg aus unternommen wurden, mißlangen; der Commandant capitulirte am 1. Juni und übergab die Festung mit 328 Geschützen, 200,000 Pfd. Pulver am 16. Juni. Die Besatzung wurde in Kriegsgefangenschaft geführt.

In Glatz befand sich das Hauptquartier des General-Gouverneurs. Nach dem Fall von Neiße wendete Vandamme seine gesammte Kriegsmacht gegen Glatz. Am 24. Juni nahmen die Baiern und Würtemberger unter den Ge-

neralen Siebein und Lilienberg das vor der Festung angelegte verschanzte Lager durch einen nächtlichen Ueberfall, bei welchem von beiden Seiten gegen zweitausend Mann — Deutsche von Deutschen — gemordet wurden. Schon war die eine Vorstadt von den Baiern besetzt und hier eine Batterie von ihnen errichtet worden, welche die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln drohte. Nur noch auf 12 Tage war Munition in der Festung vorhanden. Götze capitulirte am 25. Juni unter der Bedingung, daß die Uebergabe, wenn er bis dahin nicht entsetzt werde, am 26. Juli erfolgen solle. Unterdessen ward der Friede abgeschlossen.

Zehntes Kapitel.

Der Tilsiter Frieden.

A. Mit Rußland.

Drei Noten Napoleons an Alexander als Vorboten. — Der Prinz Jerome Bonaparte muß sich von seiner protestantischen Republikanerin scheiden lassen; — soll König von Sachsen und Polen werden. — Alexander theilt die drei Noten dem Könige von Preußen mit. — Hardenberg versucht es, dem Kaiser Alexander in das Gewissen zu reden; — es war zu spät. — Talleyrand, Bevollmächtigter für Frankreich, Kurakin und Labanow für Rußland. — Der für Preußen schmachvolle Art. IV von Alexander genehmigt. — Napoleon theilt dem Kaiser von Rußland ein Stück preußischen Gebietes zu und er nimmt es an. — Jerome Napoleon von Alexander als König von Westphalen anerkannt. — Die geheimen Tractate des Tilsiter Friedens.



Napoleon verstand sich vortrefflich darauf, den russischen Zaren zu dem Honigbaume voll süßer diplomatischer Leckerbissen zu locken, um demselben, sobald er nur erst täppisch zugegriffen haben werde, wie weiland Reinicke Fuchs Braun dem Bären, in der Spalte die Tatzen einzuklemmen. Drei Noten übersandte Napoleon mit einem vertraulich schmeichelhaften Schreiben am 4. Juli dem Kaiser Alexander; sie enthielten Erläuterungen, um den Friedenstractat, den Alexander unterzeichnen sollte, schmackhaft zu machen. Durch die erste Note sollte Alexander die Ueberzeugung gewinnen, daß er zum alleingebie-

tenden Herrn des nördlichsten europäischen Festlandes bestimmt sei, so daß Frankreichs Grenze nicht die seines Reiches berühren solle. Napoleon hatte schon vor Beginn des Feldzuges auf einem Papierschnitzel die Errichtung eines neuen Königreichs zwischen Weser und Elbe hingeworfen.*) Dieser Einfall tauchte jetzt wieder bei ihm auf, Talleyrand aber, der diesmal noch längere Finger als der Kaiser hatte, griff sogleich bis nach Warschau zu. Damit aber Bruder Hieronymus, dem man die nagelneue Königskrone bestimmt hatte, sich mit Anstand unter den Reifröcken, Schleppkleidern und kammerherrlichen Puderperrücken der europäischen Hofetiquette könne sehen lassen, war ihm bereits von dem kaiserlichen Bruder bedeutet worden, daß er sich von seiner jetzigen Gattin, welche den Vorzug hatte, eine liebenswürdige und freisinnige Republikanerin, Bürgerin der Vereinigten Staaten, zu sein, müsse scheiden lassen und sich mit einer ebenbürtigen Prinzessin vermählen müsse.**) Kaum verlautete von jener Scheidung, als die schönsten durchlauchtigsten Schwanenhälse sich reckten und streckten, um sich bemerkbar zu machen. Napoleon war, wie es scheint, von Alexander selbst der Vorschlag gemacht worden, den Kurfürsten von Sachsen anderweitig zu placiren und den Prinzen Hieronymus zum Könige von Polen und Sachsen zu ernennen. Den Dresdner Hof hoffte man dadurch zufrieden zu stellen, daß die Hand der Prinzessin Auguste dem zukünftigen Könige Jerome zu Theil werden sollte. Napoleon war nicht dieser Ansicht. „Den

---

*) Förster, neuere und neueste Geschichte, B. I. S. 658.

**) Jerome Bonaparte (geb. 1784) hatte 1803 in Baltimore als Schiffslieutenant Miß Eliza Patterson, die Tochter eines wohlhabenden protestantischen Bürgers der Vereinigten Staaten, geheirathet, und sie hatte ihn bereits die Vaterfreuden empfinden lassen. Nachdem Napoleon sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, verlangte er von Jerome, dem er eine Königskrone in Aussicht stellte, er solle sich scheiden lassen. Ohne sich an die Gegenvorstellung des Bruders zu kehren, schrieb er (1805) an Pabst Pius VII., die Scheidung auszusprechen. Allein der Pabst erklärte: „seine geistliche Macht gestatte ihm keineswegs, die Nichtigkeit einer Ehe auszusprechen, welche, obwohl zwischen einem Katholiken und einer Protestantin geschlossen, nichts desto weniger alle Bedingungen einer legitimen und untrennbaren Ehe erfülle." Napoleon ließ hierauf die Ehe seines Bruders durch den Staatsrath für nichtig erklären, und zwar aus dem vorgeblichen Grunde, daß sein Bruder als ein unerfahrener junger Mann sich nicht standesgemäß verheirathet habe. In einem Briefe aus München vom 7. Januar 1806 an Pius VII. macht Napoleon dem Pabste, mit Beziehung auf diesen Vorgang, den Vorwurf: „daß er ihn selbst in Dingen der Religion von höchster Bedeutung, z. B. als es sich darum gehandelt, zu verhindern, daß der Protestantismus sein Haupt in Frankreich nicht wieder erhebe, nicht unterstützt habe." Jerome erhielt nach beendetem Feldzuge 1807 als König von Westphalen eine Prinzessin von Würtemberg zur Gemalin.

Prinzen Jerome," heißt es in der ersten der erwähnten drei Noten, „auf den Thron von Warschau und Sachsen berufen, heißt beinahe in einem Augenblicke alle unsere Beziehungen umkehren. Es wird alsdann keine Zollstreitigkeit auf dem Niemen, keine Handelsstreitigkeit und dergleichen mehr dort geben, welche den Kaiser Napoleon nicht auf der Stelle und unmittelbar berühren, und somit werden wir durch diesen einzigen politischen Fehler den Bundes- und Freundschaftsvertrag zerrissen haben. Der Kaiser Napoleon, dies erwägend, ist vielmehr bereit, in einem geheimen Artikel zu erklären, daß diese Heirath (des Prinzen Jerome mit der Prinzessin Auguste von Sachsen), die, wie man glaubt, nach seinem Sinne ist, keineswegs seinen Staatsansichten entspricht, und daß wenn es der Fall gewesen wäre, er diesen Gedanken sofort aufgegeben haben würde, wenn dieser die unmittelbare Folge gehabt hätte, ihm den Thron von Warschau beinah zu überliefern. Die Staatsklugheit des Kaisers Napoleon will, daß sein unmittelbarer Einfluß die Elbe nicht überschreite, denn diese Staatsklugheit allein ist vereinbar mit den Zwecken jener aufrichtigen und beständigen Freundschaft, welche er mit dem großen Kaiser des Nordens schließen will." In der zweiten Note wurde die Ansicht, nach welcher Rußland auf den Besitz von Corfu großen Werth legte, als eine nicht auf dessen Vortheil begründete zu berichtigen versucht, indem nicht Rußland, sondern Frankreich am adriatischen Meere betheiligt sei. „Den ehemaligen Absichten Rußlands," hieß es in dieser Note, „konnte es angemessen sein, die europäische Türkei mit seinen Streitkräften zu umgeben; jetzt aber, wo die Vortheile Rußlands und Frankreichs nicht mehr getrennte sind und Beide beschlossen haben, sich nur im beiderseitigen Einverständnisse mit dem ottomanischen Reiche zu beschäftigen (rips raps), fallen die Gründe weg, welche Rußland bisher hatte, jenes Besitzthum zu behalten." — Die dritte Note hing preußischen Marzipan als Lockspeise auf: Alexander wurde darin aufgefordert, den hinter dem Niemen gelegenen Theil Preußens mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Napoleon erbot sich, dem Könige von Preußen, nicht aus Rücksicht für diesen, sondern nur, um sich dem Kaiser Alexander gefällig zu erweisen, von den eroberten Provinzen die auf dem rechten Elbufer gelegenen zurückzugeben. Von Polen sollte die Provinz Pommerellen am linken Weichselufer, am rechten die Nogat-Insel, Marienburg, Elbing und Ermeland zurückgegeben werden, so daß die Grenze des kulmschen Kreises auch die Staatsgrenze bezeichnen solle. Danzig sollte, bei freier Weichsel-

schifffahrt, unter dem Schutze von Preußen und Sachsen, mit einem Gebiete von zwei Meilen im Umkreise zur freien Stadt erhoben werden und Sachsen ein dem memelschen Gebiete gleichkommendes am rechten Elbufer abtreten. Alexander gab dem Könige einen Beweis aufrichtiger Freundschaft dadurch, daß er ihm diese drei Noten mittheilte, obschon er kein Wort des Trostes und der Hoffnung hinzufügte. Der König legte sie Hardenberg vor; es war zum letzten Male, daß er für diesmal seinen Rath in höchster Bedrängniß in Anspruch nahm. Der König war zu entrüstet, als daß er im Stande gewesen wäre, dem Kaiser Alexander in gemäßigten Worten aus einander zu setzen, wie tief er sich verletzt fühle durch seine unverholene Hinneigung zu Napoleon.

Hardenberg übernahm es, dem Kaiser zu antworten; er schrieb ihm aus Piktuppönen den 6. Juli: „Sire, der König hat geruht, mir die beifolgenden Noten mitzutheilen, welche der Kaiser Napoleon an Ew. K. Majestät gerichtet hat; ich habe sie nicht ohne die lebhafteste Bewegung lesen können. Ohne mich bei dem seltsamen Briefe aufzuhalten, welcher diese Noten begleitet, oder bei den Gegenständen, welche nur die Verhältnisse Rußlands betreffen, wie z. B. bei der hinterlistigen Stellung des über Korfu Gesagten, oder bei den gefährlichen Irrthümern dieser Erörterungen, werde ich mich einfach darauf beschränken, dasjenige, was Preußen betrifft, dem man das grausamste Schicksal bereitet, näher zu betrachten. — —

„Sollten Sie, Sire, es dulden, daß Preußen dem unheilvollen Schicksale verfalle, seinen ganzen Zusammenhalt*) einzubüßen, und die beklagenswerthe Rolle, die Nadelstiche, zu welchen Napoleons Staatsklugheit es verurtheilen will, zu ertragen? Fern sei von mir der Gedanke, es könne die Seele Alexanders vergessen, daß Er es war, der in den stärksten Ausdrücken den König zu jener Beharrlichkeit anregte, welche ihn von einem besonderen Abkommen mit Frankreich zurückhielt, und ihn stets ehren wird; daß Er es war, der in der rührendsten Weise versprach, ihn nicht zu verlassen, auch nicht in den größten Unglücksfällen. Diese schöne Seele, Sire, ist ohne Zweifel ein viel sicheres Pfand, als die Bestimmungen des Vertrages von Bartenstein, wodurch Ew. K. Majestät sich verpflichtet hat, Ihre Sache nicht von der des Königs zu trennen,

*) In dem französisch geschriebenen Originalbriefe: „consistance“; es handelte sich nicht blos um den Bestand, sondern mehr noch um das fernere Bestehen.

die Waffen nur nach gemeinschaftlichem Beschlusse niederzulegen und Alles aufzubieten, um Se. Majestät wieder in alle Ihre Staaten einzusetzen . . . . .

„Ew. K. Majestät ist zu einsichtsvoll, um nicht zu durchschauen, daß Napoleon, indem er Preußen schwächt, wie er beabsichtiget, das Interesse Europas, und insbesondere Rußlands bedroht. Herr der Elbe oberhalb und unterhalb der preußischen Besitzungen, in gleicher Weise die Weichsel, Danzig und Thorn beherrschend, unfehlbar darauf bedacht, früh oder spät Mecklenburg und Schwedisch-Pommern, was er dem Könige von Schweden wahrscheinlich entziehen wird, dem Rheinbunde beizugesellen und, nachdem er in der Person des Königs von Sachsen einem Satrapen selbst die Ufer des Niemen zum Sitze angewiesen haben wird, welche Rolle wird er gegen Rußland spielen? Der Zauber dieses schönen und großen Bündnisses mit Frankreich, dieses Schutzes, welchen Napoleon ihm selbst an den Ufern der Elbe gewähren will, wird nur zu bald verschwunden sein. Die Angelegenheiten des Orients werden bald Streitigkeiten hervorrufen, welche nicht Nadelstiche sein werden, und Derjenige, der über die unermeßlichen Hülfsmittel von fast ganz Europa verfügen, fast alle Mittel des Handels in seiner Hand haben wird, wird er nicht Rußland nach Asien zurückweisen? Ich schaudere, Sire, vor den Folgen der Irrthümer des gegenwärtigen Augenblicks."

Wohl mag der stolze Autokrator, als er diesen niederschmetternden Mahnbrief Hardenbergs durchlas, in seinem Nichts durchbohrenden Gefühle die ohnmächtige Faust krampfhaft geballt haben; — da wurde gemeldet, daß der Wagen Sr. Majestät des Kaisers Napoleon vorgefahren sei, der ihn zu einem Besuche Ihrer Majestät der Königin abholte, und Alles war vergessen, Hardenbergs Brief blieb unbeantwortet und unbeachtet; es war zu spät. Die Friedensangelegenheit war bereits so weit vorgeschritten, daß zwei Tage später, am 7. Juli, der für die Oeffentlichkeit bestimmte Haupttractat dem Kaiser Alexander zur Unterzeichnung vorgelegt werden konnte. Die Unterhandlung hatte für Frankreich Talleyrand — Pfaff, Bischof, Jacobiner — nun Prinz —, für Rußland die Fürsten Kurakin und Labanow geführt. Im Eingange wird in herkömmlicher Weise versichert, daß beide Monarchen, durchdrungen von der Sorge für das Wohl ihrer Völker, Frieden und aufrichtige Freundschaft für ewige Zeiten geschlossen hätten. Die brennende Frage der Friedensverhandlung, das Schicksal Preußens, eröffnet den Reigen dieses schmachvollen Ver-

trages. Napoleon, um Preußen, wie es materiell zu Grunde gerichtet, nun auch noch moralisch in der allgemeinen Achtung zu vernichten, verlangte ausdrücklich, folgenden Artikel in den Tractat mit Rußland aufgenommen zu sehen:

„Artikel IV. Se. Majestät der Kaiser Napoleon genehmigt, — aus Achtung für Se. Majestät den Kaiser aller Reußen und um einen Beweis des aufrichtigen Verlangens zu geben, welches er hat, beide Nationen (die russische und französische) durch die Bande unerschütterlichen Vertrauens und Freundschaft zu vereinigen —, Sr. Majestät dem Könige von Preußen alle Landschaften, Städte und Gebiete zurückzugeben, welche auf dem rechten Elbufer gelegen sind, mit Ausnahme u. s. w.“*)

Der fünfte Artikel bestimmte die Erhebung der Stadt Danzig zu einer Republik mit einem Gebiete von zwei Meilen (lieues) im Umkreise.

In dem sechsten und siebenten Artikel wird bestimmt, daß der König von Preußen eine Militairstraße von Sachsen nach Warschau gestatten soll, und daß weder Preußen noch Sachsen einen Zoll an der Weichsel anlegen dürfen. Die neu errichtete Republik Danzig soll unter dem Schutze des Königs von Sachsen stehen, für den ein Herzogthum Warschau errichtet werden soll, und unter dem des französischen Kaisers, der unter dem Titel eines Protectors Herr der Stadt bleibt und eine Besatzung hineinlegt, deren Befehlshaber unumschränkter Gebieter über Alles ist. (Und das nannte Napoleon „république!“)

Der neunte Artikel enthielt die Bestimmungen über die Errichtung eines Herzogthums Warschau (nicht Großherzogthum), welches aus dem, bei der letzten Theilung Polens dem Könige von Preußen zugefallenen, Antheile gebildet werden und von dem Kaiser Napoleon an den König von Sachsen abgetreten und unter dessen Oberherrlichkeit (suzeraineté) gestellt werden sollte. Für Alexander enthielt dieser Artikel die entwürdigende Bedingung, daß ihm darin ein seinem getreuen Bundesgenossen entrissenes Stück Landes zugetheilt wurde.

Alexander, der wiederholentlich betheuert hatte, eher seine Krone einbüßen zu wollen, als daß der König auch nur ein Sandkorn seines Reiches verlieren

---

*) Die näheren Bestimmungen theilen wir bei dem preußischen Tractat mit. Napoleon nahm bei der Eröffnung des corps législatif (den 16. August) nochmals Gelegenheit, die Großmuth Alexanders zu rühmen: „Wenn das Haus Brandenburg,“ sagte er, „welches sich zu allererst gegen unsere Unabhängigkeit verschwor, noch regiert, so verdankt es dies der aufrichtigen Freundschaft, welche mir der mächtige Kaiser des Nordens eingeflößt (inspirée) hat.“ Ein schöner Liebestrank!

solle, wies es keineswegs mit Entrüstung zurück, als ihm Napoleon von dem zerfleischten Preußen einige Stücke alten polnischen Raubes: die Districte Bialystock, Bielsk und Debrzyn nebst dem Landstriche zwischen dem Bug, der Lessaßna und dem Bobra, zuwarf.*)

In dem zwölften Artikel bewilligte Napoleon großmüthig, daß Oldenburg, Coburg und Mecklenburg ihren Fürsten, mit Rücksicht auf die russische Vetterschaft, zurückgegeben werden sollten; jedoch mit dem Vorbehalt, daß die oldenburgischen und mecklenburgischen Häfen bis zum allgemeinen Frieden von den Franzosen besetzt bleiben sollten. Im vierzehnten und fünfzehnten Artikel erkennt der Kaiser Alexander den König Ludwig Bonaparte von Holland, den König Joseph Bonaparte von Neapel, den Rheinbund, die Titel und Besitzungen der einzelnen Fürsten desselben an. Eben so erkennt Alexander im achtzehnten Artikel Jerome Bonaparte als König von Westphalen an. Der dreizehnte Artikel lautet: „Se. Majestät der Kaiser Napoleon nimmt die Vermittelung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland an, um einen definitiven Friedensvertrag zwischen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuschließen, in der Voraussetzung, daß diese Vermittelung von England einen Monat nach Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages angenommen sein wird."

In Beziehung auf die Verhältnisse Rußlands zur Türkei enthielten Artikel 21, 22, 23 und 24 folgende Bestimmungen: der Kaiser Alexander nimmt die Vermittelung des Kaisers Napoleon an, um den Frieden mit der otto-

*) In dem kaiserlichen Patente zur Besitzergreifung des Kammerdepartements vom 7. August 1807 wurde dieser Angelegenheit ein diplomatisches Mäntelchen umgehangen; allein es war zu kurz, die Greifklaue wurde nicht bedeckt. „Bei den Grundlagen zu diesem Frieden," heißt es in dem Patente, „haben Wir alle Pläne zur Erweiterung der Grenzen, besonders auf Kosten der Erbstaaten unseres Verbündeten, als der Gerechtigkeit und der Würde Rußlands unangemessen anerkannt. Es war keine Vergrößerung unseres weiten Reiches, die wir beabsichtigten, als wir unsere Kriegsmacht ins Feld rücken ließen; unser alleiniger Wunsch war die Herstellung der Ruhe, die getrübt war, und die Abwendung einer Gefahr, von welcher ein benachbarter Staat, unser Verbündeter, bedroht wurde. Durch die Feststellung des gegenwärtigen Friedens ist nicht allein die bisherige Grenze Rußlands in ihrer ganzen Unverletzlichkeit gesichert, sondern auch durch die Vereinigung einer natürlichen Grenzlinie (freilich auf Kosten des theuren Bundesgenossen) verbessert worden. Man hat unserem Verbündeten viel Land und Provinzen zurückgegeben, die ihm das Geschick des Krieges entrissen hatte . . . ." (also kann es ihm auf eine Hand voll Polen mehr oder weniger nicht ankommen.)

manischen Pforte wieder herzustellen. Sobald diese letztere die Vermittelung Frankreichs angenommen haben wird, sollen die Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken aufhören, und sie werden zu gleicher Zeit die Moldau und Wallachei räumen.

Diejenigen Bestimmungen, welche sich in diesem für die Oeffentlichkeit bestimmten Tractate auf den Frieden mit England und der Türkei bezogen, erhielten wesentliche Abänderungen in dem, an demselben Tage geschlossenen, geheimen Bündnisse. In diesem verpflichteten sich Rußland und Frankreich, gemeinschaftliche Sache, sei es zu Wasser oder zu Lande, bei jedem europäischen Kriege zu machen, welchen sie unternehmen oder zu führen im Stande seien. Rußland werde seine Vermittelung England anbieten. Weise dieses sie von sich, oder werde der Friede nicht bis zum 1. November 1807 zu Stande kommen und von England der Grundsatz anerkannt, daß die Flaggen aller Mächte auf allen Meeren vollkommene Gleichheit und Unabhängigkeit zu genießen hätten, würde es ferner bis dahin nicht sämmtliche, Frankreich und dessen Verbündeten seit 1805 abgenommene, Eroberungen zurückgegeben haben, so würde Rußland dasselbe im Laufe des Novembers von seinem Entschlusse in Kenntniß setzen, gemeinschaftliche Sache mit Frankreich zu machen. (Art. 4.) Würde bis zum 1. December England nicht auf genügende Weise auf die russische Note geantwortet haben, dann würden Rußland und Frankreich gemeinschaftlich die Höfe von Stockholm, Kopenhagen und Lissabon auffordern, ihre Häfen England zu verschließen und ihm den Krieg zu erklären. Oestreich sollte aufgefordert werden, sich von England zu trennen und ihm ebenfalls seine Häfen zu schließen. (Art. 5.) Würde England die ihm von den Verbündeten gemachten Bedingungen annehmen, dann sollte ihm Hannover zur Ausgleichung für die französischen und holländischen Colonien zurückgegeben werden. (Art. 7.)

Die von den europäischen Machthabern zu keiner Zeit aufgegebene macchiavellistische Politik zeigten Alexander und Napoleon ganz besonders in dem geheimen Artikel, welcher die Türkei betraf, und der wesentlich anderen Inhalts war, als der für die Oeffentlichkeit bestimmte. „Sollte," so lautete der achte Artikel, „in Folge der Revolution, welche so eben in Constantinopel im Gange ist, die Pforte die Vermittelung Frankreichs nicht annehmen, oder nach Annahme derselben der Friede nicht nach Verlauf von drei Monaten mit Rußland abgeschlossen worden sein, so werde Frankreich gemeinschaftliche Sache mit Ruß-

land gegen die Türkei machen, und die beiden hohen Contrahenten würden sich darüber einigen, sämmtliche europäische Provinzen des ottomanischen Reichs, ausgenommen Constantinopel und Rumelien, dem Joche und den Plackereien der Türken zu entziehen." — Dies war dem Kaiser Alexander noch nicht deutlich genug ausgedrückt, und es wurde ein förmlicher Theilungsplan der europäischen Türkei zwischen den beiden Kaisern verabredet und festgestellt. Der Bosporus, der Hellespont, Rumelien und Thracien sollte der Pforte verbleiben. Die Moldau, Wallachei, Bulgarien bis zum linken Ufer des Hebron (Marizza) sollte Rußland, Serbien Oestreich, Bosnien, Albanien, Epirus, den Peloponnes, Attika und Thessalien sollte Frankreich erhalten.

Noch sind wir nicht über alle die geheimen Verträge und Verabredungen, welche damals zwischen Napoleon und Alexander abgeschlossen wurden, genau unterrichtet; denn in den diplomatischen Archiven verräth der nachfolgende Schelm, wenn er auch eine ganz andere Kappe trägt, so leicht den Vorgänger nicht.

Zu Tilsit wurden zwischen Frankreich und Rußland nur ein für die Oeffentlichkeit bestimmter und drei geheime Tractate geschlossen.

Der zweite geheime Tractat, dessen Existenz Bignon mit frecher Stirn ableugnet, obgleich sich Savary in Beziehung auf Portugal und Spanien darauf beruft, und obgleich die Engländer in dem Manifeste, welches sie bei ihrem Raubzuge gegen Dänemark unmittelbar hernach erließen, sich ebenfalls darauf beriefen, gab Portugal und Spanien, Malta und die Küste von Nordafrika der Willkür Napoleons preis. — Die Engländer wußten, daß Talleyrand immer Geld brauche, sie wendeten daher, wie sie schon einmal gethan hatten, eine bedeutende Summe daran, um eine Abschrift dieses geheimen Tractats aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten der Franzosen zu kaufen. Bei dem schmutzigen Handel, bei dem Talleyrand die Augen zudrückte, seine vertrauten Beamten aber, die er stets so wählte, daß sie ein weites Gewissen hatten, für ihn handeln mußten, war der berüchtigte Graf d'Antraigues thätig, der erst für die Revolution, dann gegen sie schrieb, sich erst den Engländern, dann bei der Vernichtung Venedigs an Bonaparte verkaufte, und später gegen ihn die Fragmente des Polybius schrieb.*) — Die Engländer haben den Text der gekauften geheimen Tractate nie bekannt gemacht, sie behaupten aber, daß

---

*) Neuere Gesch. Th. I. S. 654.

vermöge eines Artikels dieses zweiten geheimen Tractats Dänemark habe gezwungen werden sollen, seine Flotte an Frankreich zu überlassen, und daß man es für den Verlust derselben durch den Besitz der Hansestädte habe entschädigen wollen. Auch eine Theilung Schwedens zwischen Dänemark und Rußland wurde in Aussicht gestellt; Alexander erklärte, daß ihm Finnland ganz annehmlich sein sollte.

In dem dritten geheimen Tractat war die Räumung von Cattaro und die Abtretung der Republik der sieben Inseln Frankreich versprochen, und in einem anderen Artikel wurde dem Könige Ferdinand VII. von Neapel und Sicilien für die ihm geraubte Krone eine Anweisung auf den Besitz von Candia, der Nordküste von Afrika und der balearischen Inseln ertheilt. — Noch phantastisch-freigebiger waren die beiden Kaiser in ihren vertraulichen Unterhaltungen bei einer Tasse Mokka-Kaffee. Alexander gab seinem „cher frère“ sein Ehrenwort, daß er gegen die Vertreibung der Bourbons vom spanischen, des Hauses Braganza vom portugiesischen Throne keinen Einspruch erheben werde, wogegen der Frankenkaiser dem Zar die Moldau und Wallachei mit einer freien Aussicht auf Constantinopel preis gab. Weder der Hellespont noch der Euphrat, weder der Balkan noch die chinesische Mauer hemmten den Flug der beiden Eroberer. „Wir müssen,“ sagte Napoleon, „diesen übermüthigen Engländern den Todesstoß versetzen, sie haben auch ihre Achillesferse und diese heißt: Ostindien. — Welche Aufforderung für Ew. Majestät, in die Fußtapfen Alexanders des Großen zu treten!“ Nun wurden Landkarten ausgebreitet; der Zug nach Indien wurde jedesmal nach Tisch gespielt, wie sonst eine Partie Schach oder Domino; die Versammlungspunkte der Heere, die Tagemärsche, die Art der Verpflegung, des Transports und was sonst zu einem so großartigen Unternehmen erforderlich, Alles wurde besprochen, und zwar mit solchem Ernst und Eifer, als ob am nächsten Morgen schon der Heereszug in Bewegung gesetzt werden sollte. Die Geschenke, womit man den Schach von Persien für das Unternehmen zu gewinnen gedachte, wurden Stück für Stück schon aufgezählt. Napoleon verfolgte hierbei einen doppelten Zweck; zunächst gewährte es ihm ein Genügen, auf Unternehmungen zum Verderben Englands zu sinnen, zweitens aber bedurfte er eines Phantasiespielzeuges für Alexander, um dessen Aufmerksamkeit von der Friedensunterhandlung mit Preußen abzuziehen. Der Zar war nicht gemüßiget, sich um die Nymphen der Spree, die märkischen Rüben und Kienbäume zu bemühen

und zu bekümmern, da ihn Napoleon — wie uns Heyne auf Flügeln des Gesanges — zu den Ufern des Ganges führte, wo ihn gefällige Bajaderen, unter Palmen gelagert, mit Bananen und anderen Früchten des Paradieses labten und erquickten. —

Wie leicht das Wohl und Wehe der Völker in die Schale fällt, wenn eitle Ruhmsucht und soldatische Gewaltherrschaft den Ausschlag geben, zeigten die Verhandlungen der beiden Kaiser zu Tilsit. „Niemals" — bemerkt ein geistreicher Bewunderer Napoleons — „wurde uns vergönnt, einem größeren Schauspiele beizuwohnen als zu Tilsit; allein all diese Größe verblendet uns nicht. Niemals drückten die Verbindungen materieller Gewalt die Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit mehr zu Boden, als dort, niemals sah man menschliche Macht mit mehr Willkür über das Schicksal der Völker verfügen, mit einer schauderhafteren Gemeinheit (effroyable cynisme) die ganz gewöhnliche Moral verletzen, welche verbietet, den Freund aufzuopfern, welcher sich uns geweiht hat, und von uns den Schwur der Treue empfing. Unsere ganze Seele empört sich bei dem Anblick jener zwei Souveraine, der mächtigsten Herren der Welt; gestern noch die wüthendsten Feinde, heut innigst verbundene Freunde, die zum Kitt ihrer Freundschaft Undank und Unrecht wählen, indem sie, dem Beispiele der römischen Triumvirn folgend, sich gegenseitig mit dem Raube ihrer Bundesgenossen beschenken, derselben Bundesgenossen, welche sie so eben erst aus ihrer friedlichen Ruhe gerissen und gewaltsam in ihrem Gefolge auf den Kampfplatz geschleppt hatten. Eine neue und schreckliche Lehre für die Völker, welche sie darüber aufklärt, um welchen Preis Eroberungen und Größe erkauft werden!" *) —

So geschah es nun auch, daß Alexander den Frieden mit Napoleon am 7. Juli unterzeichnete, ohne dafür Sorge zu tragen, daß der treue Bundesgenosse Preußen in diesen Frieden zugleich mit eingeschlossen werde.

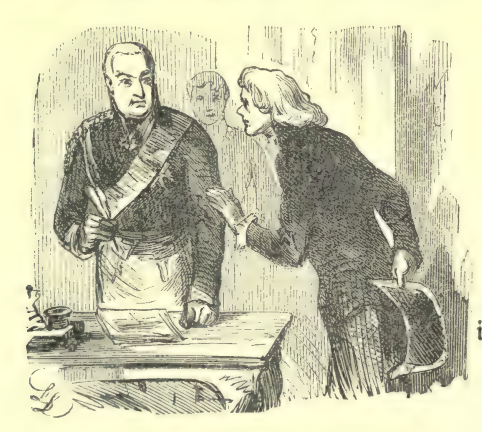
*) Lefebvre, hist. des cabinets. T. III. p. 114.

Eilftes Kapitel.

Der Tilsiter Frieden.

B. Mit Preußen.

Der Nachtwächter zu Tilsit weiß, was die Glocke geschlagen hat. — Kalkreuth und Goltz unterzeichnen. — Die einzelnen Artikel. — Ein geheimer Artikel. — Der Antrag, dem Rheinbunde beizutreten, wird auf Hardenbergs Veranlassung abgelehnt. — Nachträgliche Convention zu Königsberg am 12. Juli. — Die Friedens-Commission in Berlin. — Verlust und Bestand des Staates an Land, Menschen und Vieh. — Ein Blatt aus dem Tagebuche der Königin. — Abschiedswort des Königs an die Bewohner der abgetretenen Provinzen. — Eine Antwort aus Westphalen. — Berlin illuminirt für Napoleon und bezeugt dem Könige sein Beileid. — Des Königs Antwort — Napoleons Abschied von dem Könige und von dem Kaiser von Rußland. — Abreise nach Dresden.



ie Mitternachtstunde, welche den 9. vom 10. Juli 1810 schied, war die verhängnißvollste, welche jemals dem ruhmreichen Königshause der Hohenzollern geschlagen hatte:

„Von dem Thurme schwer und bang
Tönt der Glocke Grabgesang."

Und der Nachtwächter von Tilsit, ein Invalide des siebenjährigen Krieges, der Einzige im Königreiche, der es wußte, was die Glocke geschlagen hatte, sang mit unheimlichem Klageton:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Euer letztes Stündlein hat geschlagen!“

Dabei schaute er mit unverwandten Blicken nach den hell erleuchteten Fenstern eines stattlichen Hauses am Markte, an welchen er den Feldmarschall Kalkreuth und ein Paar andere Herren in preußischer Uniform bemerkt hatte; aus Leibeskräften stieß er in sein Kuhhorn, daß die Fensterscheiben des alten Rathhauses zitterten, — da reichte der böse Feind mit dem hinkenden Fuße, der hofmännische Pfaff-Diplomat Fürst Talleyrand, dem alten Feldmarschall mit galanter Aufdringlichkeit die Feder und sagte: „Sie werden die Güte haben, zu unterzeichnen,“ und Graf Kalkreuth und Graf Goltz unterzeichneten mit zitternder Hand den schmählichsten Tractat, welchen jemals der Uebermuth des Siegers dem besiegten Gegner vorgeschrieben. „Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes und Se. Majestät der König von Preußen, beseelt von gleichem Verlangen, den Verheerungen des Krieges ein Ende zu setzen, haben zu diesem Zwecke zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, nämlich Se. Majestät der Kaiser der Franzosen u. s. w. den Herrn Karl Moritz Talleyrand, Fürsten von Benevent, Ihren Großkämmerer und Minister der auswärtigen Verhältnisse, Großkreuz der Ehrenlegion, Ritter des preußischen schwarzen und rothen Adler- und St. Hubertus-Ordens; und Se. Majestät der König von Preußen den Herrn Feldmarschall Grafen v. Kalkreuth, Ritter des schwarzen und rothen Adler-Ordens, und Herrn Grafen v. Goltz, Ihren Geheimen Rath, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen, Ritter des preußischen rothen Adler-Ordens; welche nach Auswechselung ihrer gegenseitigen Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Vom Tage der Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages wird vollkommener Frieden und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen ꝛc. und Sr. Majestät dem Könige von Preußen Statt haben.

Art. 2. Der Theil des Herzogthums Magdeburg, der auf dem rechten Ufer der Elbe liegt, die Priegnitz, die Ukermark, die Mittel- und Neumark von Brandenburg, mit Ausnahme des Cottbuser Kreises in der Niederlausitz, das Herzogthum Pommern, Ober-, Nieder- und Neu-Schlesien mit der Grafschaft Glatz, der Theil des Netzdistrictes, welcher im Norden der Straße von Driesen

nach Schneidemühl und im Norden einer Linie liegt, die über Schneidemühl nach Waldau zur Weichsel geht und an den Grenzen des Bromberger Kreises hinläuft; Pomerellen, die Insel Nogat, das Land auf dem rechten Ufer der Weichsel und der Nogat im Westen von Alt-Preußen und im Norden des Kulmer Kreises; das Ermeland, endlich das Königreich Preußen, wie es am 1. Januar 1772 beschaffen war, werden Sr. Majestät dem Könige von Preußen zurückgegeben werden mit den Plätzen Spandau, Stettin, Cüstrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Brieg, Neiße, Kosel und Glatz und überhaupt alle Plätze, Citadellen, Schlösser und Forts der obengenannten Länder, in dem Zustande, in dem sie sich gegenwärtig befinden. Die Stadt und die Citadelle von Graudenz werden ebenfalls Sr. Majestät dem Könige von Preußen zurückgegeben werden.

(Dieser Artikel erfuhr noch in dem Laufe des Jahres verschiedene, für Preußen nachtheilige Abänderungen. An die Festung Magdeburg mußte ein Stück Land von 2000 Toisen auf dem rechten Elbufer abgetreten werden. Neu-Schlesien, als zu den polnischen Besitzungen gehörig, welche erst nach dem 1. Januar 1772 erworben wurden, mußte in einer zu Elbing am 10. November 1807 abgeschlossenen Convention nachträglich abgetreten werden. Dasselbe geschah mit dem Michelauer Kreise. Obschon Graudenz unbesiegt geblieben, ließ es sich Kalkreuth dennoch gefallen, diese Festung als Gnadengeschenk zurückzuerhalten. Die für die Capitulationen von Kosel und Glatz gestellten Fristen gingen erst mit dem 16. und 26. Juli zu Ende, befanden sich demnach noch nicht in der Gewalt der Feinde.)

Der 3., 4., 5., 6. Artikel bezogen sich auf die Anerkennung der Könige Joseph von Neapel, Ludwig von Holland, des Rheinbundes und dessen Souveraine und deren Titel von Seiten des Königs von Preußen.

Art. 7. Se. Majestät der König von Preußen tritt mit allem Eigenthumsrecht und Souverainetät den Königen, Großherzogen, Herzogen und Fürsten, die von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien werden bezeichnet werden, alle die Herzogthümer, Markgrafschaften, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, überhaupt alle Gebiete und Bestandtheile von was immer für Gebieten, wie auch alle Domainen und alles Grundeigenthum aller Art ab, das Seine benannte Majestät der König von Preußen, unter was immer für Titeln, zwischen dem Rheine und der Elbe beim Ausbruche des gegenwärtigen Krieges besaßen.

Art. 8, 9, 10 und 11 beziehen sich auf die Bildung des Königreichs Westphalen und dessen Anerkennung und Verzichtleistung auf die Bestandtheile desselben von Seiten des Königs von Preußen.

Im 12. Artikel trat der König von Preußen den Cottbuser Kreis an Sachsen ab.

Im 13. Artikel entsagte der König allen Besitzungen, welche früher zu Polen gehört hatten und nach dem 1. Januar 1772 zu verschiedenen Zeiten unter preußische Herrschaft gekommen waren, mit Ausnahme des Ermelandes und der durch den 2. Artikel bezeichneten Linie.

Im 14. Artikel entsagte der König „auf ewig" dem Besitz von Danzig, welches durch Art. 19 zu einer „freien Stadt" unter dem Schutze der Könige von Preußen und Sachsen erhoben wurde; dasselbe sollte „nach den Gesetzen regiert werden, nach denen sie regiert wurde, als sie aufhörte, ihr eigener Herr zu sein." —

Der 15. Artikel ordnete die Bildung eines, dem Könige von Sachsen zu übergebenden Herzogthums Warschau an, welches aus den von Preußen in dem 13. Artikel abgetretenen Provinzen gebildet werden sollte.

Der 16. Artikel sicherte Sachsen eine Militairstraße zur Verbindung Sachsens mit Warschau durch die preußischen Staaten zu. (In einer nachträglichen Convention, welche den 13. October 1807 zu Elbing unter französischer Vermittelung abgeschlossen wurde, mußte der König von Preußen dem Könige von Sachsen noch drei Post- und Handelsstraßen mit besonderen Befreiungen und Vortheilen für den Verkehr zwischen Sachsen und dem Herzogthum Warschau gewähren.)

Art. 20 bestimmte die von allen Zöllen und Abgaben freie Schifffahrt auf der Weichsel.

Durch Art. 21 und 27 wurde Danzig und dem Königreiche Preußen der Handel mit England untersagt.

Im 22. und 23. Art. wurde allgemeine Amnestie zugesichert.

Im 24. Art. wurde bestimmt, daß die Schulden und Verbindlichkeiten, mit welchen der König von Preußen den von ihm abgetretenen Landestheilen verpflichtet war, an die neuen Besitzer übergehen sollen.

Der 26. Art. bestimmte die Uebergabe der Archive, Karten, Pläne, Documente u. s. w. der abgetretenen Landschaften, Städte, Festungen u. s. w.

Der 28. Art. überlieferte Preußen ganz der Willkür des Siegers bei den noch nicht festgestellten Abgrenzungen und Uebergaben: „es wird unmittelbar eine Uebereinkunft entworfen werden, um Alles in Richtigkeit zu bringen, was die Art und die Epoche der Uebergabe der Plätze, welche Sr. Majestät dem Könige zurückgestellt werden sollen und die Details der Civil- und Militairverwaltung der ebenfalls zurückzugebenden Länder betrifft."

Der 29. Art. bestimmte die Auswechselung der Kriegsgefangenen in Masse.*)

Der 30. Art. setzte fest, daß die Ratificationen der beiden Souveraine zu Königsberg in dem Zeitraume von 6 Tagen nach der Unterzeichnung der Bevollmächtigten ausgewechselt werden sollten.

Die Ratificationen wurden am 12. Juli zu Königsberg ausgewechselt. —

In einem sogenannten „geheimen Artikel" verpflichtete sich der König, an England den Krieg zu erklären, im Falle diese Macht nicht bis zum 1. December Frieden mit Frankreich geschlossen haben würde.

Während der Unterhandlungen hatte Talleyrand geäußert: es sei wohl möglich, daß der Kaiser nicht allzu streng verfahren werde, wenn der König um die Vergünstigung nachsuche, in den Rheinbund aufgenommen zu werden.

Die Grafen Kalkreuth und Goltz hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Staatsrath Nagler zu dem Könige zu schicken, um dessen Einwilligung zu erhalten. Der König verwies Nagler an Hardenberg, den er glücklicher Weise noch in Memel traf. Hardenberg war außer sich vor Entrüstung; er warf das Schreiben mit Heftigkeit hin und rief aus: „Die Sklaven! die Knechtsseelen! Lieber den schlechtesten Frieden, als die Aufopferung der Selbstständigkeit der preußischen Königskrone." In diesem Sinne war sein Antwortschreiben nach

*) In dem Berichte, welchen der Kriegsminister dem Kaiser nach seiner Rückkehr nach Paris am 29. Juli wegen Auswechselung der kriegsgefangenen Preußen erstattete, werden als solche namentlich aufgeführt: 2 Feldmarschälle, 12 Generallieutenants, 44 Generalmajors, 1 General-Adjutant, 5 Obersten, 2 Oberstlieutenants, 8 Majors, 24 Capitains, 30 Adjutanten, 1 Flügel-Adjutant, 1 Director der Plankammer (Gouverneur de dessin). Von der Garde: 243 Officiere, 8066 Gemeine; von der Infanterie: 2552 Officiere, 59,135 Gemeine; von den Grenadierbataillons: 325 Officiere, 14,246 Gemeine; von den Füselieren: 379 Officiere, 9538 Gemeine; von dem Ingenieur-Corps: 35 Officiere, 370 Gemeine; 328 Officiere, die bei keinem Corps standen, und 36 Officiere, welche nicht mit fochten; in Allem: 5179 Officiere und 123,000 Unterofficiere und Gemeine.

Tilsit, wo der König war, abgefaßt — und vom Rheinbund war nicht mehr die Rede.*)

Am 12. Juli schloß der Feldmarschall Graf Kalkreuth mit dem Marschall Berthier in Königsberg die Uebereinkunft zur Ausführung des achtundzwanzigsten Artikels des Tilsiter Friedens ab.

Zur Räumung der einzelnen Provinzen von den französischen Truppen wurden bestimmte Termine festgestellt; bis zum 1. August sollte das Land bis zur Passarge, bis zum 20. Alt-Preußen bis zur Weichsel, bis zum 5. September bis zur Oder, bis zum 1. October bis zur Elbe, Schlesien mit einbegriffen, geräumt werden. In Stettin behielten die Franzosen eine Besatzung von 6000 Mann. Spandau, Cüstrin und alle schlesischen Festungen sollten am 11. October den preußischen Truppen übergeben werden. So weit klangen die Artikel ganz gut; allein das erdrückende Ende folgte nach: Art. 4 lautete: Die oben erwähnten Verfügungen, die Räumung des Landes und Zurückgabe der Festungen, werden zu den bestimmten Fristen in dem Falle in Erfüllung gehen, wenn die dem Lande auferlegten Contributionen werden bezahlt sein. Wohl verstanden, daß die Contributionen für bezahlt werden angesehen werden, wenn hinreichende Sicherheit dafür geleistet, und diese vom General-Intendanten der Armee für gültig anerkannt worden ist. Es versteht sich ebenfalls von selbst, daß jede Contribution, die vor der Auswechselung der Ratification nicht öffentlich bekannt war, null und nichtig sei.

Art. 5. Alle Einkünfte des Königreichs Preußen werden von dem Tage der Auswechselung der Ratificationen an die Kassen des Königs und auf Rechnung Sr. Majestät abgeliefert werden, wenn die Contributionen, die vom 1. November bis zum Tage der Auswechselung zahlbar und fällig waren, abgetragen sind. Dies waren zwei gefährliche Schlingen, welche Kalkreuth vor seinen sichtlichen Augen dem preußischen Adler um den Hals legen ließ und die Enden zum Zuschnüren den Händen des General-Intendanten der französischen Armee, dem unerbittlichen Blutsauger Daru übergab.

„Heut kehrte ich nach Tilsit zurück" — schreibt der Kammerherr v. Schladen, — „und fand dort eine Abschrift des am 12. Juli in Königsberg abgeschlossenen Vertrages, dessen Inhalt uns einen neuen Beweis der Unfähigkeit

---

*) Klose, Hardenberg. S. 209.

und des Leichtsinns, wo nicht der Treulosigkeit des alten Schwätzers, Grafen v. Kalkreuth gewährte. Es ist darin bestimmt worden, daß erst am 1. November der Theil des Herzogthums Magdeburg auf dem rechten Ufer der Elbe geräumt werden soll; man läßt auf unbestimmte Zeit Stettin von 6000 Mann Franzosen besetzt; verspricht in allgemeinen Ausdrücken, diesen Platz zu räumen, wenn alle auferlegten Contributionen bezahlt, oder auf genügende Art gesichert sein werden; läßt die Besatzung von Danzig unentschieden, bestimmt, daß die Festungen Graudenz und Colberg, so wie diejenigen, welche sich in Schlesien noch in unseren Händen befinden, ihre Artillerie und gegenwärtige Munition behalten sollen; folglich verzichtet man stillschweigend auf alle Artillerie der übrigen, von den Franzosen eroberten Festungen, bedingt nichts wegen des Benehmens der französischen Truppen während der Zeit, daß sie noch bei uns bleiben, eben so wenig, wie über ihre Verpflegung; nur sagt man, jede Contribution soll, von dem Tage der Auswechselung der Ratification an gerechnet, aufhören, und diejenigen, welche bis dahin öffentlich nicht bekannt würden, sollten für nicht geschehen geachtet werden; kurz, diese Convention muß uns in den Augen von ganz Europa verächtlich machen, und leider verdienen wir dies nur zu sehr!"

Jetzt zeigte es sich erst, wie treulos der Kaiser von Rußland das Schicksal seines Verbündeten der Willkür des Eroberers preis gegeben hatte. Anstatt die Höhe des Tributes, welcher Preußen von Napoleon aufgelegt werden sollte, bei dem Abschluß des Friedens in Tilsit festzustellen, blieb dies späterer Uebereinkunft vorbehalten, und doch waren davon die Räumung des Landes und Verwaltung der Einkünfte abhängig gemacht.

Am 25. Juli trat die Friedens-Commission, welche über die dem Königreiche Preußen auferlegten Contributionen verhandeln sollte, in Berlin zusammen. Die französischen Commissarien überraschten mit der ans Fabelhafte grenzenden Forderung von einhundert vierundfünfzig und eine halbe Million Franken, wogegen die preußischen sich nicht zu mehr als neunzehn Millionen Franken verstehen wollten. Nach vielem Hin- und Herfeilschen ließen die französischen Blutsauger mit sich bis auf 112 Millionen handeln. Sie wußten recht wohl, daß auch diese Summe für das ausgeplünderte, von Freund und Feind ausgepreßte Land eine unerschwingliche sei, wodurch Napoleon das Recht behielt, das Land zwischen Weichsel und Elbe mit 150,000 Mann und 25,000 Pferden, welche auf unsere Kosten verpflegt werden mußten, besetzt

zu halten. Die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin blieben ebenfalls in den Händen der Franzosen.

Das Königreich Preußen hatte vor dem Tilsiter Frieden einen Besitzstand von 5570½ Geviertmeilen mit 9,743,000 Einwohnern; nach dem Frieden:
2877 = = 4,938,000 =

Verlust 2693½ Geviertmeilen und 4,805,000 Einwohner.

Die ungeheure Kriegscontribution mußte von den dem Könige zurückgegebenen Landestheilen aufgebracht werden, die ohnedies schon durch Freund und Feind ausgeplündert und verwüstet worden waren. Vornehmlich waren es die Grundbesitzer, welche die Last des Krieges traf. Von der Provinz Preußen zwischen der Weichsel und der russischen Grenze wurden im Jahre 1807 geliefert, verbraucht oder verloren:

an Pferden	75,750 Stück,		
an Nutzvieh	228,000 =		
an Winterkorn	1,079,065 Scheffel,		
an Hafer	1,322,122 =		
an anderen Früchten . .	1,195,162 =		
in Geldwerth ausgedrückt		23,820,098	Thaler,
andere Verluste und Leistungen		75,529,058	=
	in Summa	99,349,156	Thaler.

Der ungefähre Geldwerth des mittelbar zugefügten Schadens wird außerdem noch berechnet auf 56,899,996 Thaler. Das Korn, das von der Einquartierung zur Stelle genommen und verbraucht wurde, ist hier nicht mit in Rechnung gestellt.

„Der Friede ist geschlossen," — schrieb die unglückliche Königin in ihr Tagebuch — „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freilich mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er einen treuen Alliirten verlassen müssen (der zum Danke dafür ihn jetzt verließ), das wollte er nicht. Noch einmal: diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube." —

Der König erließ an die Bewohner der, durch den Tilsiter Frieden ihm entrissenen, Landschaften folgendes Abschiedswort: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres! Meine Waffen erlagen dem Unglück; die Anstrengungen des letzten Restes Meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reichs, und nachdem Mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstand und Frieden sich genöthigt gesehen, blieb Mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte Mir und Meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf; was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanen-Pflicht gegen Mich und Mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Euerm neuen Landesherrn; seid Ihm, was Ihr Mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen reißen."

Aus allen Provinzen und Städten, welchen der König ein so schmerzliches Lebewohl sagen mußte, gingen Antwortschreiben voller Versicherung treuester Anhänglichkeit und Liebe ein. Die ehrlichen Altmärker, die biderben Westphalen, die treuherzigen Markaner, auch die Thüringer und Mansfelder erwiderten in schlichten Worten den Brief des Königs. „Das Herz" — heißt es in einem solchen in plattdeutscher Mundart aus Westphalen an den König gerichteten Briefe — „das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Schlacht von Jena angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen und mit unserem Landvolke vereint zu neuem Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt und das Vaterland sicher gerettet; denn Du mußt wissen: in unsern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut, und unsere Landsleute haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre

Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indeß können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist nicht allwissend. Können wir uns auflehnen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unserem Vermögen ist, zu ändern. Gott steh' uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitte, unseren Glauben und unsern Bauern- und Bürgerstand ebenso erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude!"

Mit so treuherziger Anhänglichkeit des Bauernstandes, obschon von jeher mit den schwersten Lasten überbürdet, stand sehr im Widerspruche die Eilfertigkeit, mit welcher der hohe Adel Magdeburgs, der Altmark, Mindens, Paderborns u. s. w. dem Könige Jerome ihre Huldigungen darbrachten. Sie konnten gar nicht die Zeit erwarten, bis er in seiner neuen Residenz Kassel eingezogen war, sondern sendeten eigends ernannte Deputationen an ihn nach Paris; für Magdeburg die Grafen v. Blumenthal und v. Schulenburg; für die Altmark die Grafen v. Alvensleben und v. Schulenburg; für Halberstadt den Baron v. Hagen; für Minden die Freiherren v. Fink, v. Busch; für Paderborn Graf v. Kerselstädt, Baron Staxhausen u. a. m. —

Die Stadtverordneten von Berlin richteten ebenfalls ein Beileidschreiben an den König, in welchem sie ihre Theilnahme über das, sein Haus und den gesammten Staat betroffene, Unglück versicherten und den Wunsch aussprachen, daß Se. Majestät mit den Seinen recht bald nach Berlin, seiner treuen Residenzstadt, zurückkehren möge. Der König antwortete aus Memel den 6. September 1807: „Die Herzlichkeit, womit die Stadtverordneten und Repräsentanten von Berlin Mich in der Eingabe vom 14. v. M. über den Verlust so vieler treuer Unterthanen zu trösten suchen, rührt Mich unendlich. Den verlorenen Kindern (d. h. den abgetretenen Provinzen) bleibt Mein Andenken mit Wehmuth und Wohlwollen gemischt. Dagegen wendet sich die Liebe ungetheilt zu den Mir erhaltenen Kindern. Ich sehne Mich nach der Zeit des Wiedersehens und thue, was in Meinen Kräften steht, um solche möglichst zu beschleu-

nigen. Darauf mögen Meine guten Berliner vertrauen, bis Ich Mich persönlich Ihnen zeigen kann als Ihren gnädigen König

Friedrich Wilhelm."

„Wenn Du" — schrieb Niebuhr in dieser Zeit allgemeiner Verzweiflung an seine Gattin — „wenn Du dieses preußische Volk kenntest, Du würdest es Deiner Liebe werth finden. Ich habe in unseren Tagen nirgend so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dieses Volk der ganzen Welt gegenüber unbezwingbar geblieben: und wie sturmschnell auch die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie zurück. Aber wo ist der große Geist, der es vermöchte?"

Durch einen öffentlichen Anschlag hatte der französische Commandant von Berlin sofort nach der ihm zugegangenen Nachricht von dem Abschlusse des Friedens mit Rußland die Bürger- und Einwohnerschaft von Berlin, ohne ihnen den Inhalt des Friedens mitzutheilen, aufgefordert, durch eine allgemeine Illumination, ein Te Deum und Gastmähler ihre Freude zu bezeigen. Diese Erleuchtung fiel sehr matt aus; nur hie und da brannte ein Stümpfchen Talglicht, damit man sehen konnte, wie finster es in der Stadt war. Man bemerkte nur zwei Transparente: bei einem Gewürzkrämer in der Friedrichsstraße war zu lesen:

„Ich kenne zwar den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und befohlner Pflicht
Verbrenn' ich auch mein letztes Licht."

Ein armer Tischler in der Zimmerstraße hatte einen schwarzen, mit weißem Blech beschlagenen Sarg an das, mit einigen Lichtern erhellte Fenster gestellt, mit der Aufschrift:

„Hier findet ihr den einz'gen wahren Frieden,
Der so dem Kaiser wie dem Bettler ist beschieden."

Am 9. Juli ließ Napoleon dem Könige sagen: vor seiner Abreise, welche noch heute stattfinden werde, wünsche er Abschied von ihm zu nehmen. Zufolge dieser Einladung begab sich der König von Piktuppönen nach Tilsit und mußte es über sich gewinnen, dem verhaßten Eroberer glückliche Reise zu wünschen.

Von Alexander und den russischen Kriegskameraden nahm Napoleon in sehr gemüthlicher Weise Abschied. Ein Bataillon der russischen Garde stand in Parade aufmarschirt, als der Reisewagen vorfuhr. Napoleon trat, als das Gewehr präsentirt wurde, an den Flügelmann heran, heftete sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion dem russischen Grenadier an die Brust und sagte zu ihm: „Hierbei wirst du dich für immer des Tages erinnern, an welchem dein Gebieter und ich Freunde geworden sind."

Unter einem Strom von Thränen ließ Alexander Napoleon aus der letzten Umarmung los; sein Abschied von dem Könige von Preußen war förmlicher; Friedrich Wilhelm war zurückhaltend, Alexander befangen; auch ein Kaiser kann schwache Stunden haben, wo die Gewissensbisse unbequem werden.

Eine Zeit lang hielt die Schwärmerei für Napoleon bei Alexander noch vor; gegen den französischen Consul Lesseps in Petersburg, welchen er bald nach seiner Rückkehr zu sich einladen ließ, sagte er: „Endlich haben wir — Napoleon und ich — uns kennen gelernt. Welche kostbare Tage habe ich mit ihm verlebt! ach! daß sie nicht länger währten! Nie werde ich die weisen Lehren, die guten Rathschläge, die er mir ertheilte, vergessen. Nun endlich sind wir Freunde und werden es für immer bleiben. Ich werde mein Wort halten, Allem zum Trotz, was man dagegen thun wird; ich bin fest entschlossen. Der Redlichkeit des Kaisers darf ich mich versichert halten, wer kann uns künftig Gesetze vorschreiben? Ich bin der Vermittler zwischen Frankreich und England. Wird diese letztere Macht unseren friedlichen Erwartungen nicht entsprechen, so werden wir sie dazu zu zwingen wissen und ich stehe Ihnen dafür, daß unsere Vereinigung hinreichen wird, die Engländer zur raison zu bringen. Das wird nun ein Ende haben; der Schleier ist zerrissen und die Zeit des Irrthums vorüber."

An demselben Tage aber ertheilte der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, v. Budberg, dem englischen Gesandten, Lord Lewison Gower, die Versicherung: „der Kaiser, sein Herr, sei weit davon entfernt, sich mit England veruneinigen zu wollen, vielmehr betrachte er diese Macht fortwährend als seinen getreuesten Verbündeten, und daß Alles, was er mit Frankreich abgeschlossen habe, ein Werk der Nothwendigkeit gewesen sei, welches durchaus nicht von Dauer sein werde."

Napoleon, welcher den Krieg für glorreich beendet halten durfte, dankte seinem sieggewohnten Heere durch nachstehende Proclamation:

„Soldaten, am 5. Juni wurden wir von den Russen in unseren Cantonnirungen angegriffen. Der Feind täuschte sich über die Ursachen unserer Unthätigkeit. Zu spät überzeugte er sich, daß unsere Ruhe die des Löwen war; er bereut, sie gestört zu haben.

„An den Tagen von Guttstadt, Heilsberg und dem ewig denkwürdigen von Friedland, binnen zehn Tagen des Feldzuges, haben wir 120 Kanonen, sieben Fahnen erbeutet, 60,000 Russen getödtet, verwundet oder zu Gefangenen gemacht, dem Feinde sämmtliche Magazine, seine Spitäler, die Festung Königsberg, 300 Fahrzeuge mit aller Art von Munition und 160,000 Gewehren, welche die Engländer zur Bewaffnung unserer Feinde dorthin gesendet, genommen. Von den Ufern der Weichsel sind wir mit der Raschheit des Adlers an denen des Niemen angekommen. Bei Austerlitz feiertet ihr den Jahrestag der Krönung; würdig habt ihr in diesem Jahre den der Schlacht von Marengo, welche der zweiten Coalition ein Ende machte, begangen.

„Franzosen! Ihr habt euch euer und Meiner würdig betragen. Mit Lorbeeren bedeckt, kehrt ihr nach Frankreich zurück, nachdem ihr einen rühmlichen Frieden, welcher seine Dauer verbürgt, erfochten habt. Es ist Zeit, zu Ende zu kommen, damit euer Vaterland in Ruhe, sicher vor dem böswilligen Einflusse Englands lebe. Meine Wohlthaten werden euch Meinen Dank und die ganze Größe der Liebe, die Ich für euch hege, beweisen."

Unter dem Hurrahgeschrei der russischen Garden stieg der Kaiser der Franzosen in Tilsit am 12. Juni in seinen Reisewagen, fuhr ohne Aufenthalt über Königsberg und Posen nach Dresden, wo ihn der König und die Bevölkerung mit lautem Jubel empfingen.

Zwölftes Kapitel.

Napoleons Aufnahme in Dresden im Juli 1807. — Glänzender Empfang. — Die Affenkomödie der Reifröcke und Haarbeutel; — Napoleon macht sie verschwinden. — Ein Brief des Kaisers in Luthers Styl nach Rom. — Eine Berliner Deputation wird angenommen und abgefertigt. — Illumination in Dresden. — Königskerzen und Schusterwitze. — Die Universität Leipzig versetzt Napoleon unter die Gestirne. — Ankunft des Kaisers in Paris den 27. Juli. — Seine Rede im Corps législatif den 16. August. — Abschaffung des Tribunals. — Einführung der Censur. — Begünstigung des katholischen Pfaffenunfugs und der Wiederherstellung der Adelsvorrechte.



Preußen athmete auf, als es den ehernen Fußtritt des Eroberers nicht mehr auf seinem Boden fühlte; sein Aufathmen sog aber keine andere Lebensluft ein, als Rache und Befreiung. Wir dürfen daher den Kaiser nicht aus den Augen verlieren und begleiten ihn jetzt durch Deutschland nach Paris. —

Am 17. Juli traf Napoleon in Dresden ein, wo er bis zum 23. verweilte. Bei diesem sechstägigen Aufenthalte gewann er die Ueberzeugung, durch den eben beendeten Feldzug, und mehr noch durch den Frieden von Tilsit, dafür bestens gesorgt zu haben, daß fortan Preußen und Sachsen durch Feindschaft, Haß, Eifersucht und was ihm sonst an Giftkraut in der politischen Hexenküche zu Gebot stand, geschieden sein würden auf lange Jahre. Nicht nur: „theile und herrsche!" sondern: „hetze die Brüder gegen einander und herrsche!" war

der Wahlspruch, durch den er seine Macht in Deutschland zu befestigen wußte. Sogleich nach der Schlacht von Jena hatte er den Sachsen in seinen Proclamationen vorgelogen, daß er nur gekommen sei, um sie von dem Joche, welches ihnen die Preußen seit dem siebenjährigen Kriege aufgelegt hätten, zu befreien. Er erhob ihren Kurfürsten zum Könige, er vergrößerte das Land durch den, dem Könige von Preußen abgenommenen, Cottbuser Kreis und beschenkte die Krone Sachsen außerdem noch mit dem Herzogthum Warschau. Er durfte demnach auf einen feierlichen und festlichen Empfang in Dresden rechnen, und dieser ward ihm in ausgezeichneter Weise zu Theil. Man muß in der That am deutschen National- und Ehrgefühl verzweifeln, wenn man erfährt, wie Napoleon, nachdem er Deutschlands Fürsten und Völker mit Füßen getreten, dem Hohn und der Mißhandlung seiner Schergen und Soldaten preisgegeben hatte, von eben diesen Fürsten und Völkern mit Jubel empfangen und mit hündischer Schweifwedelei begrüßt wurde, wo er sich zeigte; jedoch — und dies ist ein zweiter nicht eben ehrenhafter Zug im deutschen Volkscharakter — nur so lange, als der Stern des Glücks über seinem Haupte glänzte. Am 17. Juli, als dem Tage, an welchem der Kaiser eintreffen sollte, meldet ein Bericht aus Dresden, waren schon mit Tagesanbruch die Straßen voll neugieriger Menschen. Ganze Schaaren von Kleinstädtern und von Landvolk strömten zu allen Thoren herein, die Masse wuchs von Stunde zu Stunde. Alle Empfangsanstalten wurden auf allen Punkten der Stadt mit der hastigsten Eilfertigkeit betrieben. Vor Nachmittags 4 bis 5 Uhr stand die Ankunft des Kaisers nicht zu erwarten; aber schon des Morgens um 10 Uhr fuhr ihm der König entgegen, und eine mit acht Isabellen des königlichen Marstalles bespannte, vergoldete Galakutsche, die man für den Kaiser bestimmt hatte, hielt vor dem schwarzen Thore; denn von Bautzen her mußte er kommen. Von diesem Thore durch die Neustadt über die Elbbrücke bis zum Schloßpartale bildeten sächsische Regimenter zu Fuß, zu Pferd und die Garden ein Gehege. Endlich verkündete 5 Uhr des Nachmittags Kanonendonner die Annäherung, dann Glockengeläut, Regimentsfanfaren und endlich Vivatgeschrei den Einzug des Kaisers. Er hatte es abgelehnt, in die Galakutsche zu steigen und den König Friedrich August gebeten, in seinem offenen Reisewagen neben ihm Platz zu nehmen. Die königlichen Prinzen und der ganze Hofstaat waren dem Kaiser bis an den Wagentritt entgegen gegangen. Der Kaiser war in grüner französischer Jäger-Uniform, den Stern der Ehren

legion auf der Brust, den kleinen Hut in der Hand. Beim Eintritt in die Zimmer empfing ihn die Königin; die Prinzessinnen wurden ihm in aller Eil vorgestellt, dann begleitete ihn der König in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer, eben dieselben, welche der römische Kaiser bei seiner letzten Anwesenheit bewohnte. Am folgenden Morgen ritt er schon um 9 Uhr aus; das beglückte Volk empfing ihn überall mit Vivatruf; er dankte freundlich, doch nahm er den Hut nur vor den salutirenden Wachtposten ab. Am meisten nahmen zwei königliche Läufer seine Aufmerksamkeit in Anspruch, welche, obschon er mehrere Stunden in Galopp und Trab in der Stadt und vor den Thoren umherritt, durch ihre Springstöcke unterstützt, als gelbe Grashüpfer mit seinem feurigen Neapolitaner Schritt hielten. Einen unerwarteten Besuch machte der Kaiser in dem Cadettenhause, wo er mehrere Fragen an einzelne Schüler richtete, und dabei bemerkte, daß es noch nicht allzulang her sei, daß er ebenfalls auf der Schulbank gesessen und den Cadettenrock getragen habe.

Da dieser Tag, so bemerkt der Hofbericht, die glückliche Ankunft des Kaisers feiern sollte, war Hofgala angesagt. Die Cavaliers erschienen also mit Haarbeuteln in der rothen Hofuniform, mit Stickerei und Galonirung nach den verschiedenen Klassen der Hofordnung, die Damen mit Reifröcken und Roben, die Schweizergarden in Pluderhosen mit Stutzperrücken. „Welche Affenkomödie!“ hatte Napoleon so laut ausgerufen, als er in den Saal trat, daß seine Aeußerung bis zu den allerhöchsten Ohren gelangte, und am folgenden Tage waren Reifröcke und Haarbeutel verschwunden: es war das größte Opfer, welches der Dresdner Hof dem Helden des Jahrhunderts zu Füßen legte. In der katholischen Kirche war Te Deum und feierliches Hochamt unter Glockengeläut, Geschützesdonner und Gewehrsalven; der Kaiser ließ diesmal vergeblich auf sich warten.

Während aber die Priester immer wieder neuen Weihrauch auf die Pfanne schütteten, die Heiligen viel länger als sonst anräucherten, bevor sie zur Meßhandlung in Hoffnung auf die, wenn auch verspätete, Erscheinung des Kaisers, schritten, ging dieser in gemessenen, festen Schritten, den sinnenden Kopf in der einen Hand am Kinn unterstützend, die andere auf den Rücken gelegt, in seinem Zimmer auf und ab, ebenfalls mit geistlichen, sogar mit römisch-katholischen, Angelegenheiten beschäftigt. Seitdem der Papst so gefällig gewesen war, der französischen Kaiserkrone die Weihe des heiligen Oeles zu ertheilen, meinte

Pius VII., das Haupt, welches sie trüge, würde sich geduldig und demüthig unter den Bischofstab von Rom beugen; allein dem war nicht so. Napoleon erkannte, — und hierin erfüllte er eine weltgeschichtliche Mission — daß das Reich des Papstes „nicht von dieser Welt sein dürfe“, zumal er seine Macht als weltlicher Fürst nur dazu verwendete, um den Feinden Napoleons in Italien heimlich und öffentlich Vorschub und Zuflucht zu gewähren. Jede ernste Mahnung von Seiten des Kaisers wurde im Vatican unbeachtet gelassen, im Gegentheil gab es damals auf dem ganzen europäischen Festlande nur einen Mann, welcher dem Kaiser hartnäckig Trotz bot, und das war Papst Pius VII. — Die Einladung, zur Messe zu gehen, erinnerte den Kaiser an seine römischen Angelegenheiten, und unter dem Donner der Kanonen und der Gewehrsalven während des Hochamtes, welchem er, wie erwähnt, nicht beiwohnte, dictirte er auf dem Schloßzimmer in Dresden jenen berühmten Brief vom 22. Juli, der Aufschrift nach: für den Vice-König von Italien, dem Inhalte nach: für den Papst bestimmt, einen Brief, wie er, seit Dr. Martin Luther die Feder, welche von Wittenberg bis Rom reichte, niedergelegt hatte, aus Sachsen nicht nach der Siebenhügelstadt geschrieben worden war. „Ich habe“ — so beginnt dieser Brief — „das Schreiben gesehen, welches Seine Heiligkeit an Sie gerichtet hat, und welches zuverlässig nicht an mich geschrieben worden wäre; ich sehe, daß Se. Heiligkeit mir droht. Glaubt etwa Se. Heiligkeit, daß die Rechte des Thrones in den Augen Gottes weniger geheiligt sind, als die des Hochaltars? Es gab Könige, bevor es Päpste gab. Sie, die römischen Priester, wollen, sagt er, all das Uebel bekannt machen, welches ich der Religion zugefügt. Die Wahnsinnigen! Sie wissen also nicht, daß es in Deutschland, in Italien, in Polen, kurz, daß es in der ganzen Welt nirgend einen Winkel giebt, wo ich der Religion nicht Gutes erwiesen, während der Papst ihr nur Schaden zugefügt, nicht aus böser Absicht, sondern verführt durch die rachsüchtigen Rathschläge einiger beschränkter Menschen, welche ihn umgeben. Sie wollen mich bei der gesammten Christenheit denunciren. So ein lächerlicher Einfall kann nur einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Zeitalter, in welchem wir leben, angehören. Man hat sich dabei um ein ganzes Jahrtausend verrechnet. Der Papst, welcher sich zu einem solchen Schritte verleiten ließ, würde in meinen Augen aufhören, Papst zu sein, ich würde in ihm nur den Antichrist erkennen, gesendet, um die Welt zu verwirren und den Menschen Böses zuzufügen, und würde Gott

dafür danken, daß er so ohnmächtig wäre. Geschähe dies, so würde ich meine Völker von jeder Gemeinschaft mit Rom trennen, und würde eine so gute Polizei bestellen, daß man nicht mehr jene mysteriösen Tractätlein in Umlauf bringen, jene geheimen Vereine zusammenrufen sollte. Was will Pius VII. thun, indem er mich bei der Christenheit denuncirt? Will er über meinen Thron das Interdict, über mich den Bannfluch verhängen? Meint er, davon würden meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen? Meint er, meinen Völkern den Dolch in die Hand zu geben, um mich zu ermorden? Dann bliebe ihm nichts weiter übrig, als mir das Haar abscheeren zu lassen und mich in einem Kloster einzusperren. Meint er, ich sei furchtsam und devot wie ein deutscher Kaiser und hätte Lust baarfuß im Schnee vor Canossa im Büßerhemd zu stehen? Die Priester sind nicht da, um zu herrschen, warum will der Papst nicht dem Kaiser geben, was des Kaisers ist? Gilt er auf Erden mehr, als Jesus Christ? Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wenn man fortfährt, die Angelegenheiten meines Staates zu verwirren, wo ich den Papst nur als Bischof von Rom anerkennen werde, welcher keinen höheren Rang hat, als die Bischöfe meiner Staaten. Ich würde ohne Bedenken die gallicanische, italienische, deutsche und polnische Kirche zu einem Concil vereinigen, um meine Angelegenheit ohne Papst zu ordnen. Die Rechte der päpstlichen Tiare sind im Grunde nichts weiter als die Verpflichtung zur Demuth und zum Gebet. Ich habe meine Krone von Gott und von meinen Völkern; ich bin dafür Niemandem als nur Gott und meinen Völkern verantwortlich. Für den Stuhl in Rom werde ich immer Karl der Große, niemals Ludwig der Fromme sein. Jesus Christ hat nicht etwa eine Pilgerfahrt nach Rom befohlen, wie Mahomet nach Mekka u. s. w."

Mit diesem Briefe, welchen der Vicekönig dem Papste nicht vorenthielt, beschwor Napoleon in demselben Momente, wo er das Siegesfest über zwei mächtige weltliche Gegner feierte, den Kampf mit einem mächtigeren Gegner herauf, dessen Reich — nur so weit es „von dieser Welt" war, besiegt werden konnte. Da Napoleon niemals während der Dauer seiner Gewaltherrschaft von dem Gedanken getragen und getrieben wurde, den Völkern den wahrhaft freien, sittlichen Staat zu erbauen, sie aus den Banden polizeilicher und kirchlicher Knechtschaft zu erlösen, blieb er, so oft er zu solchem Vorhaben Veranlassung fand, auf halbem Wege stehen. Mehrmals erklärte er: der Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen, in die protestantische Kirche einzutreten, wohin vierzig

Millionen Unterthanen ihm folgen würden; allein er ließ es bei dieser allgemeinen Redensart sein Bewenden haben. Er gefiel sich darin, dem Papste zu drohen, daß „der Nachfolger Karls des Großen“ das Recht habe, die Schenkung wieder zurückzunehmen, welche dieser dem heiligen Stuhle gemacht habe, sobald der Papst sich mit seinen Feinden verbände; er vertrieb ihn auch endlich aus seinem weltlichen Besitzthum, würde sich aber gern mit ihm vertragen und ihm über die Gewissen der gesammten Christenheit unbedingte Macht zugestanden haben, wenn er ihn dagegen bei der Befestigung seiner unbeschränkten weltlichen Macht unterstützt hätte.

In Dresden empfing der Kaiser an diesem Tage eine Deputation der Stadt Berlin und der Mark Brandenburg, welche ihm für die schonende Großmuth, welche er der Hauptstadt bewiesen, nochmals den gefühltesten Dank aussprach und zugleich die Bitte um Erleichterung der Kriegslasten und Erlassung einiger Millionen von der Contribution bat. Von den Deputirten führte der Legationsrath Jordan das Wort. Er war von dem Magistrat beauftragt, Napoleon auch dafür ausdrücklich zu danken, daß Berlin das Glück haben werde, seinen geliebten König bald wieder in seinen Mauern begrüßen zu können. Hier unterbrach Napoleon den Redner: „Was können die Herrn Berliner mehr verlangen? Sie haben ihren vielgeliebten König wieder, das ist für sie Alles. Die guten Bürger! Sie haben nicht etwa verlangt, ich sollte ihnen eine Constitution geben, nein, nur ihren König wünschten sie zu haben, ich habe Alles erfüllt, um was sie mich gebeten haben.“ — „Die Stadt“ — fuhr Jordan fort — „ist nicht im Stande, die unerschwinglichen Summen aufzubringen.“ — „Wir werden sehen,“ unterbrach ihn der Kaiser wieder, „ob nicht Geld genug vorhanden sein wird, die Kosten zu dem festlichen Einzuge des Königs zu bestreiten. — In der That, ich verstehe nicht, was Ihr König für ein sonderbarer Mann ist; ich würde ihn entthront haben, wenn der Kaiser von Rußland noch drei Tage gezögert hätte, Frieden zu schließen. Mehr als zehnmal habe ich ihm denselben während des letzten Winters angeboten, ich selbst wollte ihn in seine Hauptstadt zurückführen, allein er zog es vor, sich zum Adjutanten des Kaisers von Rußland zu machen und sich in die Arme der Kosaken zu werfen. Ihr König war schlecht berathen, niemals hatte er ein festes System; wenn ich glaubte ihn zum Freunde zu haben, ließ er mich im Stich — ich habe Mitleid mit dem Lande, allein sein Unglück ist nicht meine Schuld.“ — „Jetzt, Graf

Itzenplitz," — flüsterte der Bürgermeister diesem zu — „der Kaiser scheint gerührt, benutzen Sie diese gute Stimmung." Graf Itzenplitz trat näher und sagte: „Sire, nur um eine kleine Gefälligkeit erlaube ich mir Eure Majestät zu bitten, für die Hoffnung des Landes, für unsern Kronprinzen bitten wir: geben Sie uns die Altmark wieder."

„Sie gehört mir nicht" — antwortete der Kaiser — „wenn Sie sie haben wollen, nehmen Sie sie." — Der Kaiser gab den Herren Berliner Deputirten einen Abschiedswink mit der Hand, und sie kehrten unverrichteter Sache nach Berlin zurück.*)

Am folgenden Tage besuchte der Kaiser die Bildergallerie, welche die Auszeichnung genoß, die einzige zu sein, die er mit seinem Besuche beehrte, ohne Denon, den berüchtigten Gallerie-Rabuscher, mit Einpacken der besten Bilder zu beauftragen. Die Bibliothek und das Antiken-Cabinet besuchte Napoleon ebenfalls, ohne daselbst etwas einzustecken; in das grüne Gewölbe ihn zu führen, verbot der Anstand, da man dessen Schätze auf den Königstein in Sicherheit gebracht hatte. Aus allen deutschen Fürstenthümern waren Herzöge, Prinzen, regierende und regierte Häupter herbeigeeilt, um dem Sieger ihre Huldigungen darzubringen. Doch nicht etwa nur diese hohen und höchsten Kreise der Gesellschaft waren von dem Niederträchtigkeitsfieber der Feigheit und Speichelleckerei befallen; auch die untersten Schichten des Volkes waren von jener Fäulniß des Sklavensinnes angefressen. Dies zeigte sich bei der Illumination, welche diesen Abend zu Ehren des Kaisers stattfand, im glänzendsten Licht- und Lampenschimmer. Da gab es nicht nur vor dem königlichen Schlosse einen, mit Tausenden von Lampen behangenen Triumphbogen, über welchem ein N in Brillantfeuer strahlte, sämmtliche Hôtels der Minister und auswärtigen Gesandten, die Rathhäuser der Alt- und Neustadt schienen den Sternenhimmel mit allen Sonnen, Monden, Planeten und Kometen an Glanz überbieten zu wollen, ja selbst in den kleinsten Gäßchen und in den äußersten Vorstädten war kein Fenster unbeleuchtet, die Gevatter Schneider und Handschuhmacher hatten Thran und Witz nicht gespart, und ganz besonders erfindungsreich zeigte sich die Zunftgenossenschaft Hans Sachses, des weiland „Schuh-Machers und Poeten dazu." Der Schuhmacher Säuberlich auf der kleinen Plauenschen Gasse No. 499 hatte sich also vernehmen lassen:

*) Nach mündlicher Mittheilung des Herrn v. Jordan, später Gesandter am Hofe zu Dresden; und Lefebvre III. 356.

„Hier wohnt Schuhmacher Säuberlich,
Seine Frau contract, er höret nicht,
Zwei Kinder, albern an Verstand,
Doch freut er sich mit Sachsenland,
Ruft Vivat Napoleon dem Großen
Dem mächt'gen Kaiser der Franzosen.

Vivat seiner Frau Gemahlin
Und auch allen Generalen,
Und so wird der Krieg beschlossen,
Vivat allen Rheinbundsgenossen! u. s. w."

Der Schuhmacher Köhler auf der Seegasse hatte illuminirt:

„Vor Freuden will ich auch illuminiren,
Mein ganz Vermögen dran spendiren,
Mein Weib mag schrein die Kreuz und Quer,
Wo kommt nun Geld zu Leder her?
Sie hat zwar Recht in ihrem Sinn,
Weil ich schon etwas schuldig bin;
Doch sprach ich zu ihr hinterdrein:
Laß mich nur heut Vivat Napoleon schrein!"

Bis auf den Nachtwächter herab waren die Dresdener heut allesammt von poetischem Freuden- und meißnischem Weintaumel ergriffen. Anstatt wie sonst: „Nun ruhen alle Wälder," zu singen, sang er heut:

„Willkommen Kaiser Napoleon,
Willkommen in Dresdens Mauern,
Gott schütze dich auf deinem Thron
Dein Ruhm wird immer dauern,
Geleite dich nach seinem Rath,
Und segne jede gute That,
Die durch dich ist gelungen;
Und lobt Napoleon und Gott den Herrn!"

Durfte man seinen patriotischen Aerger über dergleichen spießbürgerlichen Unverstand mit dem Trostworte beschwichtigen: „vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" so gab es doch auch Kreise, in denen sie sehr wohl wußten, was sie thaten, und dennoch an niedrigster Schmeichelei das Außerordentlichste leisteten.

Die Stadt Leipzig rechnete auf die Ehre, daß der Kaiser bei der Durchreise ein Frühstück nebst Huldigungsversicherungen bei ihr annehmen werde. Die junge Kaufmannschaft hatte sich glänzende Uniformen machen lassen, die

Studenten hatten sich, wie sie es in ihrer Sprache nannten, in Wix gesetzt, Bürgermeister und Rath die abgetragenen Perrücken neu aufpudern lassen, auch die Jungfrauen der Stadt, mit weißen Kleidern und grünen Kränzen angethan, hielten schon Gedicht und Lorbeer auf dem goldbetroddelten Atlaskissen unter der Ehrenpforte bereit. —

Dergleichen Firlefanz aber war nur althergebrachter, längst abgetragener Huldigungströdel; die Universität hatte auf Neues und Außergewöhnliches gesonnen. „Wir glauben," so erklärten durch öffentlichen Anschlag Rector und Senat, „die Gegenwart Napoleons des Unsterblichen in unserem Vaterlande und dessen innige Verbindung mit unserm allgeliebten Monarchen nicht würdiger feiern zu können, als wenn wir dem Helden, der mitten im Geräusch des Krieges und im Laufe seiner Siege diesen Musensitz seines besonderen Schutzes würdigte, ein bleibendes Denkmal unserer Verehrung am unvergänglichen Firmamente stiften. — Hiesige Universität wird daher künftig die zum Gürtel und Schwerte des Orion gehörigen und dazwischen liegenden Sterne, deren kein einzelner einen besonderen Namen hat, künftig „die Sterne Napoleons" nennen, da sie alle Beziehungen auf diesen unsterblichen Namen vereinigen. Denn diese schöne hellglänzende Sterngruppe erhebt sich seitwärts über den Eridanus (Po), an dessen Ufern Napoleons Morgenröthe in seinen ersten großen Thaten aufging; sie reicht bis zum Aequator und vereinigt so das Interesse des Nordens mit dem des Südens, und sie enthält zugleich den schönsten und größten unter den bekannten Nebelflecken des Himmels. Und welcher Name der neueren Zeiten vermag sich wohl an die Reihe der glänzendsten Namen der Urwelt mit so festem Anspruch auf Unvergänglichkeit zu ketten, als der Name Napoleon u. s. w."

Eine Handzeichnung, auf welcher das Napoleonsgestirn abgebildet war, sollte dem Kaiser bei seiner Durchreise durch Leipzig von einer Deputation der Universität überreicht werden. Das große Sternbild wurde für diesmal — zur Sternschnuppe — „hast du nicht einmal sich einen schneuzen gesehn?" — Als mit dem Glockenschlag 9 Uhr des Morgens Bürgermeister und Rath, Kaufmannschaft und Universität sich in feierlichem Festzuge vor dem Grimmaschen Thore einfanden und den wachthabenden schlafenden Stadtsoldaten nach längerem Warten befragten: ob er ihnen nicht sagen könne, wo der Kaiser bleibe? erhielten sie die sehr niederschlagende Antwort: „Ei Herr Jeses, da hätten Sie

meineswegen müssen früher aufstehn; der Kaiser ist schon um sieben Uhr richtig durchpassirt."*) —

Napoleon traf den 27. Juli in Paris ein.

Am 16. August begab sich der Kaiser nach dem Palaste des gesetzgebenden Körpers, wo die Deputirten der Departements, die Tribunen und die Mitglieder des Staatsraths versammelt waren.

„Seit Ihrer letzten Sitzung," so begann der Kaiser seine Rede, „ist die Gestalt des politischen Europas durch neue Kriege, neue Triumphe und neue Tractgten abermals verändert worden, und das Haus Brandenburg, das sich zuerst gegen unsere Unabhängigkeit verschwor, verdankt es blos der aufrichtigen Freundschaft, die mir der mächtige Kaiser des Nordens eingeflößt hat, daß es noch regiert. Hingegen soll ein französischer Prinz den Elbstrom beherrschen, und er wird es verstehen, das Glück seiner Unterthanen mit seinen ersten und heiligsten Pflichten zu vereinigen. Das Haus Sachsen hat die Unabhängigkeit wieder erlangt, die es vor 50 Jahren hatte, und die Völker der Stadt Danzig und des Herzogthums Warschau haben ihr Vaterland und ihre Rechte wieder bekommen. Allen Nationen gereicht es zur Freude, da sie sehen, daß Englands schädlicher Einfluß auf das feste Land nun für immer zerstört ist. Frankreich ist mit Deutschland vereinigt durch die Gesetze des Rheinbundes, mit Spanien, Holland, der Schweiz, Italien durch die Gesetze und das Föderalsystem und nun ist auch unser neues Verhältniß mit Rußland durch die wechselseitige Achtung dieser beiden großen Nationen aufs stärkste befestigt u. s. w."

*) Das Beste, was die Leipziger thun konnten, thaten sie auch; sie lachten sich selbst aus. Ein Witzbold travestirte den Monolog aus Schillers Jungfrau:

„Daß mich doch der Sturmwind faßte,
Trüge mich vor's Grimm'sche Thor,
Ja dann käm' ich sicher Allen,
Käm' dem Kaiser selbst zuvor.
Mußtest du ihn auf uns laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Nicht den Ritter auf der Elle,
Nicht Pomadenhengste wähle,
Die der Himmel schläfrig schuf.
Nicht verschlafne Staatsperrücken,
Nicht gelahrte Eselsbrücken,
Wähle sie, die frei von Sünden
Fegen Kammer, Küch' und Haus,
Wähle Stubenmädchen aus u. s. w."

Und diese aufs stärkste befestigte Freund- und Bundesgenossenschaft, wie stob sie bei dem Schneesturm des Winterfeldzuges 1812 auseinander!

Der Kaiser, der die Nation einer parlamentarischen Verfassung für durchaus unfähig, vielmehr die unumschränkte Gewalt in seiner Hand für das einzige Mittel hielt, Frankreich so vielen Feinden gegenüber groß und gerüstet zu erhalten, benutzte den Siegesrausch der Franzosen, wie er es nach jeder Heimkehr aus einem glücklich beendigten Kriege zu halten pflegte, so auch diesmal dazu, um das Volk irgend einer der großen, durch die Revolution errungenen Freiheiten wieder zu berauben.

Die Abschaffung der republikanischen, dann der Repräsentativ-Verfassung waren der Preis, mit welchem die Franzosen dem, auf die unumschränkte Gewalt lossteuernden Alleinherrscher die mit dem Herzblute ihrer tapfern Söhne schon theuer genug erkauften Triumphe noch einmal bezahlen mußten. Diesmal vernichtete der Kaiser das letzte Bollwerk der durch die Verfassung vom 13. December 1799 gewährleisteten freien Meinungsäußerung, indem er durch ein Decret vom 19. August 1807 das Tribunat aufhob. Das Tribunat bildete den wesentlichsten Bestandtheil des gesetzgebenden Körpers. Es zählte anfänglich 100, jetzt nur noch 50 Mitglieder, welche 25 Jahre alt sein mußten, die jedes Jahr zu einem Fünftheil erneut wurden. Die Regierung, welcher die Initiative zustand, legte die Gesetzvorschläge zuerst dem Tribunat vor, welches, im Fall sie ihm nicht gefielen, eine Commission ernannte, welche vor dem gesetzgebenden Körper die Gründe gegen die Regierungsvorlagen auseinander zu setzen und als Organ einer Opposition gegen die Regierung, welche ihre Sache ebenfalls durch eine Commission verfechten ließ, aufzutreten den Beruf hatte. Die Entscheidung über Annahme und Verwerfung stand dem gesetzgebenden Körper zu. Dergleichen Beschränkungen machte der Kaiser ein Ende, indem er die Ernennung der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers (Deputirtenkammer) sich vorbehielt und das Tribunat ganz aufhob. —*)

*) Einen Abklatsch jener Groß-Napoleonischen Verfassung, welche längst der Rumpelkammer der Geschichte angehört, hat der Staatsstreicher vom 2. December 1851 versucht. Klein-Napoleon sagte: „In dem System des Kaisers schlägt die Regierung (der Kaiser mit den Ministern) das Gesetz vor. Ein, aus den hervorragendsten, für die Gesetzgebung befähigtesten Männern zusammengesetzter Staatsrath beräth den Gesetzentwurf, arbeitet ihn nach seinen Einzelbestimmungen aus und überweist ihn so dem gesetzgebenden Körper. Dieser nimmt ihn entweder an, oder lehnt ihn ab, oder aber verweist ihn, nach einer schließlichen

In jedem neuen Gesetz, welches erlassen wurde, verschrieb Napoleon seine Seele dem Reactionsteufel, dem es um so leichter ward, Macht über ihn zu gewinnen, als er durch seine Waffenthaten der Eitelkeit der Nation schmeichelte, von seinen Raubzügen Kunstwerke und edles Metall im Ueberfluß mitbrachte, so daß die Gebildeten vor Erstaunen über die Prachtsäle des Louvre den Mund weit aufrissen, den Ungebildeten aber durch reichlichen Verdienst der Mund gleichfalls gestopft wurde.*) Ueberdem war sein Heer, was auch seitdem — mit Ausnahme des preußischen Volksheeres — die Heere aller Welt geworden sind, „das bewaffnete Proletariat", so daß er „die Masse, welche sich aufs Zuschlagen vortrefflich versteht", immer zu seiner Verfügung hatte.

Der Presse wurde durch ein Decret vom 27. November 1807 der Censur-Maulkorb angelegt. Ein jedes Buch, welches in Frankreich gedruckt, oder dahin eingeführt wurde, mußte vorher „der kaiserlichen Büchercommission" zur Genehmigung vorgelegt werden; einer noch strengeren Aufsicht wurde die Tagespresse unterworfen, und seitdem die französische Censur selbst in Deutschland Blutgerichte hielt, so arg als es nur Alba's Inquisition that, verstummte jede freie Meinungsäußerung. „Die Beschränkung der Preßfreiheit" — sagt der muthige Schlosser, der sich kein Schloß vor den Mund legen läßt**) — „ward dadurch doppelt verderblich, daß sich Napoleon durch die Idee leiten ließ, welche manche Fürsten unserer Zeit, und ganz besonders die östreichische Regierung irre leitet, daß er die Gewohnheits- und Ceremonien-Religion (die römisch-katholische) seiner Mutter, Gemahlin, Schwestern und der ganzen Sippschaft

Besprechung mit den Commissarien des Staatsrathes, an die Regierung zurück. Der Senat, dem es obliegt, über die Aufrechterhaltung der staatlichen Einrichtungen und das gegenseitige Einvernehmen der Gewalten zu wachen, und welcher unter anderen Befugnissen das Recht hat, an das souveraine Volk zu appelliren, sei es, um die Verfassung zu ändern, sei es, unvorhergesehene Lücken zu ergänzen, — der Senat seinerseits prüft den Gesetzentwurf vom verfassungsmäßigen Gesichtspunkte aus und trägt bei dem Regierungsoberhaupte auf Veröffentlichung oder Nichtveröffentlichung desselben an. Das Regierungsoberhaupt veröffentlicht endlich das Gesetz und läßt es durch Minister ausführen, welche nur ihm untergeordnet sind, in den Sitzungen der Versammlungen nicht erscheinen, und so ohne alle parlamentarische Zerstreuungen der Verwaltung des Landes allein ihre volle Kraft zuwenden können." [Louis Napoleon, die Revision der Verfassung. 1851.]

*) In dem Berichte, welchen der Minister des Innern dem gesetzgebenden Körper unmittelbar nach des Kaisers Rückkehr aus dem preußisch-russischen Feldzuge erstattete, rühmte er, „daß Frankreich das einzige Land sei, in welchem es kein Papiergeld gebe." Eine schöne Finanzoperation hatte die Assignaten zum Dienste von . . . . ? herabgesetzt.

**) Schlosser, Gesch. des 18. u. 19. Jahrh. Bd. VII. 1. S. 340. Heidelberg 1847.

für politisch vortheilhaft hielt. Er gerieth daher hinsichtlich des Cultus in ähnlichen Widerspruch mit sich selbst, als beim Ordens- und Adelswesen. Man brachte ihm die Ansicht bei, Hierarchie und Aberglauben seien die Stützen jeder absoluten Regierung. Napoleon ließ sich bewegen, die Trappisten zu hegen, den Unterricht in den Volksschulen den Mönchen der frommen Schulen zu überlassen; zuzugeben, daß ein Breve des Papstes bekannt gemacht wurde, wodurch Ablaß für den Besuch des Calvarienberges verheißen wurde; er begünstigte endlich sogar die jesuitischen Andachten zum Herzen Jesu und das Missionswesen, oder mit anderen Worten: das Eifern ganz unwissender Geistlichen gegen jede vernünftige Religionsübung." — In welchem Widerspruche stand mit solchem Gutheißen der Verdummung des Volks durch die Pfaffen der Brief, welchen er aus Dresden so eben gegen den Papst gerichtet hatte!

Weit offenbarer noch trat der reactionäre Treubruch Napoleons in der Wiederherstellung des Adels als einer bevorrechteten Klasse hervor. Wenn vieles davon auch nur eitle Ordens-Bändelei und Tändelei und theuer bezahlte Titelprellerei und Prahlerei war, so machte sich doch bald der alte, längst in Fäulniß übergegangene Legitimist so breit, daß Herzöge, Grafen und Barone wie Pilze aufschossen.

Der erste Schritt zur Erneuerung des ganz verschiedenen Rechtes von adeligem und bürgerlichem Besitzthum in Frankreich geschah dadurch, daß der Kaiser den Generalen, Diplomaten, oder sonst Begünstigten, denen er in den besiegten Ländern Güter, Domänen, Herrschaften als Lehn geschenkt hatte, erlaubte, sie zu verkaufen und sich dafür ähnliche Lehngüter in Frankreich wieder einzurichten. — Seit 1806 entstanden demnach in Frankreich wieder neue Reichsgroßlehen, Feudaltitel und Wappen von Herzögen, Fürsten, Grafen und Baronen und die ihnen gebührenden Curialien. Die alten Vicomtes und Marquis, deren Zahl Legion war, erschienen sogleich selbst wieder im Leben, als Napoleon aus den Söhnen der Revolution eine neue Adelshierarchie gebildet hatte. Er hatte freilich keine Vicomtes und Marquis geschaffen, weil eine Art Lächerlichkeit an dem letzten Titel klebte, aber er hatte doch die Titel derer, die sie vor der ewig denkwürdigen Nacht des 4. August 1789 geführt hatten, förmlich anerkannt. Durch einen — natürlich von dem Kaiser ausgegangenen — Senatsbeschluß vom 11. Mai 1808 wurde der Erbadel mit seinen feudalistischen Unterscheidungen wieder eingeführt. Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone bilden die

Stufen einer, allen Forderungen der Zeit und sogar den herrschenden Sitten widersprechenden, Trennung der Stände, nur die Titulirten, andere Leute nicht, können Majorate oder Substitutionen für ihre Descendenten stiften. Die Großwürdenträger des Reichs sind Fürsten und erlauchte Hoheit, ihre Söhne sind Herzöge, sobald ihr Vater ein Majorat von zweimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte stiftet. Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, Erzbischöfe sind, vermöge ihrer Stellen, Grafen. Dann folgt die Aufzählung der Aemter, welche die Befugniß mit sich brachten, sich Baron zu nennen. Da alle Titel erblich waren, so war bald der Continent, wo der alte Adel doch noch immer zahlreich war, mit einer Legion neugebackener Grafen, Barone und Ritter überschwemmt, die, um standesgemäß, wie sie das nennen, leben zu können, gleich Vampyren das Blut der Völker aussogen. Die kleinen deutschen Fürsten, vornehmlich der König von Würtemberg, säumten nicht, das Beispiel des großen Mannes zu befolgen, dessen Knechte sie waren. Sie sahen nicht einmal, wie Napoleon, in den Titeln Belohnung für Verdienste, sondern nur ein neues Flittergold zum Putz der Figuranten ihrer Hofsäle. Sobald Leute, deren Leben man nicht prüfen durfte, mit Titeln prangten, mußte auch die Freiheit der Presse geknebelt werden; auch dazu ließ sich ein großer Mann verleiten, der bei allen seinen Fehlern und Mängeln die Wahrheit der Geschichte nicht eher scheuen durfte, als bis er im Großen klein ward, weil er im Kleinen groß sein wollte. Der Gedanke, die despotische Herrschaft und die blutige Polizei über die elenden und feigen Regierungen des Continents mit dem russischen Zar zu theilen, war in Tilsit gereift, wo Schweden und die Türkei von dem Einen, Spanien und Portugal von dem Andern der beiden Autokraten dem Bunde geopfert wurden. Sobald Napoleon auf dieselbe Weise wie Rußland und Oestreich groß sein wollte, mußte er auch, wie sie in ihren Staaten, in den seinigen alle geistige Bewegung ersticken.*) Wir überlassen den Kaiser fürs Erste seinem Schicksale; werden ihn jedoch nicht aus dem Andenken verlieren. „Die Geschichte hat ein gutes Gedächtniß!“

---

*) Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. VII. 1. S. 340.

Dreizehntes Kapitel.

Die Königin Luise in den Jahren 1807 bis 1810. — Aufenthalt in Memel nach dem Frieden von Tilsit. — Bekenntnisse an ihren Vater: Wir werden, wenn es sein muß, Brod und Salz essen. — Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen. — Gewiß, es wird besser werden. — Die Königin: die beste Tochter, Gattin und Mutter. — Die Schilderung ihrer Kinder. — Die verschiedenen Stände als Taufzeugen der jüngst-gebornen Prinzessin Luise den 1. Februar 1808. — Uebersiedelung nach Königsberg. — Die Königin studirt deutsche Geschichte in Süverns Heften; — findet Trost in Bußpsalmen; — interessirt sich lebhaft für Pestalozzi; — Briefwechsel mit Frau v. Krüdener. — Winterreise nach Petersburg im December 1808. — Stein räth davon ab. — Theilnahme der Königin für die Erhebung der Spanier und Tyroler. — Ade Germania! — Rückkehr nach Berlin den 23. December 1809. — Ein Prediger und ein Schauspieler die einzigen Ritter. — Die letzte Geburtstagsfeier: am 10. März 1810. — Besuch bei dem Vater in Strelitz. — Erkrankung in Hohenzieritz. — Die Königin auf dem Sterbebette. — Die unvergängliche Schönheit bewahrt durch Rauchs Meisterhand.



icht der Muth, wohl aber das Gemüth des Königs war tief gebeugt. Hätte es gegolten, sich an der Spitze eines Regiments in die Feinde zu stürzen, er wäre jeden Augenblick dazu bereit gewesen, allein unter den Fesseln, welche der schmachvolle Frieden ihm auflegte, schüttelte er in stummem Schmerze die ohnmächtigen Hände.

In entgegengesetzter, ächt weiblicher Stimmung finden wir den Charakter der Königin; während ihr Muth gänzlich gebrochen war, erhob sich ihr Gemüth. An ihren Vater, den Herzog

von Mecklenburg-Strelitz, schrieb sie aus Memel, den 7. Juni, in jenen allertraurigsten Tagen: „Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist, doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hätte der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache: —

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur noch etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu überstehen, wo ich über die Grenze des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt uns nicht mehr, als wir tragen können.

„Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glücksgütern belastet, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenkt jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eines zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der stengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, so

wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtiget, Ihre Freundin Luise."

(den 24. Juni.)

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthiget gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es mehr als ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch nichts Sicheres. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich dabei auf meinen letzten Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch und sicher im Recht. Sehen Sie, bester Vater, so vermag der Feind der Menschen nichts über mich."

Zur Vollbringung wahrhafter Buße aber genügte weder die stolze Berufung auf die unverletzte Ehre, noch die trotzige Behauptung: im Rechte zu stehen, auch nicht einmal die demüthige Ergebung in den Willen des Höchsten; vor Allem erfordert die Buße Erkenntniß und Bekenntniß der eigenen Schuld. Auch hierzu sehen wir den Charakter der Königin im edelsten, wahrhaft tragischen Pathos fortschreiten, so daß sie uns an jene bedeutungsvollen Worte Antigone's erinnert:

„Wenn aber dieses bei den Göttern gilt für schön,
Woll'n wir, die wir gebüßt, der Schuld geständig sein."*)

*) Sophokles' Antigone 916. 17.

Im Frühjahr 1808 schrieb die Königin an ihren Vater:

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr, ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelte sie uns .... Von dem französischen Kaiser können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen zu fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden, Thron ist. Fest und ruhig ist allein nur Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, d. h. klug, er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint, Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maaß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.*) Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in

*) „Das köstlichste Gut von den Gütern des Glücks
Ist: weise zu sein. Mit dem Göttlichen muß
Man freveln nicht; der Verwegene büßt
Großsprecherisches Wort mit dem Gericht
Und lernt nur zu spät das Besinnen."

Sophokles' Antigone.

der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel aber scheint in einer weiten Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden. Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sehen Sie wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist."

Eine strenge Schule des Lebens, auch in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse, hatte die königliche Familie zu bestehen. Die Königin mußte sich von dem Gouverneur von Ostpreußen, General Savary, demselben, der sich durch seine Dienstbeflissenheit bei dem Erschießen des jungen Herzogs d'Enghien einen verhaßten Namen gemacht hatte, den guten Rath ertheilen lassen: „die Königin möge ihre Juwelen und Kostbarkeiten veräußern, im Falle sie sich in Verlegenheit befände; denn die Verwendung des Kaisers Alexander bei Napoleon werde ohne Erfolg sein." In der That wurde nach dem Frieden das kostbare, aus der Zeit Friedrichs des Großen herstammende, goldene Tafelservice nach der Berliner Münze geschickt, um das Geld zu einer Reise nach Petersburg daraus prägen zu lassen; auch einen Theil ihres Schmuckes verkaufte die Königin.

Der Hausstand des königlichen Hofes war ein vollkommen bürgerlicher geworden, und zwar nicht der eines Banquiers oder Geheimen Rathes, sondern eines Bürgers des Mittelstandes. Der König führte seine Gemahlin und hielt den Regenschirm, oder nahm auch wohl eines der Kleinen auf den Arm. Die Königin machte gemeinschaftlich mit dem Könige den Speisezettel für die Küche,

in welcher oft Herr Schmalhans Koch war, wenn nicht ein Gutsherr ein Stück Wild, ein Fischer einen besonders großen Fisch als Geschenk verehrten; graue Erbsen und Pökelfleisch wurden ein Lieblingsgericht. Wenn der Kaiser von China es sich zur höchsten kaiserlichen Ehre rechnet, einmal im Jahre den Pflug zu führen, so that unser König noch mehr, er bekümmerte sich nicht blos um den Pflug, sondern auch um den Pflüger, und lernte durch unmittelbare Anschauung die ungerechter Weise auf dem Bauernstande lastenden Bedrückungen kennen, welche zu erleichtern, zu heben, die nächste Aufgabe seiner Regierung wurde. Am Hofe zu Memel fand keine Robencour statt; die Königin scheute sich nicht, in dem Garten ihrer Milchfrau für sich und ihre Kinder ein Glas Milch „von der Kuh" bringen zu lassen, oder im Winter auf der Eisbahn den Pikschlitten zu besteigen, welchen ihr und den Kleinen ein ehrlicher Handwerker anbot. Welch' ein Abstand von der altfranzösischen Hofetiquette, wo eine Königin, ganz entblößt in ihrem Zimmer stehend, sich eine tödtliche Erkältung zuzog, weil die erste Kammerfrau, deren ausschließliches Amt es war, Ihro Majestät das Hemd zu reichen, nicht gegenwärtig war und keine der anderen anwesenden Damen sich unterfangen durfte, Hand oder Hemd an Ihro Majestät zu legen.

Auf den sittlichen Zustand des Volks aber war es von heilsamstem Einflusse, daß die königliche Familie ein Beispiel der Sitte, Zucht, Ordnung und des häuslichen Glückes gab, wie es noch nie ein Königshaus gegeben. Die Königin selbst schilderte dies häusliche Glück in einem rührenden Briefe an ihren Vater. „Gern werden Sie, lieber Vater, hören," schreibt sie im Mai 1808 — „daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestiget und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist liebevoller und gütiger als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, als in Worten, zeigt er die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „„Du, liebe Luise! bist mir im Unglück nur noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!"" Bis zu Thränen

rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir allein mit den Kindern beisammen sitzen. Verzeihen Sie, lieber Vater, wenn ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der ungekünstelte Ausdruck meines Glücks, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater. Gegen andere Menschen — auch das habe ich vom Könige gelernt — mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen. Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz*) ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche mit ihm oft davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm**) — erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Enkel nach der Reihe vorstelle — wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

„Unsere Tochter Charlotte***) macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt

*) geb. den 15. October 1795.
**) geb. den 22. März 1797.
***) Kaiserin von Rußland, geb. den 13. Juli 1798.

es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.

„Karl*) ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; dort zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.

„Unsere Tochter Alexandrine**) ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen (geb. den 1. Februar 1808). Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

„Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine, in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit: böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machten, finde ich bei keinem. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen: da's müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth, den öfteren Thränen ihrer Mutter. Besonders wohl hätig ist

*) geb. den 29. Juni 1801.

**) Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. den 23. Februar 1803.

es für den Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren u. s. w."

Die Taufe der am 1. Februar 1808 gebornen Prinzessin Luise ward Veranlassung eines schönen Familienfestes, zu welchem der König Zeugen und Theilnehmer aus allen Ständen der Provinz eingeladen hatte; es war das erste und einzige Mal, daß er die Repräsentanten des Volks um sich versammelt sah. „Mit wem mochte Er damals" — schrieb ein Augenzeuge, H. v. Bardeleben — „die Vatersorgen theilen, als mit seinem Volke? Er berief die Stände Altpreußens: den Edelmann, den Gewerbe treibenden Bürger und den Ackerbau um sich. Sie mußten das Volk vertreten. Und mitten unter den Seinen standen sie und waren die Seinen und legten die Hände auf das Kind und beteten für ihn und sein Haus. Von Bundesgenossen vernachlässigt, von Freunden verabsäumt, von Dienern und Höflingen aufgegeben, von dem größten Theile seines Volks getrennt, fragte der König: „Ist es euch neu, daß der Unglückliche verlassen wird?"

Wie die rauhe Jahreszeit die Natur zurückdrängt, so daß sie gegen die Stürme, die draußen toben, sich verschließt, so suchte und fand auch die Königin jetzt in dem Innern ihres reichen Gemüthes Zuflucht vor den Stürmen und Schlägen des Schicksals, welches sie betroffen. „Ich lese viel und denke viel" — schrieb sie aus Memel im December 1807 — „und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußeren Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück machen."

Nachdem am 15. December Königsberg und das Land bis zur Weichsel von den Franzosen geräumt worden war, siedelte die königliche Familie am 15. Januar 1808 nach Königsberg über. An die Bewohner der Stadt Memel, wo der König mit den Seinen länger als sechs Monate als Bürger unter den Bürgern gelebt, erließ er unter dem 14. Januar einen herzlichen Abschiedsbrief: „Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen

Städten meines Reichs von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben ist, so werde auch ich stets dankbar mich erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr ein solches thätig zu bezeigen als ihr gnädiger König."

Sobald es die mildere Jahreszeit erlaubte, bezog die Königin mit ihren Kindern ein Landhaus in der Nähe von Königsberg. Wie sehr auch die, damals durch Napoleon vollführte, Entthronung des spanischen Königshauses und die Erhebung des spanischen Volkes ihre Theilnahme in Anspruch nahm, so beschränkte sie sich doch mehr auf Beschäftigung mit der Erziehung ihrer Kinder, mit Erziehungsanstalten für das Volk und mit dem Studium der deutschen Geschichte. Um hierin nachzuholen, was sie früher versäumt hatte, ließ sie sich die, in den Vorlesungen des Professors der Aesthetik und Geschichte Süvern in Königsberg nachgeschriebenen, Hefte mittheilen und sah den Professor öfter bei sich, um sich mit ihm über seine Vorträge zu unterhalten. „Ich habe" — schrieb sie damals an ihre Schwester — „die Bekanntschaft des Professor Süvern gemacht. Das hat mich etwas in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist; sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend wie ich bin — kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geiste an sein Gemüth appellirt — denn Gemüth hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Werth für ihn haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen würde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte, wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über Alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe."

Als damals einer der großen Gutsbesitzer der Königin, welche sehr be-

schränkt wohnte, sein geräumiges Schloß anbot, erwiderte sie dankbar ablehnend: „Was fehlt mir? Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Fortepiano, und meine Kinder um mich, so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als Diejenigen, welche diese Stürme erregen."

Nächst der Erziehung ihrer eigenen Kinder beschäftigte sie sich angelegentlichst mit Schriften über den Volksunterricht; denn dies war ihre feste Ueberzeugung, daß einzig und allein durch ein kräftig und sittlich herangebildetes Geschlecht der sogenannten niederen Stände das wieder gut gemacht werden könne, was durch den Uebermuth und die Sittenlosigkeit der höheren gesündigt und verdorben worden sei.

Schon früher hatte sich, wie wir oben erwähnten, die Aufmerksamkeit des Königs auf die Lehrweise Pestalozzi's in der Schweiz gerichtet. Seitdem waren mehrere Schulen mit Lehrern, welche sich unter jenem Volkslehrer ausgebildet hatten, besetzt worden, und keine Schrift desselben erschien, welche die Königin nicht mit der größten Aufmerksamkeit gelesen hätte. „Ich lese jetzt," schrieb sie damals, „Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es wird mir so wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm."

Es darf uns nicht befremden, daß die tiefgebeugte Königin ihren Trost und ihre Hoffnung vornehmlich in den Psalmen fand, wo ebenfalls gedemüthigte Könige bekannten, daß sie um ihrer Missethat gestraft worden seien, aber ihre Hoffnung auf den Herrn setzen. „Nun habe ich mich," äußerte sie gegen den Hofprediger Borowsky, „ganz hineingedacht in den köstlichen 126. Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich nachdenke und zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dieses liebe, theure Wort. — — Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von fern her hört man schon durch die Unglücksstürme die Siegeslieder; es ist ein Halleluja in Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der ein kleiner Thautropfen im Morgenlichte glänzt."

Die Frömmigkeit der Königin war, nach Borowsky's Zeugniß, eine gesunde,

einfache, naturgemäße, fern von allem Erzwungenen, Erkünstelten oder Sentimentalen. Sie war weit davon entfernt, sich aus der Welt, so sehr ihr diese als ein Jammerthal erscheinen mußte, hinwegzusehnen und in überirdischer Sehnsucht zu verhimmeln. Sie gehörte mit ihrem für Wahrheit und Recht empfänglichen Geiste, mit ihrem liebevollen Herzen der Gegenwart und dem thätigen Berufe an. An Versuchungen, in eine mehr pietistische Richtung hinübergezogen zu werden, fehlte es zwar nicht, allein der Umgang mit Männern wie Stein, Scheffner, Süvern, Borowsky bewahrte sie vor Abirrungen, zu welchen sie ein Briefwechsel mit der später viel genannten Betschwester des Kaisers Alexander wohl hätte verleiten können. „Ihrem trefflichen Herzen" — schrieb sie in diesem Jahre an Frau v. Krüdener — „bin ich ein Bekenntniß schuldig und Sie werden dasselbe, deß bin ich gewiß, mit Freudenthränen aufnehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christenthum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich tiefer in die Dinge, deren Dasein und Werth ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich machte, es immer mit dem Drange erfüllte, denselben zu helfen und ihnen nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quellen der reinsten Freude besitze. Mit dem offenen Blicke der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt und ihre Nichtigkeit im Vergleich zu den himmlischen Gütern. — — Ich habe mich wieder gefunden in dem Geräusche der Welt u. s. w."

Eine schwere Prüfung, so edlen Grundsätzen treu zu bleiben und sie aufs Neue zu bewähren, hatte die Königin noch am Schlusse dieses Jahres zu bestehen, wo sie und der König, einer dringenden persönlichen Einladung des Kaisers Alexander nachgebend, eine anstrengende Vergnügungsreise nach Petersburg zu unternehmen genöthigt wurden.

Vor seiner Abreise nach Petersburg schrieb der König aus Königsberg, den 17. December, an den Magistrat von Berlin, welches am 3. December von

den Franzosen geräumt worden war, und gab demselben Nachricht von seiner Reise. „Ich eile," hieß es in diesem Schreiben, „und hoffe in wenigen Wochen meine Provinzen jenseits der Weichsel wieder zu sehen, welchen ich so manche Beweise musterhafter Treue verdanke, und werde besonders meine Rückkehr nach Berlin beschleunigen, um meinen dortigen treuen Unterthanen meine Dankbarkeit für ihr standhaftes und gutes Betragen, meine Liebe und mein Wohlwollen zu bestätigen. Ich eröffne euch dieses mit dem Befehle, meiner lieben und treuen Bürgerschaft der dortigen Städte Solches bekannt zu machen."

Der König hatte keineswegs Ursache, mit dem Benehmen der Berliner, sowohl der Behörden als der Bürgerschaft, während der Besetzung durch die Franzosen besonders zufrieden zu sein. Der Empfang Napoleons bei seinem Einzuge, die Errichtung eines Corps administratif (zu dem auch der Maurermeister und Director der Singakademie Zelter gehörte), die Errichtung der Bürgergarde und vor Allem der Huldigungseid, welchen die höheren Beamten dem Kaiser im Schlosse leisteten, hatten den König sehr gegen die Berliner verstimmt. Wie man bei Hofe darüber denken mochte, theilt v. d. Marwitz uns mit:*) „Napoleon erwog, daß eine so bevölkerte Stadt wie Berlin ihm immer eine große Garnison kosten würde, und die übrigen Städte verhältnißmäßig. Da er nun seine Soldaten gegen die heranziehenden Russen besser gebrauchen konnte, und die Leute in Berlin so sehr lammfromm und willfährig waren, ließ er eine Nationalgarde organisiren, zu der jeder Bürger pflichtig war, um ihr angeblich die Sicherheit der Stadt anzuvertrauen. Die Stadt war aber vollkommen sicher und brauchte keines anderen Schutzes, als gegen die Erpressungen des Feindes. Vielmehr stand die Nationalgarde unter dem französischen Commandanten und unter militairischer Disciplin und konnte von ihm zu Allem gebraucht werden. Die Berliner fanden sich hochgeehrt, fühlten sich wichtig in ihrer neuen militairischen Würde, steckten sich in Uniformen, besetzten die Wachen, standen vor den Franzosen Schildwacht, machten ihnen die Honneurs u. s. w. Chef war einer von der französischen Colonie, ein Juwelier, mit Namen Jordan.

„Um nun diese neue Stadtregierung, dieses neue französische Militair und zugleich die zurückgebliebenen französischen Behörden sich dergestalt zu verpflichten,

*) Aus den nachgelassenen Papieren F. A. L. v. d. Marwitz Th. I. S. 191.

daß er sie nöthigenfalls wie rebellische Unterthanen bestrafen könne, veranstaltete Napoleon eine förmliche Huldigungsfeierlichkeit auf dem königlichen Schlosse. Ein Thron war im Rittersaal errichtet worden, die Minister, Präsidenten, Räthe, das Comité administratif, die Repräsentanten und die Chefs der Nationalgarde mußten erscheinen, und der Gouverneur, General Clarke, an Napoleons Stelle, empfing von ihnen den Eid: „„daß sie Alles ausführen wollten, was ihnen französischer Seits befohlen würde, und weder Briefwechsel noch irgend eine Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen einzugehen.*)

„Aber hierbei blieb es nicht einmal. Wie die französischen Gouverneure und Commandanten nachher in ihren Geschäften wegen der deutschen Sprache und wegen der Localbekanntschaft in der Stadt zu ihren Verschickungen Ordonnanzen brauchten, that sich die Schützengilde freiwillig zusammen und organisirte ein Corps von wohlhabenden, jungen Leuten zu Pferde, die sich in eine prächtige, hellgrüne Uniform, mit Gold gestickt, steckten, den förmlichen Dienst in den Vorzimmern dieser französischen Generale verrichteten und natürlich durch den zweijährigen täglichen Umgang mit den Franzosen gründlich verdorben wurden. Ich selbst (erzählt Marwitz) habe den Marschall Victor mit einem Gefolge von zwanzig solcher aufgeputzten Ladenschwengel umher reiten sehen, die aussahen wie die Narren und, sich statt ihres Dienstes zu schämen, sich damit brüsteten."

Am 27. December traten beide Majestäten, bei schon völlig hereingebrochenem harten Winterwetter, die beschwerliche Reise an. An der russischen Grenze wurden sie auf Befehl des Kaisers von dem Fürsten Dolgorucki und Grafen Lieven empfangen und in sehr willkommene sibirische Zobelpelze gehüllt. Auf allen Stationen, deren man 34 von der preußischen Grenze bis Petersburg eingerichtet hatte, wurden 250 Pferde und Schlitten bereit gehalten, im Fluge wurden die 820 Werste (117 deutsche Meilen) zurückgelegt. Die Fahrt ging über Mitau, Riga, Dorpat, Narwa. Am 6. Januar 1809 trafen die hohen Reisenden in Strelna, einem Lustschlosse des Großfürsten Constantin, drei Meilen von Petersburg, ein, wo Alexander sie während der Tafel überraschte, dann aber vorausfuhr, um sie am folgenden Tage in seiner Residenz mit orientalisch-zarischer Pracht, Macht und Herrlichkeit zu empfangen.

*) Berliner Zeitungen vom 11. November 1806.

Sämmtliche Garden zu Fuß und zu Pferde standen wie gefrorne Puppen aufmarschirt, der Kaiser kam zu Pferde entgegen, auch Friedrich Wilhelm stieg zu Pferde, und für die Königin war ein Gala-Wagen, mit acht Schimmeln bespannt, entgegen geschickt worden.

Der Kaiser bot Alles auf, um seinen hohen Gästen die Tage des Unglücks und der Trübsal vergessen zu machen; allein dazu reichte selbst die Macht eines Alexander nicht hin. Ein Fest folgte dem andern; die Zimmer des Winterpalastes waren in Frühlingsgärten verwandelt, an jedem Tage, fast zu jeder Stunde, wurden der Königin die überraschendsten und kostbarsten Geschenke zu Theil, golddurchwirkte seidene Stoffe, Brüsseler Spitzen, türkische Shawls zu Dutzenden, und als die Krone aller Geschenke ein reicher Perlen- und Brillantenschmuck und eine Toilette von schwerem purem Golde. —

Am 31. Januar reisten der König und die Königin wieder ab, von dem Kaiser und dem Großfürsten bis an die Grenze des Petersburger Gebiets begleitet. Am 10. Februar trafen sie wieder in Königsberg ein und dankten Gott für die glückliche Heimkehr. „Ich bin," schrieb die Königin damals, „gekommen, wie ich gegangen; nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal, mein Reich ist nicht von dieser Welt." —

Zu beklagen war es, daß diese Reise Veranlassung eines, von der Königin gegen Stein gefaßten, ausdauernden Unwillens wurde. Der Kaiser Alexander hatte auf seiner Zurückreise von Erfurt nach Petersburg versucht, den Eindruck, welchen der ungenügende Erfolg seiner Verwendung für Preußen machen mußte, durch Bezeugung von Theilnahme und eine Einladung des Königs und der Königin nach Petersburg zu mildern. Der Königin war der Gedanke sehr gefällig, der König war ihm abgeneigt wegen der Kostbarkeit der Reise und der Veranlassung, die sie geben könnte zu ähnlichen, von anderen Orten, etwa von Paris, möglichen Zumuthungen. Beide Majestäten fragten Stein um Rath; dieser stellte dem Könige vor, daß die zur Reise erforderliche Summe von 70,000 Ducaten für das verheerte Masuren verwendet werden müßte, welchem der König auf der Stelle beistimmte. Die Königin war nicht überzeugt. Sie fragte den Geh. Rath Nagler, der, wie Stein urtheilte, thätig, gewandt, ehrgeizig, neidisch, gemeinpfiffig, durch fleißige Besuche den Zutritt bei der Oberhofmeisterin v. Voß erlangt hatte; er stimmte der Königin bei und ward nun ein geheimer Vertrauter, der, ohne Steins Wissen, anfangs von der Königin,

zuletzt auch vom Könige um Steins Beibehaltung befragt wurde. Nagler wünschte dessen Entfernung und seines Schwagers Altenstein Anstellung, um durch diesen selbst zu herrschen; er sagte Stein Nichts von seinen geheimen Berathschlagungen, sondern benutzte jede Gelegenheit, um ihm zu rathen, sich ganz zu entfernen und nach Breslau zu gehen. Zugleich verbreitete sich vom Hofe aus die Ansicht: Stein sei ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König. Stein sah das warme, gerade, zuvorkommende Benehmen der Königin von da ab gegen ihn verändert, und auch der König zeigte nicht mehr das gewohnte Vertrauen.*)

Die lebhafteste Theilnahme erweckten bei der Königin die Volkskriege der Spanier und Tyroler gegen Napoleon. „Hat es denn nicht," schrieb sie damals, „wie in Spanien, so auch in Tyrol gezündet? „„Auf den Bergen wohnt die Freiheit!"" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf eines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für Einer! seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott. Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt, wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Alpenvolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angehimmelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wieder käme und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an ihrer Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen. Ach! auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell sich auch wohl hätte verblenden lassen, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen. Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!"" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum mußte er sterben? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich."

Als aber in dem unglücklichen Feldzuge 1809 das Banner des östreichischen

---

*) Das Leben Steins. II. 264.

Kaiserhauses aufs Neue erniedrigt ward, schrieb die Königin: „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen, Du hilfst allein, ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. — Gott weiß, wo ich begraben werde; schwerlich auf preußischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade Germania!"

Daß die Königin dem Unternehmen Schills nicht ganz fremd war, werden wir später zu erwähnen haben.

Militairische und politische Rücksichten vermochten den König, seine Abneigung gegen die Rückkehr nach Berlin zu überwinden. Der als politischer Schriftsteller ausgezeichnete v. Archenholz hatte es sich angelegen sein lassen, in einer Denkschrift, welche auch in den Berliner Zeitungen abgedruckt wurde, dem Könige die Rückkehr nach Berlin vom politischen Standpunkte aus in sehr beredter Weise zu empfehlen. Die Minister stimmten ebenfalls dafür, die Residenz, Regierung und Verwaltung näher an die Grenze der abgetretenen Provinzen zu rücken, um so mit den treuen Bewohnern derselben in Verbindung zu bleiben.

Diesen wohlgemeinten und triftigen Gründen gab endlich der König nach.

Am 23. September 1809 fand die festliche Heimkehr nach Berlin statt. Es war derselbe Tag, an welchem die Königin als Braut vor sechszehn Jahren ihren Einzug gehalten hatte. Der Jubel, der sie heut empfing, übertraf den früheren an Bezeugung der allgemeinsten Freude und Rührung. Der König war eine Stunde von Berlin zu Pferde gestiegen, er trug die Uniform des ersten Garderegiments und ritt vorauf. Die Königin fuhr in einem Wagen, welchen die Bürgerschaft von Berlin ihr als Geschenk entgegengeschickt hatte.

Sehr gering war die Anzahl derer, zumal aus den höheren Kreisen der Gesellschaft, welche während der Anwesenheit der Franzosen in Berlin es wagten, ihre Verehrung und Anhänglichkeit für das königliche Haus zu bekennen. Zwei Männer verdienen hier rühmlichst erwähnt zu werden, ein Schauspieler und ein Prediger. Am Geburtstage der Königin 1807 war von dem französischen Commandanten jede öffentliche Festlichkeit streng untersagt worden; vor Allem jede Anspielung auf der Bühne. Iffland trat im Essighändler auf; er zog einen versteckten Blumenstrauß hervor, sah sich um und drückte ihn an die Brust. Das Publicum verstand, was er sagen wollte, und bezeugte laut seinen Beifall. Der Künstler mußte seinen, obwohl nur symbolisch angedeuteten, Patriotismus mit Gefängniß, Androhung von Füsilirt werden u. s. w. büßen.

Nach ihrer Rückkehr ließ die Königin, als sie das Erstemal wieder das Theater besuchte, Iffland in ihre Loge rufen und bezeugte ihm öffentlich ihren Dank. Der König aber verlieh ihm am nächsten Ordensfeste den rothen Adlerorden, den weder vor noch nach ihm ein Schauspieler erhielt.

Der Prediger, dessen Muth zu rühmen ist, war der greise Erman von der französischen Colonie. Als Napoleon bei der Vorstellung der Behörden sich beleidigende Anklagen in Betreff der Königin erlaubte, unterbrach ihn Erman mit der kurzen Bemerkung: „Sire, ce n'est pas vrai!“

Der Kaiser, der nicht gewohnt war, daß etwas, was er sagte, als nicht wahr bezeichnet werde, war diesmal so betroffen, daß er die Bemerkung ungeahndet ließ. Ermans muthiges Benehmen war der Königin nicht unbekannt geblieben. Auf dem Ordensfeste 1810, zu welchem der greise Prediger eingeladen worden war, trat die Königin mit einem gefüllten Weinglase an ihn heran, bat freundlich, mit ihr anzustoßen und sagte: „Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit demjenigen Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als Alles schwieg, den Muth hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen.“

Ueber jenes erste Erscheinen der Königin im Theater nach ihrer Rückkehr schrieb Fouqué, der Dichter der Undine: „Nachdem wir nun endlich die verehrte Königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zu Theil, noch einmal des Anblicks unserer engel-schönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch ihre wahrhaft himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht schon damals in ihrer holden Seele die Ahnung lebte: sie werde nicht lange mehr des schwer geprüften Helden tröstende Geleiterin sein? Eins weiß ich. Als sie nach der, zu jener Zeit üblichen Sitte beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimgange zu meinem Freunde aus: „„Wohl hab ich manchmal gemeint, wir Preußen könnten ruhiger unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa, wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht von Mollwitz für ihn verloren gegangen wäre. Aber jetzt nicht also! Jene engelklaren Augen wurden von Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie, um unseren Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege.““

Ein solches Wort, welches nicht als eine vereinzelte Aeußerung, sondern als der Ausdruck des allgemeinen Gefühls gelten darf, gehört der Geschichte an. —

Die Königin fühlte sich schon in Petersburg leidend; die Anstrengungen der dortigen Festlichkeiten und der Winterreise hatten sie noch mehr angegriffen, und wenn auch dies Alles durch die kräftige Natur überwunden worden wäre, es nagte seit Jena und Tilsit ein Wurm an ihrem Herzen, für den es keine Heilung gab.*) Um den König und die geliebten Kinder nicht besorgt um sich zu machen, that sie sich oft Zwang an; einer vertrauten Freundin sagte sie aber bei Gelegenheit ihrer Geburtstagsfeier, am 10. März 1810: „Ich denke wohl, es wird das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag feiere.“ Als ein langersehntes Geburtstagsgeschenk hatte sie sich vom Könige erbeten: im Frühjahr nach ihrem heimathlichen Strelitz reisen zu dürfen, um mit dem geliebten Vater und den Geschwistern einige frohe Tage zu verleben. Sie trat die Reise dahin am 25. Juni 1810 an. Obwohl sie sich angegriffen fühlte und nur dem engeren Familienkreise anzugehören wünschte, gab sie doch gern dem Verlangen der vielen Verehrer, Freundinnen und Bekannten aus früheren, glücklicheren Tagen nach und empfing sie am 27. in großer Gesellschaft am Hofe zu Strelitz. Als eine der Damen ihre Bewunderung über eine kostbare Perlenschnur, welche die Königin trug, aussprach, bemerkte diese: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als ich meinen Brillantenschmuck verkaufen lassen mußte. Perlen schicken sich am Besten für mich, sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen.“

*) Magdeburg lag der Königin so sehr am Herzen, daß sie nach der in Tilsit vergeblich an den Kaiser wegen dieser Stadt gerichteten Bitte sagte: „wenn man meine Leiche öffnen wird, dann wird man den Namen Magdeburg in meinem Herzen finden.“ Bei der Leichenöffnung fanden die Aerzte einen Polypen am Herzen, in welchem man den Namenszug „N.“ erkennen wollte. Nicht Magdeburg, vielmehr Napoleon war dieser Polyp. Noch in Erfurt hatte 1808 die Königin einen Versuch gemacht, Magdeburg von Napoleon zurück zu erbitten: nicht als Königin, sondern als Mutter ihres Volkes. Napoleon schickte ihr als abschlägige Antwort die Karte von Schlesien, umschlungen von einer goldenen Kette mit goldenem Herzen.

Welche Absichten Napoleon damals auf Schlesien hatte, ist uns bekannt. Der Kaiser übte die Großmuth jenes Räubers, welcher der ausgeplünderten Dame, die in Ohnmacht fällt, Armbänder und alles andere Geschmeide abnimmt, ihr aber ein Riechfläschchen reicht, damit sie wieder zur Besinnung komme. — Wenn Vehse (Gesch. des Hofes und Adels Th. VI. S. 50) die Königin in Erfurt vor Napoleon bittend erscheinen läßt, so kann ein persönliches Erscheinen nicht gemeint sein, da sie damals nicht in Erfurt war.

Nach der Ankunft ihres Gemahls am folgenden Tage wurde beschlossen, einige Zeit in ländlicher Zurückgezogenheit auf dem herzoglichen Schlosse Hohen-Zieritz zuzubringen. Im lang entbehrten, frohen Gefühle eines unbelästigten und ungetrübten Daseins schrieb die Königin an dem Schreibtische ihres Vaters in Strelitz als ein Gedenkblatt kindlich-dankbarer Erinnerung:

Mon cher père!

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux!

Neu-Streliz, ce 28. Juin 1810. Louise.

Sie ahnte nicht, daß dies die letzten Zeilen von ihrer Hand sein würden.

Sie erkrankte sogleich nach der Ankunft in Hohen-Zieritz; es trat ein Brustkrampf mit heftigem Fieberanfall ein. Nach einem Aderlaß am 1. Juli fühlte sie sich erleichtert, und der König reiste am 3. nach Charlottenburg zurück, wo er ebenfalls erkrankte. Einige Tage setzten die heftigen Anfälle von Herzbeklemmung und Beängstigung aus. Allein der aus Berlin von dem Könige ihr geschickte Geh. Rath Dr. Heim erklärte den Zustand für höchst bedenklich. Die Beängstigungen nahmen zu; „Luft! Luft!" rief sie und sagte mit wehmüthigem Lächeln: „Ich bin Königin und kann nicht einmal die Hand umwenden."

Der König, welcher am 19. Juli, früh 4 Uhr, wieder in Hohen-Zieritz eintraf, fand sie noch bei völliger Besinnung, war aber so sehr von dem veränderten Anblick betroffen, daß er laut weinend das Zimmer verlassen mußte. Leise sagte die Königin zu ihrer getreuesten Krankenpflegerin, ihrer Schwester Solms, nachmaligen Königin von Hannover: „Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle das nicht thun, ich stürbe sonst gleich."

Der König suchte nun einige Fassung zu gewinnen, und sie legte ihre Hand in die seine. Die greise Großmutter sprach, als die Kranke zu schlummern schien, dem Könige Muth zu: „Ach! wenn sie nicht mein wäre" — seufzte der unglückliche Gemahl — „würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, werden wir auch sie verlieren!" — Gegen 8 Uhr trat der letzte heftige Anfall ein; „Herr Jesu, mach' es kurz!" war ihr letztes leis-verhallendes Wort. —

Der König drückte der Entschlafenen die Augen zu, deren mild-tröstende Sterne für immer erloschen waren. Der Tod aber hatte keine Macht über so hohe Schönheit; ein seliger Seelenfrieden ruhte auf den edlen Zügen. Der Künstler, dem die schöne Aufgabe ward, Gestalt und Wesen der viel beweinten Königin im Marmorbilde zu verewigen, durfte hier nicht das Ideal erst suchen, es lag vor ihm. Diese Aufgabe mit glücklicher Hand getreu und geistvoll ausgeführt zu haben, bleibt das Verdienst des Bildhauers Rauch. So lange es fühlende Herzen giebt, wird es nicht an solchen fehlen, die mit Bewunderung und Rührung vor dem Marmorbilde der schlummernden Königin Luise in dem Grabmale zu Charlottenburg stehen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Der König beauftragt Hardenberg, Stein zur Uebernahme der Stelle eines Ersten Ministers einzuladen. — Stein stellt sich dem Könige zur Verfügung. — Steins Ankunft in Memel, den 30. September 1807. — Die Königin schreibt: „Gottlob! daß Stein hier ist!“ — Der König ertheilt Stein unbeschränkte Gewalt. — Sein Portrait. — Napoleons Furcht vor dem besiegten Preußen; — er sucht einen Vorwand, Schlesien an Sachsen zu geben. — Alexander lehnt die Theilnahme an einer nachträglichen Beraubung Preußens ab. — Napoleon will Preußen besetzt behalten. — Alexander fürchtet eine Revolution in Rußland. — Der Prinz Wilhelm von Preußen als Unterhändler in Paris. — A. v. Humboldt in seiner Umgebung. — Die Prinzessin Marianne von Preußen erbietet sich, Kerker und Tod mit ihrem Gemahl zu theilen. — Steins Unterhandlungen mit dem General-Intendanten Daru in Berlin wegen der Contribution. — In Preußen gab es Staatsdomainen, nicht Krongüter. — Die ritterschaftlichen Landstände und die Banquiers erbieten sich zu Anleihen. — Domainen-Veräußerung. — Steins und des Königs bauernfreundliche Verordnungen. — Stein briefwechselt mit dem Könige französisch; — kehrt nach Königsberg zurück den 1. Juni 1808.

— — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn Du Dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich Dich der Bande wohl entled'gen. —

Von Allen, die es redlich mit dem Vaterlande meinten und den Glauben an die Zukunft Preußens nicht verloren hatten, vernahm der König nicht nur, wie aus einem Munde, sondern mehr noch wie aus einem Herzen als Wunsch, guten Rath, unerläßliches Heilmittel, einzigen Rettungsanker den Namen „Stein“.

Die Königin, die Prinzessin Luise Radziwill, der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, Hardenberg und selbst Beyme drangen mit solcher Unabweisbarkeit auf den König ein, daß er

hochherzig genug war, jetzt, wo es das allgemeine Wohl galt, jede persönliche Gereiztheit vergessend, Hardenberg an dem Tage des Abschlusses des Friedens (den 10. Juli) beauftragte, in seinem Namen an Stein zu schreiben und ihn einzuladen, nach Preußen zurück zu kehren, um das Ministerium des Innern und der Finanzen zu übernehmen.

Hardenberg schrieb an Stein:

„Mit Gewißheit darf ich darauf rechnen, daß Sie jede persönliche Rücksicht bei Seite setzen werden, um die Befriedigung zu haben, den Staat zu retten, dem Sie seit Ihrer Jugend Ihre Kräfte geweiht haben! Sie sind in der That der Einzige, auf den alle guten Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen; würden Sie sich weigern, sie zu erfüllen? Ich verwerfe diesen Gedanken. Der König wird Ihnen das Ministerium des Innern und der Finanzen übertragen; machen Sie ihm Ihre Bedingungen, aber bei dem Könige selbst; es wird ohne Zweifel nur von Ihnen abhängen, sich in unmittelbare Beziehung zum Könige zu setzen und darin, gleich mir, zu erhalten. Es ist von größter Wichtigkeit, daß Sie sich ohne Zögern zum Könige begeben. Die ersten Augenblicke werden die größte Sorgfalt erfordern. Der König wird Ihnen bestimmt sein ganzes Vertrauen schenken und Ihnen die Sorgfalt für die Wiederherstellung des Staats mit der Wahl der Mittel und Personen überlassen. Von dem, was zwischen Ihnen Beiden vorgefallen ist, sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu Allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dies vollkommen gelungen war. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen und denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrfurcht geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst." Ueber die nächsten Umgebungen des Königs bemerkt er: Graf Goltz sei vorläufig zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, der ein Mann sei, der das Gute wolle; an der Stelle Kleist's, der des Dienstes müde, werde wahrscheinlich der wohlgesinnte und fähige Oberstlieutenant v. d. Knesebeck den Vortrag über die Militairsachen als Generaladjutant erhalten. Mit diesen Beiden werde Stein wahrscheinlich einen Rath bilden und dessen Seele sein. Beyme habe sich seit seinem (Hardenbergs)

Wiedereintritt sehr gut betragen, stets den guten Grundsätzen angehangen, keinen Einfluß gesucht, auch keinen besessen, aber selbst dazu beigetragen; in Folge mehrerer Unterredungen, in denen Hardenberg sich mit ihm ausgesöhnt, mißbillige er jetzt ebenfalls ein Cabinet ohne Verantwortlichkeit, sei der Erste gewesen, der des Königs Maßregel: alle Gewalt Hardenberg zu übertragen, gebilligt; er werde sich gegen Stein eben so betragen und sich sogleich nach dem Frieden ganz zurückziehen.

Die Prinzessin Luise Radziwill, eine Tochter des Prinzen Ferdinand, jung, lebhaft, geistreich, ohne jedoch die ausschweifenden Leidenschaften ihres Bruders Louis Ferdinand gut zu heißen, schrieb zugleich mit Hardenberg an Stein: „Ihr Freund (Hardenberg) und vor ihm die Zeitungen, werden Sie von dem traurigen Ende aller unserer Hoffnungen unterrichtet haben. Muthlosigkeit und Schwäche viel mehr, als das Glück unserer Feinde, haben uns unterjocht, und der Austritt Ihres Freundes, den er sich selbst auferlegt, um noch durch dieses Opfer dem Vaterlande zu nützen und seinem Herrn die Beschämung darüber zu ersparen, läßt uns unsere Knechtschaft peinlich fühlen. Ich habe versprochen, Ihnen über diesen Herrn (den König) zu schreiben, Ihnen zu sagen, und ich sage es mit Wahrheit, daß er in diesem Augenblicke unsere ganze Theilnahme verdient, daß sein Muth und seine Festigkeit durch unsere letzten Unfälle nicht erschüttert worden, daß er zu allen Opfern bereit war, und von dem Gedanken durchdrungen, daß es besser sei, edel zu fallen als mit Schande zu leben, weder die Absicht, noch die Gedanken an die unerwarteten Ereignisse und den Wechsel des Systems und der Grundsätze hatte, die jetzt über unser Loos entscheiden. Er hatte sich Ihrem Freunde aufrichtig angeschlossen und gerade in diesem Augenblicke, wo Alles ihn verläßt, wo er weder Wahl noch Willen hat, verliert er noch diesen so erprobten Freund, und dieser Freund verläßt ihn aus Anhänglichkeit an dieses Land und seinen Herrn mit einem Schmerze, der mich tief gerührt hat. Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken, von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt und deren sich zu erinnern, Sie zu großmüthig sein werden, zu einer Zeit, wo Derjenige, welcher Sie beleidigt hat (der König), nur noch Ihre Theilnahme und Ihre Hülfe verdient. Könnten Sie sich unseren Bitten entziehen? Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserem Falle erheben können? Hardenberg hofft nur auf Sie;

er sieht für seinen Herrn keine Hoffnung als in Ihnen, und wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen Derer nicht folgen, welche Sie verlangen und flehentlich fordern, was soll aus unserer traurigen Zukunft werden? — Ich gebe zu, Sie auffordern, unser Loos zu theilen, heißt, Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat nichts gethan, um sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblick der Beleidigungen zu erinnern, und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß, wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zu Hülfe dieses unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Theilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken behauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben und er ist mir nie achtungswerther erschienen, als seit diesen schrecklichen Unfällen, unter denen ich ihn einen geistigen Muth, eine Festigkeit, eine Entsagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte. Glauben Sie es, sein Freund sagt Ihnen nicht zu viel für ihn. — Mein Mann ist noch abwesend, ich erwarte ihn jedoch in wenigen Tagen; wie wenig sah er beim Scheiden die ungemeine Schwäche vorher, deren Opfer wir sind, und wie viel Schmerzen erwarten ihn bei seiner Rückkehr! Möge die Hoffnung, Sie wieder zu sehen, bald unseren niedergeschlagenen Muth erheben und unsere Wiedervereinigung meinen Schauder vor jener Zukunft zerstreuen, in der ich nicht mehr das Glück finden kann, aber in der das Glück so vieler Wesen, welche mir theuer sind, noch von Ihnen abhängen wird. Versagen Sie sich unseren Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam, wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die uns mit dem Leben und den Menschen versöhnen konnten. Wie sehr muß ich das Loos meines Bruders segnen! — — — Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort; möchte sie uns günstig sein! Sie bedürfen keiner Versicherung, um an die *sehr zärtliche* und beharrliche Anhänglichkeit zu glauben, die ich Ihnen für immer geweiht habe. Luise."

Um sicher zu sein, daß diese beiden Briefe Hardenbergs und der Prinzessin Luise in Steins Hände gelangten, wurden zwei Feldjäger als Couriere, der eine über Hamburg, der andere über Wien mit Ueberbringung derselben an Stein, der auf seinem Schlosse bei Nassau krank lag, beauftragt. Noch von anderer Seite ergingen zu derselben Zeit dringende Aufforderungen an ihn, zurückzukehren. Sein Freund schrieb ihm aus Memel, den 28. Juli: „Der Beruf, ein so ganz

zu Grunde gerichtetes Land aus dem Verderben herauszureißen und im Innern herzustellen, schmerzensvoll, wie der Anblick, und gigantisch, wie das Unternehmen, dunkel, wie die Zukunft und äußeres Schicksal ist, wird Sie nicht abschrecken. Aber die bleibende Lähmung aller umfassenden Unternehmungen durch die schwerlich auch nur aus ihrem jetzigen Besitze zu verdrängende Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit, die Thorheit der Hoffnung, daß auf die Nacht der Unfähigkeit und der Gemeinheit ein besserer Tag folgen müsse, diese wird Sie, mit dem Vorgefühl des bevorstehenden Widerwillens erfüllend, abschrecken. Die Riesen thürmten Berge auf und waren ihrer Kraft froh; aber die Arbeit des Sisyphus war eine Höllenpein."

Graf Finkenstein, preußischer Gesandter am Hofe zu Wien, schrieb an Stein: „Sie allein werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräther und, was eben so viel ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind."

Die Königin hatte Frau v. Berg, die geistvolle Freundin Steins, gebeten, bei dem Freunde ein gutes Wort für sie einzulegen. „Ich bitte Sie," schrieb hierauf Frau v. Berg an Stein, „sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten; man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingiebt und alle Meinungen und Neigungen des Königs theilt, daß sie Diejenigen vertheidigte, welche er vertheidigte. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande.

„Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelneder Verwaltung einzugehen, was auch im Allgemeinen für die Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch, ohne irgend einen Vortheil, der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden; sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres

Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des Königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze."

In Steins Charakter finden wir einen Zug von jener edlen Ritterlichkeit des Cid Campeador; der König begegnet ihm schnöde, verbannt ihn, — er dient ihm und ficht für ihn als Verbannter. Der König, von den Feinden bedrängt, läßt ihn rufen; er stellt sich sofort zur Verfügung, jede frühere Unbill vergessend. Der Brief Hardenbergs fand, wie erwähnt, Stein auf dem Krankenlager; er fühlte sich zu schwach, die Feder führen zu können, war aber geistesstark genug, den König von seinem Entschlusse, zu ihm zurückzukehren, sofort durch nachfolgenden Brief, welchen er seiner Frau dictirte, in Kenntniß zu setzen. „Ew. Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiederantritts des Ministeriums der einländischen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Cabinetsministers Hardenberg, de dato Memel, den 10. Juli, am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.

„Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen dreitägigen Fieber krank." Er spricht die Hoffnung aus, nach Verlauf von 10 bis 14 Tagen die Reise antreten zu können, und ist entschlossen, wenn der gerade Weg über Berlin ihm durch die französischen Befehlshaber erschwert werden sollte, entweder über Kopenhagen, oder durch Galizien nach Memel zu reisen. „Erlauben" — fügte er am Schlusse hinzu — „Ew. Majestät mir alleruntertänigst eine Bemerkung. In diesem Augenblicke scheint mir das Dringendste: die Befriedigung der Forderungen der französischen Behörden. Der General Schulenburg hat den ihm von Ew. Majestät gegebenen Auftrag abgelehnt;*) im Fall Ew. Majestät bereits keine andere Auswahl getroffen haben,

*) Als der König gegen Napoleon in Tilsit äußerte: Hardenberg sei ihm unentbehrlich, erwiderte ihm dieser: „prenez le Baron Stein, c'est un homme d'esprit, ou le Comte Schulenburg-Kehnert." So gut kannte Napoleon die fähigen Köpfe. Schulenburg, einst Minister unter Friedrich II., trat als Staatsrath in Dienste des Königs Jerome von Westphalen. Auf St. Helena äußerte Napoleon sich über Stein in entgegengesetzter Weise.

so stelle ich allerunterthänigst anheim, ob Ew. Königl. Majestät diesen Auftrag nicht dem Grafen v. Reden zu übertragen geruhen wollen. Er hat während dieser Epoche des Unglücks seine Geschäftsführung fortgesetzt mit einer gänzlichen Aufopferung seiner selbst. Ihm könnte der geheime Rath Niebuhr, der mit der Geldpartie und der französischen Sprache vertraut ist, beigeordnet werden."

Unterdessen war Hr. v. Knobelsdorf nach Paris als Gesandter gegangen, um für so manche noch schwebende Differenz eine billige Entscheidung zu erlangen; seine Bemühungen blieben erfolglos: „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben;" schrieb die Königin im September 1807. — „Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist ihm unmöglich, da er nur einmal, und wie von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen, wie — ein Krümchen Brod! Die Umgebung Napoleons ist eben so gestempelt; unter Anderem hat Champagny (Minister des Auswärtigen) zu Knobelsdorf gesagt: man würde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld läge an uns, an unserem bösen Willen, obgleich der Friedenstractat vorliegt! Nach unserem Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden. So wird auch jetzt noch ein Theil von Schlesien fortgerissen, der uns ausdrücklich beim Friedensabschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt: es wäre ein Schreibfehler, ein Irrthum! Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist? Ach! mein Gott, warum hast Du uns verlassen!! Wo bleibt nur Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"

Zu Anfang Septembers war Stein so weit hergestellt, daß er es unternehmen durfte, die beschwerliche Reise vom grünen Rheine zu dem schon Eis treibenden Niemen anzutreten, wo er allgemeine Verzagtheit der Gemüther, Verwirrung in allen Zweigen der Geschäftsführung, aber auch großes Vertrauen zu seinem Wollen und Können vorfand. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein und wurde von dem Könige und der Königin auf das Entgegenkommendste empfangen.

In Steins Wesen lag etwas so Ermuthigendes, Zuverlässiges, daß sich

sogleich nach seiner ersten Unterredung mit dem Könige der Muth desselben aufrichtete, und obschon der Minister nicht diplomatisch leise auftrat, sondern ohne Umstände die Entfernung Beyme's und die oberste Leitung der inneren und äußeren Staats-Angelegenheiten, Hinzuziehung zu den Berathungen der Militair-Organisations-Commission verlangte, wurde ihm dies nicht nur Alles bewilligt, wie er es selbst vorgeschrieben hatte, sondern es ward ihm sogar der Stern des rothen Adlers schon Tages vorher verliehen. Unter dem 4. October erließ der König folgende Cabinets-Ordre an ihn: „Mein lieber Staatsminister Freiherr v. Stein. Die jetzige Lage des Staats und seine künftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünschenswerth. Nach der Euch schon mündlich geäußerten Absicht vertraue Ich Euch hierdurch die Leitung aller Civil-Angelegenheiten Meines Staats, Ihr findet nach seiner gegenwärtigen Lage an verwaltenden Hauptbehörden das preußische Provinzial-Ministerium, das interimistische Justizministerium, die combinirte Immediat-Commission und die Friedensvollziehungs-Commission in Berlin. Mein Wille ist, daß Ihr die Berichte dieser Behörden Mir vortragt, in den Conferenzen des auswärtigen Departements Vorsitz und Stimme nehmt, die Geschäfte der combinirten Immediat-Commission, die Verwaltung der Generalkassen und der Staatsbuchhalterei, auch der Bank und der Seehandlung leitet, und von allen diesen, so wie von sämmtlichen Behörden Meines Staats eine jede, für Euern Wirkungskreis Euch nöthig oder nützlich scheinende Auskunft zu fordern berechtigt seid. Und da die künftige Einrichtung des Militairwesens, so wie die einstweilige Bestimmung des Militairs in den Finanzzustand, in die Politik und in die künftige Staatsverfassung so wesentlich eingreift: so will Ich, daß Ihr auch an Berathschlagungen der Militair-Commission Theil nehmt.

„Die nöthigen Befehle an die Behörden habt Ihr selbst entwerfen zu lassen und Mir zur Vollziehung vorzulegen.

„Nach Wiedererlangung der jetzt noch von Frankreich besetzten Provinzen wird die Wiederkehr einer freien, selbstständigen Verwaltung andere Behörden fordern, und Ich erwarte hierüber und über Euer Verhältniß zu denselben von Euch selbst den Plan als Euer wohl affectionirter König. Memel, den 4. October 1807.“

Erinnern wir uns des sehr ungnädigen Schreibens, mit welchem am Schluß des vergangenen Jahres Stein entlassen worden war, so müssen wir dem Könige

Friedrich Wilhelm III. den Ruhm zugestehen, daß er jetzt von allen Erdenproben die härteste bestand: „sich selbst überwand," und nicht etwa war dieses „Selbst" ein schwankender, schwächlicher Gegner, sondern ein Mann von festem Charakter.

In Betreff der Entfernung Beyme's aus dem Cabinet gab der König Stein die Versicherung, ihn demnächst zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin zu ernennen; nur für die erste Zeit solle er noch an den Conferenzen Theil nehmen. Die Königin, immer mild und versöhnlich, suchte Steins Widerwillen gegen Beyme mit freundlichem Zureden zu beschwichtigen. „Ich beschwöre Sie," schrieb Sie eigenhändig und versuchsweise deutsch an ihn, „haben Sie nur geduldt mit den ersten Monathen. Der König hält gewiß seyn Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um gotteswillen das Gute nicht um 3 Monath Geduldt und Zeit über den Hauffen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder mein selbst willen darum. Geduldt! Louise." *)

Stein, dessen Stellung und Wirksamkeit jetzt nicht mehr durch einen Cabinetsrath gefährdet werden konnte, gab der Königin die beruhigende Versicherung, daß er keineswegs auf die sofortige Entfernung Beyme's dringen werde, und dieser war schlau und patriotisch genug, um sich dem, mit der unbeschränktesten Gewalt von dem Könige bekleideten, mit dem unbeschränktesten Vertrauen beehrten Minister zu fügen. Auch andere der Geheimen Räthe und Generale, welche früher Stein offen entgegengetreten waren, oder heimlich ihn verleumdet hatten, zogen sich entweder stumm zurück, oder schlossen sich aufrichtig ihm an. Eine große Gewalt übte Stein durch persönliche Erscheinung aus; er war, wonach man in dem deutschen Vaterlande weit und breit vergebens

---

*) Wir theilen diesen Brief nach dem Original mit den Fehlern gegen die Rechtschreibung mit, über welche die Königin selbst oft in Verzweiflung gerieth. Gewöhnlich schrieb sie französisch. Sie überschickte in dieser Zeit Stein ein von ihr abgefaßtes Memoire und fügte hinzu: „Streichen Sie, setzen Sie zu nach belieben ich werde sehr dankbar sein. Renvoyez la moi bientot et ne riez pas des fautes d'ortographe; mais c'est plus fort que moi et je m'en facherai toute ma vie sans y remedier comme il faut. Pardon des peines que je Vous donne. Louise."

(Schicken Sie das Memoire bald zurück und lachen Sie nicht über die orthographischen Schnitzer; allein das ist stärker als ich bin und ich werde mich mein lebelang darüber ärgern, ohne dem abhelfen zu können, wie es sich gehörte. Verzeihung für die Mühe, die ich Ihnen mache. L.)

umher leuchten und suchen konnte, ein Mann von ganzem Charakter. Und hier wird die angemessenste Stelle sein, um sein Bildniß einzufügen, diesmal nicht von der Hand des Künstlers, sondern von der eines Geschichtschreibers, dessen Griffel von der Muse die Weihe empfing. „Auf Steins Angesicht" — so schildert ihn Ernst Moritz Arndt — „waren zwei Welten. Auf dem oberen Theil desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, seine geistreichsten, freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündeten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil seines Gesichts einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die, Gottlob, wenn man ihr begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere, untere Theil im Zorne zuckte und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Ausssprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß, wenn man vor der unteren Macht erschrak, man durch die obere getröstet wurde. Sonst sprach aus allen Zügen dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Muth. Stein glich ganz auffallend dem Philosophen Fichte. Dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit. Dieselbe Stirn, nur noch breiter und mehr zurückgebogen. Dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe, nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen von dem Bogen gerade in das Ziel geschnellt. Dieselbe Fichte'sche unerbittliche, sittliche Strenge."

Stein übersah mit klarem Blick den Nothstand des Staates, erkannte aber auch zu gleicher Zeit die Heilmittel, deren Herbeischaffung und Anwendung er sich zur nächsten Aufgabe stellte. Hier galt die einfache Bauernregel: Narre, wenn es brennt, so lösche! Hat's gebrannt, bau' wieder auf! Die Lösung der Aufgabe: den durch innere Verwesung und äußere Gewalt zertrümmerten preußischen Staat wieder aufzubauen, ward dadurch erschwert, daß ein zahlreiches französisches Heer das Land und die Festungen besetzt behielt, angeblich als Unterpfand für die Bezahlung der Kriegscontribution, in der That aber nur deshalb, weil in Napoleons Seele die Furcht aufstieg, daß aus der noch glimmenden

Asche des niedergebrannten preußischen Staates ein Feind und Rächer erstehen werde, welcher seiner Herrschaft ein Ende bereiten werde.

Wir haben bereits die unerschwinglichen Lasten und Contributionen namhaft gemacht, welche in Folge des Friedens von Tilsit und der von Kalkreuth in Königsberg nachträglich abgeschlossenen Convention dem Lande aufgelegt wurden. Stein hatte die Abwickelung dieses Geschäfts schon in dem Briefe, den er von Nassau an den König schrieb, als eine sehr schwierige Aufgabe bezeichnet; ein wahres Entsetzen befiel ihn, als er nähere Einsicht in die bisher gepflogenen Verhandlungen gewann. Die Königin schrieb hierüber an Frau v. Berg, den 10. October 1807: „Die letzten Anträge, oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Convention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde.“ Sie zählt die geforderten Millionen, die Anzahl der französischen Besatzungen, denen die Festungen als Unterpfand übergeben werden mußten, auf und fügt hinzu: „Was bleibt dem Könige übrig und was bleibt Er mitten in seinen Staaten? Dies Alles, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris, welcher Aufträge hat, die von Stein redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat! So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles hier darnieder liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart, besonders da es unverdient ist. Meine Zukunft ist die allertrübste! wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreichs macht. Dann habe ich nur Einen Wunsch: auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott! wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen.“

Legionen von Vampyren hatte Napoleon in Preußen zurückgelassen, die, wo sich nur noch ein Fünkchen Lebenswärme regte, die gierigen Rüssel anlegten, um den letzten Tropfen Blutes aus dem Herzen auszusaugen, den letzten Groschen aus den Truhen herauszuholen. Noch immer glaubte er nicht an die Vernichtung Preußens; er hatte es verachtet und verspottet, als es mit großer Heeresmacht unter den Fahnen und Generalen Friedrichs des Großen gegen ihn ins Feld rückte; jetzt, wo es gedemüthigt und bezwungen zu seinen Füßen lag, be-

gann er es zu fürchten, es wurde für ihn der Leichnam zum grauenvollen Gespenst, während er dem Lebenden ein Schnippchen geschlagen hatte. „Hätte der Kaiser," bemerkt Lefebvre, „wie es ihm eine kluge und großartige Politik rieth, die Großmuth gehabt, Preußen in seiner alten Macht wieder herzustellen, dann würde er sich das unauslöschliche Anrecht auf dessen Dankbarkeit und Ergebenheit erworben haben. Es nur zur Hälfte zu vernichten, es mit Erniedrigungen und Kränkungen zu überschütten und ihm doch noch so viel Macht zu lassen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit sich wieder zu erheben und zu rächen; dies war eine schlechte Berechnung. Der Kaiser fühlte dies; er war ungeduldig, auf die Zugeständnisse, welche ihm die Thränen der Königin Luise und die Bitten Alexanders entrissen hatten, zurückzukommen; er wollte Preußen zu einem so niederen Stand herabdrücken, daß selbst der Gedanke an Rache nicht mehr aufkommen könne, was er durch fernere Zerstückelung und durch Erhebung des Hauses Sachsen auf seinen Trümmern zu erreichen hoffte. Rußland begehrte die Moldau und Wallachei; gut: Napoleon war geneigt die Interessen der Türkei preis zu geben, dagegen sollte Alexander ihm Preußen überlassen. Schlesien war diejenige Provinz, welche Napoleon brannte Preußen zu entreißen, um sie dem Könige von Sachsen zu geben. Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, machte unter dem 12. November 1807 dem General Caulincourt darüber eine Mittheilung, in welcher er sagt, daß das sogenannte Abkommen mit Rußland von dem Kaiser gewünscht werde, indem eine Abschwächung der preußischen Monarchie das Bundessystem Frankreichs mit dem Rheinbunde verstärke. „Preußen," hatte Napoleon geäußert, „wird dann nicht mehr als zwei Millionen Einwohner behalten; sollte das nicht genug sein für das Wohlbefinden der Königlichen Familie?"

Alexander lehnte einen solchen Tauschhandel für diesmal ab, und es ist in den Geschichtsbüchern herkömmlich geworden, es als einen Act des Edelmuthes des Zaren zu rühmen, daß er, der doch sonst nicht blöde im Zugreifen war und sich mit dem, seinem Herzensfreunde, Friedrich Wilhelm III., entrissenen Bialystock von Napoleon beschenken ließ, von einer neuen Beraubung Preußens nichts wissen wollte. Es war aber vielleicht mehr politische Rücksicht als Großmuth, welche Alexander bestimmte, den Antrag Napoleons abzulehnen. Die Erhaltung des preußischen Staats, selbst in seinen, durch den Tilsiter Frieden sehr beschränkten, Grenzen, war für die Sicherheit Rußlands durchaus noth-

wendig. War erst Preußen ganz zerstört, dann würde Rußland ohne Deckung in unmittelbare Berührung mit Frankreich gekommen sein, das Gleichgewicht beider Staaten würde aufgehört, Frankreich überwiegend geworden sein. Napoleon verlangte Schlesien, um es Sachsen zu geben. Dieser Krone hatte er bereits das Herzogthum Warschau zugetheilt: zu so großer Gunst war keineswegs Dankbarkeit die Veranlassung. Man durfte vermuthen, daß Napoleon die Absicht habe, in Norddeutschland an der Stelle Preußens eine neue Macht zu gründen, vielleicht das Königreich Polen wieder herzustellen. Die Ausführung solcher Pläne durfte Rußland um keinen Preis gestatten; Alexander sprach sich hierüber gegen den französischen Gesandten Savary in Petersburg sehr bestimmt aus. Er lehnte die Annahme der Moldau und Wallachei ab, unter dem Vorwande, daß er nicht zugeben könne, daß Preußen auch nur noch ein einziges Dorf verliere. Als der Nachfolger Savary's in Petersburg, General Caulincourt, die Anträge Napoleons, welcher fortwährend darauf bestand, Rußland solle die Moldau und Wallachei nehmen und gegen die erzwungene Abtretung Schlesiens an Sachsen keinen Einspruch thun, wiederholte, erklärte Alexander in noch bestimmteren Ausdrücken, daß er niemals seine Zustimmung zu einer ferneren Beraubung seines Bundesgenossen geben werde. Allein die Besetzung der Moldau und Wallachei aufzugeben, war Alexander eben so wenig geneigt, um auf dem Sprunge zu stehen, wenn die Kriegsfurie gegen den Großtürken losgelassen werden sollte. Das Opfer dieser raubsüchtigen Eifersucht der beiden Kaiser von Rußland und Frankreich wurde das unglückliche Preußen. Da Rußland nicht zugeben wollte, Preußen Schlesiens zu berauben, suchte Napoleon sich dadurch sicher zu stellen, daß er die Besetzung Preußens nach seinem Belieben in die Länge zog. „Die gegenwärtige Lage," schrieb Hr. v. Champagny, Paris, den 12. Januar 1808 an Hrn. v. Caulincourt, „ist dem Kaiser ganz genehm, nichts drängt ihn, sie zu verändern. Man muß die Entscheidung des Petersburger Hofes nicht zu beschleunigen suchen, zumal wenn dieselbe den Absichten des Kaisers Napoleon nicht entspricht. Die *Frage wegen der Räumung Preußens hängt durchaus nicht von der Zahlung der schuldigen Kriegscontribution ab*; man würde sich über diesen Punkt sehr leicht verständigen können; die Schwierigkeit liegt darin: dies Land zu räumen, bevor Alles zwischen Rußland und Frankreich geordnet und mit England Frieden geschlossen ist. Der Krieg zur See zwingt den Kaiser,

Herr des Festlandes zu bleiben und dies kann er nur dadurch, daß seine Truppen Preußen besetzt halten; dies ist für Sie allein."

Alexander mußte — das wußte Napoleon sehr wohl — etwas thun, um einer Revolution in Rußland vorzubeugen, einer russischen Revolution, die nicht etwa von dem Freiheitsgefühl der zum Kriegsdienst gepreßten Bauern und gemißhandelten Leibeigenen ausging, sondern von dem verletzten Ehrgeiz einiger Prinzen des Hauses, einiger Generale und Minister, welche kein anderes Ziel hatten, als dem Kaiser eine etwas festere Halsbinde anzulegen. In einem Briefe vom 29. Januar 1808 fragt Champagny im Auftrage Napoleons bei Caulincourt an: „ob der gegenwärtige Zustand in Petersburg von Dauer sein könne? ob der Kaiser Alexander, ohne eine Palastrevolution fürchten zu müssen, den Frieden von Tilsit werde bis zum nächsten Winter aufrecht erhalten können?" Das hieße, die Alliance mit Rußland und die Sicherheit des Thrones Alexanders sehr theuer bezahlen, wenn man ihm dafür die Moldau und Wallachei, oder die Theilung der Türkei bewilligte. Auch darüber täuschte sich Napoleon nicht, daß Preußen in den Händen Rußlands eine gefährliche Waffe gegen ihn werden könne; um so weniger war er geneigt, es in der zu Tilsit festgestellten Frist zu räumen. Alexander war es jedoch weniger darum zu thun, als vielmehr von Napoleon ein in die Augen fallendes Zugeständniß zu erhalten, wodurch er die, wegen des entehrenden Feldzuges und Friedens Aufruhr und Abfall drohenden, Großen des Reichs zufrieden stellen könnte; immer kam er wieder auf die in Aussicht gestellte Theilung der Türkei zurück. „Ich zweifle keineswegs," sagte er in vertraulicher Unterredung zu Caulincourt, „an den Absichten Ihres Kaisers, allein es muß durchaus etwas geschehen, um der Nation und der Armee zu beweisen, daß unser Bündniß nicht allein zum Vortheile Frankreichs geschlossen wurde. Es ist Ihr eigener Vortheil, dies Bündniß populär zu machen. Ich spreche ganz offen zu Ihnen: es würde mir dadurch ein, meine Person betreffender, Dienst geleistet werden. Nach dem, was der Kaiser Napoleon mir in Tilsit sagte, besteht er nicht auf der Existenz der Türkei. Er selbst hat seinen und meinen Antheil bestimmt. Etwas würde an Oestreich abfallen, mehr um dessen Eigenliebe, als dessen Ehrgeiz genug zu thun. Was die für Frankreich zu machende Eroberung betrifft, so stehen meine Truppen bereit." Eines anderen Tages äußerte er: „Davoust steht noch in Warschau; dies und Schlesien bedrohen die Ruhe meines Landes allzu sehr. Ich für meinen

Theil setze das größte Vertrauen in Napoleon, allein ich kann es nicht aller Welt einhauchen. Man beunruhigt sich an meinem Hofe und in meinen Umgebungen. Meine erste Schuldigkeit ist, vorsichtig zu sein. Warum besteht der Kaiser auf Schlesien? Er könnte in Etrurien oder in Portugal eine reiche Entschädigung finden." — „Warum uns nicht lieber auf Amerika anweisen," erlaubte sich Caulincourt zu entgegnen. „Schlesien ist das einzige Land, welches uns als Eintausch für die Moldau und Wallachei zusagt." Alexander erwiderte, daß die Oder dann eine drohende Linie gegen Rußland bilden werde, und daß von da aus Friedrich der Große seinen Angriff auf Rußland gemacht habe. „Könnte man," fuhr er fort, „nicht mit Oestreich ein Arrangement treffen, ihm Böhmen nehmen und es dafür in Italien entschädigen? Ich gönne Napoleon jede Vergrößerung, nur nicht in meiner nächsten Nähe, nur nicht in Schlesien. Die Moldau und Wallachei wünsche ich in keiner anderen Absicht durch seine Vermittelung zu erhalten, als um unser Bündniß in Rußland populär zu machen. Die Türken," fügte er hinzu, „würden mir jene Fürstenthümer sogleich überlassen, allein ich nehme sie nur aus der Hand Napoleons an." Dieser aber ließ sich durch solche Schmeicheleien nicht kirren; seine Absicht war, Alexander zu einem Bruche des Friedens von Tilsit zu drängen, damit er seinerseits auch nicht ferner daran gebunden sei und einen Vorwand habe, Schlesien zu nehmen. Für den Augenblick begnügte sich der Ehrgeiz der russischen Großen damit, daß die Moldau und Wallachei von russischen Truppen besetzt gehalten wurden. Erst aber, als Alexander die Tollköpfigkeit des Königs Gustav IV. von Schweden so gut zu seinem Vortheile auszubeuten verstand, daß er den Russen die Eroberung Finnlands und dessen Einverleibung in das russische Reich verkünden konnte, waren — für die nächste Zeit wenigstens — die Gefahren eines Palastaufruhrs beseitigt.

Diese, sogleich nach dem Tilsiter Frieden zwischen Alexander und Napoleon stattgefundenen, Unterhandlungen geben einzig und allein den Aufschluß über das Verhalten des Letzteren gegen Preußen in Betreff der Contribution und der Räumung des Landes, worüber die weiteren Berichte wir zu erstatten haben.

Der jüngste Bruder des Königs, der 25jährige Prinz Wilhelm, dem wir in der Schlacht von Auerstädt als tapferen Reiterofficier begegneten, erhielt den schwierigen Auftrag, zu Ende des Jahres 1807 sich nach Paris zu begeben und eine Herabsetzung der Kriegs-Contribution bei Napoleon zu erwirken zu suchen

Da es nicht unbekannt war, welches geringe Vertrauen Napoleon fortwährend zu den friedlichen Gesinnungen des preußischen Volkes und dessen König hatte, wollte man dem Kaiser in dem Prinzen, welcher sich von seiner liebenswürdigen jugendlich-schönen Gemahlin mit schwerem Herzen getrennt hatte, gewissermaßen einen Bürgen für die Aufrechthaltung des Friedens stellen. Alexander v. Humboldt, durch sein Ersteigen des Chimborazzo, mehr durch sein Werk über Mexico in Paris anerkannt als Naturforscher, von dem Kaiser mit Auszeichnung empfangen, ward dem Prinzen als Begleiter zugeordnet, um ihm mit seiner Terrainkenntniß auf den bald glatten, bald rauhen Hochebenen der Tuilerien zu unterstützen, wo eben so, wie auf der berühmten Gebirgsreise, die Luft dünner und beklemmender wurde, je mehr die Reisenden dem Haupte der Bergesriesen sich näherten. Napoleon kehrte erst im Januar 1808 nach Paris zurück.

In der ersten Unterredung mit dem Prinzen äußerte sich der Kaiser mit Härte und Bitterkeit über den König. Der Prinz stellte ihm mit der größten Lebhaftigkeit das Unglück seines Vaterlandes und der Königlichen Familie vor, suchte ihn zu überzeugen, man werde nach erfolgter Räumung mit größter Gewissenhaftigkeit die Zahlungsverpflichtungen einhalten; zuletzt, als er glaubte, Napoleon in einer milderen Stimmung zu finden, da dieser ihn aufzurichten sich bemühte, erklärte er mit vieler Lebhaftigkeit: er selbst erbiete sich mit seiner Gemahlin zu persönlicher Verhaftung bis zu erfolgter Zahlung. Napoleon trat vor ihn, umarmte ihn und sagte: „das ist sehr edel, aber es ist unmöglich.“*) Der Grund, weshalb Napoleon dies Anerbieten zurückwies, war kein anderer, als der bereits erwähnte: daß er Preußen besetzt zu halten und in der nächsten Zeit gänzlich zu zerstückeln beabsichtigte.

Wir werden in dem Verlaufe der Ereignisse öfter Veranlassung finden, des rühmlichen Antheils der Frauen an der Befreiung des Vaterlandes Erwähnung zu thun, und so haben wir schon hier den Namen einer Prinzessin zu nennen, welche, besonders nach dem Heimgange der Königin, allen Frauen ein leuchtendes Vorbild war, in welcher Weise das zarte Geschlecht Theil an dem großen Befreiungskriege nehmen konnte, ohne den Kreis des weiblichen Berufes zu überschreiten. Die Prinzessin Wilhelm, eine geborene Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, war fest entschlossen, wenn Napoleon ihren Gemahl als Geißel

---

*) Steins Leben. II. S. 94.

zurückhalten würde, sofort ihm nach Paris zu folgen und jedes Ungemach, jede Gefahr mit ihm zu theilen. In dem Briefe, in welchem sie dem Gemahl ihren Entschluß mittheilt, schreibt sie: „daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh, das lehrt Liebe, — die starke Liebe nur allein! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel, ob im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald. — Ist es dann einst beendet, dann kehren wir zurück ins Vaterland. Wenn es aber möglich wäre, daß ihm (dem Kaiser) das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen und er es anders mit Dir enden wollte, o, dann giebt es ja wohl noch Wege genug zu seinem Herzen, — oder nicht Herz — daß er mich mit Dir gehen ließe. Wir stehen jetzt allein, wir dürfen es, die geliebte Mutter ist ja auch schon todt — und dann wären wir auf ewig selig." —

Die Prinzessin zog Stein in ihr Vertrauen und theilte ihm mit, was sie ihrem Gemahl geschrieben, mit dem Beifügen: „Antworten Sie mir nicht, mein Entschluß ist unwiderruflich, es war mir nur daran gelegen, ganz von Ihnen, den ich so unendlich schätze und liebe, verstanden zu werden."

Wie sehr auch Stein so edle Hingebung zu würdigen wußte, so kannte er doch Napoleons Charakter zu gut, als daß er sich von dem Schritte des Prinzen einen Erfolg versprechen konnte: er schrieb ihm aus Königsberg, den 19. Februar 1808: „Ihre Königliche Hoheit die Prinzeß machten mich mit dem edlen, großen, auf alle, selbst den unglücklichsten Fall berechneten Entschluß, den Sie mit Ew. Königl. Hoheit gefaßt hatte, bekannt. Diese Bereitwilligkeit, Alles aufzuopfern dem Vaterlande und der Ehre, was dem Menschen theuer und heilig ist, ist eine so schöne Erscheinung in diesem elenden, egoistischen Zeitalter, daß man nur wünschte, sie in ihrer ganzen Reinheit und Glanz aufzustellen, um alle fürs Gute nicht erstorbene Menschen zur Nachahmung aufzuregen und die besseren zu trösten und zu stärken. Ew. Königl. Hoheit erlauben mir, meine Meinung über die Sache selbst zu sagen und über den wahrscheinlichen Erfolg. Napoleons Achtung für den Charakter eines jungen Fürsten, der sich für sein Vaterland aufopfert, wird steigen; es ist unmöglich, daß eine so edle Handlung nicht diese Wirkung habe, und in sofern würden für das Ganze wohlthätige Folgen daraus entstehen. Er wird nämlich auf die Versicherungen, die Ew. Königl. Hoheit von den Gesinnungen Preußens geben, mehr trauen, und Ihr großer und edler Charakter wird ihm eine Gewähr für das zukünftige Betragen jener

Macht sein. Die geforderten Festungen aber wird er nicht räumen, denn sie sind ihm eine Operationsbasis gegen Rußland und Oestreich. Eine Sicherheit, daß der Schwächere seine Verbindlichkeit gegen den Stärkeren erfülle, bedarf es der Natur der Sache nach nicht; also liegt eine andere Absicht zum Grunde, wenn dergleichen gefordert wird, eine Absicht, die aber durch persönliche Bürgschaft nicht erreicht wird, daher es nicht zu erwarten ist, daß man dieselbe annehmen werde.“ So geschah es auch. Der Prinz benachrichtigte Stein davon in einem Briefe aus Paris vom 14. März 1808, in welchem er ihm schreibt: „— — Die ungünstigen Auspicien, unter denen ich hier eintraf, Winke von Spuren übrig gebliebener Großmuth, welche sichere Quellen mir anzeigten, die hieraus geschöpfte Idee: der erste Eindruck müsse der Haupteindruck sein, dann der große Augenblick selbst, die Begeisterung, Alles überzeugte mich und riß mich hin, anzufangen, womit ich enden wollte. Sie wissen aus meinem ersten Briefe, wie eingewurzelter Haß und Mangel an Zutrauen aus allen Reden des gewaltigen Mannes hervorleuchteten. Da faßte ich den Entschluß, mich selbst augenblicklich statt jeder anderen Sicherheit anzubieten, als Geißel in seiner Macht zu bleiben und zum Beweis, wie fest er auf meinen Bruder rechnen könne, bot ich ihm meine Dienste an, dessen Liebe zu mir müsse dann hinreichende Bürgschaft sein. Mit freundlichen Blicken betrachtete er mich, als ich ungestüm Dieses sagend, in ihn drang, doch war seine Antwort: unmöglich könne er es annehmen, nie, nie! Sie sehen hieraus, wie richtig das Urtheil war, welches Sie über diesen Schritt in Ihrem letzten Briefe gefällt haben. Doch bitte ich, in Ihrer Brust zu verschließen, Alles, was diesen mißlungenen Versuch, mein Vaterland durch mich selbst zu retten, betrifft; der Beifall, den meine Freunde mir zollen, unter denen ich Sie kühn mit begreife, ist mir Freude genug und Belohnung; wie Schade, daß ich nicht helfen konnte.“ —

Napoleon verwies den Prinzen mit den Unterhandlungen in Beziehung auf die Contributionen an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny; dieser aber verzögerte, auf Befehl des Kaisers, den Abschluß unter dem Vorgeben, daß zuvörderst Bericht von dem General-Intendanten Daru in Berlin erfordert worden sei. Dieser aber war von so zäher Natur und hatte sich mit den preußischen Commissarien so verfeindet, daß Stein sich entschloß, die Abwickelung dieses Geschäfts selbst in die Hand zu nehmen.

Stein war nicht nur ein Staatsmann in wahrem Sinne des Wortes,

er war auch ein erfahrener und gewandter **Geschäftsmann**, der den Geldmarkt, die Börsen-, Bank- und Wechselgeschäfte genau kannte. Alles kam jetzt darauf an, das Geld zur Bezahlung der dem Lande auferlegten Contribution herbeizuschaffen. „Haben ja" — äußerte der König zu Stein — „früher im Bergwerk-Departement gearbeitet, müssen neue Goldgruben entdecken." Und in der That, Stein entdeckte sie, wenn auch nicht unter, so doch über und auf der Erde, und anstatt nach den geronnenen Goldadern in der Felsenschlucht zu schürfen, verstand er das Blut patriotischer Herzen wieder in gesunden und kräftigen Umlauf zu bringen; denn an Stockungen aller Art fehlte es nicht.

Die Mittheilungen, welche Stein über den Fortgang der Verhandlungen mit Daru wegen Abzahlung der Contribution erhielt, waren keineswegs tröstlichen Inhalts; noch weniger erfreulich war, was ihm über die Gesinnung der gesinnungslosen, vornehmen und reichen Welt Berlins berichtet wurde. „Während wir wissen," — schrieb ihm der Geh. Rath **Niebuhr** aus Berlin, den 4. Januar 1808 — „daß Alles unverändert (in Beziehung auf die Unterhandlung mit Daru) steht, und daß höchstens erst nach einiger Zeit Entscheidung folgen kann, tröstet sich der gutgesinnte Theil des Publicums mit abwechselnden Gerüchten über den nahen Abzug der französischen Armee und über günstige Aeußerungen des Kaisers Napoleon über unsere Erhaltung. So wie aber die Gutgesinnten nur einen Theil, und vielleicht die Minorität, des eigentlichen Publicums ausmachen, — das unverdorbene Volk nicht gerechnet, — so hört man auch weit häufiger Ansichten der äußersten Hoffnungslosigkeit mit einer Bestimmtheit äußern, die man nach dem Geiste dieser Menschen eigentlich Zuversicht nennen möchte. Es mag wohl wahr sein, daß sehr Viele in Berlin durch das allgemeine Unglück gewonnen haben und mit einem tief verdorbenen Sinn die Beendigung des jetzigen Zustandes gar nicht wünschen, vielleicht sogar mit gleicher Verkehrtheit und Verdorbenheit diesen Zeitpunkt fürchten. Diese möchten aber doch wohl kaum Diejenigen sein, welche man in der Gesellschaft antrifft: diese Letzten scheinen nur von dem unglücklichen Hang der Deutschen zu einem faulen Lästern angetrieben zu werden, einem der abscheulichsten Züge, der einen Nationalcharakter entstellen kann und den man gewiß nicht von den Deutschen verleugnen kann.*) Es scheint, als ob diese Menschen ohne Sinn für öffentliches Wohl und daraus gezogenes Privatglück, wenn sie nur einiger

*) Niebuhr hatte hierüber als Ausländer ein treffendes Urtheil.

Maßen fortvegetiren können, selbst ohne lebhaftes Verlangen nach eigenem Wohlsein und Genuß, welches bei anderen Nationen so Viele und so oft zur Thätigkeit und zu Anstrengungen reizt, sich hinreichend genießen, wenn sie nur alles Vorzügliche herabreißen, alles Zutrauen zerstören, alle Anhänglichkeit auflösen können. Nach diesen Menschen wird unser Joch nicht nur nicht abgenommen werden, sondern es ist auch gleichgültig, ob es geschehe: das Schicksal des Volks wird nur noch härter werden, denn es ist ausgemacht, daß die Armee noch immer so bedeutend, als es sich durch Ueberanstrengung des Restes der Monarchie nur erzwingen und durch gänzliche Treulosigkeit an den Staatsgläubigern möglich machen läßt, erhalten werden wird; daß ferner das Militairdepartement verschwenden und der Officiant darben werde. Diese Menschen finden das Maaß unserer politischen Unfähigkeit darin, daß der König dem Rheinbunde noch nicht um jeden Preis beigetreten ist, und ein Jeder wählt sich nach seiner eigenen Sinnesart eine verschiedene Maßregel der Regierung, woraus er die gewünschte Zusicherung einer schwankenden und irrenden Administration zieht. Viele jammern über die unselige Vereitelung der heilbringenden Systeme, zuerst des Grafen Haugwitz und dann des Herrn v. Zastrow. Ich weiß nicht, ob ein solcher Geist in ganz Deutschland ausgebreitet ist, hier scheint er tief eingenistet zu sein. Ihn auszurotten, wird große Strenge und eine sehr bestimmte Sprache der Regierung erfordert werden. Darf man hoffen, daß eine gleichförmige und entschiedene, durch keine Verbindung abzukaufende, Entfernung von Seiten des Hofes, wie der höchsten inneren Verwaltung, die Vorwitzigen und Uebelwollenden zurückweisen und beschämen wird? Daß man es sich zum Gesetz mache, ohne falsche Scheu den Geist des Frondirens durch gebietenden Ernst zu zertreten und ihn entkräfte durch offene Darlegung und bestimmte Entwickelung, mit Rücksicht auf die große Seichtigkeit des Publicums, der Grundsätze, welche als Geist der künftigen Verwaltung gelten sollen? So wäre es gewiß nöthig, daß der Entschluß, eine sehr kleine Armee zu erhalten, auf irgend eine Weise in einer Art officiellen Schrift dem Volke glaublich gemacht werde. Denn ohne Besorgnisse für eine liebhaberisch und dichterisch motivirte Ueberanstrengung dieser Art ist kaum Einer; bei den Verständigsten ist sie durch die Beibehaltung aller Officiere aus den abgetretenen deutschen Provinzen neben der gänzlichen Aufopferung der Civilbeamten stark begründet. Mit einem nicht zu tadelnden Haß gegen die Officiere frägt man: ob nicht vielmehr alle hätten

müssen entlassen werden, so daß Wiederaufnahme in den Dienst nur durch erwiesene wahre Diensttauglichkeit und Reinigung von den wohlbegründeten allgemeinen oder besonderen Anklagen erworben worden wäre.

„Ich glaube, es sind Gründe genug dafür vorhanden, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob das Verhältniß unserer Kriegsmacht gegen die ungeheure Uebermacht, die uns Allen Gesetze vorschreibt, wie 1 : 20 oder 1 : 30 stehe; daß wir unsere jetzige Ohnmacht durch das System, ihr gemäß zu handeln, veredeln; daß wir unmöglich weder Festungen noch Geschütz herstellen können; daß wir eine ganz andere Armee haben müssen, als die bisherige, und daß diese besser werden wird, je kleiner ihr erstes Etablissement und je reiner von den verdorbenen Stoffen der alten, zerstörten ausfällt; endlich die Prüfung unserer Wunden, wenn das Fieber, welches jetzt die übrigen Kräfte des Staates verzehrt, gehoben sein wird, muß die Ueberzeugung geben, daß eine Armee von zwanzigtausend Mann das Maximum unseres Vermögens sein wird. Dies früher als freiwilliger Entschluß gesagt, würde einen sehr wohlthätigen Eindruck machen; erzwungen durch dargethane Unfähigkeit des Volks, seine Lasten zu tragen, nur Gespötte erregen. Könnte es nicht durch eine Bekanntmachung vom Könige selbst geschehen? Könnte diese nicht zugleich die Entlassung aller Officiere, mit Ausnahme der Ostpreußischen Regimenter und ausgezeichneter Garnisonen, als Regel ankündigen, von der nur das entschiedene Verdienst ausgenommen würde, so daß auch von jenen begünstigten Regimentern doch nur die wirklich ausgezeichneten im effectiven Dienst erhalten, die Menge aber mit ihrem Gehalt entlassen würde.

„Es ist nicht zu zweifeln, daß unsere Officiere noch immer von einer großen Armee auf dem alten Fuß träumen (denken wäre, zu viel gesagt); der Gutsbesitzer, der Bürger, der Bauer mag zahlen und leiden. Jede Einschränkung des Heeres ist ein Attentat. In dem Sinne redete Graf Kalkreuth.

„Ungeheure permanente Lasten werden erforderlich sein, um die Contributionen mehrerer Provinzen zu fundiren, besonders der Kurmark und Neumark, von denen jene besonders ihre Obligationen als ein wahres Papiergeld gemißbraucht haben. Mit dem Comité ihrer Stände werde ich morgen eine Conferenz haben .... Daß unsere Gelehrten, mit Ausnahme von Ancillon, Klaproth und anderer Wenigen, die besten Bürger und Unterthanen nicht sind, hat sich längst bewährt. Nicht unerwartet, aber schmerzlich für meine Wissen-

schaft, die Philologie, ist es mir, daß Aug. Friedrich Wolf jetzt auch zeigt, daß sein Aufenthalt in Berlin, seine Wünsche, an einer hier zu stiftenden Akademie angestellt zu werden, nur Nothhülfe waren, so lange er seine Verhältnisse in Halle für aufgelöst hielt . . . . . Ich glaube, daß man seine Flecken, wären sie auch noch so schwarz, sich selbst verhüllen muß, um nicht minder zu wünschen, daß er erhalten werden könne." —

So wenig Einladendes auch diese Schilderungen hatten, hielten sie dennoch Stein nicht von seinem Vorsatze, nach Berlin zu gehen, zurück und seitdem er durch die Berichte aus Paris die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Sendung des Prinzen Wilhelm dorthin ohne den gehofften Erfolg sein werde, erbat er sich vom Könige die Erlaubniß, sich nach Berlin begeben zu dürfen, um mit Daru die Unterhandlung wegen Abtragung der Contribution persönlich zu führen. Während seiner Abwesenheit übertrug Stein den Geh. Finanzräthen v. Altenstein und Nagler die einstweilige Besorgung der inneren und äußeren Angelegenheiten; Scharnhorst stand dem Kriegsdepartement vor, v. Klewitz hielt dem Könige Vortrag.

Am 4. März 1808 traf Stein in Berlin ein. Er hatte schon bei seiner Durchreise nach Königsberg dem allgebietenden Daru in Berlin einen Besuch gemacht, und es gelang ihm, den eitlen Franzosen, der sich dadurch verletzt fühlte, daß man, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, durch den Prinzen Wilhelm unmittelbar mit dem Kaiser in Unterhandlung getreten war, für sich zu gewinnen. Mit dem Geh. Rath Sack, einem, wie man ihn nannte, „sackgroben Pommer", der wenig Façon mit den Franzosen machte, kein Ordensband am Halse, keine Excellenz am Titel hängen hatte, erklärte Daru nicht weiter verhandeln zu wollen, zumal seitdem ein Brief Sacks durch Verrath ihm mitgetheilt worden war.

Die, für den damaligen Zustand des Staats und seiner Hülfsquellen für unerschwinglich geltende, fabelhafte Summe von einhundert Millionen Franken sollte zur Stelle geschafft werden. Stein war der einzige Mann im Staate, der davor nicht zurückbebte, und schon dadurch dem gierigen Geierblick Daru's ein wohlgefälliges Blinzeln abgewann, daß er ihm die feste Zusicherung ertheilte: er werde das Unmögliche möglich zu machen wissen.

Der große, in seinem Bestande unangerührte, aber bei der bisherigen Verwaltung gering verwerthete Schatz des preußischen Staats waren die Staatsdomainen, hier zu Land niemals von den Kurfürsten und Königen Kron-

güter genannt. Stein hatte sich Anschläge in Pausch und Bogen von den in den verschiedenen Provinzen gelegenen Domainen verschafft, wonach die in Ostpreußen und Litthauen auf 15⅔ Millionen, die in Pommern und der Neumark auf 16 bis 17 Millonen, die Westpreußischen auf 6, die der Kurmark auf 11, die Schlesiens auf 4 bis 5 Millionen Thaler veranschlagt waren. Durch Verkauf, Verpfändung und Steigerung des Pachtzinses gedachte Stein zunächst bedeutende Summen zur Verfügung zu erhalten. Er zählte hierbei auf die patriotische Unterstützung von Seiten der Ritterschaft auf dem platten Lande und der Geldmänner in den großen Städten. Seine Anfragen fanden gute Aufnahme; er stellte in Aussicht, daß er aus dem Verkaufe von Domainen in den nächsten zwei Jahren 8 bis 10 Millonen Thaler zu lösen gedenke, womit er fernere 25 Jahre fortfahren werde. Von den land- und ritterschaftlichen Creditvereinen verlangte er Ausstellung von Pfandbriefen auf den Credit ihrer Provinz, von den Großhändlern und Banquiers Ausstellung von Wechseln, welche sie zu bestimmten Fristen zu bezahlen versprachen und für deren Deckung die Regierung Sicherheit zu leisten sich erbot. Die nächste wohlthätige Folge des allgemeinen Unglücks war, daß die Regierungsgewalt sich genöthigt sah, aus der Höhe ihrer Thron-Einsamkeit herabzusteigen und bei dem Urquell der Macht, bei dem bisher in unbefragter Unthätigkeit regierten Volke, Hülfe, Rath und Heilung zu suchen. Die kaum dem Namen nach in der Erinnerung noch fortlebenden Landstände wurden, wenn auch weder Kraft der früheren, noch Kraft einer ihnen neuerdings ertheilten Verfassung, in den Provinzen als landschaftliche Versammlungen einberufen, ihnen der Nothstand des Staates vorgelegt und ihre Hülfe angerufen. Ueberall fand der König eine ihn selbst mit tiefster Rührung erfüllende Hingabe, überall war man, in der Hoffnung, daß das erniedrigte Vaterland sich aus der Schmach wieder erheben werde, zu jedem Opfer bereit. Die ostpreußische Landschaftsversammlung, welche im Februar einberufen worden war, erklärte sich zur Aufnahme der Domainen in den ritterschaftlichen Creditverein und Ausstellung von sieben Millionen Thaler Pfandbriefe bereit und erhielt dagegen die Zusage, daß jene Pfandbriefe nicht in Umlauf gelangen, sondern nur den Darleihern von Geldern als Unterpfand dienen sollten.

Der Verein hatte also für Deckung der Summe nicht zu sorgen; allein daß die Krone, daß der Staat wiederum Credit, d. h. Glauben und Vertrauen, somit auch Mittel und Wege innerhalb der eigenen Grenzen fand, war großer

Gewinn. Die pommerschen Stände thaten es in Großmuth den anderen zuvor; sie erklärten sich gegen die Verpfändung oder Veräußerung der Domainen und leisteten, ohne alle Rücksicherheit, Gewähr für zwölf Millionen Franken; die märkischen Stände erboten sich, acht Millionen Thaler zu gewährleisten, wenn ihnen der König für zwölf Millionen Thaler Domainen wiederkäuflich überlasse. Ein ähnliches Anerbieten machten die schlesischen Stände. Die dem König zu freier Verfügung bleibenden Domainen und Forsten wurden den Kaufleuten für die von ihnen auszustellenden Wechsel angeboten, und jüdische und christliche Wechselhäuser schlossen das Geschäft ohne Wucher und Schacher ab.

Als Stein in Berlin ankam, fand er die Stellung der preußischen Behörden zu den französischen in sehr mißlicher Lage. Daru hatte die Ueberlassung von Domainen zu einem Werthe von hundert Millionen Franken gefordert; hierzu erklärte er sich von dem Kaiser ermächtigt, welcher, wie er es in dem Herzogthum Warschau und in dem Königreiche Westphalen gethan, mit diesen Gütern die ihm ergebensten Diener belieh, um die Kräfte dieser Länder zu Gunsten Frankreichs auszubeuten und Volk und Regierung durch geheime Auskundschafter zu überwachen.

An unserem Stein, der noch von härterem Korn und Schrot war, als Pierre — Daru, schliff dieser nach und nach seine scharfen Kanten ab. Es schmeichelte dem Franzosen, der eine mittelmäßige Uebersetzung des Horaz geliefert hatte, von der Berliner Akademie der Wissenschaften zugleich mit Laplace und Werner, auf Steins Veranlassung, zum Ehrenmitgliede aufgenommen zu werden.

Während Daru, wozu er von seinem Kaiser angewiesen worden war, die Zahlungsangelegenheiten durch allerhand ungerechtfertigte Forderungen und müßige Vorschläge zu verwirren und zu verschleppen suchte, damit die Besatzung desto länger in dem Lande zu bleiben berechtigt sei, schaffte Stein die erforderlichen Geldmittel herbei, um die fürs Erste fälligen hundert Millionen Franken in Bereitschaft zu halten. Die ostpreußische Landschaft hatte sieben Millionen Thaler, die Kur- und Neumark acht Millionen, Pommern etwas über drei Millionen, Schlesien über eine Million, zusammen 19,261,261 Thaler, oder 71,266,666⅔ Franken, zur Verfügung gestellt. Vier Banquiers in Berlin hatten fünfzehn Millionen Franken, die Kaufmannschaft in Breslau fünfzehn Millionen, die Kaufmannschaft in Stettin zwei Millionen, die zu Königsberg fünfzehn, die zu Elbing

drei, die zu Memel drei, zusammen dreiundfünfzig Millionen Franken in Wechseln auszustellen sich bereit erklärt.

Gemeinschaftlich mit dem Minister v. Schrötter machte Stein bei dem Könige unter dem 7. Mai den Antrag, von den zunächst aus der Pacht fallenden Domainen für fünfzig Millionen zu veräußern. Stein richtete bei dieser in Aussicht gestellten Veräußerung sein Augenmerk darauf, daß dabei allgemeine staatswirthschaftliche Grundsätze ins Leben treten müßten. Den künftigen Besitzern der ehemaligen Domainengüter sollte weder eine Zusicherung der Grundsteuerfreiheit, noch ein Patronatsrecht gewährt, oder mit in den Kauf gegeben werden. „Eben so wenig," bemerkte er in seinem Berichte, „dürfen die Käufer die gutsherrliche Polizeiaufsicht und Einziehung der öffentlichen Abgaben von den Bauern übernehmen: die Bauern befinden sich am Besten, wo ein solches Verhältniß gar nicht stattfindet, in Westphalen, im südlichen und westlichen Deutschland; sie können auch sonst nie selbstständige und selbstdenkende Menschen werden, wenn ein natürlicher Beistand und Rathgeber ihnen immer zur Seite steht."

Der Minister v. Schrötter erklärte sich gegen Steins Ansichten und trug bei dem Könige darauf an, den Käufern der Domainen rittergutsherrliche Rechte und Vorrechte zu gewähren. Der König entschied sich für Steins Ansichten und erließ an den Minister v. Schrötter unter dem 31. Mai 1808 eine Cabinetsordre, in welcher er ihm schrieb: „Der Domainen-Bauer verehrte bisher in seinem Landesherrn zugleich den Gutsherrn und würde mit der, bei der Ausführung Euer Ideen verknüpften, ihm diesen geschätzten Vorzug entziehenden Veränderung unzufrieden sein. Er ist überdies mündig und bedarf nicht des Anhaltes, den Ihr ihm gewähren wollt; wohingegen umgekehrt das Recht der Polizeiverwaltung den Vorwerksbesitzern, die auch ohne gutsherrlichen Zwang ihren Nachbarn, wo sie es wünschen, Rathgeber sein und Beistand leisten können, Gelegenheit zu mancherlei Bedrückungen geben würde. So wie aber mit dem Verkaufe der Domainen die Vormundschaft über die Domainenbauern und die gutsherrliche Aufsicht über sie aufhört, so muß die landesherrliche desto sorgfältiger sein, wozu besonders Verkleinerung der landräthlichen Kreise dienen wird." —

Schrötter hatte sich keineswegs in dem privilegirten Ritterthum so festgerannt, daß er nicht besserer Einsicht zugänglich gewesen wäre. Er erwarb sich, wie wir später anführen werden, um die Selbstständigkeit des Bauernstandes in Preußen und Litthauen großes Verdienst.

Stein mußte sich, bei Daru's absichtlicher Verzögerung eines Abschlusses, damit begnügen, ein besseres Vernehmen zwischen ihm und den preußischen Commissarien hergestellt zu haben. Die bisher von Sack geführte Verhandlung übernahm der zurückgetretene Minister v. Voß, welcher mit einigen der größeren Gutsbesitzer von Daru nach Berlin beschieden worden war. Herr v. Voß übernahm die Leitung dieses Geschäfts ohne Gehalt, mit der Bedingung, „daß er in Berlin nur, wenn es nöthig, anwesend sein dürfe und Kostenersatz für seine Reisen und seinen Aufwand erhalte, wohin er die Erwiderung von Einladungen an die französischen Behörden rechne, weil auf diesem Wege und in gesellschaftlichem Tone oft mehr, als in geschäftlichem, für die Sache gewirkt werde." *)

Der König schrieb aus Königsberg, den 15. Mai, an Stein: ... „es wird mir angenehm sein, wenn Sie Ihre Zurückkunft nicht zu lang verzögern, zumal, da unsere pecuniairen Mittel zu Ende gehen und ich glaube, daß wir trotz unserer Einschränkung noch auf neue Ersparnisse denken müssen. Ich bewundere zu gleicher Zeit den Muth, die Festigkeit und die Selbstverleugnung, welche Sie bei allen Ihren Schritten begleiten. In der Erwartung glücklicher Resultate, nach so vielen Opfern, welche Sie dem allgemeinen Wohle bringen und deren ganzen Werth ich anerkenne, verbleibe ich Ihr rc. Fr. Wilhelm." **)

Die Königin unterhielt ebenfalls einen unausgesetzten Briefwechsel mit Stein; auch sie verlangte seine Rückkehr nach Königsberg und schrieb ihm unter dem 1. Mai „von einer häßlichen Cabale, welche um sich greife, von unverschämten Menschen, welche durch ihn zurecht gesetzt werden müßten" u. s. w.

Mit dem Fürsten Wittgenstein nahm Stein wegen einer Anleihe bei dem Kurfürsten von Hessen, der bekanntlich während der Verbannung Wuchergeschäfte trieb, Rücksprache, suchte der Falschmünzerei Daru's in Berlin Einhalt zu thun***) und trat am 26. Mai seine Rückreise nach Königsberg an, wo er am 1. Juni eintraf.

*) Steins Leben. II. 113.

**) In der eigenhändigen Urschrift französisch. Selbst Stein briefwechselte mit dem Könige öfter französisch; so große Gewalt übte das Franzosenthum aus in Deutschland! Als indessen die schlesische Ritterschaft dem Könige zu seinem Geburtstage 1808 ein Glückwünschungsschreiben in französischer Sprache überschickte, ließ der König durch Stein antworten: „Se. Majestät erwarten, daß Deutsche an ihren König deutsch schreiben, sich nicht ausländischer Worte bedienen."

***) Die Franzosen hatten vom 1. December 1806 bis 1. November 1807 in Berlin für 2,779,959 Thaler Scheidemünze von so geringem Gehalte prägen lassen, so daß sie 58 vom Hundert verlor.

Fünfzehntes Kapitel.

Die vornehmsten Bestimmungen der von Napoleon dem Herzogthume Warschau und dem Königreiche Westphalen verliehenen Verfassungen; — ihr Einfluß auf die Neuerungen in Preußen. — Hardenbergs Denkschrift an den König aus Riga, den 12. Sept. 1807; — er empfiehlt darin dem Könige die demokratischen Grundsätze der französischen Revolution. — Errichtung eines Bundes, ähnlich dem der Jacobiner. — Der Freiherr Stein v. Altenstein (später Minister) empfiehlt in seinem Verfassungsentwurfe „Freiheit und Gleichheit". — Hardenberg über Adel, Bauernstand, auswärtige Verhältnisse. —

Mit der Praxis und Prosa verbinden sich Theorie und Poesie zur Neugestaltung des Staats. — Fr. Aug. Stägemann.



ie an der polnischen Nation begangene Treulosigkeit, welche Napoleon seinen diplomatischen Durchstechereien mit dem Wiener und Petersburger Cabinette aufopferte, suchte er einigermaßen durch die Errichtung des Herzogthums Warschau vergessen zu machen. Die Verfassung, welche er diesem Herzogthume durch ein im königlichen Palaste zu Dresden, den 21. Juli 1807 erlassenes Decret verlieh, enthielt allerdings sehr wesentliche Aenderungen der bisherigen Verhältnisse, besonders zu Gunsten der ländlichen Bevölkerung; denn obschon König Casimir III. († 1370) von Polen den Ehrentitel des Bauernkönigs, als Freund dieses Standes, dem seine Ahnherren, die Piasten, an-

gehörten, sich erworben, schmachtete dennoch der polnische Bauer noch während der Zeiten der republikanisch-monarchischen Verfassung unter dem härtesten Druck.

„Die Leibeigenschaft" — so lautet der erste Artikel der von Napoleon decretirten Verfassung — „ist abgeschafft, alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich. Der Stand der Person ist unter dem Schutz der Tribunale." Dieser Artikel war der einzige der ganzen Constitution, der eine nachhaltige und, wie wir bald erfahren werden, auch über die Grenze des Herzogthums übergreifende Wirkung hatte. Vieles Andere in dieser Constitution blieb leere Phrase, allein in dem benachbarten Preußen waren es doch ungewohnte Klänge, wenn von „der Verantwortlichkeit der Minister", von einem allgemeinen Reichstage, von einer Wahl der vom Könige nicht absetzbaren Landboten, von Landtagen und Gemeinde-Versammlungen, überhaupt von „constitutioneller Regierung" die Rede war.

Einen nicht minder fühlbaren Einfluß auf die angrenzenden deutschen Staaten übte die für das Königreich Westphalen proclamirte Napoleonische Constitution aus.

Das Königreich Westphalen — auf das Wort dessen hervorgerufen, der nur gebieten durfte, so standen Königreiche da, oder verschwanden — war anfänglich nur ein Conglomerat, ein zusammengebackenes Gemengsel, allein es wurde nach und nach so in Fluß gebracht, daß hessischer Zopf und Braunschweiger Mumme, Paderborner Bischofsmütze und Hallescher Doctorhut, Göttinger Wurst und Magdeburger Sternschanze, Harz und Quarz, zu einem constanten Brei zusammengerührt, einen einigen und unmittelbaren Staat bildeten. Wer in den Jahren 1808 bis 1812 deutsche Universitäten besuchte, wird sich erinnern, mit welcher Anmaßung und Renommisterei die westphälische Landsmannschaft sich als die compacteste von allen aufthat und auf die anderen Deutschländer verächtlich herabsah. Das Königreich Westphalen bestand: aus den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Staaten, aus den auf dem linken Ufer der Elbe gelegenen Theilen der Altmark und des Herzogthums Magdeburg, aus dem Gebiete von Halle, aus dem Hildesheimschen und der Stadt Goslar, aus dem Lande Halberstadt, aus dem Hohensteinschen, aus dem Gebiete von Quedlinburg, aus der Grafschaft Mansfeld, aus dem Eichsfelde nebst Treffurt, Mühlhausen, Nordhausen, aus der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, aus den Staaten von Hessen-Kassel nebst Rinteln und Schaumburg, aus dem Gebiete von Corvey,

Grubenhagen, Göttingen, aus den Bisthümern Osnabrück und Paderborn, Minden, Ravensberg, Rittberg, Kaunitz.

Hieronymus, „durch die Gnade Gottes und die Constitution König,“ erließ unter dem 15. December aus Kassel, wo er seine Residenz auf der Napoleonshöhe genommen, eine Proclamation, also beginnend: „Die göttliche Vorsehung hatte diesen Zeitpunkt bestimmt, um eure zerstreuten Provinzen und benachbarte, sich aber dennoch fremde, Geschlechter unter einem erhabenen Grundgesetze zu vereinigen. Ich habe diesen Thron bestiegen, vorbereitet durch den Sieg, errichtet durch die Beistimmung der größten Mächte Europas, gegründet auf einen nicht minder heiligen Titel: euer wahres Wohl. Nur zu lange wurden eure Fluren durch Familien-Ansprüche oder Cabinets-Intriguen gedrückt. Alle Drangsale des Krieges wurden euch zu Theil und ihr bliebet ausgeschlossen von den Vortheilen des Friedens. Nur einige eurer Städte (Münster und Osnabrück) ernteten die trockene Ehre, ihren Namen den Verhandlungen zu leihen, bei welchen nichts vergessen wurde, als das Schicksal der Völker, welche sie bewohnten. Wie ganz verschieden sind die Resultate derjenigen Kriege, welche gegen das Haupt meines hohen Hauses erregt wurden. Nur für die Völker hat Napoleon gesiegt!*) Jeder Frieden, den er geschlossen, ist ein Schritt mehr zu dem Zwecke, den sein großer Genius beschlossen hat, ganzen Nationen eine politische Existenz, eine Regierung durch weise Gesetze zu geben, für jede von ihnen ein Vaterland zu bilden, und keine von ihnen länger in der bedauernswerthen Nichtigkeit zu lassen, bei welcher sie sich gegen den Krieg nicht vertheidigen und des Friedens nicht genießen konnte. Einwohner Westphalens! dieses waren die Resultate des Tages von Marengo, von Austerlitz, von Jena. Dieses ist jetzt die Folge des merkwürdigen Friedens von Tilsit für euch. Durch den letzteren habt ihr das erste aller Güter, ein Vaterland, gewonnen. Entfernt aus euren Gedanken das Andenken an jene zerstückelten Herrschaften, die letzten Ueberbleibsel des Feudalwesens, wodurch fast jeder Flecken in Deutschland einen eigenen Herrn erhielt. Jene verschiedenen Interessen müssen nun ein einziges werden. Das Gesetz ist von nun euer Herr, euer Beschützer, der König ist verpflichtet, es in Ansehen zu erhalten. Andere Oberen werdet ihr in Zukunft nicht kennen lernen. Einwohner Westphalens,

*) Wäre das Wort Wahrheit gewesen, dann würde der Kaiser nicht auf St. Helena elendiglich geendet haben.

ihr habt eine Constitution! angepaßt euern Sitten und euern Verhältnissen, auf ihr beruht eure Freiheit, euer Glück u. s. w."

Allein keine noch so erwünschten Gewährungen, noch so glänzenden Verheißungen des ausländischen Eroberers vermochten die deutsche Treue und Anhänglichkeit der Einwohner an die angestammten Fürstenhäuser wankend zu machen. Mit Abscheu wendete sich das Volk von der eingedrungenen Herrschaft ab, und als die Befreiung nach manchem blutigen Tage errungen war, zog in Kassel der alte Zopf wieder ein und wurde mit Jubel empfangen. Armes, treumüthiges, getäuschtes Volk!

„Das Königreich Westphalen," so lautete Artikel 10 der feierlich am 15. December 1807 proclamirten Verfassungsurkunde, „soll durch Constitutionen regiert werden, welche die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze und die freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religionsgesellschaften festsetzen. Art. 11. Die Landstände der Provinzen, aus welchen das Königreich besteht, sowohl die allgemeinen, als die besonderen, alle politischen Corporationen dieser Art und alle Privilegien besagter Corporationen, Städte und Provinzen sind aufgehoben. Art. 12. Gleichergestalt sind alle Privilegien einzelner Personen und Familien, insofern sie mit den Verfügungen vorstehenden Artikels unverträglich sind, aufgehoben. Art. 13. Alle Leibeigenschaft (Frohnden, Unterthänigkeit und Hörigkeit der Bauern), von welcher Natur sie sein und wie sie heißen möge, ist aufgehoben, indem alle Einwohner des Königreichs die nämlichen Rechte genießen sollen. Art. 14. Der Adel soll in seinen verschiedenen Graden und mit seinen verschiedenen Benennungen fortbestehen, ohne daß solcher jedoch ein ausschließendes Recht zu irgend einem Amte, Dienste, oder einer Würde, noch Befreiung von irgend einer öffentlichen Last verleihen könnte. Art. 15. Die Statuten der adeligen Abteien, Priorate, Capitel sollen dahin abgeändert werden, daß jeder Unterthan des Reiches darin zugelassen werden könne. Art. 29. Die Stände des Reiches sollen aus hundert Mitgliedern bestehen, welche durch die Departements-Collegien erwählt werden; nämlich siebenzig werden gewählt aus der Klasse der Grundeigenthümer, fünfzehn unter den Kaufleuten und Fabrikanten, fünfzehn unter den Gelehrten und anderen Bürgern, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Die Mitglieder der Stände bekommen keinen Gehalt. Art. 30. Sie sollen alle drei Jahre zu einem Drittel erneuert werden; die austretenden Mitglieder können unmittelbar wieder gewählt werden.

Art. 31. Der Präsident der Stände wird vom Könige ernannt. Art. 32. Die Stände versammeln sich auf die vom Könige anbefohlene Zusammenberufung. Sie können nur durch den König zusammenberufen, vertagt, prorogirt oder aufgelöst werden. Art. 33. Die Stände berathschlagen über die vom Staatsrathe verfaßten Gesetzentwürfe, welche ihnen auf Befehl des Königs vorgelegt werden, sowohl über die Auflagen, als über das jährliche Finanzgesetz, als über die im Civilgesetzbuch und im Münzsystem vorzunehmenden Veränderungen. Die gedruckten Rechnungen der Minister sollen ihnen alle Jahre vorgelegt werden. Die Stände berathschlagen über die Gesetzentwürfe im geheimen Scrutinium durch absolute Mehrheit der Stimmen. — — Art. 45. Der Code Napoleon soll vom 1. Januar 1808 an das bürgerliche Gesetzbuch des Königreichs Westphalen sein. Art. 46. Das gerichtliche Verfahren soll öffentlich sein, und in peinlichen Fällen sollen die Geschworenen statt haben."

Unter der Benennung „Kronschatz" wurde die jährliche Civilliste des Königs auf fünf Millionen Franken festgestellt und die Minister, jeder in seinem Fache, für die Vollziehung der Gesetze und Befehle des Königs verantwortlich gemacht.

Mit diesen beiden Constitutionen begann die französische Revolution, welche sich bisher mehr gen Süden den romanischen Nationen zugewendet hatte, ihre Weltumwandelung nun gen Nord-Ost anzutreten, um die Germanen und Slaven zur Besinnung über die Bedeutung des wahrhaften Staates zu bringen.

In Polen sollte es in Zukunft keine Leibeigenen mehr geben, keine an die Scholle zugleich mit dem anderen Vieh angebundenen und verkäuflichen menschlichen Wesen, keine Bauern, die der Herr zu Tode prügeln konnte, ohne daß weder Hund noch Hahn danach krähte. Und in Kassel, der Residenz des Seelenverkäufers (zum Kriege gegen Amerika), der Adelsvorrechte und der Bestechlichkeit, wurde proclamirt: daß die Privilegien des Adels und zugleich die Frohndienste der Bauern aufgehoben seien, Reichsstände einberufen und die Lasten gleich vertheilt werden sollten! Das waren Errungenschaften der französischen Revolution, welche nun auch entfernteren Nationen zu Gute kommen sollten; Preußen blieb davon nicht unberührt. In den an das Herzogthum Warschau angrenzenden Dörfern, in welchen die Bauern noch immer in einem Unterthänigkeitsverhältniß, fast eben so schlimm, wie das der Leibeignen, sich befanden,

traten sie zahlreich über die Grenze, um in dem Herzogthum Warschau als freie Leute zu dienen oder, wenn sie einiges Vermögen erspart hatten, sich anzukaufen. — Bei den Bürgern und Bauern der Marken, Pommerns und Schlesiens aber regte die durch die Berliner Zeitungen verbreitete Constitution des Königreichs Westphalen Nachfrage an: nach Gewerbefreiheit, Bürgerrepräsentanten, Befreiung von Frohnden, Aufhebung der Befreiung des Adels von der Cantonpflichtigkeit zum Kriegsdienst und von der Grundsteuer, dem Bauer und Bürger gingen die Augen auf und über, wenn er verglich, wie übel es mit dergleichen daheim zur Zeit noch bestellt sei.

Zum Heil für Preußen hatte der König sofort nach dem Frieden Männer zu seinen Räthen berufen, die, obschon sie durch ihre Geburt der Aristokratie angehörten, ihrer Gesinnung und ihrer That nach Demokraten waren. Sie erkannten, daß der preußische Staat nur dadurch aus tiefer Schmach und Erniedrigung erstehen könne, daß er die veralteten und verrotteten Zustände, die ihn in das Verderben geführt, nicht wieder zusammenflicke, sondern einzig und allein dadurch, daß er die, durch Friedrich den Großen und die französische Revolution proclamirten Menschen- und Bürgerrechte in dem Staate verwirkliche. Gelang es, jenen Ideen in Preußen eine gesicherte Heimath zu schaffen und eben so, wie einst die aus Frankreich vertriebenen Protestanten, einzubürgern und zu colonisiren, so war voraussichtlich, daß in nächster Zukunft Preußen in Kraft und Vollmacht des welthistorischen Princips des Fortschrittes in den Kampf gegen die Reaction und den Rückschritt, deren Vorfechter Napoleon geworden, ziehen und siegreich daraus hervorgehen werde. Das unsterbliche Verdienst, dies zuerst erkannt und dem Könige gegenüber ausgesprochen zu haben, gebührt Hardenberg, welcher jedoch, da er damals auf Napoleons Geheiß in der Verbannung lebte, dem thatkräftigen Stein und dem besonnenen Scharnhorst die schwere Arbeit, die politische Reform in Angriff zu nehmen, überlassen mußte.

Hardenberg übersendete dem Könige, bei welchem unterdessen Stein in Memel eingetroffen war, aus Riga unter dem 12. September 1807 eine „auf höchsten Befehl Sr. Majestät des Königs verfaßte Denkschrift: über die Reorganisation des preußischen Staates", aus welcher uns vergönnt ist, Folgendes mitzutheilen.*)

*) Das Manuscript ist von Hardenberg eigenhändig geschrieben, und umfaßt 85 Folio-Seiten.

„Allgemeine Gesichtspunkte. Die Begebenheiten, welche seit mehreren Jahren unser Staunen erregen und unserem kurzsichtigen Auge als fürchterliche Uebel erscheinen, hängen mit dem großen Weltplane einer weisen Vorsehung zusammen. Nur darin können wir Beruhigung finden. Wenngleich unserem Blicke nicht vergönnt ist, tief in diesen Plan einzudringen, so läßt sich doch der Zweck dabei vermuthen: das Schwache, Kraftlose, Veraltete überall zu zerstören und nach dem Gange, den die Natur auch im Physischen nimmt, neue Kräfte zu weiteren Fortschritten zur Vollkommenheit zu beleben. Der Staat, dem es glückt, den wahren Geist der Zeit zu erfassen und sich in jenen Weltplan durch die Weisheit seiner Regierung ruhig hineinzuarbeiten, ohne daß es gewaltsamer Zuckungen bedürfe, hat unstreitig große Vorzüge und seine Glieder müssen die Sorgfalt segnen, die für sie so wohlthätig wirkt. Die französische Revolution, wovon die gegenwärtigen Kriege eine Fortsetzung sind, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt; das Elende und Schwache, veraltete Vorurtheile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört; die Benachbarten und Ueberwundenen wurden mit dem Strome fortgerissen. Unkräftig waren alle die Dämme, welche man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführten, bald diesen, in gefährlichem Irrthume, unterbrachen und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschafften. Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegentreten könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergange, oder der erzwungenen Annahme derselben entgegen sehen muß; ja selbst die Raub-, Ehr- und Herrschsucht Napoleons und seiner begünstigten Gehülfen ist dieser Gewalt untergeordnet und wird es gegen ihren Willen bleiben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ohnerachtet des eisernen Despotismus, womit er regiert, er dennoch in vielen wesentlichen Dingen jene Grundsätze befolgt, wenigstens ihnen, dem Scheine nach, zu huldigen genöthigt ist. Also eine Revolution im guten Sinne, graden Weges hinführend zu dem

großen Zwecke der Veredelung der Menschheit durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von Innen und Außen, das ist unser Ziel, unser leitendes Princip. — Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung, dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist. Die reine Demokratie müssen wir noch dem Jahre 2240 überlassen, wenn sie anders je für die Menschen gemacht ist. Mit derselben Kraft und Consequenz, mit welcher Napoleon das französische revolutionaire System verfolgt, müssen wir das unsrige für alles Gute, Schöne, Moralische verfolgen, für dieses Alles, was gut und edel ist, zu gewinnen trachten. Ein solcher Bund, ähnlich dem der Jacobiner, nur nicht in dem Zwecke und in der Anwendung verbrecherischer Mittel, und Preußen an der Spitze, könnte die größte Wirkung hervorbringen und wäre für dieses die mächtigste Allianz! Dieser Gedanke möchte mehr als ein politischer Traum sein, wenn man zumal das Interesse der Bundesglieder auf mehrfache Art dabei ins Spiel zöge, welches sehr möglich ist; die Mittel würden sich finden. Unter anderen, aber ähnlichen Umständen, jedoch bei einem ganz verschiedenen Zeitgeiste, revolutionirte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große nach der unglücklichen Epoche unter Georg Wilhelm gleichfalls seinen Staat und legte den Grund zu seiner nachherigen Größe. War aber je ein Zeitpunkt günstig für solche Maßregeln, so ist es unstreitig der gegenwärtige, wo der Staat eine so große Veränderung erlitten hat und nach ganz neuen Grundsätzen handeln, einer gänzlichen Wiedergeburt unterliegen muß."

Dies war allerdings eine Sprache, wie sie weder das Ohr des Königs von dem getreuen Mentor Köckeritz, noch von einem seiner Minister und Cabinetsräthe jemals vernommen, noch sein Auge in Spener und Vossens Erben, welche damals ohne leitende Artikel erschienen, jemals erblickt hatte. Friedrich Wilhelm III. mußte erleben, daß sein erster Minister, obendrein ein Freiherr, und zwar ein Hannöverscher, ihm empfahl, die Grundsätze der französischen Revolution, die Grundsätze der Demokratie in Preußen als sicherstes Heilmittel zur Geltung zu bringen, den Bund der Jacobiner als Vorbild empfahl und, wie wir sogleich hören werden, dem Könige gegenüber die Worte „Freiheit und Gleichheit!" auszusprechen wagte, ohne dabei den Spandauer Gänsehautschauder zu empfinden. Selbst der große Kurfürst christmildesten Andenkens mußte es

sich in seiner Fürstengruft gefallen lassen, von Hardenberg als „Revolutionair“ gerühmt zu werden.

Der geheime Finanzrath, Freiherr Stein v. Altenstein, ein geborener Baireuther, welcher, nachdem Anspach und Baireuth an Baiern abgetreten worden, in preußischen Diensten geblieben und dem Könige jetzt nach Memel gefolgt war, hatte es übernommen, eine Denkschrift „über die Grundverfassung im Innern“ auszuarbeiten, welche Hardenberg beifügt und mit einigen Bemerkungen begleitet. „Herr v. Altenstein“ — bemerkt Hardenberg — „hat diesen wichtigen Gegenstand vorzüglich schön abgehandelt, ich pflichte ihm aus voller Ueberzeugung bei und kann mich also desto kürzer fassen. Man schrecke ja nicht zurück vor dem, was er als Hauptgrundsatz fordert: möglichste Freiheit und Gleichheit. Nicht die regellose, mit Recht verschrieene, die die blutigen Ungeheuer der Revolution zum Deckmantel ihrer Verbrechen brauchten, oder mit fanatischer Wuth, statt der wahren, im gebildeten, gesellschaftlichen Zustande möglichen, ergriffen, sondern nur diese, nach weisen Gesetzen eines monarchischen Staates, die die natürliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger nicht mehr beschränken, als es die Stufe ihrer Cultur und ihr eigenes Wohl erfordern. — Was Herr v. Altenstein über den Adel sagt, hat meine vollkommene Zustimmung. Unsere Meinung erhält vielleicht dadurch einiges Gewicht, daß wir beide zu dem ältesten Adel gehören. Möge sie beherziget werden und Eingang finden! Dem Edelmann kann Niemand seine Abstammung rauben. (Den andern Adamssöhnen eben so wenig.) Hat er den Vorzug, unter seinen Vorfahren zuweilen Männer zu erblicken, die sich durch Verdienste auszeichneten, so ist dies allerdings ein mächtiger Sporn, der Name und das Beispiel sind gewiß nicht gleichgültig. Steht er auf der höheren Stufe, ohne zu wissen, was seinen Eltern das Vorrecht gab, so sei es ihm ein desto stärkerer Antrieb, sich dessen würdig zu machen. Hierin setze er den Werth des Adels — und er ist in der That nicht gering. — Aber die übrigen Vorzüge, die er blos zufällig, oft vor seinem besseren Mitbürger, voraus hatte, lasse er willig fahren und bringe sie gern der allgemeinen Gerechtigkeit und der höheren Bildung zum Opfer.“ — Der Minister Freiherr v. Hardenberg trägt darauf an, „eine jede Scheidewand, welche den Adel von den übrigen Ständen trennte, fallen zu lassen; er faßt das Uebel an der Wurzel an und bringt sechs Hauptgebrechen nebst radicalen Heilmitteln in Vorschlag:

„Erstens: Eine jede Stelle im Staate sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienste und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen. Eine jede sei der Gegenstand allgemeiner Beeiferung und bei Keinem, er sei noch so geringer Herkunft, tödte der Gedanke: an Weiterbeförderung darfst du, selbst bei dem regsten Eifer, bei der größten Thätigkeit, dich fähig zu machen, ja doch nie denken, das ehrenwerthe Bestreben des Tüchtigen. Keine Kraft werde im Emporstreben zum Guten gehemmt! Man hat den Gedanken gehabt, den Adel mit gewissen höheren Stellen, auch für Bürgerliche, blos persönlich zu verbinden. Ich kann diesem aus mehreren Gründen nicht beistimmen. Bleibt man dabei stehen und räumt die Scheidewand nicht gänzlich weg, welche den Adel und die übrigen Stände trennt, so hat man eine unglückliche halbe Maßregel gewählt, die den Zweck nicht erreicht. —

„Zweitens: Das alleinige Vorrecht des Adels zu dem Besitze der sogenannten Rittergüter ist, wie Herr v. Altenstein richtig ausgeführt hat, so schädlich und so wenig mehr für unsere Zeiten und Verfassungen passend, daß die Aufhebung desselben durchaus nothwendig ist, so wie die aller übrigen Vorzüge, welche die Gesetze bisher blos dem Edelmanne als Gutsbesitzer beilegten.

„Drittens: Den privilegirten Gerichtsstand kann man dem Adel lassen, da er ihn mit einer großen Anzahl von anderen Staatsbürgern gemein hat. (Wurde durch das Jahr 1848 beseitigt.)

„Viertens: In Absicht auf die Freiheit des Adels von Abgaben (Grundsteuer) treten verschiedene wichtige Betrachtungen ein. Eine völlige Gleichheit sollte aus vielen Gründen auch hierbei stattfinden. Der Adel leistet die Dienste nicht mehr unentgeltlich und mit beträchtlichem Kostenaufwande, weshalb er befreit blieb. Gerechtigkeit fordert seine Herbeiziehung zu den Staatslasten und ihre gleichheitliche Vertheilung. Die öffentliche Meinung verlangt sie laut und der Bürger und Bauer, deren Grundstücke belastet sind, wird immer scheel sehen zu den befreiten des Edelmannes."

Nicht unerwähnt läßt Hardenberg die Bedenken und Verletzungen des Privatrechts, welche bei einem solchen „Schnitt in das wilde Fleisch der Aristokratie"*) unvermeidlich waren, weshalb er diese Angelegenheit der sorgfältigsten Prüfung

*) Ein von dem Finanzminister Hansemann 1848 beliebter Ausdruck.

empfiehlt. „Für die öffentliche Meinung" — fügt er hinzu — „wird schon viel gewonnen, wenn nicht blos der Edelmann, sondern ein Jeder das Recht erhält, befreite Grundstücke zu erwerben. Die Befreiung von persönlichen Abgaben muß durchaus aufhören, wo sie noch existirt, und ihre Entrichtung gleich sein."

„Fünftens. Daß die Vorrechte des alten Adels zu Stiftsstellen, geistlichen Ritterorden u. s. w. wegfallen, finde ich sehr angemessen. Familienstiftungen können bleiben oder, wo die Hauptstiftung zum Besten des Staats aufgehoben wird, Ersatz auf andere Weise erhalten. Diese Hauptstiftungen oder ihre Pfründen verwende der Staat zu milden, wohlthätigen Bedürfnissen oder zur Belohnung von Verdiensten.

„Sechstens: Neue Adelsertheilungen, darunter ich auch die Erhebung in den Grafen- und Fürstenstand verstehe, würden als die ausgezeichnetste Belohnung vorzüglicher Verdienste um den Staat anzusehen und über die Ertheilung der Orden zu setzen sein. Sie müßten nicht anders geschehen, als nach dem Ausspruche eines zu constituirenden Ehrengerichts, das in allem Betracht ehrwürdig sein müßte, und sollten dem ersten Erwerber einen höheren Rang als den des Geburtsadels geben." (Also nicht mehr per Cabinetsordre, oder durch das bloße Heraufleiern in der Bureautretmühle bis zum fünfzigjährigen Jubiläum.)

Nach einigen Betrachtungen über Napoleons Meinung und Benehmen in Absicht auf den Adel wendet sich Hardenberg in einer Schlußbetrachtung dem Bauernstande zu. „Der zahlreichste und wichtigste, bisher allerdings am meisten vernachlässigte und gedrückte Stand im Staate, der Bauernstand, muß nothwendig ein vorzüglicher Gegenstand seiner Sorgfalt werden. Eben so wären die Gesetze zu widerrufen, wodurch der Bauer verhindert wird, aus dem Bauernstande herauszutreten. Die Militairverfassung wird, wenn bei derselben richtige Bestimmungen angenommen werden, hierunter nicht leiden. Man erleichtere ferner dem Bauer die Erlangung des Eigenthums, es sei in Rücksicht auf neue Erwerbungen, oder auf die Abkaufung gutsherrlicher Rechte."

Nur eine jener schmählichsten, dem Bauernstande von dem Rittergutsbesitzer aufgezwungenen Ueberbürdungen, die Frohnden und Roboten, findet selbst ein Hardenberg ganz in der Ordnung. „Die Frohnverfassung aufzuheben" — bemerkt er — „ist nicht nothwendig. Oft ist sie nicht nur nicht

lästig, sondern sogar dem Dienstpflichtigen vortheilhafter als eine Geldabgabe, nachdem die Localumstände sind. Veränderungen hierin überlasse man der freiwilligen Uebereinkunft und begünstige sie nur durch die Gesetze, indem man die Grundsätze bestimmt, nach denen die Naturaldienstleistung abgekauft werden kann. Der Willkür und dem Drucke setze man Schranken durch feste Bestimmungen; den schädlichsten und größten Druck aber verursachen die Kriegs- und Dienstfuhren, oder der sogenannte Vorspann . . . . . Um dem Bauernstande aufzuhelfen, ist ferner überhaupt erforderlich, daß der Staat die Aufhebung der Gemeinheiten, der nachtheiligen Servituten (Lasten, die auf dem Grunde haften), der Natural-Fruchtzehnten durch eine verbesserte Gesetzgebung mehr begünstige, die Hindernisse, welche Vorurtheil und pedantische Förmlichkeit in den Weg legen, ernstlich beseitige und die Grundsätze, nach welchen verfahren werden und die Loskaufung geschehen soll, gleichfalls fest bestimme. Kein Staat hat hierüber bessere Verordnungen als Dänemark, auch hat kein Staat größere Fortschritte in diesen Dingen gemacht als dieser. Das Beispiel bei den Domainenbauern wird im preußischen Staate, wo der Domainen so viele sind, die größte Wirkung hervorbringen. Es wird nöthig sein, das Widerspruchsrecht des Bauern bei allgemeinen Einrichtungen zu seinem Besten, z. B. bei Theilungen der Gemeinheiten, Ausbauung der Höfe auf die Grundstücke der Eigenthümer u. s. w., sehr zu beschränken."*)

In Betreff der auswärtigen Politik hielt Hardenberg in seiner Denkschrift eben so wenig mit seinen Ansichten zurück. Die auswärtigen Verhältnisse, auf welche es zunächst ankam, waren die zu Frankreich und Rußland, oder richtiger

---

*) Noch in späteren Jahren legte Hardenberg, überzeugt, wie großes Verdienst er sich um den Staat durch die erste Anregung solcher revolutionairer Maßregeln erworben habe, besonderen Werth auf diese Denkschrift. Als der Minister Stein (der sich freilich nicht von Metternich die demokratische Gesinnung am Sprudel-Congreß in Karlsbad abführen ließ) in öffentlichen Schriften als der Wiederhersteller Preußens gerühmt wurde, theilte Hardenberg jene Denkschrift, in der Absicht, sein Verdienst gewahrt zu sehen, an den, damals im Geruch des Jacobinismus stehenden, Geheimen Legationsrath Varnhagen mit und schrieb ihm dazu: „Berlin, den 8. Februar 1820. Ew. Hochwohlgeboren erhalten hierbei Ihren Aufsatz mit einer kleinen Abänderung zurück. Sie ist nothwendig, um den Antheil des Herrn v. Stein, so wie den meinigen an der Reorganisation des preußischen Staats richtig zu stellen. Ich bin weit entfernt, ersterem irgend ein Verdienst streitig zu machen; nur ists billig, daß ihm nicht, wie fast allgemein geschieht, zugeschrieben werde, was mir gebührt.

„Der anliegende Aufsatz (die Denkschrift), den ich dem Könige aus Riga (1807) schickte, ehe Herr v. Stein angefangen hatte zu wirken, dient zum Beweise" 2c.

gesagt: zu Napoleon und Alexander; denn diese Verhältnisse waren rein persönliche geworden.

„Ueberhaupt" — heißt es in der Denkschrift — „zeige man Charakter; dieser muß dem Staate wieder aufhelfen, so wie der Mangel daran ihn gestürzt hat. Wesentliche Schritte sind dazu geschehen. Preußen hat durch sein Betragen im Unglücke und durch treue Beharrlichkeit einen großen Theil der verlorenen Achtung wieder erworben und sich rein gewaschen von den alten politischen Sünden. Man übe eine ehrliche, grade, treue Politik, ohne List und Trug, die entgegengesetzte Napoleons, aber mit großer Consequenz. Nur dieses kann Vertrauen geben und nur auf Vertrauen in Rechtlichkeit und Consequenz Achtung gegründet werden, statt deren der Uebermächtige Furcht gebietet. Nur Achtung kann einem Staate Ansehen und Sicherheit verschaffen, der durch Furcht nicht imponiren kann. Auch im Unglück kann man Würde behaupten und einen edlen, festen Ton beibehalten. Insonderheit ist bei allen Verwickelungen mit Napoleon die größte Vorsicht nöthig, da noch so viele Gegenstände mit ihm auszugleichen sind und er das Messer noch über uns zückt. — — Aber um Alles in der Welt schmeichle man Napoleon nicht kriechend, wie ehemals (Haugwitz). Damit würde man den Zweck gewiß verfehlen, wie wir ihn verfehlt haben. Napoleon weiß recht wohl, was er von solchen Schmeicheleien und Zuvorkommenheiten zu halten hat, und nur seine Achtung kann frommen. Man hüte sich, mit ihm zu streiten, so lange es irgend möglich ist, man beleidige ihn nicht, aber auch gegen ihn benehme man sich mit Würde, Festigkeit und Consequenz. Von sehr guter Hand ist mir versichert worden, daß man die Briefe des Königs „les Elegies de Frédéric Guillaume" nannte." —

Das Verhalten des Kaisers von Rußland beim Abschlusse des Tilsiter Friedens verurtheilt Hardenberg mit strengen Worten und verlangt danach, in den Beziehungen zu ihm mit Vorsicht und Zurückhaltung zu verfahren. „Rußland" — schreibt Hardenberg dem Könige — „hat Preußen schändlich verlassen. Um aber den Charakter der russischen Treulosigkeit, das künftige Benehmen gegen diese Macht und den Grad des Vertrauens richtig zu bestimmen, das man auf sie setzen kann, ist es durchaus nöthig, auf die Umstände Rücksicht zu nehmen und auf die Personen, welche dabei gewirkt haben. Sie sind zu bekannt, als daß es erforderlich wäre, hier in eine umständliche Auseinandersetzung ein-

zugehen. — — Preußen muß Rußlands Macht und Nachbarschaft immer scheuen und schonen. Jetzt muß es solches so fest, als möglich, an der Allianz und an den durch die Bartensteiner Convention (welche von Alexander freilich längst gebrochen worden war) eingegangenen Verbindlichkeiten, an den mündlich und schriftlich so oft und so heilig wiederholten Versicherungen des Kaisers halten, sich desselben als Stütze gegen Frankreich, als Vermittler streitiger Punkte bedienen."

Hardenberg hielt sich, wie Napoleon es verlangt hatte, von dem öffentlichen Staatsdienste fern, doch nannte man ihn, zumal seitdem ihm von dem Kaiser der Franzosen die Rückkehr nach Preußen verstattet worden war und er abwechselnd bei seinen Brüdern im Hannöverschen und in Tempelberg lebte, den einzigen „Wirklichen Geheimen Rath" des Königs; der öffentliche Geheime, nicht minder wirklich wirkende und wirksame, war Stein, über dessen Thätigkeit nach seiner Rückkehr von Berlin nach Königsberg am 1. Juni 1808 wir nur Erfreuliches zu berichten haben. — Wie aber bei der Weltschöpfung die Natur-Elemente allesammt webten und wirkten in harmonischem Wetteifer, so finden wir auch hier, wo aus dem Chaos der neue Staat geschaffen werden sollte, die Elemente des Geistes in verbrüderter Gemeinschaft thätig. Mit der praktischen Staatswirthschaft und Politik verbündete sich die Geistesgegenwart und der erfindungsreiche Muth des Feldherrn; zu beiden gesellten sich als willkommene Gehülfinnen Philosophie und Dichtkunst. Und wenn die Geschichte Hardenberg und Stein, Scharnhorst und Gneisenau den Kranz unsterblichen Ruhmes flicht, dann wird das dankbare Vaterland der Sänger des Kampfes, Arndt, Stägemann, Körner und Schenkendorf, und der Verkünder des Heils, der Philosophen Schleiermacher, Fichte, Niebuhr und Steffens in Ehren gedenken. Alles kam darauf an, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung den Muth aufzurichten, den Glauben an das Vaterland und dessen Erhebung aufrecht zu halten.

Friedrich August Stägemann, eines armen Landpredigers Sohn, geb. 1764 zu Vierraden in der Ukermark, als Waisenknabe in Berlin erzogen, hatte 1806 sich als Rechtsanwalt in Königsberg einen bedeutenden Ruf erworben. Hardenberg wies ihm einen angemessenen Wirkungskreis in seinem Ministerium an, allein weitreichender war der, den er sich durch seine zornglühenden, Muth anfachenden Gesänge selbst schuf. Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden sang Stägemann in Memel:

Was frevelnd anhub, end' es denn frevelnd! Auf,
Nachkommen Hermanns! auf, zu den Waffen! Dumpf,
Sturmglocken, braust einher und absagt
Jedem Segest und dem falschen Marbod!

Wenn dann, des Muths Lichtfeuer im Auge, Blitz
Auf hoher Stirn, den Schlachtenentscheider, Gluth
Im Kern der Brust, verfolgend, rächend,
Uns in erflehte Gefahr ein Held führt:

Von untergegangenen Namen ein frischer Sproß,
Der Staufen Einer, oder des Welfenstamms,
Der Blüthen Habsburgs, Hohenzollerns —
Zählt die Juwelen im Sonnenstirnband!

Wenn dann der Krieg aus feurigen Adern hoch
Die Funken sprüht, Feldherren der alten Zeit,
Sickingen, Frondsberg, Sachsens Bernhard,
Friedrichs Helden, Schwerin und Seidlitz:

Wenn unsere Schlacht, nicht mehr mit der Geisterwelt,
Nicht Flucht der Hindin, sausende Geißel schwingt,
Und seine Schlacht, wie Sturm den Ulmbaum
Grimmig am Scheitel erfaßt und er dann,

Dann Bonaparte — jauchzet, Verwünschungen!
Am Boden liegt und unser entsündigt' Schwert
Der kalten Stirn gottlästernd Blendwerk
Hassend zerschellt und der Knechte Thurmbau:

Wenn dann die Ehre, strahlen-verherrlichet,
Die Götterjungfrau, wolken-hernieder schwebt,
Am schlacht-gebräunten Arm des Oelzweigs
Bringer, den Frieden, den Götterjüngling:

Dann führst Du ihn,*) der jetzt in die edlere
Verbannung weicht, tieftrauerndes Vaterland!
Du führst ihn stolz an Deines Königs
Hand in die Bahn um den schöneren Palmpreis.

Der Völker Eintracht glücklicher knüpfend, wahr
Wie Chatam einst, Ximenes in schwerer Pflicht,
Dann legt er heilig Recht und Maaßes
Weisen Gebrauch zu dem Schwert der Feldherrn.

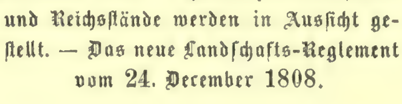
Dann Hardenberg und Stein, ein verbrüdert' Licht,
Dann, Dioskuren! waffnet, ein Strahlenschild,
Den Arm des neugebornen Tages
Wider den Alten der Nacht, den Erbfeind!

---

*) Hardenberg.

Sechszehntes Kapitel.

Stein kehrt von Berlin nach Königsberg zurück. — Erster Entwurf zur Reorganisation der Staatsbehörden; — seine Denkschrift vom 20. September 1808. — Vorbereitungen zum Befreiungskampfe. — Unterstützung der Grundbesitzer durch Indult. — Veräußerung der Domainen von dem Könige genehmigt. — Geschichte der Tafelgüter der Kurfürsten der Mark Brandenburg. — Durchgreifende Reformen a) der rechtlichen Verhältnisse des Adels, des Bauernstandes und der Landgemeinden; b) der Bürger und der städtischen Gemeinden. — Die Städte-Ordnung vom 19. November 1808. — Provinzial-Landstände



und Reichsstände werden in Aussicht gestellt. — Das neue Landschafts-Reglement vom 24. December 1808.



[B]ei seiner Zurückkunft nach Königsberg fand Stein mehr noch als „Zwölf Arbeiten des Hercules" zu vollbringen. Die gefräßigen, fremden Raubvögel mußten, da es nicht mit Gewalt ging, mit guter Manier aus dem Lande hinauscomplimentirt werden: der dreiköpfige Cerberus: Aristokratie, Bureaukratie, Philisterium, gezähmt, der Augiasstall, Geh. Cabinet genannt, gesäubert und noch vieles Andere vollbracht werden.

Unbeirrt durch die Anklagen und Verleumdungen, welche diejenigen bei dem König gegen Stein anzubringen wußten, die ihre Privilegien, ihren Schlendrian, ihre vom Schweiße und Blute des Volkes sich mästende Faulheit und wie sich die anderen „wohlerworbenen Rechte" nennen mochten, bedroht sahen, der

preußische Reformer ging ruhig und sicher an seine nächste Aufgabe: Organisirung einer von Grund aus neuen Verwaltung. Zugleich mit dem stolzen Militairstaate war an einem und demselben Tage der preußische Civilstaat nach allen vier Winden zerstoben; erst jenseit der Weichsel sammelten sich die zerstreuten Glieder nach und nach um den König. Nach dem Frieden hatte die in Königsberg gebildete, oder vielmehr nur eingebildete, Verwaltung ein ziemlich buntscheckiges Ansehen. Dreizehn selbstständige Oberbehörden bestanden hier neben einander, von denen eine der anderen Vorrang und Vortheil abzulauern bemüht war. Zwar galt das Geh. Cabinet für die höchste Stelle, allein es übte nicht immer die erforderliche Anziehungskraft aus, um die Fäden im Centrum festzuhalten. Mehr oder minder ungebunden bewegten sich um dasselbe: die Immediat-Commission, die General-Verpflegungs-Intendantur, die General-Staatskasse, das Ober-Kriegscollegium, das Departement des Auswärtigen, das Justiz-Departement, das preußische Provinzial-Departement, Accise, Münze, Zoll, Post, Bank- und Seehandlung bildeten ein jedes ein besonderes Departement, und außerdem gab es noch eine Anzahl verschiedenartiger Stellen für besondere Einkünfte und Ausgaben, für Eingaben und Auskünfte.

Mit der Organisirung einer neu geordneten Verwaltung vom Könige beauftragt, führte Stein in einem ersten Entwurfe als wesentliche Punkte auf:

1) Eine General-Conferenz, als deren Zweck bezeichnet wurde: die nöthige Vereinigung aller obersten Staatsverwaltungsbehörden in ein Ganzes, zur Gewinnung einer allgemeinen Uebersicht und Verbindung der wichtigsten Staatsverwaltungsgeschäfte und zur Vermeidung einseitiger, dem Allgemeinen schädlicher Grundsätze und Verfügungen. Diese Vereinigung beabsichtigt Einheit, Kraft und Schnelligkeit der Staats-Verwaltung.

2) Geschäftsvertheilung nach den natürlichen Grenzen der Geschäfte.

„Das Cabinet bleibt in der dermaligen Verfassung;*) der Vortrag erfolgt von den dazu bestimmten Staatsministern, und in deren Gegenwart werden von einigen Räthen, welche besonders dazu beauftragt sind, die solchen Staatsbehörden zugetheilten Sachen vorgetragen." —

Zu obersten Staatsbehörden für die Leitung sämmtlicher Verwaltungszweige

*) War blos eine Vorspiegelung; das Cabinet blieb keineswegs in der bisherigen Verfassung, welche Stein genöthigt hatte, auszuscheiden.

wurden bestimmt: 1) Das General-Finanz- und Polizei-Departement. 2) Das preußische Provinzial-Departement. 3) Das Departement für Geistliche, Universitäts-, Schul- und Armensachen. 4) Das General-Accise-, Zoll-, Salz- und Stempel-Departement. 5) Das General-Post-Departement. 6) Das Rechnungs-Departement. 7) Die Banco-Direction. 8) Die Seehandlungs-Direction. (Diese beiden letzteren standen unter dem Finanzminister.) 9) Das auswärtige Departement. 10) Das erste und zweite Departement der Militair-Angelegenheiten. 11) Das Justiz-Departement. Bei sämmtlichen Behörden sollte die Geschäftsform durch Abstellung aller unnützen Schreiberei, durch Einrichtungen, welche ein thätigeres Handeln veranlassen, so viel möglich, verbessert, auch der veraltete Kanzleistil abgeschafft werden.

Zwar trug Stein auch jetzt schon auf „vollständige Umbildung der Provinzial-, Kreis- und Municipal-Behörden“ an, wobei er die landständische Verfassung, die Städte-Ordnung und die Befreiung des Bauernstandes im Sinne hatte; allein hiermit konnte nicht eher, als bis die Verwaltung neu organisirt und das Land von den fremden Truppen geräumt worden war, vorgegangen werden.

Unter dem 25. Juli 1808 genehmigte der König den von Stein ihm vorgelegten „Plan zur einstweiligen Verbesserung des Geschäftsganges“ und unter dem 25. August die „Vorschrift für den Geschäftsgang bei den gemeinschaftlichen Arbeiten der obersten Staats-Verwaltungsbehörden“.

In einer dem Könige von Stein überreichten Denkschrift vom 20. September 1808 heißt es: „Eine monarchische Regierung, welche sich edlerer, höherer Zwecke bewußt ist, als jene, welche in Begründung rein despotischer Willkür auf Geld und Soldaten Alles reducirt, ein preußischer König wird die Einwirkung der besten, edelsten Kräfte in die Verwaltung des Staats eben so wenig scheuen, als derselben sich schämen; er erwirbt dadurch dem Staate eine innere Stärke, Festigkeit und Sicherheit, wie wenig andere sie besitzen; er verschafft demselben eine öffentliche Meinung, deren der gute Regent sich immer bemeistert, sie für seine Zwecke zu leiten, alle Mittel in Händen hat, für Alles darin eine kräftige Stütze findet und eine unermüdliche, Alles durchschauende, unbestechliche Controle der Einsichten, Treue und Thätigkeit seiner Beamten, welche nichts Anderes ersetzen kann, welche dagegen den leichtsinnigen, nachlässigen Regenten bald auf die rechte Bahn zurückführen, es ihm unmöglich machen wird,

den Staat seinen Leidenschaften, seinen Schwachheiten, den verderblichen Rathschlägen ungeschickter Minister aufzuopfern. Lehrt doch ein großes Beispiel unserer Tage, mit welcher Kraft die Regierung des einen Staates (England), worin wirkliche National-Repräsentation und eine öffentliche Meinung bestehen, selbst unter der Leitung eines abgelebten Regenten (Georg III. war blödsinnig) sich aufrecht erhält und erhebt über den Untergang so vieler anderen in der Uebergewalt Eines Mannes (Napoleon), dessen Reich aber auch mindestens mit seinem Leben ein Ende erreichen muß, weil er das moralische Uebergewicht, wodurch es entstand, seinem Nachfolger nicht übertragen kann, und er es nicht verwendete, um seinen Staat durch eine sich selbst haltende Constitution zu beglücken, welche seinem Ehrgeize ein Ziel gesetzt haben würde." *)

Das große Ziel, welches Stein unausgesetzt verfolgte, war: Vorbereitung des Volkes zum Befreiungskampfe. Daß hierbei, wo es galt, der Krone wiederum Macht und Ehre, dem Vaterlande Selbstständigkeit, dem preußischen Namen Achtung zu verschaffen, die Interessen des Einzelnen, vor Allem die Vorrechte und Privilegien des Adels vielfach gekränkt und verletzt werden mußten, war von der Nothwendigkeit eben so sehr, als von der Gerechtigkeit geboten; gegen das allgemeine Wohl des Staates mußte der Vortheil und selbst das wohlbegründete und verbriefte Recht des Privatmannes, wenn es sich als Unrecht erwies, zurücktreten; Standesvorrechte waren unverträglich mit dem allgemeinen Staatsbürgerthum, welches jetzt zur Geltung gebracht werden mußte.

Die eigensüchtige Natur des Menschen sträubt sich überall und jederzeit dagegen, einen Vortheil, ein Vorrecht, zumal, wenn sie altes Herkommen für sich haben, zu Gunsten Anderer oder des Allgemeinen aufzugeben; selbst an eingebildeten Vorzügen hält der eitle Mensch fest.

Als nun Stein daran ging, eine gleichmäßige Vertheilung der Lasten, Leistungen und Ehren für alle Staatsangehörige einzuführen, da zeigte es sich sehr bald, daß auf dem Adelsstande die geringsten Lasten ruhten, und von ihm dennoch die größten Begünstigungen und Ehren beansprucht wurden. Selbst Stein war noch in der Ansicht befangen, den Adel als einen gesonderten Stand, als Kaste, aufrecht zu erhalten, er wollte ihn als ersten Stand an Grund-

---

*) Steins Denkschriften; herausgegeben von Pertz. 1848. S. 3.

besitz von einer bestimmten Größe gebunden, nach Verschiedenheit des Einkommens in verschiedene Klassen abstufen; wie in England, sollte der Adel mit dem unverminderten Landeigenthum vererben, die Kinder, welche dessen entbehrten, so wie alle zum Eintritt in den neuen Adel nicht geeignete Mitglieder des alten Adels sollten zwar die Adelsfähigkeit behalten, aber keine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen können. Er verlangte damals, daß der Adel als erster Stand persönlich zu den Provinziallandtagen und theils persönlich, theils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen werde. Als es aber galt, zur Erhebung des Volkes zum Kampfe auf Tod und Leben gegen die Fremdherrschaft alle Hebel in Bewegung zu setzen, gab Stein auch hierin freierer Ansicht Raum. „In einer der geheimen Berathungen (August 1808), denen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen beiwohnten, machte Stein den Vorschlag: bei Ausbruch des Krieges die Aufhebung des Adels zu proclamiren; der König sollte nur den Adel derer anerkennen, welche sich im Kriege auszeichnen würden."*)

Die Befreiung adeliger Güter von der Grundsteuer und die Patrimonialgerichtsbarkeit sollten aufhören und es dem Adeligen nicht mehr, wie bisher, zur Schande gereichen, wenn er als Kaufmann oder Handwerker sich ehrlich und redlich nähre. Eine vorzügliche Berücksichtigung bewies Stein den adeligen Gutsbesitzern dadurch, daß er ihnen durch Königliche Cabinetsordre einen „Indult" auswirkte, wodurch ihnen die auf ihren Gütern haftenden Capitalschulden bis zum 24. Juni 1810 nicht gekündigt werden durften. Zwar lautete die Verordnung zu Gunsten sämmtlicher Grundbesitzer in den Städten und auf dem Lande, seien sie uneingeschränkte oder eingeschränkte Eigenthümer u. s. w., allein die vornehmste Absicht war, dem adeligen Grundbesitzer zu helfen, und zwar auf Kosten des bürgerlichen Capitalisten. Das Gutachten des Ministers Schön, welches Stein hierüber eingefordert, fand keine Beachtung. Schöns Gutachten lautete: „Der Staat kann kein Interesse haben, ob A. oder B. ein Landgut besitze. Derjenige, der den mehrsten Credit, sowohl in Absicht seines Vermögens, als seiner Fähigkeit hat, ist der beste Besitzer, und wer seine Schulden nicht bezahlen kann, muß dem, der das Capital hat, weichen. Der Capitalist ist dem Staate eben so wichtig als der Manufacturist, oder Producent,

---

*) Steins Leben. Th. II. S. 212.

oder der Kaufmann; der erste und letzte haben nur insofern Werth, als sie Capitalisten sind. Es sind also meines Erachtens keine Gründe da, um den Landwirth, der Schulden hat, anders als den Manufacturisten, oder Kaufmann zu behandeln, der seine Schulden nicht bezahlen kann. — Inwiefern es rathsam sein kann, ein Volk creditlos zu machen, lasse ich dahingestellt sein. Man sagt: das Volk muß creditlos werden, damit es dem Feinde nichts leisten könne. Dies soll, wie mir officiell geäußert wurde, der Hauptgrund des erlassenen General-Indults gewesen sein. Man muß das Blut nicht circuliren lassen, damit man keine Entzündung bekomme. Mir scheint das Gegengift ärger als das Gift. Angenommen aber, dies Argument sei richtig, so kann es jetzt, wo wir Frieden haben, nicht mehr gelten. Jetzt kann der Feind nicht mehr willkürlich fordern. Jetzt kommt es darauf an, den größtmöglichsten Credit zu haben, damit sich sogar die Capitalien der Nachbarn bei uns concentriren. Jetzt ist es, meines Erachtens nach, rathsam, die Schuldgesetze (das erste Fundament des Credits) so strenge als möglich anzuwenden und unsere, für cultivirte Völker ohnehin zu gelinden, Schuldgesetze nicht noch gelinder zu machen."

Dieser Ansicht pflichtete Stein nicht bei, und obschon er den König veranlaßte, den Indult, vornehmlich zu Gunsten der adeligen Gutsbesitzer zu verlängern, haben es ihm diese später dennoch wenig Dank gewußt, da er ihnen nicht zugleich die von ihnen beanspruchten Vorrechte, Befreiungen und Privilegien zugestand. Für jetzt aber war die Ritterschaft zu sehr in der öffentlichen Meinung gesunken, als daß sie es wagen durfte, mit gewohnter Anmaßung aufzutreten, und es fehlte auch bei ihr nicht an voranleuchtenden Beispielen edler Hingebung.

In so schwerer Bedrängniß war es nicht an der Zeit, um althergebrachte und wohlerworbene Rechte zu feilschen; das Staatsschiff hatte einen so verhängnißvollen Leck bekommen, daß die Krone einen und den anderen allzuschweren Majestäts-Stein, die Stände manchen überlästigen Constitutions-Paragraphen — denn Constitutionen gab es in der Mark seit dem ersten Hohenzoller — über Bord warfen. Erst in der späteren Zeit des Parteienkampfes und innerer Zerwürfnisse wurde darüber leidenschaftlicher Streit erhoben, wer damals den Staat gerettet? Ob die Krone durch Veräußerung der Domainen, oder die Stände durch Creditbewilligung und Anerkennung der Staatsschuld mehr aufopfernde Großmuth bewiesen hätten.

Bei keinem von allen Staatsgeschäften hatte Stein einen härteren Kampf mit den Bedenken des Königs als Familienhauptes, mit den Juristen, die vom Standpunkte der bestehenden Gesetze und Verträge und mit den Staatswirthen, die vom Standpunkte des materiellen Vortheils sich gegen ihn erklärten, als bei der Veräußerung der Domainen. Endlich gelang es ihm, den König von der wohlbegründeten Gesetzlichkeit, so wie von der Nützlichkeit und gebotenen Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen. Unter dem 20. Januar 1808 erging ein an den Geheimerath Sack, als den entschiedensten Gegner der Maßregel, gerichteter Cabinetsbefehl, in welchem zugleich die Einwendungen der übrigen Gegner widerlegt wurden. „Daß die Veräußerung der Domainen" — so heißt es darin — „in Rücksicht auf den Nationalwohlstand eine wohlthätige Operation sei, hat eine verständige Staatswirthschaft längst entschieden. Die Resultate der Erfahrung haben die Behauptungen der Theorie überall bestätigt und die Gütercultur ist in den Ländern am blühendsten, in denen es keine Domainen giebt.

„Daß die Nothwendigkeit diese Veräußerung jetzt gebiete, müßt Ihr anerkennen und Eure Bemerkung, daß dadurch die Objecte der Sicherheit und des Credits vermindert werden, erledigt sich von selbst, indem durch den Verkauf Geld zusammengebracht und in eben dem Maße die auswärtige Anleihe unnöthig gemacht wird. — — Was Wir in Ansehung der Veräußerung angeordnet haben, sind nur vorbereitende Maßregeln, deren Ausführung erfolgen soll, wenn Wir den rechten Zeitpunkt dazu ersehen werden.

„Was den Einwand der Unveräußerlichkeit betrifft, so beruht solcher auf irrigen Rechtsbegriffen. Weder die Achilläische Disposition vom Jahre 1473, noch die Hausverträge vom 29. April 1599, 11. Januar 1603 und 24. Januar 1752 haben die Unveräußerlichkeit der Domainen festgesetzt; es ist in diesen nur das Primogenitur-Gesetz in Rücksicht auf die Succession, mithin die Untheilbarkeit der von dem regierenden Herrn hinterlassenen Staaten angeordnet. Die Dispositiones von 1710 und 1713 setzen die Unveräußerlichkeit der Domainen als eines Familien-Fideicommisses nach gewöhnlichen Staatsprincipien voraus und bestätigen solche. Aber die Eigenschaft eines Familien-Fideicommisses für das regierende Haus ist, wie auch der Inhalt des Edictes vom 13. August 1713 deutlich sagt, der Eigenschaft eines Staatseigenthums untergeordnet, und es kann keinem Bedenken unterworfen sein, den Souverain

zu solchen Dispositionen über die Domainen, durch welche ihr schädlicher Einfluß auf das Nationalvermögen verhindert wird, zu ermächtigen. Diese Disposition muß und wird die Nation, die über ihren wahren Vortheil belehrt ist, ihm danken und statt das öffentliche Vertrauen zu der Regierung, wie der Hr. Geh. Leg.=Rath v. Raumer besorgt, zu schwächen, wird diese Operation das Band zwischen dem Regenten und den Unterthanen nur befestigen. Das allgemeine Landrecht kann, wie der Kriegsrath v. Balthasar ohne Grund annimmt, nicht dahin gedeutet werden, daß es den Landesherrn nur zu Erbverpachtungen berechtige, da es mit der größten Bestimmtheit sagt:

> Domainengüter können an einen Privatbesitzer gelangen, wenn der Staat dagegen schadlos gehalten wird.

Diese Schadloshaltung ist der Kaufwerth, welcher in der gegenwärtigen Lage des Staats eine um so vollständigere Entschädigung genannt werden muß, als der Staat, wenn er die durch den Friedensschluß zu Tilsit von überlegener Macht ihm auferlegten Bedingungen erfüllen will, mit weit größeren Kosten Geld anschaffen und das Nationalvermögen, welches durch den Verkauf von Domainen an Privateigenthümer gewinnt, weit beträchtlicher vermindern müßte, als durch die Verwendung des aus dem Domainenverkauf zu lösenden Geldes nunmehr geschehen wird. — — —

„Seit dem Frieden von Tilsit hat sich das Verhältniß des Staates wesentlich geändert, und was auch immer gegen den Domainenverkauf in früheren Verhältnissen, obwohl ohne Grund, angeführt werden könnte, so kann man nicht über die Forderung der Nothwendigkeit, sich ihrer zum Wohle des Ganzen zu bedienen, hinauskommen. Das Testament des Königs Friedrichs II. Majestät, welches Ihr mit Eurem Bericht vom 10. d. M. eingesandt habt, ist übrigens so wenig entgegen, daß es die Maßregel vielmehr begünstigt, indem darin der Schatz „ein, dem Staat gehörendes, Gut“ genannt wird, „welches zu nichts anderem verwendet werden darf, als um das Volk zu vertheidigen, oder zu unterstützen“ ....

.... „Hinsichtlich der Beibehaltung der Forsten können Wir Eurem und des Kriegsrathes v. Balthasar Sentiment nicht beipflichten. Erfahrung und Theorie stehen ihm entgegen, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Klage über Holzmangel, die in Unseren Staaten so laut gehört wird, sich verlieren werde, sobald die große, mit Holz nicht bewachsene Holzfläche, deren

Ertrag der Hr. v. Balthasar in der Kurmark und Pommern auf wenige Groschen pro Morgen anschlägt, ein Privateigenthum wird. Da die Forsten des Staats nur mittelst Administration benutzt werden können, eine Benutzungsart, die man bei der Acker= und Viehwirthschaft schon verwerflich gefunden hat, so ließ sich der Erfolg freilich nicht anders erwarten, als ihn die Erfahrung bisher erwiesen hat. Die Forsten können daher vom Verkauf nicht ausgenommen werden und habt Ihr auch mit der Ausmittelung ihres Ertrags vorzugehen.

Königsberg, den 20. Januar 1808. Friedrich Wilhelm."

In Vollmacht dieser Cabinetsordre — und ohne Cabinetsordres würde Stein damals nicht vorwärts gekommen sein — wurden von ihm die nöthigen Einleitungen zur Ausführung getroffen; doch hatte er das ganze Jahr hindurch noch mit den zähesten Widersachern: v. Schrötter, v. Gerlach (Geheimer Rath und Kammerpräsident), v. Raumer, v. d. Marwitz u. A. zu kämpfen. Steins thätigste Gehülfen waren Stägemann und Vincke.*)

Den Schlußstein dieser Arbeiten bildet das, unter dem 17. Decbr. 1808 von Friedrich Wilhelm III. errichtete Hausgesetz über die Veräußerung der königlichen Domainen. In demselben wird zunächst auf die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts (Th. II. Tit. 14) Bezug genommen. Hier wird sehr bestimmt zwischen Domainen als Eigenthum des Staates und zwischen Privateigenthum des königlichen Hauses unterschieden.

„§. 11. Einzelne Grundstücke, Gefälle und Rechte, deren besonderes Eigenthum dem Staate und die ausschließende Benutzung dem Oberhaupte desselben zukommt, werden Domainen= oder Kammergüter genannt. §. 12. Auch diejenigen Güter, deren Einkünfte zum Unterhalt der Familie des Landesherrn gewidmet worden, sind als Domainengüter anzusehen. §. 13. Was Personen aus der Familie des Landesherrn durch eigene Ersparniß, oder auf andere Art gültig erworben haben, wird, so lange von dem Erwerber oder seinen Erben keine ausdrückliche Einverleibung erfolgt, und soweit darüber durch Familien=Verträge und Hausverfassungen nicht ein anderes bestimmt ist, als Privateigenthum betrachtet." — In Beziehung auf den Uebergang der Domainen in Privatbesitz bestimmte das Landrecht (ebendaselbst). „§. 16. Domainengüter

*) Ausführlich dargelegt in Pertz, das Leben Steins. II. S. 59 u. f.

können nur in so weit an einen Privatbesitzer gültig gelangen, als der Staat dagegen auf andere Art schadlos gehalten wird. §. 17. Insonderheit können sie gegen andere Güter vertauscht, in Erbpacht ausgethan, oder gegen fortwährende Zinsen den Unterthanen zum erblichen Besitz vertheilt werden."

Mehr noch, als diese Paragraphen des Landrechtes, die man ja vom Cabinet aus beliebig declariren konnte, stand einer Veräußerung der Domainen das unter dem 13. August 1713 von dem Könige Friedrich Wilhelm I. erlassene „Edict — von der Inalienabilität (Unveräußerlichkeit) derer alten und neuen Domainen-Güter" entgegen. In diesem Edicte untersagte Friedrich Wilhelm I. mit Berufung auf die, von dem Könige Friedrich I. 1710 errichteten, ewigen Fideicommisse eine jegliche Veräußerung oder Verpfändung der Domainen. „Zu dessen so viel mehr Verhüthung" — so lautet des gestrengen Haushalters Edict, — „Wir denn auch bemeldete, von Unsers Herrn Vaters Majestät erworbene, auch von Uns ferner zu erwerbende Lande, Leute, Güter und Einkünfte, nichts davon ausgeschlossen, Unserer Kron und Kur auf ewig incorporirt, den unter denselben hie bevor gemachten Unterschied von Schatull- und ordinären Kammergütern in totum aufgehoben und diesen neuen Acquisitionen die Natur und Eigenschaft rechter Domanial-, Kammer- und Tafel-Güter, sammt der denselben anklebenden Inalienabilität hiermit beigelegt haben wollen, solchergestalt: daß, wenn dennoch wider besseres Vermuthen und diese Unsere wohlbedächtige Constitution von erwähnten Landen, Gütern und Einkünften hiernächst über kurz oder lang an jemand, es sei unter was für Prätext und Vorwand es wolle, etwas verkauft, verschenkt, zu Lehn (oder Lohn) gegeben, oder sonst alienirt und dem Hause gänzlich und in perpetuum entzogen werden würde, solches als null und nichtig, auch der jedesmalige König in Preußen und Kurfürst zu Brandenburg befugt und berechtigt sein soll, dergleichen Alienationes zu widerrufen und aufzuheben, auch die dergestalt veräußerte Lande, Güter und Einkünfte wieder an sich zu nehmen, und mit der Kron und Kur zu vereinigen, ohne daß er schuldig sei, deshalb dem, der sich im Besitze befindet, einige Erstattung zu thun." Es folgt nun eine nachdrückliche Vermahnung an die Nachfolger und an die Landes-Collegia, diese Verordnung als eine „immerwährende Constitution" aufrecht zu erhalten.

Jetzt kam es darauf an, diese „immerwährende Constitution" zu beseitigen; die Noth und das Wohl des Staates geboten es — Friedrich Wil-

helm III. erklärte: „Durch das Edict vom 13. August 1713 ist von Unseres in Gott ruhenden Herrn Aeltervaters, des Königs Friedrich Wilhelms I. Majestät, die Unveräußerlichkeit aller Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, auch einzelner Güter und Einkünfte, welche die preußische Monarchie bilden, auf den Grund eines, in Unserem Königlichen Hause durch Verfassung und Fundamentalgesetze hergebrachten, Familien Fideicommisses für immerwährende Zeiten festgesetzt. Obwohl Wir, kraft der uns zustehenden landesherrlichen und souverainen Gewalt, befugt sein würden, diese Unveräußerlichkeit, so weit sie auf Domainengüter des Staates erstreckt wird, durch ein Edict um so mehr aufzuheben, als die Nothwendigkeit einer Unveräußerlichkeit der Domainen weder durch das Fideicommiß- und Primogenitur-Gesetz Unseres Königlichen Hauses (als welches nur die Theilung und Veräußerung der Souverainetätsrechte zu verhindern bestimmt ist), noch durch das Interesse des Staates geboten wird, so haben Wir Uns dennoch bewogen gefunden, ein Hausgesetz hierüber abzuschließen und die Stände in den Provinzen Unserer Monarchie hierbei zuzuziehen.

„Wir verordnen daher mit Zuziehung aller Prinzen Unseres Königlichen Hauses, so weit es nöthig, in vormundschaftlichem Beistande und Genehmigung mit Zuziehung der Stände in den Provinzen Folgendes:

§ 1. Es hat bei den Hausverträgen und Grundgesetzen Unseres Königlichen Hauses, in so weit solche die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Souverainetätsrechte, mittelst Anordnung der Primogenitur und des Fideicommisses festsetzen, sein Verbleiben.

§ 2. Was die Domainen Unseres Staates betrifft, deren Ertrag zu den öffentlichen Ausgaben bestimmt ist, so können jederzeit nur die Bedürfnisse des Staates und die Anwendung einer verständigen Staatswirthschaft darüber entscheiden, ob ihre Veräußerung, es sei mittelst Verkaufs an Privateigenthümer, oder Erbverpachtung, oder mittelst eines anderen Titels für das gemeine Wohl und für Unser und Unseres Königlichen Hauses Interesse nothwendig oder vortheilhaft sei.

§ 3. Indem Wir daher die Vorschriften Unseres Landrechts Th. II. Tit. 14 § 16 u. f., nach welchen Domanialgüter nur in so weit an einen Privatbesitzer gültig gelangen können, als der Staat dagegen auf andere Art schadlos gehalten wird, hierdurch declariren, setzen Wir fest:

a) daß eine Verschenkung der Domainen nicht statt finde, vielmehr von dem Geschenkgeber selbst, als von seinem Nachfolger widerrufen werden könne;

b) daß der jedesmalige Souverain befugt sei, die zu den Domainen gehörenden Bauerngüter, Mühlen, Krüge u. s. w. gegen Entgelt, es sei mittelst Uebertragung des vollen Eigenthums, oder Erbverpachtung, oder zinspflichtiger Verleihung zum erblichen Besitz zu veräußern, sobald er solches den Grundsätzen einer staatswirthschaftlichen Verwaltung gemäß findet;

c) daß dem Souverain auch in Absicht der übrigen Domanialgrundstücke, Gefälle und Rechte die Veräußerung gegen Entgelt, jedoch nur mittelst Erbverpachtung, die Veräußerung des vollständigen Eigenthums aber, so wie die Verpfändung und Belastung der Domainen aller Art mit hypothekarischen und anderen dinglichen Verbindlichkeiten nur in dem Falle gestattet sein soll, wenn das wahre Bedürfniß des Staats eintritt und mit dem Kaufgelde, oder dem erliehenen Capital Schulden des Staats bezahlt werden müssen, die in der Erhaltung desselben entstanden sind; als solche erklären Wir zugleich alle jetzt schon vorhandene Schulden und diejenigen, die zur Bezahlung der an Frankreich abzutragenden Kriegscontributionen verwendet werden."

§ 4. setzte fest, daß die Domainenkäufer gegen jeden fiscalischen Anspruch unter dem Vorwande der behaupteten Unveräußerlichkeit geschützt sein sollen.

§ 5. bestimmte, daß zu mehrer Sicherheit die Urkunde von dem Souverain, dem Thronfolger und dem ältesten Prinzen des vom Könige Friedrich Wilhelm I. abstammenden königlichen Hauses unterzeichnet werde. „Damit jedoch durch die hier angeordneten Förmlichkeiten in der augenblicklichen Lage des Staats, besonders wegen Erfüllung der gegen Frankreich übernommenen Verbindlichkeiten, kein Zeitverlust entstehe, so setzen Wir fest, daß auf den Betrag derjenigen Summe, die Unser Finanzminister nach einem von Uns selbst zu vollziehenden Etat des, zur Kriegscontribution und zur Befriedigung der jetzt vorhandenen Staatsgläubiger aus den Domainen herbeizuschaffenden, Geldbedarfs — — — Domainen verkauft

oder verpfändet werden können. Auch wollen Wir, daß die Verpfändungs-Urkunden, die Wir den Kaufleuten zu Königsberg, Elbing, Memel über den Belauf der von ihnen zur Berichtigung der Kriegscontribution ausgestellten Wechsel ausgefertigt haben, und den Kaufleuten zu Berlin, Breslau und Frankfurt noch ausfertigen werden, ohne das Erforderniß irgend einer Förmlichkeit in das Hypothekenbuch eingetragen werden sollen."

Der Schluß-§ lautet:

„Unter diesen Bestimmungen wollen und verordnen Wir, daß das Edict Unseres Herrn Aeltervaters Majestät vom 13. August 1713, welches die Veräußerung aller der Krone und Kur incorporirten Güter bei Strafe der Nichtigkeit untersagt, auf den Verkauf, die Verpfändung, oder sonstige Belastung der Domainen mit dinglichen Rechten nicht angewendet werden soll. Zu Urkunde dessen haben Wir dieses Hausgesetz und Edict Höchstselbst vollzogen und von allen Prinzen Unseres Königlichen Hauses und dem für die minorennen Prinzen bestellten Vormunde mit vollziehen, auch die obervormundschaftliche Genehmigung nach gesetzmäßiger Prüfung deshalb ertheilen lassen, so wie von den Ständen in den Provinzen Unserer Monarchie unterschreiben, auch Unser, der Prinzen und der Stände Siegel unterdrücken lassen. Gegeben und geschehen in Königsberg, den 17. December 1808." —

Es folgen die Unterschriften des Königs, der Prinzen Heinrich, Wilhelm, August und Ferdinand, welcher zugleich als Vormund der minderjährigen Prinzen — auch sogar „für die innerhalb des 302. Tages nach dem 17. December 1808 etwa zur Welt kommenden Prinzen des Königlichen Hauses" — unterzeichnete.

Die Unterschrift der Stände konnte nicht auf der Stelle beschafft werden, theils weil einzelne Landestheile noch von den Feinden besetzt waren, theils weil eine ständische Verfassung nicht vorhanden war. Namentlich wurde durch eine Cabinetsordre vom 17. December 1808 für Schlesien angeordnet: „daß in diesem einzelnen Falle die Stände der Provinz Schlesien und der Grafschaft Glatz durch die schlesische General-Landschaft und sämmtliche Fürstenthums-Directionen und außerdem durch einen Deputirten aus jedem landräthlichen Kreise und aus jeder größeren Stadt repräsentirt werden sollten."

Haben wir nun die Hochherzigkeit des Königs anzuerkennen, indem er zur

Erhaltung des Staates, welche zugleich auch die der Krone war, die Verordnungen und Hausgesetze der Aeltervåter aufhebt und die Güter des königlichen Hauses als Staatseigenthum erklärt, so haben wir nicht minder die Großmuth der Stände anzuerkennen, welche zuverlässig nicht zur Unterschrift eingeladen worden wären, wenn nicht ihre Berechtigung hierzu von der Krone anerkannt worden wäre. Diese Berechtigung stammte aus sehr früher Zeit her, denn sie war so alt, wie die Schulden des Hohenzollernschen Hauses in der Mark Brandenburg. Bereits im Jahre 1549 hatte Kurfürst Joachim II. den Landständen diese Zusicherung ertheilt: „Und wollen Wir hinfüro, ohne der ganzen Landschaft Wissen und Bewilligung, kein Schloß, Amt, Kloster, oder andere Gefälle und Einkommen vergeben, verkaufen, versetzen, veräußern, oder sonst in anderen Wegen davon kommen lassen, auch Uns verpflichten, da es vorgenommen würde oder geschähe, daß solches alsdann an ihm selbst nichtig und diejenigen, so etwas, in was Schein und Gestalt das auch geschähe, an sich brächten, desselbigen Wiederbezahlung weder von Uns, Unsern Erben, oder Unserer Landschaft nicht wieder gewarten, sondern des Geldes und was sie davon hätten, verlustig u. s. w. sein sollten." Die Landstände brachten damals durch Bewilligung einer Erhöhung der bestehenden und Genehmigung neuer Steuern beträchtliche Summen auf, damit der Kurfürst die verpfändeten Güter und Schlösser einlösen konnte. Er erkannte dies mit Dank an, wiederholte bald darauf in dem Landtags-Receß vom Jahre 1550 das Versprechen: für Wiedereinlösung der verpfändeten Schlösser u. s. w. Sorge zu tragen, und fügte hinzu: „Da Wir aber solches wirklich nicht thäten und darin lässig wären, sollen alsdann Unsere Landstände, oder aber die Städte allein solches zu thun und zu Unsern Händen zu stellen und zu überantworten Macht und Gewalt haben und wollen Wir dieselben ganz oder zum Theil wiederum nicht vergeben, versetzen, oder verkaufen, veräußern, noch Unseren Räthen, Hofedienern, oder Anderen, die Zeit ihres Lebens, oder aber auf eine benannte Zeit, aus Gnaden, noch sonsten nicht vergeben, oder verschreiben, sondern dieselbe Unsere Schlösser, Gefälle u. s. w. hinfürder aufs Genaueste immer möglich bestellen und einnehmen lassen."

Dennoch fand sich nach seinem Tode eine Schuld von 2,600,000 Thalern vor, deren Tilgung die Landstände übernehmen mußten. Zwar wurde auf den Landtagen zu Berlin und Cüstrin 1572 von den Kur- und Neumärkischen

Ständen zur Verzinsung und Tilgung der Schuld binnen der nächsten fünfzehn Jahre eine Erhöhung verschiedener Steuern bewilligt, allein:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Und leider! auch die Schulden fort!"

zumal die Staatsschulden; denn diese bestehen aus sogenannten „Heckethalern", die sich, je mehr sie getilgt werden, desto schneller vermehren. Kurfürst Joachim Friedrich saß bald noch tiefer darin als sein Vorgänger, die Landstände erhoben gemeinsame — denn damals wußte man noch nichts von einer rechten und linken Seite — Beschwerde, indeß beruhigte sie ein Versicherungsbrief, oder sogenannter Revers des Kurfürsten Joachim Friedrich, d. d. Cöln an der Spree, den 11. März 1602, in welchem er schreibt:

„Als Wir auch Unsern Landständen auf gehaltenem Landtage itzo zugesagt, wollen Wir Unsere Regierung dermaßen anstellen, daß Wir forthin keine Schulden zu Beschwerung Unserer Unterthanen mehr machen und Unsere Landschaft mit keiner Landsteuer nimmer beschweren wollen, auch ohne ihren Rath von Unsern Landen und Leuten, die Wir jetzo haben, nichts versetzen, vergeben, oder verkaufen, wie solches die alten Reverse allenthalben mitbringen."

Während des dreißigjährigen Krieges war es mehr als vorher drunter und drüber gegangen, und welche harten Worte der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von seinen Ständen in allen Provinzen zu hören bekam, ist früher ausführlich erwähnt worden. Auch er ertheilte die schönsten Versicherungsbriefe, von denen wir hier nur aus der kurfürstlichen, d. d. Cleve, den 1. Mai 1652, den Ständen ertheilten, Resolution „§ 14" mittheilen, also lautend: „So wollen auch Se. Kurfürstliche Durchlaucht von deren Kurfürstlichen Aemtern und Tafelgütern nichts weiter veräußern, noch versetzen, zumal, da Sie von diesem schweren Schuldenwesen mit etwas loskommen könnten, und versehen sich zu Dero Landständen ganz gnädigst, sie werden als getreue Patrioten Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht unter die Arme greifen und durch alle möglichen Mittel mit cooperiren helfen, damit Se. Kurfürstliche Durchlaucht Dero Statum recht wieder fassen und in dieser schweren Last ohne Hülfe Ihrer getreuen Unterthanen nicht gelassen werden mögen, sich auch über solchen hochnöthigen Punkt, ehe sie von einander ziehen, gewierig erklären."

In einem späteren Landtagsreceß vom 26. Juli 1653 heißt es: „Zum fünfzehnten: so wollen Wir von Unseren Kurfürstlichen Aemtern und Tafel-

gütern, Inhalts voriger Landes-Reserve, nichts weiter veräußern oder versetzen, sondern was verpfändet, sobald es nur immer möglich, wieder einlösen."

Dies war die letzte Verhandlung, in welcher von Seiten des Landesherrn die Zustimmung der Landstände zu Veräußerungen oder Verpfändung der kurfürstlichen Aemter und Tafelgüter nachgesucht und anerkannt wurde. Mit der Erwerbung der Königskrone kamen die Souverainetäts-Vorstellungen zur Geltung, die alte landständische Verfassung hatte sich ebenso, wie die deutsche Reichsverfassung überlebt, und es bedurfte gewaltiger Erschütterungen und Demüthigungen der Krone und des Volkes, um beide wieder zu gemeinsamem Zusammenhalten zu vermögen.

Unter dem 23. Januar 1809 erließ das Finanzministerium eine Bekanntmachung wegen Verkaufs von einem Theil der im Königreich Preußen vorhandenen Domainen und Forsten, in welcher es heißt: „Um die eben so beträchtlichen als dringenden Geldbedürfnisse des Staats mit jeder nur irgend zulässigen Schonung des Landes befriedigen zu können, gleichzeitig aber den Eingesessenen bei dem mannigfaltigen Ungemach des letzten Krieges und dessen Folgen die Mittel zum Erwerb nach Möglichkeit zu erleichtern, ist von Sr. Majestät beschlossen worden, einen Theil der Domainen und Forsten zu verkaufen."

Friedrich Wilhelms III. hoher Gerechtigkeitssinn erkannte, daß, wenn dem Könige das Recht zustehe, Krieg auf eigene Faust und Wagniß anzufangen, ohne die Mittel dazu sich von einem Parlamente bewilligen zu lassen, er dann auch allein die Folgen davon zu vertreten habe. Hatte er tapfer in der Feldschlacht sein Leben eingesetzt, so konnte er noch viel weniger sich verstecken, als es ans Bezahlen ging.

Zum Wiederaufbau des Staates bedurfte es aber einer breitesten Grundlage, und diese erkannte Stein in einem, durch freies Eigenthum und Gleichberechtigung mit den anderen Ständen zum Staatsbürgerthum, erhobenen Bauernstande.

Auch hierbei hatten wir von Napoleon gelernt, der den Bauernstand hoch in Ehren hielt. Als er noch erster Consul und in dem Staatsrath geäußert worden war: es dürfte wohl gethan sein, den Kindern der ausgewanderten Adligen (Emigranten), deren Güter für Nationaleigenthum erklärt worden waren, eine Rente zur Entschädigung zu gewähren, entgegnete Bonaparte: „Was liegt mir an der Meinung der Salons und der überklugen, faselnden Krittler? Ich

bekümmere mich nur um Eine Meinung, das ist die der schlichten Bauern, alle übrigen Meinungen achte ich gleich Null. Die Bauern sind der Kern der Nation. Die Heere der Republik haben ruhmvoll gekämpft und das Vaterland gerettet, weil sie nicht aus Gesindel, sondern aus den Söhnen tüchtiger Pächter und Bauern bestanden. Diese Leute verdienen vor allen anderen Beachtung."

Wäre der Kaiser diesem Grundsatze treu geblieben, dann würden Preußen, Kosaken, Kroaten und Engländer in Frankreich ihr Grab gefunden haben. Napoleon fiel, weil er sich mit einer Hofpartei, mit altem und neuem Adel umgab, mit einer Kaisertochter vermählte und mit der Legitimität v. G. G. verschwisterte und verschwägerte. Dies hat er in Helena eingesehen; es war zu spät. Hier äußerte er gegen Montholon: „Möge mein Sohn (er schmeichelte sich, daß dieser einst den Kaiserthron besteigen werde) alle Parteien verachten und nur die Masse der Nation im Auge behalten. Frankreich ist das Land, wo die Parteiführer den allergeringsten Einfluß haben; auf diese sich stützen, heißt: auf Sand bauen. In Frankreich vollbringt man nur dann Großes, wenn man sich auf die Massen stützt. Eine Regierung muß überdies ihren Stützpunkt da suchen, wo für sie der sicherste Stützpunkt vorhanden ist, sie kann dabei nicht willkürlich verfahren. Es giebt moralische Gesetze, welche eben so unbeugsam und zwingend sind, wie die physischen. Die Bourbons können sich immer nur auf den Adel und die Pfaffen stützen, wie auch immerhin die Verfassung beschaffen sein möge, die man ihnen abdringt. Ich meinerseits habe mich auf die Gesammtheit ohne Ausnahme gestützt; ich habe das erste Beispiel einer Regierung gegeben, welche die Interessen Aller fördert. Ich habe nicht für oder durch den Adel, die Pfaffen, die Bürger oder die Arbeiter regiert, ich habe für die ganze große Familie der Franzosen die Regierung geführt. Mag die Verfassung Frankreichs diese oder jene besondere Form haben, ihre Grundlage muß das allgemeine Stimmrecht sein. Die Großen haben, als ich im Unglück war, sich von mir abgewendet. Ich konnte zuletzt weder auf meine Marschälle, noch auf meinen Adel mich verlassen, aber das gesammte Volk und das gesammte Heer bis zum Range der Hauptleute waren für mich!" —

Eine dem Minister Stein ohne Namensunterschrift unter dem 12. December 1807 zugesandte Denkschrift, deren Verfasser der Kriegsrath Wlömer in Marienwerder war, gab ihm Veranlassung, von den drei preußischen Kammer-

präsidenten, der Immediat-Commission und dem Minister v. Schrötter Gutachten einzufordern.

Es handelt sich, nach Steins Denkschrift an den König vom 14. Juni 1808, hierbei um die Ertheilung des vollen und uneingeschränkten Eigenthums an die Domainenbauern in Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen. „Rechnet man," heißt es dann weiter, „auf jede bäuerliche Besitzung 30 Magdeburgische Morgen bebautes Land und zweimal so viel Gemeindegut, so beträgt die Fläche, auf die sich die Frage bezieht, 4,230,000 Morgen, oder 195 □Meilen. — Es handelt sich hier um den Wohlstand von 47,000 Familien."

Da, wo es sich um den Vortheil der Krone oder des ritterbürtigen Adels handelte, waren die königlichen Kammern und die Gerichtshalter der Rittergüter stets bereit, die wohlerworbenen Rechte aus vergilbten Pergamenten urkundlich nachzuweisen. Zu großem Ruhme gereicht es dem Freiherrn vom Steine und seinen freiherrlichen Amtsgenossen, daß sie nun auch einmal die wohlerworbenen, aber mit List und Gewalt ihnen wieder genommenen Rechte der Bauern zur Sprache brachten. „Die Landbewohner Preußens," heißt es in der Denkschrift, „waren theils neubekehrte Preußen, theils deutsche Colonisten; den ersteren ertheilte der deutsche Orden unter dem 7. October 1249 das Privilegium, wonach sie volles Eigenthum und Erbrecht erhielten; die deutschen Colonisten besaßen nach der Culmischen Handveste seit 1233 (andere seit 1251) die Höfe eigenthümlich, unter Verpflichtung zum Kriegsdienste und zur Erlegung gewisser Abgaben. Bis in das 15. Jahrhundert hinein besaß der preußische Bauer seinen Hof und Acker eigenthümlich und zahlte davon Steuer. In den unruhigen Zeiten der bürgerlichen Kriege unter der schwachen Regierung der Markgrafen und unter dem Einfluß der polnischen Regierung wurde der preußische Bauer leibeigen und verlor sein Eigenthum am Hofe, wodurch sogar Bauernkriege veranlaßt wurden."

Friedrich Wilhelm I. verlieh den Domainenbauern durch ein Edict vom 16. Januar 1719 freies Eigenthum; allein das Edict kam nicht zur Ausführung. Ein Menschenalter später, unter dem 25. März 1790, erließ Friedrich Wilhelm II. ein Edict, welches dem Domainenbauer ein Besitzrecht auf seinen Hof ertheilte; er hatte einen Antheil an den Gebäuden und wurde ihm Freiholz und einige Remission (Erleichterung) zugesichert. Zur Zeit des Tilsiter Friedens hatte der Bauer zwar erblichen Besitzstand, allein ohne das Recht, sein Gut

zu verkaufen, oder Geld darauf zu borgen. Es unterblieben daher alle landwirthschaftlichen Unternehmungen, da der Bauer keinen Credit hatte; für die Cultur konnte er nichts aufwenden, sollte aber dennoch dem Domainen- oder Rittergute eine Menge Dienste leisten und Abgaben entrichten. War er hierin säumig, so konnte er ohne weitere Entschädigung von dem Hofe, den er erblich, aber nicht eigenthümlich, besaß, getrieben werden.

Unter den verschiedenen eingegangenen Vorschlägen empfahl Stein den des Ministers v. Schrötter dem Könige zur Berücksichtigung. Schrötter hatte die Sache von der geschichtlichen, rechtlichen, staatswirthschaftlichen und, was die Hauptsache war, von der menschlichen Seite aufgefaßt und dargestellt. „Ein Directorial-Rescript vom Jahre 1766 bestimmt den Preis, für welchen ein Hofzinsbauer sein Erbe zu überlassen befugt ist. Die Annahmebriefe versichern dem Bauer seinen Besitz, so lange er die Abgaben erlegt. Da der Bauer ein Erbrecht hat, einen Anspruch auf das Gebäude und ein Recht zu einem Abstand, wenn er seinen Hof an einen andern überläßt, so ist es eine Ungerechtigkeit, ihn ohne irgend eine Entschädigung vom Hofe zu verdrängen, wenn er kein Einkaufsgeld zahlen, den Unterstützungen nicht entsagen will, und wenn er unterläßt, auf den Tag die Abgaben abzutragen.

„Wenn man aber auch die Rechte des Landmanns ganz außer Augen setzt, so stehen der Ausführung noch folgende staatswirthschaftliche Gründe entgegen. Die Anzahl derjenigen, die ihre Höfe kaufen und prompt ihre Abgaben zahlen können, wird bei dem gegenwärtigen erschöpften Zustande des Landes sehr gering sein, es werden also von den 30 bis 40,000 Familien viele ihrer Höfe entsetzt werden. Wer soll nun die leerstehenden Höfe bewirthschaften, die übrigen verarmten Mediatbauern, oder Eigenthümer? Wer soll die neuen Ansiedelungen ausführen, wo soll das Geld hergenommen werden zu ihrem Ankauf?"

Zur Beseitigung dieser Uebelstände machte Schrötter folgende Vorschläge:

1. Das Eigenthum wird den Immediatbauern verliehen; statt des Kaufpreises entsagt er den Unterstützungen an Remissionen und Freiholz zum Bau und zur Feuerung und der Waldweide, wodurch die Forsten von einer Menge Servituten befreit und ihre Veräußerung erleichtert wird, den Staatskassen aber ein jährlicher Vortheil von gegen 100,000 Thalern zufließt.
2. Die Domainendienste und Naturalabgaben werden in Geld verwandelt

und sammt den Zinsen des Inventariums der bisherigen Geldabgabe zugesetzt.

3. Der vierte Theil der Gesammtausgaben, in Getreidewerth fixirt, wird als Grundsteuer festgesetzt; die übrigen ¾ sind in 30jährigen ratis ablösbar.
4. Will der Besitzer den Hof nicht unter diesen Bedingungen annehmen, so wird er öffentlich verkauft und das erlöste Kaufgeld ihm zur Entschädigung gegeben.
5. Die destruirten (wüstliegenden) Höfe müssen aus der Gemeinheit gesetzt werden.
6. Es wird bei der Verleihung des Eigenthums zur Bedingung gemacht, sich binnen 10 Jahren aus der Gemeinheit zu setzen, und wenn dieses nicht nach der vorgeschriebenen Form geschehen, so setzt sie die Regierung auseinander und es erhält ein Jeder so viel an Grundfläche, daß der zukünftige Ertrag die bisherigen Nutzungen seines Hofes in der Gemeinheit erreicht.

Stein fügte zu diesen Vorschlägen noch hinzu:

7. Den Eingesessenen wird das volle Eigenthum sogleich verliehen und sie entsagen ihren Ansprüchen auf Remission, Freiholz und Waldweide.
8. Um ihnen aber ihre Wiederherstellung zu erleichtern, werden ihnen diese Unterstützungen noch auf zwei Jahre, nämlich 1809 und 1810, als ein Gnadengeschenk ertheilt.

Ein großes Verdienst um die Ausarbeitung dieses Gesetzentwurfes erwarb sich der Staatsrath Stägemann, später berühmt und gefeiert als der preußische Tyrtäus während der Zeit der Schmach, der Erhebung und Befreiung des Vaterlandes. Hardenberg, Stein und Schrötter hatten in ihm einen tüchtigen Staatsmann, wie die damalige bedrängte Zeit sie verlangte, erkannt und ihn im Staatsdienste rasch befördert.

Am 27. Juli 1808 übersandte Stein das vom Könige vollzogene Gesetz dem Minister v. Schrötter, bezeugte ihm die königliche Zufriedenheit mit der gründlichen Bearbeitung dieser wichtigen, auf den Nationalwohlstand und Menschenglück einen so großen Einfluß habenden, Angelegenheit und beauftragte ihn, das Gesetz mit Schnelligkeit, Ordnung und Gerechtigkeit auszuführen. Die hierzu erforderliche Anweisung für die Domainenkammern wurde am 15. August vollzogen.

Stägemann begrüßte das Gesetz mit dem Ausdruck der Theilnahme für den

endlichen Sieg des Jahrhunderte lang verkannten Rechtes, als eine der erfreulichsten Erscheinungen der Zeit, welche für die Agricultur unserer Provinzen aus staatswirthschaftlicher Finsterniß einen goldenen Tag und aus dem Schutt des zerstörenden Krieges eine neue Schöpfung hervorrufe; es sei niemals eine öffentliche Maßregel genommen worden, welche das Privatwohl vieler einzelnen Familien mit den Interessen des Staats glücklicher und wohlthätiger vereinigt hätte. — Und doch war dies nur ein erstes, schüchternes Auftreten der von der Aristokratie als revolutionair verklagten Gesetzgebung; Friedrich Wilhelm III. war es selbst, der diesen Schritt, jedoch fürs Erste noch innerhalb der königlichen Domainen, that. Daß die drückenden und ungerechten Zustände der dem Adel unterthänigen Bauern nicht fortbestehen konnten, war bereits früher ausgesprochen worden, allein es ging noch manches Jahr bis zur vollständigen Befreiung vorüber.

Gegen die Aufhebung der persönlichen Erbunterthänigkeit der Bauern vom 9. October 1807 erhoben die Rittergutsbesitzer in allen Provinzen gewaltiges Geschrei, und es konnte damit nicht im Sinne Steins fortgeschritten werden. Für Schlesien und die Grafschaft Glatz erschien unter dem 8. April 1809 ein Publicandum, in welchem die schon gewährte Befreiung aufs Neue beschränkt wurde. „Jeder Einwohner eines Dorfes" — heißt es darin, — „welcher ein Rusticalgrundstück besitzt, ist, der erfolgten Aufhebung der persönlichen Unterthänigkeit ungeachtet, nach wie vor verbunden, alle und jede, auf seinem Besitzthum haftende gutsherrliche Dienste, Lasten und Abgaben, namentlich alle Hand- und Spanndienste, desgleichen auch alle Geld-, Getreide- und sonstigen Naturalzinsen und Leistungen in der nämlichen Art, wie er solche dem Gutsherrn, nach Inhalt seines Kaufbriefes, oder nach Ausweis des Urbarii, oder Kraft rechtsgültiger Verträge und Observanzen zeither zu leisten und zu entrichten verpflichtet war, auch in Zukunft fernerhin ohne Widerrede zu leisten und prompt zu entrichten."

Die den Besitzer bäuerlicher Grundstücke zu Grunde richtenden Laudemien, Marktgroschen bei Vererbung und Verkauf, das Abzugs- oder Abfahrtsgeld von 10 Procent des Vermögens des Abziehenden, so wie von allen ins Ausland gehenden Erbschaften u. dergl. schwere Lasten wurden für nicht aufgehoben erklärt.

Der Zwangsgesindedienst, nach welchem alle Kinder der bäuerlichen Unterthanen auf dem Gute des Herrn drei Jahre lang um geringen Lohn dienen mußten, die zur Verheirathung und zur Erlernung eines bürgerlichen Gewerbes

bisher von dem Gutsherrn einzuholende Genehmigung sollte noch bis zum Martinitage 1810 fortdauern. —

Rascher und allgemeiner, als in Beziehung auf die Landgemeinden schritt die Gesetzgebung in Beziehung auf die Stadtgemeinden vor. Ueberall kam es zu Tage, welche Uebelstände dadurch herbeigeführt worden waren, daß der Staat, der nur als ein freier, gegliederter Organismus Leben und Bestand haben konnte, zur Maschine und zum Exercierhause herabgewürdigt worden war. „Von der auf dem Grundsatze der Selbstregierung beruhenden Municipal-Verfassung war keine Spur mehr vorhanden. Die Einkünfte, die Rechtspflege, die Polizei und was nur sonst in den Bereich bürgerlichen Eigenthums und städtischer Verwaltung gehörte, war seit Errichtung der Kriegs- und Domainenkammern und des General-Directoriums (1723) von Friedrich Wilhelm I. unter königliche Bevormundung gestellt. Den letzten Stoß aber gab die, seit dem Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts (Friedrich II.) geltende Vorschrift: daß die obrigkeitlichen Stellen mit Invaliden besetzt werden mußten, ausgedienten Soldaten, welche ohne Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft, der Stadt und den Geschäften völlig fremd und an die strengste Unterordnung gewöhnt, in ihren Stellen nur Ruheplätze suchten, die Errichtung eines ganz mechanischen Räderwerkes für den Geschäftsbetrieb vollendeten und weder den Eingriffen der Kriegs- und Domainen-Kammern, noch der commandirenden Officiere in den Polizei- und Gemeinde-Angelegenheiten widerstanden. Nach dem, in der Staatsverwaltung herrschenden, Grundsatze des Mißtrauens und des gesteigerten Beaufsichtigens wurden die unbedeutendsten städtischen Angelegenheiten von der Regierung geprüft, entschieden, befohlen, alle Geschäftsthätigkeit der städtischen Obrigkeiten ging in fruchtlosem, schädlichem Papierwesen auf; Einsicht, Geschäftsfähigkeit, Thätigkeit, Liebe zum Beruf konnten sich weder bilden noch bewähren. Bürgerschaft und Magistrat waren jeder selbstständigen Verfügung über das Gemeinwesen beraubt. Das Vermögen mußte nach Etats verwaltet werden, welche vom königlichen Steuerrath, der Kriegs- und Domainenkammer, der Oberrechenkammer und der General-Controlle nachgesehen und festgesetzt wurden. Keine neue Anlage, keine Erhöhung bisheriger Leistungen, keine bessere Benutzung eines Grundstücks war ohne höhere Genehmigung erlaubt. Die Bürgerschaft, ohne Vertrauen zu einer unwirksamen Obrigkeit, ohne Einwirkung auf die eigenen Angelegenheiten, ohne Vereinigungspunkt, hatte weder Kenntniß vom Gemeindewesen, noch Anlaß,

dafür zu wirken. Selbstthätigkeit, Eifer und Liebe für die Gemeinde, Aufopferungsfähigkeit waren verloren gegangen; man erwartete auch in den eigenen Angelegenheiten Alles nur vom Staate, ohne Vertrauen zu seinen Maßregeln und ohne Begeisterung für die Verfassung."*) Und ein hochweiser Rath und Bürgermeister nebst Vettern und Basen, sammt einer ehrsamen und erbgesessenen Bürgerschaft befanden sich den Umständen nach recht wohl dabei. Aus diesem unglückseligen Schlaraffenleben und philisterhaften Seelendusel wurden die ehrlichen und bequemen Spieß- und Pfahlbürger im ganzen Königreiche durch den Kanonendonner von Jena unsanft aufgerüttelt. In Berlin ging die Neugestaltung des Gemeinderathes, der Bürgerwehr und anderer städtischer Institute von den französischen Befehlshabern aus. Auf gesunderem Wege entwickelte sich die Wiedergeburt der städtischen Gemeindeverfassung in Königsberg aus der Bürgerschaft selbst.

Ein städtischer Rechtsbeamter, der Criminalrath Brand, theilte dem Minister Stein einen von ihm entworfenen Plan zur Umgestaltung der Königsberger Stadtverfassung mit. Stein erklärte sich damit einverstanden und forderte (26. Juni 1808) Brand auf, seinen Entwurf durch die Bürger-Aeltesten prüfen und dem Könige einreichen zu lassen. Dies geschah am 15. Juli. Stein empfahl dem Könige: diese Angelegenheit dem Minister v. Schrötter zur Begutachtung zu übergeben; an diesen erging unter dem 25. Juli nachstehende Cabinetsordre:

„Mein lieber rc.

„Die Aeltesten der hiesigen Bürgerschaft tragen für diese, um auf eine rechtskräftige Art an den das städtische Wesen betreffenden Verhandlungen Theil nehmen zu können, in der nebst ihrer Anlage urschriftlich beikommenden Immediatvorstellung vom 15. d. Mts. auf Bildung einer gesetzlichen Repräsentation an. Eine solche Einrichtung ist ein Theil der Einführung einer vollständigen Municipalverfassung, die der städtischen Gemeinde und ihren Vorstehern Befugnisse beilegt, wodurch sie eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten und sie nicht nur von den Fesseln unnützer schwerfälliger Formen befreit werden, sondern auch ihr Bürgersinn und Gemeingeist, den die Entfernung von aller Theilnahme an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten vernichtet, wieder neues Leben erhält.

*) Steins Leben. Th. II. S. 150.

„Ihr habt den Plan zu einer solchen städtischen Gemeindeverfassung, sowohl in Beziehung auf die Repräsentation der Bürgerschaften, als die innere Einrichtung der Magistrate zu entwerfen, dabei die Verhältnisse der verschiedenen Städte nach ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung zu berücksichtigen, über die Sache selbst mit den städtischen Ständen zu conferiren und das Ganze zur Genehmigung einzureichen, damit die Abänderung der städtischen Verfassung sobald als möglich ausgeführt werden könne.

Ich bin Euer &c.

Friedrich Wilhelm."

Tüchtige Gehülfen standen Stein auch bei der Wiederherstellung einer städtischen Verfassung zur Seite: die Geheimen Räthe Frei, Morgenbesser und Friese bearbeiteten diese Angelegenheit zunächst für die Städte der Provinz Preußen; die Minister Schön und Altenstein erweiterten den Entwurf zu einer Städte-Ordnung für das Königreich, welcher der König am 12. November 1808 die Genehmigung ertheilte.

Dies Gesetz gab den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft, die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter; es erweckte Liebe zur Gemeinde, Theilnahme an den städtischen Angelegenheiten, ein erhöhtes Gefühl von Selbstständigkeit und Ehre, das Bedürfniß und das Streben nach Einsicht in die eigenen und die beste Vorbereitung für demnächstige Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten.*)

Wie vor dem Geiste des Baumeisters, der den Grundriß und Aufriß eines Kölner Domes zeichnete, das ganze Werk vollendet dasteht, obschon er weiß, daß er den Bau nur in geringer Erhebung über dem Grunde erblicken wird und den ferneren Ausbau nachfolgenden Baumeistern und künftigen Geschlechtern überlassen muß, so stand auch vor dem Geiste des großen Staatsbaumeisters Stein der constitutionelle Staat, zu dem er den Grundstein legte, vollendet da. Für ihn aber war die Aufgabe dadurch erschwert, daß aus der zerbrochenen und zerbröckelten Staatsmaschine ein lebendiger Staats-Organismus neu gebildet werden sollte, immer „mit möglichster Erhaltung des Alten und mit sorgsamer Schonung wohlerworbener Rechte." Dies war der Grund, weshalb

---

*) Steins Leben. II. 153.

die schönsten Entwürfe Steins und Hardenbergs ihnen selbst unter den eigenen Händen zu Nebelbildern wurden.

Stein legte bereits unter dem 14. Juni 1807 dem Könige eine Denkschrift zur neuen Organisirung der Provinzial-Stände und Landtage, zur Vorbereitung und zur Errichtung von Reichsständen und einer Reichstagsversammlung vor.

Ebenso wie die Neubildung der Städte-Ordnung, ging auch die der Landstände von der Provinz Ostpreußen aus, welche die Feinde am ersten geräumt hatten und wo die Haupt- und Residenzstadt Königsberg damals der Mittelpunkt der Verwaltung war. Schon längst gehörten in sämmtlichen Provinzen der preußischen Monarchie die Landstände der Geschichte an, d. h. es war ihre Zeit vorüber. Auf die Nachwelt war von ihnen nichts gekommen als — ihre Schulden. — Zur Tilgung, mehr aber zur Forterbung derselben von Geschlecht zu Geschlecht, waren unter Friedrichs II. Regierung „Creditsysteme der ritterschaftlichen Gutsbesitzer" eingerichtet worden, deren jede unter der Leitung eines königlichen Commissarius und einer General-Landschafts-Direction standen. An der Mitgliedschaft hatte nur der adlige Gutsbesitzer Antheil. Als im Spätjahre 1807 die ostpreußische Landschaft zur Berathung über die Aufnahme der Domainen in den Creditverein und über die Aufbringung der Kriegscontribution berufen werden sollte, schlug der Geh. Finanzrath v. Auerswald vor, alle Güter von eintausend Thalern Werth in den Verein aufzunehmen; die bisherige Beschränkung auf adlige Güter habe diesen die Verwendung bedeutender Capitalien zur Hebung des Ackerbaues erlaubt und zu Ansammlung von Capitalien durch Anlegung kleiner Ersparnisse gereizt, dagegen den Besitzern nicht adliger Güter das Erhalten von Darlehen erschwert und Verschwendung des Vermögens, Mißbrauch des Credits zum Auskaufen kleiner Grundbesitzer und verderblichen Güterhandel herbeigeführt. Stein ließ diesen Vorschlag durch die Immediat-Commission prüfen, nahm ihn an und beschloß die Vertretung dahin zu erweitern, daß sie nicht an den adligen Stand (den er jedoch als einen ganz aparten Stand conserviren wollte) der Aufnahme-fähigen Gutsbesitzer gebunden sein sollte. Aus jedem Kreise wurde neben den adligen Abgeordneten ein Gutsbesitzer der Köllmischen Gutsbesitzer (Freisassen) berufen. Die Frage über die Art der Abstimmung entschied Stein dahin: bei allen Landesangelegenheiten müsse, damit jedes Einzelnen Gutachten deutlich herauskomme, nach Köpfen gestimmt werden, ohne

Instruction der Kreise, welche nicht ausreiche und wobei der Hauptnutzen der Berathung und alle Stimmfreiheit hinwegfallen würde; ein Jeder sei verpflichtet und berechtigt, seine Meinung nach seiner Ueberzeugung freimüthig vorzutragen und abzugeben. Das Verhältniß der Landtagsmitglieder war schließlich auf 24 ritterschaftliche und 12 Köllmische festgesetzt, denen 5 Mitglieder der Direction hinzutraten; den bürgerlichen Gutsbesitzern, deren Anzahl in Lithauen überwog, wurde die Wahl eines Mitgliedes zu den drei adligen in die Generaldirection gestattet und Auerswald zum General-Landschafts-Director ernannt. Den Antrag auf besondere Bildung eines ständischen Ausschusses von vier ritterschaftlichen und einem bürgerlichen jährlich zu wählenden Mitgliede, womit die Regierung unterhandeln könne, hatte Stein abgelehnt. „Der Zweck aller ständischen Verhandlungen," schrieb damals Stein, „ist, Gemeingeist zu erhalten und Theilnahme an dem Wohle des Ganzen, zugleich auch ein Organ zu haben, welches die Wünsche und Bedürfnisse der Unterthanen dem Regenten vorlegt. Diese Zwecke werden durch ein solches, aus wenig Personen bestehendes Comité nicht erreicht, sondern es muß alljährlich ein Landtag versammelt werden, und hat Herr v. Auerswald einen Organisationsplan der Ständeversammlung in Hinsicht auf Repräsentation, Geschäftskreis, Geschäftsform, Unkosten rc. zu entwerfen und einzureichen." Das neue Landschaftsreglement empfing am 24. December die königliche Bestätigung.*)

Dem ostpreußischen Statut gleichlautend, erhielten bald darauf auch die übrigen Provinzen Verordnungen zur Einberufung ständischer Deputirten. So beschränkt auch der Antheil war, welcher dem bürgerlichen Gutsbesitzer bei der Vertretung seiner eigenen Interessen verstattet wurde, mißgönnte die selbstsüchtige Ritterschaft ihm dennoch selbst diese kärgliche Gnade und erhob Vorstellungen und Beschwerde dagegen. Der König ließ dergleichen Anmaßungen durch Stein gebührend zurechtweisen. Wir erwähnten bereits ein von dem Vorstande der schlesischen Ritterschaft dem Könige zu seinem Geburtstage 1808 überreichtes Glückwünschungsschreiben.

Außerdem, daß der König die Grafen und Freiherren Schlesiens aufforderte, in Zukunft „als Deutsche an ihren König nicht, wie sie gethan, in französischer, sondern in deutscher Sprache zu schreiben," fügte er, in Beziehung auf einige,

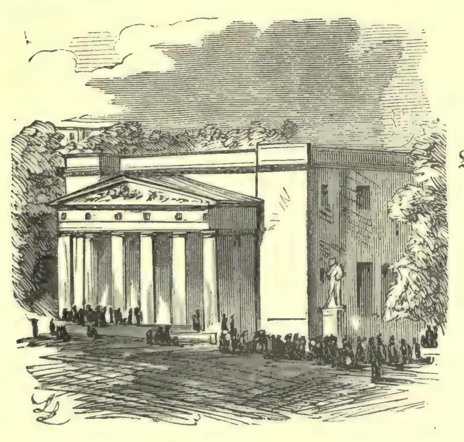
*) Steins Leben. Th. II. S. 165.

ihm mißliebige Aeußerungen hinzu: „Es muß unter allen Theilnehmern an der Landesverwaltung Einigkeit sein; wird sie gestört, so liegt die Schuld an beiden Theilen und es kann nicht die Frage sein, wer Recht hat, sondern nur, wer den Vorwurf des mehreren Unrechts trägt? Man sollte glauben, zwei unglückliche Jahre würden den Geist der Kasten und Bureaukratie vertilgt haben; er scheint indeß noch mehr aufzuleben und sich in wechselseitigen Beschuldigungen und Anklagen zu äußern. Se. Königl. Majestät empfehlen und befehlen daher Ruhe, Eintracht und Beharrlichkeit im Guten; die Ausübung dieser Tugenden ist gleich wohlthätig für die Verwaltung und für die Verwalteten."

Daß Provinzialstände, welche nur den Vortheil und das Wohl ihrer Provinz im Auge hatten, nimmermehr die Aufgabe zu lösen im Stande seien: die auseinandergerückten und gerenkten Glieder des Königreichs zu einem ganzen und lebenskräftigen Staate zusammenzuführen, hatte Stein sehr wohl erkannt und deshalb schon damals die Einberufung von Reichsständen als den Schlußstein der Verfassung bezeichnet. Für jetzt genügte es ihm, die preußische Hof- und Staatssprache um dieses Wort bereichert zu haben. Noch so manches Jahr verging, bevor dies Wort „Reichsstände" auch in der lingua vulgaris, in der Volkssprache, Eingang fand und wiederum noch so manches Jahr, bevor „das Wort Fleisch ward" und die Reichsstände Sitz und Stimme gewannen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der General Scharnhorst aus dem Bauernstande hervorgegangen. — Friedrich Wilhelms III. eigenhändiger Reorganisationsplan des Heeres vom Juli 1807. — Scharnhorsts erste Vorschläge zur Volksbewaffnung vom 31. Juli 1807. — Eine zweite Denkschrift vom Januar 1808. — Die Stadtschulen sollen eine militairische Richtung erhalten. — Turnschulen. — Scharnhorsts Verhältniß zu Stein. — Clausewitz. — Grolmann. — v. d. Marwitz verlangt für den Adel die Officierstellen, für den „Bauerlümmel“ und den bürgerlichen „Racker“ die Prügelstrafe.



Vor der Hauptwache in Berlin, zur Seite des Zeughauses, steht das marmorne Standbild eines Feldherrn, welcher durch nachdenkliche Haltung und sinnenden Ausdruck mehr als der Mann des Rathes, als der That, von dem Künstler mit Absicht dargestellt worden zu sein scheint. Und welchem altberühmten und hochgebornen Geschlechte gehört dieser Kriegsmann an, dem so ausgezeichnete Ehre zu Theil wurde? Kein Stammbaum, keine Ahnentafeln und Wappenschilde sind an dem Denkmale zu finden; General Scharnhorst, vor dessen Standbild wir stehen, war der Sohn eines armen Pächters, geboren 1756 zu Hämelsee im Hannoverschen. Durch einen Erbschaftsproceß kam der Vater in den Besitz eines kleinen Gutes in Bordenau an der Leine, und es ward ihm nun möglich, die Neigung seines fünfzehnjährigen Sohnes Gebhard zum Soldatenstande zu befriedigen; er verschaffte ihm Aufnahme in die Kriegs-

schule des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg in Steinhude. Im Jahre 1777 trat er als Fähndrich in die hannoversche Artillerie ein, wurde 1780 Lieutenant und Lehrer an der Artillerieschule zu Hannover und machte als Adjutant des Generals Hammerstein den Feldzug 1794 in den Niederlanden mit. Verschiedene militairische Schriften: „Handbuch der Kriegswissenschaften (1787 bis 1789)", „militairisches Journal (1788 bis 1805)", „Taschenbuch für Officiere (1794)", erwarben ihm einen geachteten Namen, so daß er, von dem Herzoge von Braunschweig 1801 dem Könige Friedrich Wilhelm III. empfohlen, in dem preußischen Heere eine Anstellung als Oberstlieutenant erhielt. Wir haben seiner als General-Adjutanten des Herzogs von Braunschweig während der Schlacht von Jena, im Generalstabe Blüchers bei der Erstürmung Lübecks, wo er in Gefangenschaft gerieth und nach seiner Auswechselung als General-Major in dem Feldzuge 1807 zu erwähnen gehabt. Die Zeiten der Gefahr, der Noth und des Unglücks hatten den Männern von Muth und Geist Gelegenheit geboten, sich bemerkbar zu machen. Nirgend that eine Reform an Haupt und Gliedern mehr Noth, als bei dem Heere. Niemand erkannte dies, durch die traurigsten Erfahrungen belehrt, mehr an, als der König selbst; unablässig war er mit Gedanken und Entwürfen über die Reorganisation des Heeres beschäftigt. Er übergab einige Tage nach der Unterzeichnung des Friedens dem General Scharnhorst einen von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Aufsatz, in welchem er alle, in moralischer und taktischer Hinsicht wesentlichen Punkte der Neugestaltung des Heeres in der ihm eigenen bescheidenen, sich selbst mißtrauenden Weise zur Sprache brachte.

„Da es wohl," so beginnt diese denkwürdige Urkunde, „nach der bisher gemachten Erfahrung, auch nach der veränderten Lage der Sachen weder thunlich, noch gerathen sein möchte, die Armee bei ihrer Wiedergeburt verhältnißmäßig ganz wieder auf den ehemaligen Fuß zu setzen, so würden hierbei vorläufig folgende Punkte zu beachten und demnächst ein Plan zu entwerfen sein, damit bei neuen Formationen sogleich nach dem Geiste desselben verfahren werden könne, um keine unnöthigen, damit im Widerspruche stehenden Einrichtungen zu treffen.

1. Wird man vor allen Dingen die Officiere, so ihre Schuldigkeit offenbar nicht gethan haben, vom Dienst ausschließen und nach Umständen auf das Strengste zu bestrafen haben.
2. Solche, deren Betragen zweifelhaft geblieben, zur Rechenschaft ziehen.

3. (Frage.) Könnte es wohl gerathen sein, bei Wiederherstellung der Armee dieses Heer von invaliden Generalen, Stabs- und anderen Officieren, die theils physisch, theils moralisch, oder an beiden zugleich invalide sind, wieder nach ihren ehemaligen Rang und Würden einzusetzen?
4. Und wenn dieses nicht ist, indem eine Abänderung hierin zuverlässig wesentlich nothwendig ist, wie wäre künftig das Avancement in der Armee einzurichten, um künftig nicht wieder in den alten Fehler zu verfallen?
5. (Hauptfrage.) Würde mit dem Eintritt der Unadligen nicht eine Abänderung zu treffen sein, und würden nicht mehr Bürgerliche zugelassen werden müssen?
6. Es würde ein richtigeres, auf neuere Erfahrungen gegründetes Verhältniß unter den verschiedenen Truppenarten festzusetzen sein; d. h. an Linien-Infanterie, an leichter Infanterie, an Artillerie, Cavallerie. Daß wir zu wenig wirkliche, leichte Infanterie haben, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wie aber wäre diese zu schaffen?
7. Das Ein- und Ausländer-Recrutirungssystem würde gänzlich abzuändern und statt Regiments-Canton größere Districte zu bestimmen sein, aus welchen die verschiedenen Gattungen von Truppen zu ergänzen wären, wobei mehr auf die Qualification für eine jede insbesondere, wie zeither möglich, gesehen werden könnte. Ein etatsmäßiger Ausländerstamm nebst Werbegeld würde wohl auf jeden Fall aufhören müssen.

   Bei der neuen Canton-Einrichtung müßten wenigere Eximirte (Befreiungen) statt finden, und es wäre zu erwägen, ob die, von dem Rittmeister v. Marwitz angeführten, Ideen der Formirung von Frei-Corps, d. h. von leichten Truppen, nach seinen entworfenen Principien nicht zum Theil ausführbar wären.
8. 9. 10. 11. enthalten Bemerkungen über die Neubildung von Armee-Corps, Divisionen, Regimentern und Compagnien.
12. (sehr wichtig.) Sobald aber bei der Recrutirung weniger Exemtion stattfindet, müßte mit den militairischen Strafen eine Aenderung geschehen und sie zwar eben so strenge, aber weniger diffamirend anzuordnen sein, deshalb eine Umänderung der Kriegsartikel vorzunehmen wäre. (Spießruthen und Stockprügel abzuschaffen.)

13. In Ansehung der Bekleidung, so würde diese zu simplificiren sein, in der Weise, wie sie bereits bei den Infanterie-Reserve-Bataillons eingeführt worden ..... Die Anschaffung der Mäntel für die Infanterie, und der Ueberhosen für die Cavallerie von grau-melirtem festen Tuche ist hierbei das Wesentlichste, weil die diesmalige beispiellose Winter-Campagne die dringende Nothwendigkeit derselben gezeigt hat."

Scharnhorst übergab hierauf (Memel, den 31. Juli 1807) dem Könige eine Denkschrift, „die Vertheidigungsmittel des preußischen Staats betreffend", in welcher er seine ersten Gedanken über die Errichtung einer Landmiliz, später Landwehr genannt, niedergelegt hatte. Nachdem er über die Vertheilung der Truppen in die Festungen und deren Verbindung unter einander gehandelt, macht er eine Berechnung der Wehrkraft des Landes und findet, daß eine Bevölkerung von fünf Millionen hinreichend sein würde, eine Armee von 120- bis 150,000 Mann zu errichten. Da indessen die Finanzen dies nicht erlauben dürften, würde das Heer fürs Erste auf 65- bis 70,000 Mann zu beschränken sein. „Es bleibt," heißt es dann weiter, „bei dieser Einrichtung äußerst wichtig, eine solche Anordnung zu treffen, durch die man die Armee, und vorzüglich die Infanterie, geschwind vermehren kann. Dies möchte auf folgende Art am Leichtesten möglich sein:

1. Man läßt bei jeder Compagnie 1 Officier mehr, als angesetzt und nöthig ist.
2. Man entläßt von jeder Compagnie in den ersten 3 Jahren jährlich 20 Mann noch diensttüchtige Leute ins Canton, nachher jährlich 10 und ersetzt die abgehende Mannschaft durch andere.

„Durch diese Einrichtung bekommt man in 3 Jahren gegen 17,000 Mann geübter Leute, zu denen man 280 Officiere hat. Forderte die Politik, so wenig Truppen als möglich aufzustellen, so wird die oben erwähnte Mannschaft als auf immer entlassen angesehen und die Officiere als zum Etat gehörig. Ein großer Theil der denkenden Militairs war von jeher für eine Landmiliz. Sie kann zu zwei Zwecken dienen:

„1) Die Ruhe des Landes zu erhalten, die Polizei zu unterstützen, das Land gegen die Plünderungen der Marodeure zu decken und feindliche Streifereien zu verhindern.

„2) Das Land in Verbindung mit regelmäßigen Truppen zu vertheidigen.

„Fänden Ew. Majestät eine solche Einrichtung für die dereinstigen Verhältnisse vortheilhaft, so würde es sich fragen, ob nicht die Brüder und Söhne, die Eigenthümer von Häusern, Grundstücken, bedeutendem Vermögen, die Söhne der königlichen Bedienten u. s. w., kurz ein Theil der bisher vom Militairdienst befreiten (eximirten) jungen Leute, welcher in den cantonfreien Städten sehr beträchtlich sein würde, zu einer solchen Miliz organisirt und blos zu dem ersten Zweck bestimmt würden, damit man sie zum zweiten nur dann heranziehen könnte, wenn man es dereinst für gut fände. Die Ausführung würde jetzt weniger Schwierigkeit haben, als in der Folge, indem in diesem Augenblick eine ähnliche Einrichtung in den Städten jenseit der Weichsel statt findet.*) Eine jede Stadt mit einem gewissen Kreis des umgebenden Landes hätte dann ihre Miliz-Compagnien, theils Infanterie, theils Cavallerie. Sie besetzten einige Thore der Stadt und hätten außerdem ihre Wachen. Sie kleideten und bewaffneten sich selbst und erhielten keine Besoldung. Die Infanterie könnte Büchsen führen, alle sich grün kleiden. Die Compagnien eines jeden Stadtbezirks versammelten sich jährlich und würden von dem commandirenden General der Provinz, den Landständen und den ersten Civilbeamten gemustert; nachher erfolgte ein Scheibenschießen . . .

„3) Würde diese Miliz, wenn günstige Umstände zur Vertheidigung des Landes eintreten sollten, sehr bald ohne Aufsehen vermehrt werden und mit den stehenden Truppen dienen können. Sie würde zur Vertheidigung der Flüsse, Posten und in durchschnittenem Terrain in Verbindung mit Linientruppen verwendet werden und bald den Dienst guter leichter Truppen leisten. Nur in der Hinsicht, daß diese Einrichtung jetzt ohne Aufsehen angeordnet und in der Folge vielleicht zu großen Zwecken dienen kann, bringe ich sie bei Ew. Königl. Majestät als einen Gegenstand, der eine nähere Untersuchung verdient, allerunterthänigst in Anregung. Memel, den 31. Juli 1807."

In der Seele Scharnhorsts arbeitete, wie in der aller vaterländisch gesinnten Männer, damals nur Ein Gedanke: Vorbereitung zum unausbleiblichen Kampfe gegen den fremden Unterdrücker. Diesem aber blieb durch seine, durch ganz Preußen vertheilten, Spione solche Stimmung und die Persönlichkeiten, welche sie insonderheit anfachten und unterhielten, nicht verborgen. Daher seine

*) Scharnhorst schrieb dies in Memel und spielte auf die in Berlin und anderen Städten von den Franzosen eingeführte Nationalgarde an.

Maßregeln: die Festungen Preußens so lange als möglich besetzt zu halten und die Wehrkraft des Landes auf ein ohnmächtiges Häuflein zu beschränken. Der Friede von Tilsit enthielt hierüber noch keine Bestimmung; sobald indessen Napoleon durch seine in Preußen zurückgelassenen Generale und andere Aufpasser erfuhr, daß man in Königsberg eifrigst an der Errichtung eines Heeres nach französischen Grundsätzen arbeite, war er in Zeiten darauf bedacht, die Kriegsmacht Preußens auf einen sehr niederen Stand zu beschränken. Bevor er hierüber sein Machtgebot erließ, war alles Sinnen und Trachten des Königs auf die Wiederherstellung des Heeres gerichtet. —

Der That mußte nothwendig der Gedanke vorhergehen; in unserer Gedanken-losen und doch Gedanken-scheuen Zeit ist es gut, uns jener Zeit zu erinnern, wo an die Macht des Gedankens, als die allein und sicher zur rettenden That führende, geglaubt wurde. Nicht nur auf den Bänken der Universität, auch an dem Schreibtische des Kriegsministers führte der Gedanke den Vorsitz, und aus Scharnhorsts Geiste trat, wie die gewaffnete Minerva aus Jupiters Haupte, das Heer, „als die Zeit vollendet war", gerüstet und schlagfertig hervor. Unter der bescheidenen Ueberschrift: „Vorläufiger Entwurf der Verfassung der Provinzialtruppen", überreichte Scharnhorst dem Könige im Januar 1808 eine Denkschrift, aus der wir Nachstehendes mittheilen:

„Bei einer jeden neuen Einrichtung müssen ganz einfache, Jedem einleuchtende Sätze zum Grunde liegen, wenn sie zu großen Resultaten führen soll. Ohne das einfache Gesetz der preußischen Militairverfassung:

„daß ein jeder Bewohner des Staats ein geborner Vertheidiger desselben ist",

hätte der Staat nicht in so kurzer Zeit zu seiner Größe heranwachsen können. Durch die Nachahmung dieser Verfassung wurde die östreichische Armee nach dem siebenjährigen Kriege, die französische nach den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges das, was die preußische Armee vorher war: eine wahre stehende Armee, d. i. eine Armee, welche man nicht allein zu einer, der Bevölkerung des Landes angemessenen, verhältnißmäßigen Größe bringen, sondern auch dabei erhalten kann.

„Bei einer näheren Untersuchung findet man, daß man bei dieser Verfassung zwar Meister von der streitbaren Mannschaft ist, daß man aber, um sie zu üben und zum Kriege bereit zu halten, eines großen Aufwandes bedarf, indem eine solche, mit Gewalt ausgehobene, Mannschaft nicht durch die

Liebe für das Vaterland und seine Verfassung sich großen Aufopferungen unterwirft, sondern daß diese nur durch Disciplin und einen, durch den Krieg erzeugten, kriegerischen Geist bewirkt werden können. Für große und reiche, für erobernde Staaten ist daher diese bisherige Verfassung der stehenden Armee vielleicht die beste, sie entspricht aber nicht den eigenthümlichen Verhältnissen der mittleren Staaten. Haben diese eine gute Verfassung, ein Gouvernement, welches sich Liebe und Achtung zu verschaffen weiß, so steht ein Mittel zu Gebote, welches den größeren, nicht mit der Vernichtung bedrohten Staaten fehlt. Dies ist die freiwillige Aufopferung für die Erhaltung des Staats, des Eigenthums, der Rechte der Bewohner derselben. Kein unabhängiges Volk unterwirft sich dem Joch eines anderen, ohne seine letzten Kräfte aufzubieten, wenn es gut regiert und geleitet wird. Man kann daher bei den mittleren Staaten von den Bewohnern Aufopferungen gegen einen Vernichtungskrieg erwarten, welche nicht allein die Disciplin, sondern auch den, durch den Krieg erzeugten, kriegerischen Geist der Armee in einiger Hinsicht ersetzen. Die mittleren Staaten können daher in ihrem Innern mit der ganzen Masse ihrer streitbaren Männer zu ihrer Vertheidigung auftreten, wenn sie vorher in den Waffen geübt, mit den nöthigen Streitmitteln versehen, und mit der unentbehrlichen militairischen Disciplin bekannt gemacht wird. Da den größeren Staaten die Armeen also mehr kosten und sie dadurch mehr in der verhältnißmäßigen Anzahl begrenzt sind, überdies im Kriege nicht in so großen Massen auf einen mittleren Staat wegen der Schwierigkeit des Unterhalts sich werfen können, so entsteht zwischen jenen und diesen bei einem Unterdrückungskriege, unter gewissen Umständen wenigstens, auf eine kurze Zeit eine Art von Gleichgewicht. Aus diesen Gründen müssen die mittleren Staaten eine ganz andere militairische Verfassung, als die herrschenden, haben. — — —

„Es scheint bei der jetzigen Lage der Dinge darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung aufs Innigste vereinigt werde, daß die Regierung mit der Nation gleichsam ein Bündniß schließt, welches Liebe und Zutrauen zu der Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage werth macht. Dieser Geist kann nicht ohne einige Freiheit in der Herbeischaffung und Zubereitung der Mittel zur Erhaltung der Selbstständigkeit stattfinden. Wer diese Gefühle nicht genießt, kann auf sie keinen Werth legen und sich nicht für sie aufopfern. Eine National-Miliz kann, wenn sie sich selbst erhält, bewaffnet, kleidet und

übt, in jenem Geiste auftreten, sie wird ihn aber nie bekommen, wenn sie vorher durch die stehende Armee gehen muß, wenn ihre Selbstständigkeit durch einen eingebildeten Druck gelähmt wird. — — — In der jetzigen Lage des Staats wird überdies die stehende Armee nur sehr klein sein können und blos die Miliz wird dem Staate im äußersten Fall von Außen her einige Achtung zu verschaffen im Stande sein. Eine weiterhin ausgesetzte Errichtung einer Miliz wird also gar nicht den besonderen Umständen angemessen sein. Die kleine Anzahl der stehenden Truppen, welche Anfangs gehalten wird, muß dahin arbeiten, daß sie eine Menge übercomplette, exercirte Leute bekommt, damit man die Festungen besetzen, das vorhandene kleine Armee-Corps vermehren oder doch complettiren kann, wenn ein Krieg entstehen sollte. Es wird daher nicht im Stande sein, die Miliz zu üben und zu discipliniren. Eine Miliz, welche durch die stehenden Truppen gegangen, wird immer von anderen Staaten als ein Theil der stehenden Armee, als eine, auf äußere Verhältnisse sich beziehende, Anordnung und nicht als eine National-Miliz, Landwehr, innere Polizeivorkehrung betrachtet werden. — — Es ist sehr natürlich, daß die meisten Vorschläge eine Vorbereitung der Miliz in der stehenden Armee voraussetzen; dies ist der erste Gedanke, wenn man blos auf die gewöhnliche Uebung der Miliz seine Augen richtet; untersucht man aber die inneren eigenthümlichen Verhältnisse des Staats, zieht man die besonderen vorher genannten Umstände in Betracht, so scheint eine eigentliche Nationalbewaffnung nicht allein gegenwärtig den Bedürfnissen des Staats am angemessensten zu sein, sondern auch in der Zukunft, sowohl für den Souverain, als die Nation, große Resultate herbeiführen zu können."

In der, aus nicht mehr als 24 Paragraphen bestehenden, Wehrverfassung hat Scharnhorst diejenigen Bestimmungen niedergelegt, welche bei der Erhebung des Volks fünf Jahre später zur Ausführung gebracht wurden.

§ 1. Alle Bewohner des preußischen Staats sind geborne Vertheidiger desselben.

§ 2. Die stehende Armee besteht:

a) Aus den streitbaren Männern des Staats, welche in ihr freiwillig dienen wollen.

Hier kommt weder Stand, noch Alter, noch Vermögen in Betracht.

b) Aus einem Theile der streitbaren Männer des Staats, welche sich nicht selbst bewaffnen, kleiden und in dem Gebrauche der Waffen ohne Unterhalt des Staats üben können und sich in dem Alter von 19 bis 31 Jahren befinden.

§ 3. Alle übrigen streitbaren Männer zwischen 19 und 31 Jahren, welche nicht in die Klassen des § 2 gehören, sind das Material der Provinzial-Truppen, und aus ihnen werden die Individuen so gewählt, daß von jedem Alter eine gleiche Anzahl davon eingestellt sind.

Von anderweitigen Bestimmungen heben wir noch folgende heraus:

§ 8. Die Provinzial-Truppen sind zur inneren Ruhe des Staats und zur Vertheidigung gegen einen angreifenden Feind bestimmt. Sie verlassen nur dann ihre Provinz, wenn die Deckung der Monarchie es erfordert.

§ 14. Die Officiere der Provinzial-Truppen und stehenden Armee haben gleichen Rang, gleiche Vorrechte.

§ 17. Die Officiere der Provinzial-Truppen werden Anfangs bis inclusive der Capitaine von den sämmtlichen Individuen eines Regiments oder Bataillons gewählt. Nachher wählen die Kameraden eines jeden Ranges ein ihnen fehlendes Mitglied aus der nächst unter ihnen stehenden Klasse. Alle Wahlen erfordern zur Bestallung die Genehmigung des obersten Befehlshabers. Die Stabsofficiere werden von Sr. Majestät dem Könige aus den übrigen Officieren ohne Rücksicht auf Rang ernannt. Die Officiere der Bataillone und Brigaden der Provinzial-Truppen haben das Recht, aus der stehenden Armee Officiere zu Stabsofficieren, Commandeurs und Brigadiers bei Sr. Majestät in Vorschlag zu bringen.

§ 19. Es kann in Friedenszeiten Niemand zum Officier gewählt werden, welcher nicht die erforderliche Bildung hat. Wer auf Universitäten studirt hat, wer in einer hohen Schule die oberen Klassen durchlaufen, wer einen höheren Civilposten hat oder ein Geschäft treibt, welches einen Mann von Kenntnissen und Bildung erfordert, wer in der stehenden Armee als Officier dient oder gedient hat, qualificirt sich zum Officier.

§ 20. Im Kriege sind die Bravour und Entschlossenheit die vorzüglichsten

Eigenschaften, welche die Wahlen bei dem Avancement zum Officier leiten.

Scharnhorst theilte dem Minister Stein seinen Entwurf amtlich mit und fügte noch folgenden, auf die Vorbildung der Jugend zum Militairdienst gerichteten, hinzu:

„Der Entwurf, welchen die Reorganisations-Commission von der Einrichtung der National-Miliz und der stehenden Armee gemacht hat, setzt die Anlage einer allgemeinen militairischen Einrichtung des preußischen Staats, sowohl in den höheren, als in den niederen Ständen, voraus. Die Letzteren brauchen keine weitere Bildung, als die in dem Verfassungsplan angegebene; ganz anders aber ist es mit den Ersteren; diese können nicht nach ihren Verhältnissen eintreten und auch nicht die Glieder der Kette ausmachen, zu welchen ihre Erziehung, ihre Lage sie bestimmt, ohne früher schon eine Vorbereitung zum Militair erhalten zu haben.

„Die bisherigen Erziehungs-Institute werden immer nicht diesen Endzweck erfüllen, sie sind nur für einen Theil der Zöglinge der stehenden Armee bestimmt und ohnehin, so wie sie jetzt sind, sehr schlecht.

„Aus diesen Gründen glaubt die Organisations-Commission, daß es von Nutzen sein möchte, wenn die Stadtschulen zugleich eine militairische Richtung erhielten und gewissermaßen eine Vorbereitungsschule für den Unterofficier und Officier, insbesondere der Miliz, würden, ohne daß sie deswegen in ihrer jetzigen Bestimmung verlören.

1. Daß in ihnen mehr reine Mathematik wie bisher gelehrt würde.
2. Daß in jeder Schule eine völlig militairische Disciplin eingeführt würde, und daß in den höheren Klassen der Geist dieser Disciplin und der militairischen Gesetze erklärt würden.
3. Daß jede Schule ihren Exerciermeister hätte und in den Erholungsstunden sich in dem Gebrauche der Waffen übte; daß jede Schule sich in Compagnien formirte, ihre Capitaine u. s. w. wählte, und unter ihren Officieren die Grundsätze der Kriegsdisciplin im Kleinen ausüben lernte.
4. Daß jede Schule zur Erholung der Schüler gewisse Leibesübungen hätte, welche auf den Krieg und die Abhärtung des Körpers Bezug haben, als: Fechten, Schwimmen, Voltigiren u. s. w.

„Diese Gedanken, über deren Ausführbarkeit die Commission den Rath und die Leitung Ew. Excellenz sich erbittet, sind nur vorläufig hingeworfen. Es könnte, wenn die Sache für ausführbar gehalten würde, hierüber die Frage entstehen:

> ob nun diese Schulen nicht Alles leisten würden, was zur militairischen Erziehung erforderlich wäre? und ob man statt des Cadetten-Instituts bei den hohen Schulen (Gymnasien) der drei Hauptstädte nicht eine gewisse Anzahl Pensionairs hielte, welche aus den Kindern der gebliebenen Officiere und denen des ganz armen Adels oder ganz armer Officiere beständen, wo die ersten den Vorzug vor allen hätten?“

Der Minister Stein schickte an Scharnhorst diesen Aufsatz mit folgenden Randbemerkungen zurück:

> „Man wird in allen Stadtschulen Anstalt treffen können, um Kenntniß des Gebrauchs der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken. Auch wird man mehr Gewohnheit zur Reinlichkeit, Ordnung und zum Gehorsam veranlassen können.
>
> „Wegen Einführung gymnastischer Uebungen in den Schulen ist Vieles in Schnepfenthal (Salzmanns Erziehungs-Anstalt bei Gotha) geschehen und könnten sie allgemein gemacht werden. Die Vorschläge des Herrn Gutsmuth (in Dessau) würden hierbei zu benutzen sein.“

Fast noch mehr Widerspruch als Stein auf dem Gebiete des Bürgerstaates, stellten Scharnhorst auf dem des Kriegsstaates die unverbesserlichen Anhänger der alten Einrichtungen entgegen.

Beide waren von sehr verschiedener Gemüthsart: Stein rasch durchgreifend im Denken und Thun, ohne Umschweif, nicht gern auf Besprochenes noch einmal zurückkommend, rücksichtslos gegen beschränkte Anmaßung; Scharnhorst dagegen überlegend, klaren Verstandes, nie leidenschaftlich, unverdrossen und beharrlich sein Ziel verfolgend, unbeirrt durch Zurückweisung von oben oder Andringen von unten. Was aber Scharnhorst vornehmlich dazu befähigte, der Schöpfer eines preußischen Volksheeres zu werden, war, daß er, des Bauern Sohn, frei war von Standesvorurtheilen, nicht der Geburt, sondern dem Verdienste den Vorrang zuerkannte. Dabei war er frei von Eitelkeit und Selbstsucht, „nur dem Vaterlande schlug sein Herz.“

Scharnhorst lebte im besten Vernehmen mit Stein, und obwohl nur ein Jahr älter, war er vielleicht der Einzige, der es wagen durfte, dem Ungestüm und der Heftigkeit des Freundes beschwichtigend entgegenzutreten. Stein gab seine Unart zu und sagte einmal entschuldigend: „Glauben Sie denn nicht, daß ich übereilt und heftig bin? Aber wenn ich das ablegen würde, dann wär' ich ein altes Weib."

Ein wehrhaftes, waffengeübtes Volk heranzubilden, dies war die große Aufgabe, welche sich Scharnhorst und seine Freunde gestellt hatten; hierzu gehörte vor Allem der Glaube an die Befähigung der Nation und die Kunst: in dem Volke Ehr- und Nationalgefühl zu wecken. Ein offenes Bekenntniß hierüber, welches uns einen tiefen Blick in Scharnhorsts edlen Charakter thun läßt, enthält nachstehender Brief an einen jüngeren Freund.

„Wäre es möglich," schreibt er den 27. November 1807 an den Major v. Clausewitz, „nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! Aber nur auf Einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, das ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthume nicht hemmen, weiter reicht unser Wirkungskreis nicht. So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken, wo ich kann; ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang, Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. Ohne daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König und übertrug mir die Reorganisation einer sehr heterogenen Commission (das Kriegsministerium). Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch in diesem Augenblick mir anderwärts

offen. Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen hält mich bis jetzt davon ab und wird es thun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können. Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf innere Reorganisation des Militairs, in Hinsicht sowohl auf Formation, das Avancement, die Uebung, als auch insbesondere den Geist hingearbeitet; der König hat, ohne alle Vorurtheile, hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele, dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene, Ideen selbst angegeben. Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Theil schon sanctionirt, erschwert das Vorurtheil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Executoren verfehlt, so wird das neue Militair, so klein und unbedeutend es auch sein mag, in einem anderen Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staats in ein näheres und innigeres Bündniß treten."

Als einen thätigen Gehülfen in der Reorganisations-Commission hatte sich Scharnhorst den Major v. Grolmann zugesellt, einen Mann von redlichstem Charakter, an sich selbst als Soldat große Anforderungen stellend und daher streng gegen die Anderen. Ihm ward die traurige Pflicht zu Theil, den Bericht über die höheren Officiere abzufassen, deren Betragen während des Feldzuges so ehrlos gewesen, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußten. Vorsitzender der Untersuchungs-Commission war der Prinz Heinrich, und als Stellvertreter war ihm General L'Estocq zugeordnet. Es wurde ein strenges Gericht gehalten und so mancher Name berühmter Geschlechter der Schmach übergeben.

Zunächst wandte v. Grolmann alle seine Kräfte, so weit es sein Verhältniß als Mitglied der Reorganisations-Commission gestattete, dazu an, gegen Alles anzukämpfen, was sich in der preußischen Armee an Formen als morsch und untüchtig erwiesen hatte, und was, seiner Ansicht nach, sich in ihr noch an Persönlichkeiten befand, die einer gesunden Entwickelung der neuen Armee hemmend entgegenstanden und durch die Thätigkeit der Untersuchungs-Commission nicht entfernt werden konnten.

In dieser Beziehung ist ein Schreiben höchst interessant, welches v. Grolmann an den König richtete und in welchem er auf das Nachdrücklichste die

Entfernung dreier hochgestellter Generale nachsuchte, die er des Vertrauens des Monarchen für gänzlich unwürdig erachtete. Der König fand sich veranlaßt, Grolmann deshalb einige Tage Arrest zu geben, empfing ihn jedoch, als er sich, aus demselben entlassen, bei ihm meldete, sehr huldvoll mit der Aeußerung: „dem alten Kalkreuth haben Sie Unrecht gethan, aber die anderen Beiden gebe ich Ihnen gern Preis.“ *)

Das von Grolmann, nach Scharnhorsts Angaben, abgefaßte, vom Könige am 6. August 1808 vollzogene „Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepée-Fähnriche und über die Wahl zum Officier“ giebt Zeugniß von dem Geiste, in welchem das Heer neu gebildet werden sollte. „Einen Anspruch auf Officierstellen,“ heißt es darin, „sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaft besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militair Anspruch machen. Aller bisher Statt gehabte Vorzug des Standes hört beim Militair ganz auf und ein jeder hat, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, gleiche Rechte und gleiche Pflichten . . . .

„Zu den Portepée-Fähnrichs-Stellen kann sich jeder junge Mann, der das 17. Jahr vollendet und wenigstens drei Monate als Gemeiner gedient hat, melden. Auch jeder Unterofficier und Gemeiner, der schon länger gedient hat, kann Portepée-Fähnrich werden, sobald er durch ein Examen die erforderlichen Kenntnisse darthut, gut gesittet und tadellos gewesen ist. — — Es werden in der Folge unter keiner Bedingung Junker bei den Regimentern angenommen. — — Sobald eine vacante Officierstelle besetzt werden soll, wählen sämmtliche Premier- und Seconde-Lieutenants des Regiments aus den 14 etatsmäßigen Portepée-Fähnrichs die drei vorzüglichsten heraus. — Diese haben sich bei der Examinations-Commission in der Hauptstadt zu melden. — Im Kriege erstreckt sich die Wahl auch über alle Unterofficiere und Gemeine und ein jedes Individuum kann durch eine ausgezeichnete That zum Officier gewählt werden.“

Damals kamen wir aus der Schule Napoleons und hatten von ihm gelernt, Ehrgefühl und Begeisterung in dem Soldaten zu wecken. „Ein jeder von euch,“ rief der Kaiser vor der Schlacht von Austerlitz seinen Grenadieren zu, „trägt den Marschallstab in dem Tornister!“

*) Milit.-Wochenblatt 1843.

Die Behandlung des preußischen Soldaten wurde eine menschlichere. Noch kurz vor der Schlacht von Jena war unter dem 30. September 1806 eine „Verordnung wegen Ertheilung von Verdienstmedaillen“ erlassen worden, welche (§ 5) die Bestimmung enthielt: „Ein Soldat mit der Medaille darf keine Stockschläge erhalten, sondern wird höchstens mit der Fuchtel (Schläge mit flacher Säbelklinge) bestraft.“

Anders lauteten die am 3. August 1808 erlassenen Kriegsartikel:

„Art. 2. Se. Majestät versprechen den Unterofficieren und Soldaten, die sich keiner Verbrechen schuldig machen, vielmehr sich eines rechtschaffenen Wandels befleißigen u. s. w., sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, zu Officieren bis zum höchsten Grade zu befördern und auch sonst auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geschehen kann, für sie vorzüglich zu sorgen.

„Art. 3. Es soll kein Soldat künftig durch Stockschläge bestraft werden, der nicht wegen eines schweren, entehrenden Verbrechens u. s. w. zu derjenigen Klasse verurtheilt und herabgesetzt worden ist, bei welcher allein noch körperliche Züchtigung statt findet. — Eben so fällt die Strafe des Gassenlaufens gänzlich weg.“ —

Trotz der sehr traurigen Erfahrung, welche man in den Feldzügen 1806 und 1807 gemacht hatte: daß es nicht die Stockprügel sind, welche den Soldaten unüberwindlich machen, beharrte dennoch die Mehrzahl der älteren Officiere bei dem alten Glaubensartikel: „Ohne Prügel giebt es keine Soldaten.“ Der König erließ zugleich mit den neuen Kriegsartikeln eine „Verordnung wegen der Militairstrafen“, in welcher allen höheren und niederen Militair-Befehlshabern und Behörden strenge Vorschriften über die Behandlung der Soldaten ertheilt wurden.

„Da die allgemeine Militairconscription,“ heißt es darin, „in der Folge junge Leute von guter Erziehung und feinem Ehrgefühl als gemeine Soldaten unter die Fahnen stellen wird, so ist mit Zuversicht zu erwarten, daß diese nicht nur selbst ihren Vorgesetzten willig folgen und durch gute Application den Militairdienst leicht erlernen, sondern auch eben hierdurch ihren Kameraden aus den weniger gebildeten Ständen ein Beispiel vernünftigen Gehorsams und wirksamer Anwendung ihrer Kräfte und Fähigkeiten geben und zu ihrer Ausbildung mitwirken werden, und daß daher mit einer gelinden Behandlung Ordnung und

Disciplin in der Armee werden erhalten werden können. — — Die Erfahrung lehrt, daß Recruten ohne Schläge im Exercieren können unterrichtet werden. Einem Officier, dem dies unausführbar scheinen möchte, mangelt entweder die nöthige Darstellungsgabe, oder der klare Begriff vom Exercierunterricht in seinem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung. Einem solchen Officier ist der Unterricht im Exercieren so lange abzunehmen, bis er sich die durchaus nöthige Fertigkeit, den Soldaten in seinen Dienstpflichten auf eine faßliche Art auszubilden, erworben hat. Er muß dahingegen bis zu diesem Zeitpunkte jedem Recruten-Exercieren beiwohnen und die ihm fehlende Diensteigenschaft wird in der Conduitenliste bemerkt.

„Die höheren Befehlshaber und die der Compagnien und Escadrons sind dafür verantwortlich, daß ihre Untergebenen weder den Soldaten auf eine rohe Art behandeln, noch sich fernerhin das hie und da übliche Schimpfen desselben erlauben u. s. w.“ *)

So gänzlich der barbarischen Behandlung des Soldaten ein Ende zu machen, war jedoch selbst der milde Scharnhorst nicht im Stande. An die Stelle der Prügelstrafe — die außerdem für die in die zweite Klasse versetzten beibehalten wurde — bestimmten die Kriegsartikel einen dritten Grad des Arrestes, welcher darin bestand, daß der Verurtheilte in einen engen, finsteren Raum eingesperrt wurde, dessen Fußboden mit scharfkantigen Latten so benagelt war, daß der Eingesperrte darauf ohne große Schmerzen nicht gehen, stehen, noch liegen konnte. Es konnte bis zu vier Wochen strenger Arrest zuerkannt werden, der, wenn auch dem Verhafteten immer am vierten Tage warmes Essen und ein Strohsack gewährt wurde, dennoch zu den raffinirtesten Folterstrafen gehört, welche nur chinesische Henker zu erfinden im Stande waren.

Eben so mag es für einen Rest alter Barbarei gelten, wenn Art. 38 der Kriegsartikel bestimmt: „Wer sich selbst das Leben nimmt, um sich einer durch grobe Verbrechen verwirkten Strafe zu entziehen, wird nach Befinden des Gerichts auf dem Richtplatze verscharrt. Ist bereits ein Strafurtheil wider ihn ergangen, so wird solches, so weit es möglich und zur Abschreckung Anderer dienlich, an dem todten Körper vollzogen.“

*) Gesetz-Sammlung vom Jahre 1808. S. 365.

Dergleichen Unmenschlichkeiten wurde jedoch noch fortwährend das Wort auch von den bürgerlichen Gerichtshöfen geredet. Am allerschwersten aber wurde es den alten Officieren, sich der Stockprügel zu entwöhnen. Mit wie rohen Gegnern es Scharnhorst damals zu thun hatte, davon geben die jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten des Generals v. d. Marwitz Zeugniß, und dieser war noch lange nicht von den schlimmsten Einer.

„Die weitere Organisation der Armee," schreibt Marwitz, „rührt größtentheils von Scharnhorst her. Die Ideologen und Philosophen*) haben ihn viel zu sehr gepriesen, als sei er der größte Held gewesen und als habe er allein den preußischen Staat gerettet. Das ist zu viel gesagt. Aber es war doch ein wahres Glück für den preußischen Staat, daß er um den König an das Ruder der militairischen Angelegenheiten kam; denn alles Dauerhafte und Wesentliche, das zwischen 1807 und 1813 eingerichtet ist, rührt von ihm her. Er hatte ein eigenes Talent, mit dem Könige umzugehen. Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den andern Tag wieder vor und den dritten Tag wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundert Mal gesagt, will's nicht haben;" oder „mir damit vom Halse bleiben! Gar nicht weiter davon reden hören!" so schwieg er wieder und rückte nach 14 Tagen oder drei Wochen aufs Neue damit hervor, bis der König in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil Scharnhorst so sehr darauf versessen sei, zuhörte und nachgab. Auch war er ganz unermüdet arbeitsam und dachte an nichts Anderes als an seine Geschäfte. Man hat ihm ein immenses Verdienst daraus gemacht, daß er die bösen Ausländer abgeschafft und ein Nationalheer gegründet habe. Das ist aber gar nicht richtig. Kein Ausländer wurde weggeschickt u. s. w.**)

„Man muß aber nicht glauben, daß die Scharnhorstschen Einrichtungen diejenigen sind, die gegenwärtig (1820) noch in der Armee bestehen: es ist Alles modificirt und verdorben worden. Er war ein viel zu vernünftiger, redlicher Mann, als daß er solche soldatenmörderische Einrichtungen, wie manche der jetzigen sind, hätte erdenken und einrichten sollen. — — Er war ein Artillerist, daher wurde die Artillerie ganz anders und zweckmäßiger eingerichtet. (Das größere

---

*) Die Poeten Max v. Schenkendorf und Arndt nicht zu vergessen, die ihn ebenfalls feiern.

**) Weil sie von selbst davon liefen und das Werbesystem aufhörte. Der gute Marwitz gehörte zu den vollständig verstockten Junkerseelen; es kommt aber noch besser.

Verdienst um diese Waffe wird dem Prinzen August und dem General Holzendorf zugeschrieben.)

„Dagegen war Scharnhorst, und seine Lehren fielen leider auf einen nur zu empfänglichen Boden beim König, der Mörder der preußischen Cavallerie. (Näheres wird hierüber nicht beigebracht.)

„Das Avancement bei der gesammten Armee wurde geändert. Fürs Erste wurde hierbei den Liberalen ein Freudenschmaus gegeben, indem declarirt wurde, daß Jedermann, ohne Rücksicht auf Geburt, Officier werden könne, und da Alle sich steif und fest einbildeten, der preußische Staat wäre nur durch die adligen Officiere zu Grunde gegangen, und wenn es bürgerliche gewesen wären, würden wir Napoleon nach Frankreich hinein und zum anderen Ende wieder hinausgejagt haben, so ermangelten sie nicht, einen Lobgesang anzustimmen und das größte Heil von dieser Maßregel zum Voraus zu verkündigen.*) — — Im Ganzen zeigte es sich auch hier, daß die hochtönende Gleichheitsphrase der Wirklichkeit und der Natur der Dinge widersprach, und wohl Schaden anderer Art stiftete, aber die Natur der Dinge nicht ändern konnte. Der Erwerbstand blieb bei seinem Trachten nach Erwerb, der Ueberrest des Adels beim Degen. Art läßt nicht von Art; vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen.**)

„So blieb der Adel nach wie vor die Pflanzschule des Officierstandes bis auf den heutigen Tag. — — Man kann unmöglich den Ursprung des Adels in etwas Anderem suchen als im Kriegsdienste.***) Gunst oder Geld haben fürwahr nicht Edles an sich, geben also auch keinen Grund zum Adel. Könige können aus Gunst oder des Geldes wegen Titel beilegen, also auch den Namen des Adels vergeben, sie können demnach vornehme Herren erschaffen, aber keine Edelleute.†)

---

*) Daß in den Feldzügen des Befreiungskrieges die Hälfte der Officiere bürgerlicher Herkunft waren, läßt M. ganz unerwähnt.

**) Der tapfere General liebt es, wie die englischen Parlamentsredner, seinen trockenen Vortrag mit lateinischen Citaten zu spicken, wobei er nicht immer glücklich ist. Hier citirt er aus Horaz: „Est in juvencis et in equis
Patrum virtus,"
wodurch sich allerdings das hochadlig geborene „Oechselein und Eselein" geschmeichelt fühlen mag.

***) Und die Raubritter?

†) Und eben so wenig Bürger einer Stadt, oder Doctoren einer Facultät. Weder

„Durch die Kinder der Banquiers, der Kaufleute, der Ideologen und Weltbürger wird neunundneunzig Mal unter hundert Fällen der Speculant oder der Ladenschwengel hindurchblicken, der Krämersinn steckt in ihnen, der Profit ist immer vor ihren Augen. Der Sohn eines, meinetwegen dummen, Edelmanns wird sich immer scheuen, einer Gemeinheit beschuldigt werden zu können.*)

„Auch das zu viele Lernen ertödtet den Charakter. Im Kriege aber fallen alle die Künste weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienstes bringen, weil der Krieg, besonders wenn er von Dauer ist, die Seelenkräfte der Menschen zum Vorschein bringt, welche im Glück, wie im Unglück, allein von entscheidender Wirkung sind. — — Nur im Kriege offenbart sich der Charakter. Er offenbart sich nur durch Thaten und kann nicht, wie Verstandeskräfte, im Examen erworben werden.

„Solchen natürlichen, erworbenen Adel**) kann ein König anerkennen und durch Verleihung des Titels auf Nachkommen erstrecken, aber Edelleute nach Belieben zu machen, das ist er nicht im Stande, also auch die bloße Verleihung des Titels eine ungeheure Absurdität."

Von allen bei dem preußischen Nationalheere durch Scharnhorst eingeführten Neuerungen zog keine sich eine größere Ungunst bei dem alten Stamme der Stabsofficiere zu, als die Abschaffung der Stockprügel, die bisher ganz willkürlich von dem Corporal, dem Fähnrich, dem Capitain u. s. w. ausgetheilt, außerdem auch noch durch Kriegsrecht zuerkannt werden konnten. Man erzählt von dem General v. Ramin, Commandant von Berlin, daß er einem jeden

---

Kaiser Franz I. konnte es erreichen, daß Baron Rothschild Bürger von Wien, noch König Friedrich Wilhelm III., daß der König Ernst August von Hannover Ehrenbürger von Berlin wurde.

*) Daß der durch seine Arbeit, sein Talent und seinen Fleiß schaffende Bürger mehr als der müßige Parade-Junker dem Staate, zumal dem christlichen, zur Ehre gereiche, wird von der Junker-Partei immer in Abrede gestellt werden. Und welche Gemeinheiten werden in solcher Gesellschaft für noble Passionen erklärt!

Ein höchst naives Bekenntniß legt übrigens der edle v. d. Marwitz in Betreff der Verletzung seines eigenen Point d'honneur ab. „Ich hätte nun eigentlich" — sagt er Th. I. S. 374 — „den Abschied nehmen sollen. Noch mehr, als diese Zurücksetzung, trieb meine eigene Neigung mich zum Landleben. Allein das schlechteste aller Motive, das Geld, vermochte mich noch länger in der Sklaverei (des Militairdienstes nämlich!) zu bleiben." Wir sehen: der Musterritter wird nach Befinden der Umstände auch einmal zum Musterreiter.

**) Also „erworben", nicht blos angeboren.

Recruten, ohne Unterschied, der ihm vorgestellt wurde, fünfundzwanzig Prügel aufzählen ließ, und wenn der arme Teufel schrie und betheuerte, gar nichts gethan zu haben, sagte Ramin zu ihm: „bedenke das wohl, mein Sohn, diesmal fünfundzwanzig, weil du nichts gethan; was wird nun erst kommen, wenn du etwas gethan haben wirst.“

Von diesem Schlage war der ritterliche Marwitz ohngefähr.

„Die Rechtspflege,“ bemerkt er, „Disciplin, Belohnungen und Bestrafungen wurden gänzlich verändert. Die barbarische Strafe des Spießruthenlaufens wurde abgeschafft, was zu loben ist, desgleichen die Stockprügel und Fuchtel, womit, wie mir scheint, etwas zu übereilt vorgeschritten wurde. Es war auch ein Opfer, welches dem allerliebsten Zeitgeiste gebracht wurde, welcher weichlich ist, und dem es entsetzlich dünkte, seinen Buckel hinzuhalten, selbst wenn er es vollkommen verdient hatte. Zwar wurden statt der Stockschläge andere Strafen eingeführt, die weit strenger waren als ein paar sogenannte Jagdhiebe: Arrest und Latten. Eigentlich war also für den Bestraften nichts gewonnen; es giebt aber Kerle von so fauler Natur und mit so dickem, unempfindlichem Fell, daß sie lieber auf den Latten faullenzen, als sich bei dem Exercieren Mühe geben, wogegen sie durch die Erschütterung von ein paar Hieben, a tempo angebracht, augenblicklich aus ihrer Apathie erweckt werden.“

Gegen die neuen Kriegsartikel, denen zu Folge als Strafe auf Versetzung in die zweite, prügelfähige Klasse erkannt werden konnte, erklärt sich Marwitz ebenfalls. Seiner Ansicht nach sollte von Haus aus ein jeder Soldat prügelfähig sein.

„Es wäre,“ bemerkt er, „besser gewesen, die Sache umzukehren und die ehrliebenden und dienstbrauchbaren Soldaten durch eine Commission in die erste Klasse hinauf zu setzen, die Recruten aber sämmtlich durch die zweite Klasse hindurch gehen zu lassen. Sie würden sich ganz anders angestrengt haben und die zweite Klasse wäre weniger zahlreich geblieben, als jetzt. Denn was soll es bedeuten, einen faulen Bauerbengel, der gestern noch von seinem Bauer zur Arbeit gestoßen und geohrfeigt wurde, oder einen durchtriebenen bürgerlichen Racker aus der Stadt, den die Polizei hat öfters auspeitschen lassen, gleich mit süßer Milch zu behandeln, wie einen gefühlvollen Herrn, und von Ehre mit dem zu reden, der nur thierischen Trieben zu folgen gewohnt ist.“

Von der Art waren die Ansichten und Vorurtheile derjenigen Männer, vor deren „Cabalen" die Königin Stein warnte. Diese Cabalen wurden zum offenen Angriff, als später Hardenberg von dem Könige als Testaments-Vollzieher des von Stein zurückgelassenen letzten Willens berufen und mit der obersten Leitung der Geschäfte aufs Neue betraut wurde. Wir werden dann dem tapfern Ritter Marwitz, der den offenen Kampf der Cabale vorzog, wieder begegnen, wie er, an der Spitze der brandenburgischen Ritterschaft, die morsch gewordene Lanze gegen den Revolutionair Hardenberg einlegt, allein mit seinen „Consorten" in den Sand gestreckt und nach Spandau geschickt wird.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geschichte des sittlich-wissenschaftlichen Vereins oder Tugendbundes. — Die erste größere Versammlung der Bundesbrüder im April 1808 zu Königsberg. — Die Hauptkammer und die Zweigvereine. — Die Censoren. — Die Aufnahme der Mitglieder. — Der Minister v. Stein ist dem Tugenbunde abhold. — Scharnhorst lehnt die Mitgliedschaft ab. — Die Genehmigung des Königs wird nachgesucht und ertheilt. — Vollmachten zur Stiftung von Zweigvereinen werden ausgestellt. — Die schlesischen Kammern. — Herr v. Cöln, der Feuerbränder, Mitglied des Tugendvereins. — Die Berliner bei Weißbier und Taback. — Der Geh. Rath Schmalz in Berlin ein Tugendbündler. — Blücher hält die Einladung zum Tugendbunde für einen schlechten Witz. — Die Kammern in Pommern. — Der Stammverein in Königsberg. — v. Boyen, v. Witzleben, v. Grolmann, Schill, v. Thile, v. Ingersleben, v. Ladenberg u. a. Tugendbündler. — Der Königl. Freibrief. — Stein läßt ein dem Tugendbunde feindseliges Gutachten von dem Assessor Koppe verfassen. — Der Herzog von Holstein-Beck nimmt sich des Vereins an. — Eingabe an den König im October 1808. — Der Tugendbund schließt die Politik von sich aus und verkümmert. — Absagebrief der Breslauer Kammer. — Der Prinz Hermann v. Hohenzollern verwendet sich bei dem Könige für den Bund. — Ausgezeichnete Thätigkeit der Kammer zu Braunsberg; — wird von dem Könige und der Königin belobt. — Durch eine Cabinetsordre vom 31. December 1809 wird der sittlich-wissenschaftliche Verein aufgelöst.

Bevor der Vulcan unter tausend Donnerwettern im feurigen Steinhagel und im Ergusse glutströmender Lava die Felsenkammer, die ihn einschließt, gewaltsam durchbricht, kündigen Erderschütterungen und dumpfes Grollen im Verborgenen das Herannahen des Ausbruches an. Auch bei Volkserhebungen

hat es an solchen Vorzeichen nie gefehlt, und so gingen dem Jahre 1813 in Preußen ebenfalls Wetterpropheten, Zeichen und Wunder vorauf.

Die Zaghaften, um irdisches Gut und Bequemlichkeit Besorgten und das ganze Heer der Duckmäuser und Philister, die, wenn einem edlen Manne, der an ein großes Ziel sein Alles setzte, die That mißlang, sogleich nach seinem Fall das Geschrei erheben: „haben wir es nicht gesagt!“ ließen es, als der Volksaufstand, den Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann mit gleichgesinnten Vaterlandsfreunden bis zu dem Jahre 1809 vorbereitet hatten, mißlang, an höhnender Klugmeisterei nicht fehlen. Allein bei einem zur That so schwerfälligen Volke, wie das deutsche, mußte mehr als einmal auf- und angeklopft werden, bevor die Haut juckte und das verzagte Herz sich entschloß. Schill, Braunschweig-Oels, Hofer mußten voraufgehen, damit York, Blücher und Lützows wilde Jagd folgen konnten.

Während Scharnhorst mit Boyen, Gneisenau und Grolmann das neugeschaffene Heer und die Volksbewaffnung auf schlagfertigen Fuß zu bringen suchten, wendeten Stein und seine Gehülfen: Schrötter, Schön, Stägemann, Auerswald, Altenstein u. A., ihre Anstrengung der Neugestaltung der inneren Verwaltung und Verfassung zu, wobei ihr Augenmerk ebenfalls nur darauf gerichtet war: das Nationalgefühl, hervorgehend aus dem Bewußtsein, einem auf Recht und Freiheit ruhenden sittlichen Gemeinwesen anzugehören, zu wecken, zugleich auch die Mittel zu beschaffen, um den Kampf so bald als möglich wieder aufnehmen zu können. Mehr aber, als von ihren Gehülfen in dem Geheimen Rath und an dem Schreibtisch, wurden Stein und Scharnhorst in ihren großen Unternehmungen unterstützt durch die vaterländische Gesinnung, damals der Herzschlag aller Preußen.

Die gute Gesinnung jener Zeit ging hervor aus der ungeheuchelten Liebe zu dem, im Unglück hochherzigen, Königshause, und aus der festen Ueberzeugung, daß jetzt erst ein Kampf für Ehre, Recht und Freiheit gegen den Tyrannen beginnen werde, der wohl siegreich in der Cabinets-Politik und in den Cabinetskriegen gewesen, der aber unterliegen müsse, wenn das Volk sein Wort und sein Schwert in die Wagschale legen werde. —

Als eines ersten Versuches jener patriotischen Gesinnung haben wir hier des Tugendbundes ausführlicher zu erwähnen. Er ward in einer Zeit der Gährung gebildet, daher fehlte es dabei nicht an trüben und unklaren Be-

standtheilen, allein der Urstoff war ein gesunder Gedanke, der viel zu mächtig und lebenskräftig war, als daß er sich hätte in die finstere Kammer geheimnißkrämerischer Bundesbrüder einschließen lassen. Dieser Gedanke war: daß das preußische Volk, zu einer sittlich-freien Macht herangebildet, um seinen König geschaart, die Befreiung nicht Preußens nur, nein, des gesammten Deutschlands, von französischer Herrschaft vollbringen werde. Die urkräftige Gesundheit des deutschen Volksgeistes hat sich wohl selten in der Geschichte schöner bewährt, als damals in dem, an äußerster Grenze gelegenen, Ostpreußen; es war, als ob der Geist des deutschen Ritterordens, welcher dort einst über Heidenthum und Slaventhum herrliche Siege gefeiert, auferstanden sei und das Kreuz von Marienburg aufs Neue zur Oriflamme des Sieges deutscher Tugend und Bildung werden sollte. Von einem „specifischen Preußenthume" war bei dem Tugendbunde nicht die Rede.

Ein Mann von redlicher Gesinnung und patriotischer Hingebung, der Oberfiscal Mosqua zu Königsberg, war derjenige, in welchem zuerst der Gedanke zur Stiftung des Tugendbundes aufging. Unter dem 18. März 1808 reichte er bei dem Cabinetsrath Beyme eine Eingabe an den König ein, in welcher er um die Genehmigung „zur Errichtung einer vaterländischen Privatgesellschaft" bat. „Ich will es freimüthig heraussagen," schrieb er dem Könige, „die deutschen Privattugenden sind schon sehr tief untergraben. Aber noch stehen ihre Grundvesten unerschüttert da; noch ist es Zeit, dem Ungeziefer entgegen zu arbeiten, welches dazu gebraucht wird, das deutsche Vaterland zu zerstören. Noch sind wir Deutsche! Von allen Tugenden, die noch in uns leben, will ich nur eine hervorheben: es ist die ächt-deutsche Treue . . . Auf dem Grunde dieser ersten aller staatsbürgerlichen Tugenden aber kann die Wiedergeburt nicht fehlen; es kommt dabei nur auf die zweckmäßigsten Mittel an. Diese aufzufinden und sie für Wiederbelebung altdeutscher Tugenden wirksam zu machen: das ist das Ziel meiner Bestrebungen. Ich habe mit Gleichgesinnten viel darüber gesprochen; sie sind alle mit mir einig: es fehle an einem Vereinigungspunkte. Die Schriften unserer Schriftsteller, die Predigten unserer Geistlichen, die Beispiele unserer Kriegshelden sind dazu weder geeignet, noch hinreichend, für diesen Zweck mit Erfolg zu wirken.

„Nur ein Verein deutscher Biedermänner von Kopf und Herz ist im Stande, mit vereinten Kräften dem Uebel entgegenzuarbeiten, welches uns mit

gänzlicher Vernichtung bedroht. Zu ihrer Vereinigung wünsche ich aus rein patriotischem Eifer die erste Hand anlegen zu dürfen, ohne mich an die Spitze stellen zu wollen. In die heutige Politik, in die Staatsverwaltung und was sonst zu den öffentlichen Angelegenheiten gehört, darf ein solcher Verein durchaus nicht eingreifen. Um aber den Feinden der guten Sache den Anlaß zu benehmen, sie sogleich beim Beginne zu verdächtigen, glaube ich, daß die Gesellschaft einstweilen unbekannt bleiben und blos im Stillen Gutes zu thun suchen müßte. Ihre Statuten aber dürften wohl von ihren Stammgliedern nur dann erst entworfen und zur landesherrlichen Bestätigung vorgelegt werden, wenn es mir zuvor erlaubt würde, sie zur näheren Berathschlagung darüber zusammenzuberufen."

Der Cabinetsrath Beyme bezeigte dem patriotischen Unternehmen Mosqua's volle Anerkennung, gab ihm indessen zu bedenken, daß „Statuten, landesherrliche Bestätigung und doch dabei unbekannt bleiben" sich nicht werde vereinigen lassen. „Dies ist meine Privatansicht," — antwortete Beyme — „diese schließt aber keineswegs den Gebrauch aus, den der Staat von einer Gesellschaft nach Ihrer Idee zur Beförderung einer moralischen Wiedergeburt allerdings auch mit Nutzen machen kann. Ich bin daher weit entfernt, Ihnen abzurathen, diese Idee zu verfolgen, vielmehr überlasse ich Ihnen, ob Sie solche Sr. Majestät gleich unmittelbar vortragen, oder zuvor dem Herrn Staatsminister, Freiherrn v. Stein Excellenz, vorlegen wollen."

Nun trat Mosqua mit einigen gleichgesinnten Freunden in nähere Verbindung; diese Stammglieder des Bundes waren: der Major v. Both, die Kriegsräthe Tepper und Velhagen und der Professor Lehmann. Der Letztere übernahm es, den mehr allgemeinen und unbestimmten Vorschlägen Mosqua's eine bestimmte Fassung zu geben. Er legte den Freunden bei einer zweiten Zusammenkunft ein „Allgemeines Grundgesetz zum Tugendverein" vor. Lehmann erhob sich in seinem Entwurfe zu einem noch höheren Gedanken, als Mosqua ihn gefaßt hatte; ihm genügten das Preußenthum und selbst das Deutschthum nicht, sein Streben war auf die Ausbildung der Menschheit, auf den Humanitätsstaat gerichtet. In dem ersten Hauptstück seines Entwurfes, welches er „Voraussetzung" überschrieb, sagt er: „Es ist eine laute Ueberzeugung, daß ein Staat mit seinem Wohl darauf fußet, daß in seinen Bürgern wahre Menschheit sei, daß die Verwaltung im Staate erst durch die Willigkeit im

Volke ihren Nachdruck bekommt und daß überhaupt ein gutes Bürgerthum auf guter Menschheit ruht. Die bürgerliche Verfassung, wie sie nun einmal ist, bildet zum Bürgerthum, aber nicht zur Menschheit. Zwar ist die Bildung zur Menschheit eine Sache der Freiheit jedes Einzelnen; allein nur durch die Idee eines Vereins in einer nicht bürgerlichen Verfassung wird sie zum Leben gerufen. Der Krieg, in seinen Folgen immer drückender, weil er allgemeiner wird und in jedem Friedensschlusse neues Pulver bekommt, das allgemeine Hinstreben auf Politik mit Abneigung gegen Seelenbildung und mit Ungeschmack an allen stillen Studien, die durch den Wechsel großer Staatenverhältnisse gewonnene Neuerungssucht, die wachsende Unzufriedenheit mit den Machthabern u. s. w. geben die Furcht, es werden Wildheit und endlich gewaltsame Ereignisse in die Völker einkehren. Solche zu verhüten, oder in die Leitung der Vernunft zu nehmen, ist zwar das Streben jedes vernünftigen Menschen, aber der Einzelne ist für diesen Zweck zu schwach; nur im Verein giebt das Gefühl von wechselseitiger Liebe und Treue Kraft. Es ist eine feste Burg, wenn jene Wetter kommen, denen man entgegentreten muß. Eine Genossenschaft wirkt mit mehr Macht und Furchtlosigkeit auf die Zwecke des Einzelnen, als diese allein es vermögen. Es erstehe also ein Verein, welcher durch sein Streben nach wahrer Menschheit die Idee derselben im Volke zu beleben sucht."

Das zweite Hauptstück führte die Ueberschrift: Zweck und Gesetz. „Ein musterhaftes Leben," heißt es darin, „Humanität und Anfesselung jedes Menschen an jeden und an das Gesetz ist das Strebeziel dieses Vereins. Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen der Wahl der Mitglieder. Der Verein ist nicht geheim und scheut nicht das Licht; aber seine Mitglieder treten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten verborgen zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft. Die Mitglieder des Vereins arbeiten mündlich und schriftlich durch alle Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, Religiosität, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit, die Tugenden des Muthes, der Freimüthigkeit, der körperlichen Festigkeit, der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung, Menschenscheu wachse. Ueberhaupt soll wahre Menschheit die Seele des Vereins sein und das Laster sein Haß u. s. w."

Hinzugefügt wurde: „Der Verein entsagt aller Einwirkung auf die Politik,

Staatsverfassung und bürgerliche Behörden; er soll kein Strafgericht gegen die Großen des Landes bilden, noch sich Anmaßungen in ihrem Wirkungskreise erlauben. Jedes Mitglied erhebt sich gegen zügellose Reden zum Nachtheil des Landesherrn, der Religion und der guten Sitten. Dagegen wird jeder laut für den edlen Sinn unseres jetzigen Königs und zur Belehrung über seine Anordnungen u. s. w."

In einem dritten Hauptstück hatte Lehmann „die innere Verfassung des Vereins", welche wir als „Bundesordnung" werden kennen lernen, entworfen.

Einer ersten größeren Versammlung, zu welcher die fünf Stammglieder zu Ende Aprils 1808 in Königsberg die Freunde, auf deren Beitritt sie rechnen durften, eingeladen hatten, wurde das Grundgesetz vorgelegt. Es trug die Aufschrift: „Verfassung der moralischen und scientivischen Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden, genannt der Tugendverein." Als einzelne Zweige der auf den allgemeinen Zweck des Vereins hinzielenden Thätigkeit wurden aufgeführt:

1. Erziehung — als die Saat; 2. Volksbildung — als der Keim; 3. Wissenschaft und Kunst — als die Blüthe; 4. Volkswohlstand — als die Frucht; 5. äußere Polizei — als der Nutzen; innere Polizei — als die Einigkeit. Ein jedes neu eintretende Mitglied mußte erklären, für welchen Zweig der Thätigkeit es zu wirken geneigt sei.

Die Gesammtheit der Vereinsmitglieder am Stiftungsorte bildete „den Stammverein" oder die Hauptkammer; sie stand an der Spitze der Zweigvereine und auswärtigen Kammern. Zehn Mitglieder genügten, um eine Kammer zu bilden. Einer jeden Kammer stand ein Censor vor. Er war verpflichtet, für die Aufrechthaltung der Gesetze des Vereins innerhalb der Schranken der Landesgesetze zu wachen, bei der Aufnahme neuer Mitglieder über die erforderlichen Eigenschaften Erkundigung einzuziehen, die neu aufgenommenen Mitglieder den höheren Behörden anzumelden, die sittliche Führung der Mitglieder zu beobachten und über ihre Geschäftsthätigkeit die Aufsicht zu führen. Einem Ober-Censor war die Oberaufsicht anvertraut; außerdem sollte jede Kammer 4 bis 5 Beamte (Schatzmeister, Schriftführer u. s. w.) haben.

„Die Vorschläge zur Aufnahme neuer Mitglieder" — so lautet die Verfassung — „geschehen schriftlich an den Censor und durch diesen an den Rath der Kammer in nachstehender Form:

„„Ich, der Unterzeichnete, trage darauf an, den N. N. in den Verein aufzunehmen, weil nach meiner Ueberzeugung derselbe die in der Verfassung benannten Eigenschaften besitzt."" Darunter schreiben zwei andere Mitglieder mit Beisetzung ihrer Namen: „„Wir bezeugen ein Gleiches."" Sollte der Vorzuschlagende nicht zweien Mitgliedern im Verein bekannt sein, so muß der Vorschlagende zwei andere Gewährsmänner außer dem Verein nennen, deren Urtheil von Gewicht ist. Dieser schriftliche Vorschlag wird zuvörderst bei sämmtlichen Mitgliedern des Raths herumgegeben, welche darunter bescheinigen, daß ihnen nichts Nachtheiliges von dem Vorgeschlagenen bekannt sei. Befinden sich die Gewährsmänner außer dem Verein, so sucht der Censor auf eine schickliche Art genaue Kenntniß von dem Rufe des Vorgeschlagenen einzuziehen und ergänzt durch seine eigenhändigen Bemerkungen auf dem schriftlichen Vorschlage die fehlende Gewährleistung." — Die Wahl neuer Mitglieder fand nach erstattetem Bericht des Censors vor der versammelten Kammer statt. Vierzehn Tage lang stand es jedem Mitgliede frei, gegen die Aufnahme zu stimmen. Sprach sich keine Stimme dagegen aus, so wurde in der nächsten öffentlichen Versammlung die Aufnahme als zulässig bekannt gemacht, und es erfolgte darauf eine Abstimmung sämmtlicher versammelten Mitglieder. Stimmten Mitglieder gegen die Aufnahme, so wurden sie aufgefordert, ihre Gründe dem Geschäftsführer zuvor vorzulegen, ehe Beschluß gefaßt wurde. Sie mußten dann am Schlusse der Versammlung dem Geschäftsführer ihre Namen schriftlich übergeben, damit dieser wissen könnte, an wen er sich wegen Vernehmung der Gründe gegen die Aufnahme zu wenden habe. Fand dieser sie erheblich, so wurden sie dem Censor und durch diesen dem Vorschlagenden mitgetheilt, jedoch mit Verschweigung der dagegen stimmenden Mitglieder. Nach Ermittelung der Wahrheit bestimmte der Rath der Kammer, ob der Vorgeschlagene auf immer, oder nur auf eine gewisse Zeit vom Eintritt in den Verein auszuschließen sei. Von dieser Entscheidung wurde jedoch nichts bekannt gemacht. Es war ferner bestimmt, daß, wenn Dreiviertel der Gesellschaftsglieder den in Vorschlag Gebrachten nicht kannten, drei Personen aus der Gesellschaft den Auftrag erhalten sollten, Erkundigung über ihn einzuziehen. Stand endlich der Aufnahme nichts mehr entgegen, so wurde der Aufzunehmende von seiner geschehenen Wahl benachrichtigt und zugleich aufgefordert, bevor ihm die Gesetze bekannt gemacht wurden, folgende Versicherung zu unterzeichnen: „Ich, der Unterschriebene, habe mich dem sittlich-

wissenschaftlichen Vereine (dies wurde der amtliche Name des Tugendbundes) durch Handschlag verpflichtet, für den Fall, daß mir die Gesetze und Zwecke desselben nach deren Bekanntwerdung nicht gefallen und ich ihm nicht beitrete, mich aller öffentlichen Aeußerungen, besonders des Tadels darüber, zu enthalten."

Nahm der Gewählte die Mitgliedschaft an, so verpflichtete er sich durch Handschlag und Unterzeichnung nachstehender Urkunde: „Ich, der Unterschriebene, habe mich dem sittlich-wissenschaftlichen Vereine durch Handschlag verpflichtet, mich eines würdigen und anständigen Lebens ganz vorzüglich zu befleißigen, als preußischer Staatsbürger meine Pflichten mit größter Aufmerksamkeit zu erfüllen und dem jetzigen Könige und seinem Hause mit ganz besonderer Treue anzuhangen, mich der Controlle der Censoren des Vereins in Rücksicht meines öffentlichen und privaten Lebens zu unterwerfen, mich allen, mir nach den Gesetzen des Vereins von seinen Behörden gemachten Aufträgen, Anordnungen und Befehlen zu unterziehen, gesetzmäßig über mich verhängte Strafen willig zu übernehmen und selbst nach freiwilligem oder durch den Verein veranlaßten Austritt mich jedes öffentlichen Tadels desselben, oder gehässigen Gegenwirkens zu enthalten. Ich habe mich für den Fall der Nichterfüllung dieser Verpflichtungen der Geringschätzung und Verachtung aller besser gesinnten Menschen freiwillig unterworfen und mich ihres Umganges überall unwürdig erklärt."

Einem jeden Mitgliede stand es frei, aus dem Verein auszuscheiden. Ausgestoßen wurden durch Beschluß des Vereins diejenigen, welche ihren Versprechungen nicht gemäß lebten, sich in Bearbeitung der ihnen aufgetragenen Geschäfte unthätig zeigten, oder sich während ihrer Verbindung mit dem Verein Laster und Vergehungen hatten zu Schulden kommen lassen, die sie zur Aufnahme untüchtig gemacht haben würden. —

Bevor man den Verein in das wirkliche Leben einführen, Mitglieder aufnehmen und Kammern in den Provinzen stiften konnte, mußte man sich der Genehmigung der höheren Behörden versichern. Die fünf Geschäftsführer richteten unter dem 2. Mai 1808 ein Schreiben an den Minister Stein, worin es heißt: „das Uebel, an welchem unser Vaterland krankt, liegt tiefer, als wohin der erste Blick reicht; man klagt schon laut und immer lauter über sittliche Verderbtheit in der Nation. Selten strebt ein muthiger Gemeingeist auf und der ächte Sinn mit seiner reinen Sitte will sich fast wegthun, dagegen sich die

Erschlaffung zum Luftkreis machen, die Lässigkeit zum Orden und die Charakterlosigkeit zum Tagesstern. Es scheint: die Arbeit müsse ihre Hand in das Inwendige der Menschheit strecken und sich in den Grund werfen. Es müssen sich im Volke selbst Kräfte zusammenthun, damit durch das ungewöhnliche Mittel eines Vereins eine mächtige Idee den guten Enthusiasmus zum Auferstehen bringe . . . . . Dieser unser Plan ist vernichtet, oder in Gang gesetzt, je nachdem Ew. Excellenz ihn verwerfen, oder belieben werden. Wenn wir aber Ew. Excellenz unterthänigst um Unterstützung dieses Beginnens bitten, so nehmen wir den Muth dazu aus Dero kräftigem Treiben am Ruder der Staatsmaschine, und wenn unsere Bitte uns gelingt, so werden wir nicht verfehlen, die Mittel unserer Wirksamkeit Ew. Excellenz Urtheil zu übergeben."

An den Geheimen Ober-Finanzrath v. Klewitz wurde ein Schreiben ähnlichen Inhalts gerichtet. „Es ist," heißt es in demselben, „eine kleine Kunst, sich zusammenzunehmen und einen starken Sinn fassen, wenn man in der Presse des Unglücks ist, weil eben das Unglück mit seinen Gefahren uns selbst in uns hinein und zum Gefühl der Freiheit drückt. Daher werden mehr Menschen im Unglück groß als im Glück und das Glück trägt mehr zu Grabe als das Unglück. Ew. Hochwohlgeboren kennen und sehen, wie es mit uns liegt. Aber wir glauben, daß eben daher, weil es mit uns so schlimm liegt, es anfange, sich recht gut zu legen. Es war uns zu wohl, deshalb ging es schief. Nun wir darnieder liegen, wird es sich erheben unter uns. Sollten wir einen starken Sinn von Freiheit und für Würde fassen, so mußte eben eine solche Zeit, als jetzt auf uns liegt, kommen, denn nun behauptet die Besinnung ihren hohen Platz und nimmt die Zügel der Regierung über uns in ihre Hände."

Der Minister Stein nahm, wie wir alsbald hören werden, eine übelwollende Stellung gegen den Tugendbund an, und niemals ist Napoleon von seinen Spürnasen schlechter unterrichtet worden, als da sie ihm meldeten: der Minister Stein stehe an der Spitze des Tugendbundes, eines Vereins, welcher den Aufstand in Masse vorbereite. — Stein ließ die Zuschriften des Vorstandes unbeantwortet. Scharnhorst äußerte sich mündlich wohlwollend gegen die Stifter des Bundes, erklärte jedoch, daß seine amtliche Stellung ihn verhindere, Mitglied zu werden. Klewitz schrieb zurück: „Was ich schon früher einigen Theilnehmern des Tugendvereins mündlich erwidert, glaube ich auch jetzt wiederholen zu müssen. Gewiß ist Tugend nie dringenderes Bedürfniß als im Un-

glück, theils um es zu tragen, theils um es nicht ferner zu verschulden. Ein Verein kann hierzu gegenseitig bestärken, wird aber schwerlich seinen Zweck erreichen, sobald er aus dem Kreise der vertraulichen Bekanntschaft heraustritt; er läuft alsdann Gefahr, in den Verdacht einer politischen Tendenz zu fallen und dadurch sich selbst oder wohl gar den Staat in Verlegenheit zu setzen. Sicherer und unfehlbar zum Zweck wird es führen, wenn die jetzige Generation die künftige so erzieht, daß diese die Schuld ihrer Väter zu büßen nicht mehr verdiene."

Diese Antwort von Klewitz und mehr noch das Schweigen Steins ließen die Vorsteher des Vereins nicht mehr im Zweifel darüber, daß beide Minister das Unternehmen bedenklich fanden; man beschloß daher, durch Beyme's Zustimmung ermuthigt, sich unmittelbar an den König zu wenden. Unter dem 18. Juni 1808 richteten die fünf oben genannten Stifter des Vereins an den König ein Schreiben, in welchem sie sagten: „Ueber die Quellen der Unfälle, die das Vaterland getroffen, ist bereits viel gesprochen und geschrieben worden. Die Wiedergeburt des Vaterlandes hat man nur in der Hebung der Menge zu Gemeinsinn und gemeinnützigen Aufopferungen gesucht. Aber die Fragen: auf welchem Wege dem Volke beizukommen, wie es mit dem Enthusiasmus einzelner patriotischer Männer zu umfassen, wie der Wille Aller zu Einem Willen zu lenken sei? Diese Fragen wurden noch nie befriedigend gelöst. Es kann uns nur durch uns selbst geholfen werden. Deshalb ist eine Gesellschaft einfacher, aber wohlgesinnter Männer zusammengetreten für das Vaterland, eine sittliche und physische Aufhülfe. Aus eigenen Kräften, in reinem Enthusiasmus soll das Volk seinem edlen Monarchen zur schnellen Wiedergeburt seines Flores und seiner Macht helfen und beispringen. Wir fühlen, daß die Reinheit unserer Absichten und die Güte unserer Anstalten uns überall, wo Sittlichkeit und Recht gilt, autorisiren und begünstigen werden. Wir bitten deshalb Ew. Königl. Majestät nicht um Autorisation, Privilegien oder besondere Begünstigung; wir legen unsere Verfassung auf die Schwelle des Thrones nieder, für den wir uns vereinten. Wir haben nicht das helle Tageslicht zu scheuen. Wir wollen Tag und Licht in die Schlupfwinkel des Verbrechens, Rath und Trost in die Wohnung der Leidenden, Muth und Hülfe in die verödeten Werkstätten der Fleißigen, Kraft und Glauben unter unsere hoffnungslosen Mitbürger, ächtdeutsche Sitten und Tugenden auf das künftige Geschlecht, und wenn es uns

gelingt, den Segen eines guten Namens und Beispiels auf unsere Enkel bringen.

„Wenn Ew. Königl. Majestät wir mit unserem Zweck und unserer Absicht bekannt machen, so ist es aus dem Grunde, daß wir dem edelsten und tugendhaftesten Manne in der Person unseres Erlauchten Königs Freude bringen durch die Verkündigung, daß sein Volk sich wieder regen werde in dem Guten, Wahren und seiner Würdigen, so geschieht es, weil wir uns verpflichtet wissen, Ew. Königl. Majestät von unserem Schaffen und Thun Rechenschaft geben zu müssen, damit unsere Absichten nie verkannt, unseren muthigen und edlen Bemühungen aber entgegengewirkt und die Harmonie zwischen Regierung und Verein aufgehoben würde, auf welche allein der letztere gebaut ist."

Am Schlusse heißt es: „Sind auch die Kräfte von Ew. Majestät Volk erschöpft, ist sein alter Ruhm verdunkelt, sind auch unsere Hülfsquellen versiegt und abgeleitet: uns bleibt die Tugend und der Muth als der unversiegbare Born von Macht, Ruhm und Glanz und von Wort und That, welche selbst dieser Zeit widerstehen und auf die Nachwelt kommen werden. Wir haben die allgemeine Huldigung des Volks, wie sie in vielen tausend beklemmten Herzen schlägt, laut ausgesprochen; wir wollen sie wahr machen durch die lebendige That."

Diesem Schreiben war eine Reinschrift der Statuten hinzugefügt, welche auch dem Minister Stein an demselben Tage mit einem zweiten Schreiben übersendet wurden, worin es hieß: „Die Gesellschaft der vereinten Männer wolle sich durch ihre Verfassung und durch sie den edleren Theil des Volkes an ihn, den Staatsminister, in dem großen und würdigen Geschäft, das Vaterland wieder herzustellen, inniger anschließen.

„Unter der Leitung eines kraftvollen Mannes muß den Preußen durch sich selbst geholfen werden. Diese Nothwendigkeit und die Ueberzeugung glücklichen Erfolges beseelt viele Herzen, und in ihr liegt der einzige Trost, der uns übrig blieb. Der Mann ist gefunden, hat sich willig den Geschäften hingegeben, so muß auch das Volk sich dankbar und regsam zeigen und in seinem eigenen Flor den Ruhm seines Retters bewähren."

Eines der thätigsten und hingebendsten Mitglieder des Vereins, Heinr. Carl Ludw. Bardeleben, aus Prenzlau gebürtig, Regierungs-Assessor bei der ostpreußischen Regierung, Verfasser einer patriotischen Schrift: „Preußens

Zukunft", hatte es versucht, Stein für den Tugendbund günstig zu stimmen. Er schrieb ihm: „Ueber Alles theuer ist mir das Vaterland, daher huldige ich dem Manne unbedingt, von dessen hohem Muthe, Energie, Rücksichtslosigkeit und Vaterlandsliebe ich seine bessere Zukunft, seinen alten Glanz wieder erwarten kann" u. s. w.; allein Stein ließ den Verein ohne irgend ein Wort des Zuspruchs oder der Abmahnung. Um so erfreulicher war es für den Verein, daß der König in einem eigenhändig von ihm unterzeichneten, an die Vorsteher gerichteten Cabinetsschreiben vom 30. Juni 1808 seine Genehmigung ertheilte; dies ist es:

„Die Belebung von Sittlichkeit, Religiosität, ernstem Geschmack und Gemeingeist ist allerdings sehr löblich; und insofern die, unter dem Namen eines Tugendvereins entstehende Gesellschaft sich hiemit ganz in den Grenzen der Landesgesetze und ohne alle Einmischung in Staatsverwaltung und Politik beschäftige, billigen Se. Königl. Majestät von Preußen den Zweck und die Verfassung der Gesellschaft.

„Dies eröffnen Allerhöchstdieselben den Vorstehern des Vereins, Lehmann, v. Both, Velhagen, Chiffland und Bardeleben, auf ihre Eingabe vom 18. d. M., in der Erwartung, daß sie jede Ausartung der Gesellschaft, welche sogleich ihre Auflösung herbeiführen werde, vermeiden werden und haben sie ein Verzeichniß ihrer Mitglieder nicht allein jetzt, sondern auch vierteljährlich einzureichen.

Königsberg, den 30. Juni 1808.

Friedrich Wilhelm."

Gestützt auf diesen königlichen Freibrief, versuchte man jetzt, dem Vereine eine ausgedehntere Wirksamkeit durch Stiftung von Zweigvereinen in den übrigen Städten und Provinzen zu verschaffen. Der Stammverein zu Königsberg stellte hierzu den von ihm ernannten Commissarien eine also lautende Vollmacht aus: „Wir unterzeichneten Räthe und Censor des Stammvereins zu Königsberg bevollmächtigen hierdurch den Herrn N. N. als Commissarius des Stammvereins, eine Haupt- oder Neben-Arbeitskammer nach den gesetzlichen Bestimmungen der Verfassung der Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden zu stiften und beauftragen ihn zugleich, bei der Aufnahme neuer Mitglieder mit der möglichsten Vorsicht und sorgfältigsten Prüfung ihrer Qualification zu Werke zu gehen, sie nach der vorgeschriebenen Form gehörig zu verpflichten und besonders auf die Unterzeichnung der Reverse zu halten, die Erklärung der Aufgenommenen über

die Personen, auf welche sie Einfluß haben und über die Geschäftsabtheilung, für welche sie besonders thätig sein wollen, abzufordern und bis zur Wahl der Geschäftsführer und des Censors deren Stelle zu vertreten, in allen dringenden Fällen aber sich wegen der nöthigen Aufschlüsse und Belehrungen an den Rath des Stammvereins zu wenden, der von den ferneren gesetzlichen Beschlüssen die Kammer benachrichtigen wird."

Ein solches Commissorium war entweder nur auf einen einzelnen Ort beschränkt, oder es war ein General-Commissorium, Kraft dessen der Beauftragte ermächtigt wurde, „die Verbreitung des Bundes überall zu befördern, allenthalben innerhalb des preußischen Staats Mitglieder aufzunehmen, Kammern zu stiften und den Verein an allen Orten, wo sein Zweck Anklang finde, nach den gesetzlichen Bestimmungen zu constituiren."

Mit einem solchen General-Commissorium versehen, begab sich Bardeleben im August 1808 nach Schlesien, wo er in Glogau und Liegnitz Kammern stiftete. „Ich entdeckte" — heißt es in seinem ersten Berichte — „in Schlesien, besonders bei der unteren Volksklasse, einen liberaleren Geist, viel Ungeduld über die Dauer der Leiden, große Abneigung gegen die vorhandenen Officianten des Staats, herzliche Liebe zum Könige und Neigung zum Auflehnen gegen die fremde Macht, ihre scheinbaren und wirklichen Helfer. Es ist aus mehr als einer Rücksicht heilsam, diese herrliche Provinz des Staats unter den Einfluß patriotischer, gemeinsinniger und uneigennütziger Männer zu bringen."

Ein großes Aergerniß gab die Glogauer Kammer den Gutgesinnten des Stammvereins zu Königsberg durch die Aufnahme des durch seine „Vertrauten Briefe", „Feuerbrände" und andere Schmähschriften als „erster Krakeler und Raisonneur" übel berüchtigten Kriegsraths v. Cöln. Er hatte zu denen gehört, die sich die höchste und allerhöchste Ungnade dadurch zuzogen, daß sie vor dem Beginn des Krieges 1806 die Gebrechen des Staates und Heeres öffentlich besprachen. Nachdem nun das Unglück, vor dem sie in Zeiten gewarnt hatten, hereingebrochen war, gewährten sie sich die Genugthuung, die Schäden und faulen Stellen vor aller Welt offen zu legen, und Herr v. Cöln erklärte: „daß auf die Wunden des Staats nicht Balsam, sondern Höllenstein aufgetupft werden müsse." Da er sich geäußert hatte, „daß er die politisch-militairische Tendenz des Vereins, über die ihm Bardeleben die erwünschte Aufklärung ertheilt, nach allen Kräften unterstützen und fördern werde," wurde dieser deshalb von dem

Stammvereine zur Verantwortung gezogen, was keinen anderen Erfolg hatte, als den Verein, noch bevor er Wurzel gefaßt, gehässigen Verdächtigungen auszusetzen.

In Breslau versprachen Bardelebens Bemühungen den besten Erfolg. Er brachte eine Kammer zusammen, an deren Spitze der Domainenrath Merkel, der Rector Manso, Professor Rhode und der Kriegsrath Streit standen. Auch in dem Handwerker- und Bauernstande machte Bardeleben Anwerbung. „Zur Breslauer Kammer" — berichtet er nach Königsberg — „gehört ein sehr merkwürdiger Mann, der wegen seines politischen Benehmens bekannte Horndrechsler Seeliger. Es that Noth, diesen heißen Mann an Männer zu knüpfen, die ihn von Uebereilungen zurückhalten. Er war in den Händen junger, kühner Männer, und seine Bude dürfte der Ort in Europa sein, wo, mit Ausschluß Spaniens, die kühnsten Pläne gebrütet und die bedenklichsten Aeußerungen gewagt wurden."

Daß es Bardeleben und die schlesischen Kammern mit der Enthaltsamkeit von aller Politik, welche der Verein vorschrieb, und mit der Beschränkung auf stille Tugendübung nicht so streng nahmen, dürfte nach diesen Berichten unzweifelhaft sein.

Zuweilen faßte Bardeleben seine Berichte in der Sprache eines Handlungsreisenden ab. „Was die Geschäfte betrifft," meldete er Mitte October 1808, „so gehen sie hübsch bedächtig. Die ersten Handelshäuser, welche ich dafür gewinnen wollte, trauen nicht und besorgen Alles von der herrschenden Willkür. Alle wollen fein leise auftreten und die neulichen Nachrichten haben sie völlig scheu gemacht. Nur etwa zwölf geprüfte und solide Häuser gehen auf den Handel ein, wovon kaum die Hälfte das Geschäft ordentlich angreifen. Dagegen in den kleinen Handelsstädten, besonders Schweidnitz mit den großen Fabrikdörfern, ferner in Reichenbach, Strehlen, wie ich mich an Ort und Stelle überzeugt habe, gedeiht die Sache besser; die Leute raffiniren dort weniger, haben mehr Zutrauen zu den Zeitläufen."

In Tarnowitz wurde eine Kammer für Oberschlesien angelegt und Graf Henkel v. Donnersmark, Standesherr von Beuthen, übernahm das Commissorium. An den schlesischen Adel richtete Bardeleben eine besondere Ansprache und dadurch, daß der katholische Consistorialrath Eibor, ein Günstling des Fürstbischofs von Breslau, dem Vereine beitrat, durfte man hoffen, auf die

katholische Priesterschaft und Bevölkerung Einfluß zu gewinnen. „Bald wird es“ — berichtet Bardeleben im December nach Königsberg, — „kein Städtchen, bald kein Dorf in Schlesien mehr geben, wo nicht Kammer oder Mitglieder wirksam sind. Der Verein hat hier Glück. Wenn Fehler vorfielen, so haben sie in die Sache nicht eingegriffen, sondern sie ist hier mit anständiger und zweckmäßiger Geheimhaltung betrieben worden. Im Hasse gegen Frankreich hatten sich die Gemüther vereinigt. Sie fallen auseinander. Wir werden sie halten müssen. Die Liebe zum Könige ist groß und wahrhaft; hinsichts der Regierung aber getheilt.“

In Schmiedeberg bestand — laut eines Berichts vom 3. April 1809 — die Kammer aus einigen fünfzig Mitgliedern und aus zehn Freivereinen, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die Jugendbildung und Gesetzeskunde bei dem Landvolke zu gewinnen bemüht waren.

Aus Schlesien nahm Bardeleben seinen Weg nach der Mark Brandenburg. In der Universitäts- und Handelsstadt Frankfurt an der Oder fand er gute Aufnahme, und daß der berühmte Professor der deutschen Rechtsgeschichte Eichhorn sich hier an die Spitze des Vereins stellte, schien von der besten Vorbedeutung zu sein.

Von Berlin, wo Bardeleben eine Hauptkammer zu errichten gedachte, wollte er Sendboten in die Provinz schicken. Diese sollten — so lautete die Instruction — in allen Städten, besonders in den größeren, wo Ressourcen, Clubs und dergleichen Gesellschaften vorhanden seien, aus diesen qualificirte Männer als Mitglieder in die Kammer aufnehmen und ihnen auftragen, sich in jenen Gesellschaften Anhang zu verschaffen, unsittliche Mitglieder daraus zu verdrängen, Bessergesinnte an sich zu ziehen, die Aufträge der Kammer für diese Gesellschaften zu befördern, die Ansichten des Ganzen, so viel als möglich, geltend zu machen, nach und nach in ihnen einen engen Ausschuß zu bilden und überall nach den Localverhältnissen auf jede Weise für den Zweck des Vereins die möglichste Wirksamkeit zu erwecken suchen. „Denn dieses Volk (in der Mark Brandenburg) läßt sich vorzüglich bei Weißbier und Taback ergreifen und bearbeiten. Auf diesem Wege dürfte in Berlin die Masse ergriffen werden können. Auch in Frankfurt wird die Sache von dieser Seite angefaßt, da leider mit dem geistlichen Stande überall wenig anzufangen ist.“

In einem anderen Berichte aus Berlin schreibt Bardeleben: „Freudige

Gerüchte machen die leichtsinnigen Berliner stets gleichgültig gegen vieles Gute. Nur im Unglück wird man nach uns greifen, im Glück uns aber vergessen."

Wenn schon dies Vorurtheil gegen die Berliner den Unternehmungsgeist Bardelebens lähmte, so wurde er noch mehr entmuthigt durch die Gesinnungslosigkeit eines Mannes, der anfänglich sich geschmeichelt fühlte, eine Rolle als Bundeshaupt zu übernehmen, hernach zum Verräther an der guten Sache ward. Es war dies der, von Halle nach Berlin übergesiedelte, Geh. Rath und Professor der Staatswissenschaften Schmalz, derselbe, der im Jahre 1815 eine traurige Berühmtheit durch seine Verunglimpfung der Begeisterung des Volkes für König und Vaterland und der Hingebung der Freiwilligen erhalten hat.*)

Außer diesem hatte Bardeleben noch den Geh. Secretair Jochmus und den Kriegsrath v. Ahlefeld angeworben, von denen die Geschichte nichts weiter zu melden hat, als daß sie die Gesellschaft mit ihren Versen, ihren Compositionen und ihrem Gesange langweilten, im Uebrigen aber Niemandem etwas zu Leid thaten. Daß diese drei Männer den Thiergarten zum Berliner Rütli machen würden, stand nicht zu fürchten; sie fanden nirgend Anklang, und als man in einem engeren Vereine, zu dem der Kammergerichtsrath Eichhorn, Buttmann, v. Röder, Schleiermacher und Andere gehörten, die Statuten besprach, Handschlag und Gelöbniß verlangte, erklärte der Letztere, „daß es für Männer wie sie keines äußeren Erkennungszeichens, keiner maurerischen Formen bedürfe."**) Einen großartigen Eindruck rief es hervor, als in dieser Versammlung einer der Anwesenden an jene berühmte Stelle in Shakespeare's Julius Cäsar erinnerte, wo Brutus sagt:

„Nein, keinen Eid! wenn nicht die heil'ge Scheu.
Euer innres Seelenleid, die Noth der Zeit,
Euch fest verbindet, dann geht wieder heim
Und jeder suche sich sein träges Bett.
Laßt frechgesinnte Tyrannei dann schalten, —
Bis jeder fällt, wie ihm das Loos gefallen.
Doch sind wir Römer, welchen andern Sporn,
Als unsre Sache, braucht es, uns zu stacheln?
Welch' andres Band, als treues Römerwort?
Welch' andern Eid, als diesen festen Entschluß:

*) Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik. Berlin, 1815.

**) Pertz, das Leben Steins, II. 193, ergänzt und berichtigt durch Voigt, Geschichte des sogenannten Tugendbundes. Berlin, 1850.

Wie wir als freie Männer lebten, frei
Zu sterben. —
Laßt Priester, Räuber, feige Memmen schwören,
Die vor der That schon denken an Verrath,
Das Volk, dem man nicht traut bei bösen Händeln,
Laßt schwören, doch entweiht durch keinen Eid
Die stille Tugend unsers Unternehmens." —

Bardeleben, der seine Erwartungen in Berlin nicht in Erfüllung gehen sah, meldete im November 1808 nach Königsberg: „Die Berliner Kammer ist in Unordnung gerathen durch die Feigheit und Unentschlossenheit des Schmalz und v. Ahlefeld; sie eignen sich beide nicht für die gute Sache. In Berlin hat sich die Idee eingeschlichen, als enthalte der Verein Jacobiner, denn das Volk dort hat keinen andern Maßstab als Frankreich. Es ist der Quelle nachgespürt; sie fließt aus einer Absichtlichkeit, die sich nicht sowohl auf Böses, als auf Unkunde der Sache gründet. Der märkische Adel neigt sich überhaupt wenig zur Sache. Die Kammer in Berlin aber muß neu constituirt werden."

Die, eines jeden Gefühls der Ehre und Vaterlandsliebe baare Partei, welche nur in der blindesten Unterwürfigkeit unter die Befehle Napoleons und seiner Satrapen nicht sowohl das Heil Preußens, das ihnen wenig am Herzen lag, als vielmehr nur ihren Privatvortheil und ein Genügen für ihre feige Gesinnung fand, verklatschte und verrieth den Machthabern jeden noch so leisen Athemzug der unterdrückten Freiheit als demagogischen Umtrieb und Revolutionsgelüste. Hierbei konnte es an Fehlgriffen, die zuweilen sogar etwas Komisches hatten, nicht fehlen. Eine der servilsten Seelen des Königreichs, der oben genannte Professor und Geh. Rath Schmalz in Berlin, war von dem Staatsrath v. Schön in Königsberg aufgefordert worden, die in den bäuerlichen und städtischen Verhältnissen angeordneten Reformen in einem Zeitungsartikel empfehlend zu besprechen. Schmalz reichte pflichtschuldigst seinen Artikel im Manuscripte bei der französischen Censurbehörde ein. Diese fand ihn so bedenklich, daß sie dem Marschall Davoust davon Anzeige machte, welcher sofort den Geh. Rath Schmalz verhaften, seine Hefte, Briefschaften und das in der Druckerei befindliche Manuscript fortnehmen ließ.

Die Berliner Zeitungen vom 29. November 1808 mußten über diesen Vorgang nachstehende Mittheilung machen:

„Eine Schrift, die den Titel führt: Adresse an die Preußen, und ohne Befehl des Gouvernements verfertigt war, ist während des Drucks in

Beschlag genommen worden; ihr Verfasser, der Geh. Schmalz in Berlin, wurde verhaftet. Man hat bei ihm verschiedene Briefe gefunden, welche beweisen, daß er über politische Gegenstände zu schreiben von Personen aufgefordert war, welche eines ausgezeichneten Vertrauens in Königsberg genießen. Es ist zum Erstaunen, daß unter den Räthen, welche den König von Preußen umgeben, solche existiren, die ohne Zweifel ohne sein Vorwissen es haben wagen dürfen, Instructionen über die Art, den Geist des Volks zu bearbeiten, zu geben und den Gang eines allgemeinen Planes vorzuzeichnen, der schon seit langer Zeit angelegt war, und dessen Erfolg einigen Hitzköpfen seit der Epoche des Unglücks von Preußen nur desto sicherer schien. Gleich allen denjenigen Schriften von dieser Gattung, wodurch man die Menge irre führt, war auch die Schrift des Herrn Schmalz voll von Ungereimtheiten und voll demagogischer Ideen. Die Wörter: Volk, Volksversammlung, öffentliche Freiheit, Gleichheit, Abschaffung der Privilegien, die mit so schrecklichen Lettern in den Annalen der Nationen geschrieben sind, machten den Grund dieser Rhapsodie. Wehe dem Lande, wo man von dem Beispiele, welches sich in Frankreich zugetragen, keinen Nutzen zu ziehen weiß! Welche Thorheit, die Leiden des Krieges auf diejenigen, welche die Basis der Gesellschaft ausmachen (d. h. den Adel), zurückzuwerfen. Hat der große Friedrich, als er Unfälle erlitten, ebenso gehandelt, um sie zu verbessern? Die Erfahrung beweist, daß, wenn man unter solchen Umständen eingreifen will in die Institutionen, welche die frühere Wohlfahrt des Staats gesichert hatten, man die größte Gefahr läuft, seine Wunden unheilbar zu machen. Nicht jede Nation kann hoffen, ein Genie wie Napoleon zu finden, um das Chaos zu ordnen, worin die Wuth der Parteien sie gestürzt haben würde. Preußen hat mehr als irgend ein anderes Land in seiner gegenwärtigen Lage die Annahme eines Erhaltungssystems (auch damals gab es Conservative) nöthig, und es muß dieses in dem Conseil des Königs weisen und rechtschaffenen Personen anvertraut sehen, die durch ihr eigenes Glück (d. h. großen Grundbesitz) bei dem Wohle des Staats interessirt und jedem Geiste der Leidenschaft unzugänglich, den Muth haben werden, die Wahrheit mit Beharrlichkeit zu sagen."

Schmalz wußte sich im Verhör bei Davoust nicht nur als ein vollkommen ungefährliches Subject auszuweisen, sondern gab sogar durch seine Schwatzhaftigkeit und sein Brambiren, als sei er in alle Geheimnisse des königl. Cabinets und des Tugendbundes eingeweiht, Veranlassung, daß mehrere seiner Collegen und

andere namhafte Gelehrte, Prediger, Schauspieler, darunter Schleiermacher, Fr. A. Wolf, Fr. Buchholz, der Probst Hanstein, Iffland u. a. mehr vor Davoust ein strenges Examen zu bestehen hatten und von ihm wegen ihres Franzosenhasses auf das allergröblichste verwarnt wurden.

Stein und Wittgenstein behielt Davoust ebenfalls im Auge, und seine geheimen Polizei-Spione, an denen es ihm — zu unserer Schmach! — in Berlin nicht fehlte, suchten sich bei ihm durch die abgeschmacktesten und zugleich boshaftesten Verleumdungen wichtig zu machen. So wurde ihm ein gefälschter Brief der achtzigjährigen Oberhofmeisterin Gräfin Voß in Königsberg an den Fürsten Wittgenstein in Hamburg, welcher noch immer preußischer Minister war, überbracht, in welchem die ehrwürdige Dame mit dem Fürsten Verabredung trifft, den Kaiser Napoleon in Bayonne vergiften zu lassen. Wittgenstein wurde verhaftet, seine Papiere weggenommen und ihm die verfänglichsten Fragen wegen vorhabender Giftmischerkünste vorgelegt. Der Marschall Bernadotte, welcher damals in Hamburg commandirte, nahm die Sache so ernsthaft, daß er an öffentlicher Tafel ausrief: „Ces gredins à Berlin font un tort infini à l'Empereur!“ *)

Ihr böses Gewissen ließ den Eroberern nirgend ihr Haupt ruhig niederlegen, überall witterten sie Verrath, Abfall, Empörung. Ein Papagei der Gräfin Voß, welcher, gewiß ohne sich etwas Arges dabei zu denken, die Worte: Bonaparte und Spitzbub in nahe Verbindung brachte, war ebenfalls bei Davoust denuncirt worden und es wurden von ihm eigens Spione nach Königsberg gesendet, um die verdächtigen Redensarten des demagogischen Vogels zu belauschen. —

Bardeleben richtete von Berlin aus im August 1808 Aufforderungen an verschiedene einflußreiche Männer in Pommern, anfänglich ohne günstigen Erfolg. „Mich an die Spitze eines Tugendvereins zu stellen!“ rief der alte Blücher voll Entrüstung aus, als er das an ihn gerichtete Schreiben gelesen hatte. Er hielt es für einen „schlechten Witz“, den man sich mit ihm machen wolle und zerschnitt das „Tugendpatent“ zu Fidibus. Mehr Theilnahme schenkten dem Verein der Major v. Bonin, Director der Cadettenanstalt zu Stolpe, und der Major Krockow, der in Treptow a. d. Rega Mitglieder warb und

*) Diese Grützköpfe von Berlin thun dem Kaiser unendlichen Schaden.

36*

später mit Schill zog. In Colberg, wo vaterländischer Sinn durch Gneisenau und Nettelbeck geweckt worden war, regte sich lebhafte Theilnahme bei den Bürgern, welche an der ehrenvollen Vertheidigung ihrer Stadt thätigen Antheil genommen hatten.

Im September zählte der Verein hier 42 Mitglieder aus dem Civil- und Militairstande, und wurde die Colberger Kammer, um die sich der Ober-Proviantmeister v. d. Mark großes Verdienst erworben hatte, zu einer Hauptkammer mit Räthen und einem Censor erhoben. Der Colberger Verein stand mit dem Stammverein in Königsberg in ununterbrochenem Verkehr und hielt sich, seit der König durch die Cabinetsordre vom 30. Juni 1808 die Statuten bestätigt hatte, des Allerhöchsten Schutzes für gewiß. Um so unangenehmer wurde es in Colberg empfunden, daß gegen Ende des Jahres 1808 der Commandant Oberstlieutenannt v. Ebra bei der Parade bekannt machen ließ: „Er habe in Erfahrung gebracht, daß sich in der Stadt eine Gesellschaft gebildet habe, die unter dem Namen Tugendverein öfter Zusammenkünfte halte. Er wolle nicht hoffen, daß einer oder der andere vom Militair derselben beitreten werde; denn der König habe ausdrücklich befohlen, daß außer den Freimaurern keine andere geheime Gesellschaft geduldet werden solle. Er werde deshalb sofort den König von der Existenz dieser neuen Gesellschaft benachrichtigen."

Obschon der Vorstand des Vereins den Commandanten durch Vorlegung der königlichen Cabinetsordre darüber aufklärte, daß seine Meldung an den König um einige Monate zu spät kam, beruhigte er sich dennoch nicht dabei, sondern hielt sein Verbot aufrecht, daß kein Officier Mitglied werden sollte. Der Prinz Hermann von Hohenzollern, dessen rühmlichen Eifer wir später erwähnen werden, sagt in einem, aus Colberg an den Stammverein über die Zustände in Pommern erstatteten, Berichte: „Gleich Anfangs hatten bei weitem nicht alle Mitglieder, deren Zahl damals sehr ansehnlich war, den wahren rechten Eifer. Manche zogen sich ganz zurück; andere mußten äußerer Verhältnisse wegen den Ort ihres Aufenthalts verlassen. Dann folgte das nachtheilige, bekannte Publicandum wegen des Verbots geheimer Verbindungen, woraus Zweifel über die Rechtlichkeit der Existenz des Vereins hervorgingen. Man vermied alles äußere Wirken, um sich nicht Ahndungen auszusetzen. Bei dieser Stimmung hatte auch der Rath des Vereins zu Colberg alle Mühe, in solcher Lage der Sache selbst die Existenz der dortigen Kammer zu conserviren. Wenn also nach dem

Allen nur wenig geleistet wurde, so muß man Rücksicht nehmen auf die Umstände, die sich dem Vereine entgegengestellt haben." —

In der Hauptstadt Pommerns, in Stettin, fanden die Einladungen zur Stiftung eines Vereins keinen Anklang. Dagegen bestand daselbst schon früher ein Verein, welcher sich „die Gesellschaft der Tugend- und Vaterlandsfreunde" nannte. In Dramburg hatte sich ebenfalls eine hinreichende Anzahl von Mitgliedern gefunden, um eine Kammer zu bilden. Der Kriegsrath v. Petershof hatte den Auftrag übernommen, in Stargard eine Kammer zu bilden. Auch ihm ging von dem Ober-Censor der Königsberger Kammer im Februar 1809 die Weisung zu: „er solle bei der Aufnahme neuer Mitglieder auf jede Weise der Möglichkeit der Mißdeutung entgegenwirken, als verfolge der Verein irgend eine politische Tendenz, denn Erfahrungen hätten gezeigt, daß man in diesem Punkte mit der größten Vorsicht zu Werke gehen müsse." Petershof meldete im Mai 1809 nach Königsberg: „Er habe von seinem Commissorium noch keinen Gebrauch machen können, denn nach dem ergangenen Publicandum wegen Verhütung geheimer Gesellschaften und nach den harten Aeußerungen darüber von Seiten des Ministers Beyme sei Alles in Furcht und Schrecken gerathen und Niemand wolle auch nur im Entferntesten etwas von dem Vereine hören. Die Gründung einer Kammer in Stargard sei daher unmöglich."

Bei weitem mehr in Aufnahme kam der Stammverein in Königsberg, dessen Liste im October 1808 bereits 148, am Schluß des Jahres 231 Mitglieder aufführt. In Memel, Gumbinnen, Eylau, Graudenz, Elbing und Braunsberg wurden Kammern gebildet, und in keiner andern Provinz hatten sich Männer von so tüchtiger Gesinnung dem Verein angeschlossen, deren Namen später in einem größeren Wirkungskreise berühmt geworden sind. Dem Tugendbunde gehörten an: v. Boyen (später Kriegsminister), v. Witzleben (desgl.), v. Grolmann (später General der Infanterie), v. Ingersleben (später Oberpräsident), v. Thile (später Generallieutenannt und Schatzminister), v. Ladenberg (später Präsident der Oberrechenkammer), v. Mathy (später Bischof von Kulm), Professor Krug, der Herzog von Holstein-Beck, der Prinz Hermann von Hohenzollern-Hechingen. Allein weder die Genehmigung des Königs, noch diese ehrenwerthen Namen schützten den Verein gegen Verdächtigungen; die Regierung für Lithauen brachte unter dem 16. December 1808 eine Verordnung vom 20. October 1798 „über Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen"

in Erinnerung, und zwar in keiner andern Absicht, als um den Tugendverein in Gumbinnen und Insterburg zu hintertreiben.

Noch residirte der König in Königsberg und er sowohl, als die Königin, hatten gegen einzelne Mitglieder sich billigend und aufmunternd ausgesprochen; eine Cabinetsordre vom 30. Juni 1808 erkannte den Verein förmlich an.

In der Generalversammlung, in welcher das Schreiben des Königs vorgelesen wurde, nahm Professor Lehmann das Wort: „Das ist," sagte er, „unser königlicher Freibrief. Wir sind von jetzt an vor einer Auflösung durch eine Macht in unserm Reiche sicher, so lange wir die Politik und Staatsverwaltung außer unserer Verhandlung lassen und die Befolgung der Landesgesetze in die Verfassung bringen. Wir sind nicht verantwortlich für die Kräfte, welche ein gesundes, zusammenhaltendes, nervigtes Volk gegen seine Feinde hat, obschon wir diese Gesundheit und diesen in einander greifenden Nerv zu unserem Zwecke machen. Wir sind mit unseren Pflichten und Rechten an uns selbst und unsern Zweck in der Repräsentation unserer Geschäftsträger hingegeben und der König hat alle Verantwortlichkeit, zugleich auch alle Rechte auf die Geschäftsträger gelegt. Wir haben das Recht einer Propaganda, wir sind überhaupt zu einer Staatsgesellschaft erhoben worden, haben eine öffentliche Würde und haben selbst von den Feinden des Staats keine andere Behandlung zu befürchten, als das Militair, die Akademie, die bürgerlichen Behörden, welche zwar aufgelöst werden können, aber in keine Strafe genommen werden, so lange sie ihrer Autorisation nicht entgegen handeln. Man kann uns verbieten diesen Verein fortzusetzen, aber unser Verein hat alle Verantwortlichkeit auf sich gelegt und uns in den Bund des Völkerrechts aufgenommen, so lange wir dem Inhalte des Cabinetsschreibens genügen. Von jetzt an ist dieses Cabinetsschreiben unser Evangelium, in der Art, daß wir denjenigen, welcher durch Reden dawider handelt, nicht für den Unsrigen halten können, sondern für einen solchen, der die Auflösung unseres Vereins sich zum Wunsche und zur Arbeit gemacht habe. .... Hüten wir uns vor leeren Formen und greifen wir von nun ab hinaus zur Materie .... Von jetzt an müssen wir hinaustreten und uns um die Menschen mit ihren Sitten, Maximen und Thaten bekümmern, ihnen mit Beispiel vorangehen und Einfluß auf sie zu gewinnen suchen, damit wir sie zum Guten bringen."

Konnte sich auch der Verein, nach dem bisherigen Benehmen des Ministers

Stein, von ihm keiner besonderen Gunst versehen, so hielt man sich doch für verpflichtet, ihm ein gedrucktes Exemplar der Statuten unter dem 8. Juli 1808 zu übersenden und ihm zu schreiben: „die Gesellschaft sei stolz darauf, sich des hohen Beifalls Sr. Excellenz erfreuen zu dürfen. Man schmeichle sich der frohen Hoffnung, daß er auch den ferneren Bemühungen zur Erreichung der großen Zwecke des Vereins seinen Beifall schenken werde." Diese frohe Hoffnung ging jedoch keineswegs in Erfüllung. Nach Verlauf von beinahe drei Monaten ging an die Vorstände des Stammvereins (v. Grolmann, Mosqua, v. Both, Velhagen, Deez und Krug) ein vom 28. September datirtes Schreiben des Ministers des Inhalts ein: „Des Königs Majestät billigten den Zweck und die Verfassung der als Tugendverein entstandenen Gesellschaft, insofern sie sich damit ganz in den Grenzen der Landesgesetze und ohne alle Einmischung in die Politik und Staatsverwaltung halte. Diese Hinweisung auf eine sehr bestimmte Grenzlinie hätte die Gesellschaft dazu bestimmen sollen, ihre Grundartikel und Gesetze darnach aufs Genaueste zu revidiren. Mit Bedauern sehe ich aber aus Ew. ꝛc. Anzeige vom 8. Juli, daß das nicht geschehen, vielmehr der Entwurf so, wie er war, abgedruckt ist. Wie sehr er aber einer solchen Revision nach Sr. Majestät Grundsatz noch bedurft hätte, werden Sie aus den abschriftlich anliegenden Bemerkungen entnehmen. Ew. ꝛc. als den Räthen und Censor des Stammvereins muß ich daher empfehlen, von diesen noch jetzt Gebrauch zu machen, die unterlassene Revision nachzuholen und das Resultat mir anzuzeigen."

Diese, zum Theil sehr treffenden, aber in sehr anmaßlicher und verletzender Sprache abgefaßten Bemerkungen hatten zu ihrem Verfasser den, in dem Bureau des Ministers beschäftigten, Assessor Koppe, welcher von Stein mit der Begutachtung jener Statuten beauftragt worden war. Koppe erklärte in seinem Gutachten: „ihm erscheine die Realisirung der an sich großen und guten Zwecke des Instituts mehr als zweifelhaft und sei zu besorgen, auch dieser Verein möchte durch die, durch kein Grundgesetz vertilgbare, Tendenz aller gesellschaftlichen Vereine dieser Art früher oder später einen Staat im Staate bilden, oder im allerglücklichsten Fall doch gewiß dann scheitern, wenn er, seinem Plane zufolge, aus den Grenzen des Vaterlandes heraustretend, einen Einfluß auf das ganze übrige Deutschland zu gewinnen suchen würde. Dieser Uebergang müsse, wenigstens so lange der jetzige Geist in den deutschen Regierungen jenseits der Elbe (Rheinbundstaaten) wehe, das Institut nothwendig in politische Collisionen

verflechten, welche ihm selbst unmittelbar tödtlich und dem preußischen Staate durch Rückwirkung sehr gefährlich werden möchten. Die Artikel der Verfassung anlangend, so seien einige unwahr und unlogisch gefaßt, andere schwülstig und sonach leicht lächerlich zu machen; manche hätten eine unmoralische und noch andere eine für das Interesse der Regierung, wenn auch nicht in thesi (ausdrücklich), doch in hypothesi (voraussichtlich) bedenkliche Tendenz. Einige Gesetze schienen offenbar den Stempel der Unzweckmäßigkeit an sich zu tragen. Endlich müßten selbst Undeutschheiten in den Statuten einer Gesellschaft gerügt werden, welche Erhaltung deutscher Nationalität zu ihrem Hauptzweck zähle... Schwülstig und der Persiflage eine unzweckmäßige Blöße gebend sei es, wenn das Institut „„mit Liebe zu den Herzen der Großen des Landes gehen und in die Tiefe wahrer Menschheit sich versenken will."" Unmoralisch sei die Bestimmung, durch welche ausdrücklich und gesetzlich jedes Mitglied zum Spion des andern bestellt und ein im Finstern schleichendes Denunciationssystem organisirt werde. Es liege wirklich etwas ächt Jesuitisches in der Sache.... Die Organisation des ganzen Instituts sei im Allgemeinen für das Interesse der Regierung schon deshalb bedenklich, weil sie dem Staate, außer der muthmaßlichen Rechtschaffenheit der Gesellschaftsglieder, durchaus keine Bürgschaft dafür leiste, daß den Staats- und Regierungszwecken in der Gesellschaft nicht werde entgegengearbeitet werden. Ferner seien verschiedene Artikel der Statuten jetzt schon so gefaßt, daß die Collision ihrer Ausführung mit höheren Staatszwecken ganz unvermeidlich scheine. So maße sich z. B. die Gesellschaft unter dem Vorwande, die Staatsgewalt in Veredlung und Beglückung des Volks zu unterstützen, eigenmächtig eine Art von polizeilicher Aufsicht über alle Staatsbürger und im Lande befindlichen Fremden an. In einem andern Artikel mache sich die Gesellschaft eine „vernünftige" Unterwerfung unter die Anordnungen der Regierung zur Pflicht. Man dürfe wohl über den Sinn des hier gebrauchten Beiwortes eine Erklärung verlangen, denn entweder stehe es müßig da, oder es verrathe die Tendenz der Gesellschaft, nur den in ihrem Sinne vernünftigen, von ihr als solche anerkannten Anordnungen der Regierung sich zu unterwerfen, und eine solche Reservation hätte der Staat doch wohl ohne alle Ursache zu depreciren."

Der Verein reichte unter dem 12. October eine Verantwortung bei dem Minister ein, worin er sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen

suchte und vor allen den „des ihm zur Last gelegten jesuitischen Spionirwesens“ von sich wies.

Stein war damals mit so großartigen Plänen für die Gesammterhebung des Volkes zum erneuten Kriege gegen Napoleon im Bündnisse mit Oestreich, zugleich auch mit dem, von dem Kaiser der Franzosen gegen ihn persönlich gerichteten, Angriffe so beschäftigt, daß er von dem Verdachte, an der Spitze des Tugendbundes zu stehen, sich frei zu machen versuchte, um seine größeren Zwecke verfolgen zu können.

Der Assessor Koppe, welcher diese Sache bearbeitet hatte, war im August 1808 als geheimer Briefträger Steins an Wittgenstein von den Franzosen verhaftet worden, der Ausgang des Congresses zu Erfurt machte die Hoffnung auf eine Theilnahme Preußens an dem Kriege Oestreichs gegen Frankreich zweifelhaft. Stein bat am 18. October 1808 den König um seine Entlassung, welche er, wovon später ausführlicher berichtet werden wird, am 24. November erhielt.

Unterdessen hatte der Vorstand des Vereins die Verfassung einer genauen Durchsicht unterworfen und übersandte dieselbe an den Minister des Innern, Grafen Dohna, dessen Gunst man sich durch einen, als Wahlspruch vorangestellten, Vers Klopstocks zu gewinnen hoffte:

„Vieles sah ich, ich weiß, was schon und groß ist im Leben,
Allein, das ist das Höchste, was des Sterblichen Auge kann sehen:
Bund der Edeln, der Glückliche macht.“ —

Der Minister Dohna zeigte sich dem Vereine noch weniger günstig als Stein. Er erließ an den Vorstand unter dem 4. Januar 1809 eine Verfügung, in welcher es heißt: „Se. Majestät der König bringen in Erfahrung, daß die Gesellschaft nicht allein fortfährt, über die ihr nachgelassene Grenze hinauszugehen, sondern auch den Charakter einer geheimen Verbindung anzunehmen scheint, indem sie ihre Arbeiten und Mitglieder der Wissenschaft des Publicums entzieht. Dies würde nicht nur der neuerlich durch das Publicandum vom 16. v. M. (gegen die geheimen Verbindungen) sehr bestimmt erklärten Allerhöchsten Willensmeinung eben so sehr entgegen, als dem gemeinnützigen Zweck der Gesellschaft nachtheilig sein. Tugend und Wahrheit strahlen so mächtig und klar, daß es, um sie zu befördern, keiner heimlichen Mittel bedarf, und der Schleier des Geheimnisses kann nur Mißtrauen und Besorgnisse unter den Mitbürgern erregen. Se. Königl. Majestät machen es daher auch dem Tugendverein zur Pflicht,

seine Arbeiten von jetzt ab nur in einer freien, offenen Gesellschaft fortzusetzen, sich dabei von dem ihm angewiesenen Standpunkte nicht zu entfernen und ein namentliches Verzeichniß der seit dem 12. October v. J. aufgenommenen Mitglieder ungesäumt einzureichen, auch demselben eine Liste derjenigen Personen beizufügen, welche seit Entstehung des Vereins aus demselben wieder ausgetreten sind." Ueber diese ungnädige Stimmung des Ministeriums erhielt der Verein Aufschluß durch die Zuschrift eines seiner angesehensten und würdigsten Mitglieder, des Herzogs von Holstein-Beck, in welcher es heißt: „Durch Aeußerungen anderer Personen glaube ich eine Hauptbesorgniß gegen den Verein bemerkt zu haben, diese nämlich, daß der Verein unter dem Scheine der Erfüllung seines Namens eine geheime politische Tendenz habe, die dahin abzwecke, eine allgemeine Bewaffnung zu befördern, die Gemüther zu erhitzen, und dadurch eine Stimmung zu erregen, die gefahrvoll werden könnte; daß man sich ferner damit befassen wollte, der Regierung Winke und Lehren zu geben. Die Erhaltung unseres Vereins liegt mir in der That zu sehr am Herzen, als daß ich meine Gedanken nicht frei hätte niederschreiben sollen. Da wir alle Menschen sind, so ist es natürlich, daß es unter uns Brauseköpfe und kalte, überlegende Köpfe giebt. So lange letztere nur im Stande sind, jenen das Gleichgewicht zu halten, wird Alles gut gehen. Wir müssen daher nur sehr behutsam in der Wahl unserer Mitglieder sein und weniger auf die Zahl, als den Gehalt derselben sehen."

Der Herzog nahm die Gelegenheit wahr, die Ansicht des Königs von dem Vereine kennen zu lernen, und als er einmal nach aufgehobener Tafel für den Schutz gedankt, welchen er dem Vereine angedeihen lasse, erwiderte der König: „Es freut mich, daß Sie auch dazu gehören. Es ist wahr, daß dieser Verein Feinde hat und daß ich der Einzige bin, der ihn hält; die anderen Herren wollen alle nicht viel davon halten. So lange ich nur weiß, daß der Verein sich blos in seinen vorgesetzten Schranken hält, werde ich ihn gewiß schützen, weil wohl manches Gute durch ihn bewirkt werden kann, und ich weiß es, daß viele vernünftige Männer in der Gesellschaft sind, von denen ich gewiß erwarten darf, daß sie suchen werden, Alles zu vermeiden oder zu entfernen, was zu gegründeten Beschwerden gegen den Verein Veranlassung geben könnte." Der Herzog erhielt nicht nur die Erlaubniß, diese Aeußerungen des Königs

dem Vorstande mitzutheilen, sondern ihn auch zur weiteren Verbreitung derselben zu ermächtigen.

Der Verein, von der geneigten Gesinnung des Königs unterrichtet, beschloß, wegen der in dem Ministerialschreiben vom 4. Januar enthaltenen Vorwürfe sich unmittelbar an Se. Majestät zu wenden. „Ew. Majestät erlauben uns das Geständniß,“ so lautete die Eingabe, „daß uns die uns gemachten Anschuldigungen mit dem tiefsten Schmerz erfüllt haben, weil wir sie auf keine Weise verdient zu haben überzeugt sind. Sollte jedoch Ew. Majestät eine, das Gegentheil behauptende, Anzeige hierüber erhalten haben, so müßten wir alleruntertänigst um Mittheilung derselben bitten, um uns deshalb rechtfertigen zu können. Gewiß wird sich dann aus einer näheren Untersuchung ergeben, daß weder der ganze Verein, noch die oberste Behörde desselben die vorgezeichnete Grenze überschritten haben. Vielmehr haben wir, wenn wir etwa zu bemerken glaubten, daß ein einzelnes Mitglied aus Mißverstand dem Vereine eine politische Tendenz unterlegte, selbiges auf der Stelle zurechtgewiesen und überhaupt auf das Sorgfältigste jedem etwa zu befürchtenden Mißgriff vorzubeugen gesucht. Ferner ist unser Verein zwar ein geschlossener, aber keineswegs eine geheime Gesellschaft. Unsere Grundartikel und Gesetze sind Ew. Königl. Majestät zur Prüfung vorgelegt und durch die Allerhöchste Cabinets-Resolution vom 30. Juni v. J. genehmigt worden. Unsere Arbeiten liegen zum Theil vor den Augen des Publicums, wie der von uns herausgegebene Volksfreund und die von uns gestiftete Armen-Speisungs-Anstalt, zum Theil haben wir sie Ew. Majestät vorgelegt, wie den Entwurf zur Errichtung gymnastischer Uebungsanstalten, und wenn wir nicht Alles sogleich bekannt machen, so geschieht es nicht, um irgend etwas zu verheimlichen, sondern um Alles erst gehörig zu überlegen und zur Reife gedeihen zu lassen .... Unser Zweck ist übrigens nicht, Tugend und Wahrheit überhaupt zu verbreiten, sondern vielmehr Vaterlandsliebe (und doch nicht politisch?), Anhänglichkeit an unsern guten und gerechten König und dessen ganzes Erlauchtes Haus, Gemeinsinn und Gemeinwohl zu befördern. Darum nennt sich auch unser Verein nicht schlechtweg „Tugendverein“, weil dies von unserer Seite eine Anmaßung sein würde, sondern „die Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden, oder den sittlich-wissenschaftlichen Verein“, und wir hoffen mit Zuversicht, daß wir uns durch unsere Bestrebungen des Ver-

trauens, welches Ew. Königl. Majestät früher in uns gesetzt haben, nie werden unwürdig machen."

Der König ließ diese Eingabe unbeantwortet. Um indessen keine Vorsichtsmaßregel zu versäumen, erließ der Königsberger Vorstand unter dem 19. April 1809 (also noch zehn Tage vor Schills Aufbruch aus Berlin) ein Ermahnungsschreiben an die Kammern zu Breslau und Colberg und an den Bevollmächtigten in Berlin: „man habe in Erfahrung gebracht, daß man sich in verschiedenen Gegenden des preußischen Staats heimliche Werbungen in feindlicher Absicht gegen benachbarte Mächte erlaubt habe. Man könne zwar nicht glauben, daß der Verein irgendwo an solchen unerlaubten Eingriffen in die Souverainetätsrechte auch nur im Entferntesten Antheil genommen haben könne; da aber verlaute, daß einzelne Mitglieder desselben sich in dergleichen landesgefährliche Unternehmungen eingelassen haben sollten, so sehe man sich veranlaßt, aufs Ernstlichste zu warnen und den Rath der Kammer ausdrücklich aufzufordern, bei ihren Kammern darauf zu halten und sämmtliche Kammern ihrer Provinz anzuweisen, solche Mitglieder, die solcher Unordnungen angeklagt seien oder sonst verdächtig sein könnten, so lange auszuschließen, bis sie sich vor ihren Behörden vollkommen gerechtfertigt hätten."

Wir dürfen den Stiftern und Vorstehern des Stammvereins in Königsberg weder guten Willen, noch Hingebung für den edlen Zweck, dessen Ausführung sie beabsichtigten, absprechen, allein da sie über diesen Zweck uneins und im Unklaren blieben, konnte bei dem besten Willen nichts erreicht werden. Das Hauptgebrechen aber war ein allgemeines deutsches Erb-Uebel; die Unbeholfenheit in politischen Dingen und die Scheu vor dem bloßen Wort „Politik".

Wie armselig nehmen sich die Verhandlungen der Tugendbündler hinter verschlossenen und verwahrten Thüren gegen die Verhandlungen einer Volks- oder Partei-Versammlung in England, ja selbst gegen die des schlechtesten französischen Clubs zur Zeit der Revolution aus! Hardenberg hatte freilich dem Könige gesagt: „es thue Preußen in dieser Zeit ein Jacobinerclub Noth," allein von dergleichen war der Tugendbund weit entfernt. Damit, daß er die Politik von sich ausschloß, sperrte er jeden Athemzug gesunder Lebensluft von sich ab und schwindsüchtelte noch einige Zeit, bis völlige Auflösung erfolgte.

Daß der Verein, und wenn er alle Tugenden des Evangeliums, des Korans und des Talmuds geübt und erfüllt hätte, ohne die einzige Tugend, welche jetzt

Noth that, ohne Politik wirkungslos und bedeutungslos bleiben mußte, davon waren zumeist die Mitglieder der Breslauer Kammer überzeugt. Der Vorstand sprach sich darüber offen in einem, an den Königsberger Stammverein gerichteten, Schreiben aus: „Kaum ist," heißt es darin, „der hiesige Verein gebildet, so erfolgt eine Warnung vor aller Einmischung politischer Art. Kaum ist diese den auswärtigen Mitgliedern zugefertigt, so wird in öffentlichen Blättern ein scharfes Verbot gegen geheime Gesellschaften bekannt gemacht, welches alle Welt auf uns deutet. Kaum ist dies bestanden, so ergehen wieder sorgliche Ermahnungen aus Königsberg. Erwägen Sie selbst, ob uns dies Muth einflößen kann, vorzuschreiten. Und doch wäre dies Alles zu übersehen und zu verschmerzen, wenn nur klare wäre, wohin das Ganze ziele, was es eigentlich solle. Aber ein halbes Jahr ist wieder dahin, und noch ist wenig Ersprießliches, und selbst dies Wenige nicht ohne Furcht und Widerspruch zu Tage gefördert worden. Wir ersehen aus Ihrem Schreiben, daß, wie bei uns, so auch in Königsberg sich die ganze Wirksamkeit des Vereins auf wissenschaftliche, theils mündliche, theils schriftliche Mittheilungen beschränkt. Dazu muß freilich zuletzt jeder Verein verständiger Männer führen, die thätig sein wollen und ihre Thätigkeit nicht nach außen wenden können und dürfen. Wozu noch eine zweite gründen, die gewissermaßen gleiche Zwecke verfolgt, oder doch keine anderen als literarische geltend machen kann? Ferner, so weit wir der Zeit und des Staats Bedürfnisse beobachtet haben, scheinen beide keiner Arbeiten leichter entrathen zu können, als gerade der wissenschaftlichen. Es fehlt uns wahrlich nicht an Ideen und an Gelegenheit, sie auszutauschen. Es fehlt an Männern, die sie darstellen im Leben und ausprägen in Handlungen. Auf dies Eine, was Noth thut, wünschen wir hinzuwirken, und welcher Redliche wünscht es nicht. Aber kann das bei dem jetzigen Stande des Vereins geschehen? Ist es überhaupt möglich, so lange er noch zwischen Sein und Nichtsein unsicher hin und herschwankt, der Verdacht, er thue etwas, erschreckt und Alles mehr auf Hinhalten als Vorschreiten berechnet ist? Was folgt aus dem Allen? Uns dünkt dieses: entweder, die Regierung erkennt den Verein für nützlich. Wohl! dann erkenne sie ihn frei und öffentlich an, damit Argwohn und Spott aufhöre; dann bestimme sie seine Verhältnisse zu ihm selber; dann gebe sie ihm eine Richtung nicht auf die Stube, sondern aufs Leben, nicht auf die Speculation, sondern auf die Welt. Oder aber, die Regierung hält den Verein für entbehrlich, für

unbrauchbar, oder wohl gar unter den jetzigen Umständen für schädlich. Dann ist ja, was sie thun soll, entschieden. Sie ist verpflichtet, ihn aufzuheben, u. s. w."

Dies Schreiben gab Veranlassung zu einer Entgegnung, in deren Folge der Verein zu Breslau seine Auflösung und Lossagung erklärte. —

Während so im Innern der verschiedenen Kammern hin und her darüber verhandelt und gestritten wurde, ob der Verein eine politische Tendenz zu verfolgen, ob er sich auf Haus und Schule beschränken oder auch ins Leben übergreifen solle, zeigte ein preußischer Husarenmajor durch eine That kühner Entschlossenheit, welches der einzige Weg sei, der zur Rettung und zum Heil führen könne.

Der Major v. Schill brach am 29. April 1809 aus Berlin mit seinem Husarenregimente auf, um eine Volkserhebung in Norddeutschland hervorzurufen und die Franzosen zu erschlagen und zu verjagen. Schill war Mitglied des Tugendbundes; allein man erweist diesem Vereine eine unverdiente Ehre, wenn man die That Schills als von ihm (dem Vereine) ausgegangen bezeichnet. Sogleich nach dem Auszuge Schills las man in dem politischen Journal: „Auch bei Schills Expedition oder Kreuz- und Querzuge hat ein geheimer Orden zum Grunde gelegen. Dies ist der sogenannte Tugendverein, ein Orden, in den Schill aufgenommen worden war."

In Berlin wurden von dem Polizeipräsidenten eifrige Nachforschungen nach dem Zusammenhange Schills mit Tugendbündlern angestellt. Die Königsberger Kammer gerieth in die größte Besorgniß und hatte nichts Eiligeres zu thun, als Schills Mitgliedschaft in Abrede zu stellen und an alle Kammern Mahnbriefe zu erlassen: „sich von allen politischen Richtungen fern zu halten, jede, auch nur die leiseste Spur, die auf eine politische Tendenz gedeutet werden könnte, mit größter Vorsicht zu vermeiden und den Gegnern des Vereins keinen Anlaß zu geben, die wahren, edlen Zwecke durch irgend welche politische Färbung verdächtigen zu können."

Daß Schill dem Vereine angehörte, kann außer Zweifel gestellt werden. Das Protokoll einer zu Königsberg am 4. Mai 1808 gehaltenen Generalversammlung enthält die bestimmte Angabe: von dem Geh. Finanzrath Ribbentrop sei der Major v. Schill vorgeschlagen und ihm die Aufnahme sogleich ohne weitere Berathschlagung einstimmig zuerkannt worden."

Bei den Acten befindet sich ferner ein eigenhändiger Brief Schills an den

Assessor Bardeleben vom 17. September 1808, worin er erklärt: „er werde sich bemühen, den Verein blühend zu machen."

Nachdem aber Schill durch eine kühne That sämmtlichen Philistern einen Todesschreck eingejagt hatte, war man in Königsberg bemüht, die Mitgliedschaft Schills in Abrede zu stellen. Der ehrliche, aber zaghafte Hof-Fiscal Mosqua, von dem die erste Idee des Bundes ausgegangen war, dem nun aber bange wurde, das Kind möchte ihm und seinen Bundesbrüdern über den Kopf wachsen, meldet in seiner Herzensangst aus Berlin sofort nach Schills Auszug an den Stammverein: „Einzelne Personen und Mitglieder des Vereins haben leider allerdings durch eigene Eingebungen sich verleiten lassen, Schritte zu wagen, die kein Gesetz billigen kann. Der Verein hat aber durchaus keinen Theil daran, und es müssen diese Mitglieder so lange ausgeschlossen werden, bis sie von der Obrigkeit freigesprochen sind. Bis jetzt habe ich nur zwei Mitglieder ermitteln können, die bewaffnet in die benachbarten, mit Preußen in friedlichen Verhältnissen stehenden Länder einzubrechen und feindliche Handlungen zu unternehmen gewagt haben: nämlich der Major v. Schill, der mit dem größten Theile des, ihm als Chef anvertrauten, Husarenregiments an dessen Spitze über die Elbe gegangen und kriegerische Unternehmungen begonnen und mit ihm sein Regimentsquartiermeister, der Lieutenant Bärsch. Der Major v. Schill ist im verwichenen Jahre, als er sich einige Zeit in Königsberg aufhielt, in den Verein aufgenommen, weil er den Ruf eines unbescholtenen Mannes und höchst braven Officiers für sich hatte, auch selbst am königlichen Hofe als ein solcher mit besonderer Gnade und Auszeichnung behandelt wurde. An den Arbeiten des Vereins hatte er weiter nicht Theil genommen." —

Der Vorstand des Stammvereins in Königsberg erkannte die Nothwendigkeit, das durch Schills Auszug erschütterte Vertrauen des Königs und der zaghaften Bundesbrüder wieder herzustellen. Man glaubte diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß man den, dem Könige durch Familienbande und persönlichen Umgang nahestehenden, Prinzen Hermann von Hohenzollern-Hechingen zum Ober-Censor des Vereins erwählte. Er nahm die Stelle an und aus der von ihm bei Uebernahme seines Amtes gehaltenen Rede geht hervor, daß er, weit entfernt, die politische Richtung des Vereins zu verurtheilen, vielmehr diese als das ursprüngliche Grundprincip desselben bezeichnete. „Der Zeitpunkt," sagte er, „in welchem und die Art, wie und durch wen der Verein entstand, beweisen,

daß er eine, nicht rein-, aber doch mittelbar-politische Tendenz haben sollte, wenigstens mehr, als wir ihm jetzt zugestehen wollen und können, abgesehen davon, daß bei dem nun herrschenden Zeitgeiste jede noch so unbefangene Handlung eine politische Beziehung erhalten kann. War nun jener Umstand durch die damals bestehenden Verhältnisse unvermeidlich, so trat der Verein zu laut und in manchem Punkte mit zu wenig Vorsicht auf. Der besondere Fehlgriff, daß man bald den, bald jenen Minister, bald einen Cabinetsrath, einen General oder Präsidenten für den Plan zu gewinnen suchte, führt zu der Vermuthung, daß man zu wenig mit den so heterogenen Charakteren jener Personen, auch mit ihren, von einander so verschiedenen, Ansichten bekannt, oder daß man von dem Eifer für die gute Sache zu sehr hingerissen war, um ein Haupterforderniß zu berücksichtigen: Einheit in der Anwendung der Mittel zur Ausführung eines so wichtigen Planes u. s. w. Nach allen diesen Thatsachen, welche, ich fühle es nur zu sehr, dies traurige Thema nicht erschöpfen, können wir uns noch über den allzu leichten Triumph unserer Feinde wundern? Können wir so bitter über erlittenes Unrecht klagen? Oder müssen wir, die Ueberreste jenes so schön geträumten Prachtgebäudes, jenes, wenn nicht der Unsterblichkeit, doch dem Vaterlande erbauten Tempels, nicht beschämt auf unser Thun und Treiben selbst in den letzten Zeiten hinsehen? Bestand es nicht, statt in Thaten, in Verwünschungen? So stehen wir nun mit dem Mißtrauen unseres Königs und seiner Minister belastet, um viele würdige Mitglieder ärmer, ohne äußeren Schutz, zu einer Zeit, wo unsere nur zu gut unterrichteten inneren und unsere minder furchtbaren, nicht unterrichteten äußeren Feinde die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf uns lenken."

Der Prinz erbot sich, dem Könige ein mémoire raisonné einzureichen, in welchem er das Verdienstliche des Vereins, und ganz besonders den Punkt hervorzuheben bemüht sein wollte, daß der Verein mit Unrecht beschuldigt werde, eine politische Tendenz zu verfolgen. Er hielt es für unumgänglich nothwendig, sich gegen den König darüber offen auszusprechen: „in welcher unangenehmen Alternative der Verein sich befinde: entweder auf den Grund einer mangelhaften oder revidirten, von Sr. Majestät noch nicht sanctionirten Constitution zu arbeiten, in welchem letzteren Falle immer das Haupterforderniß mangle: Einheit in den Arbeiten, so lange man nicht den Kammern die revidirte Verfassung vorlegen könne." Daß man, wenn auch in aller Unschuld, „von Constitu-

tion, Kammern, revidirter Verfassung" sprach, erweckte schon damals Widerwillen und Mißtrauen in den höheren Sphären. Zwar berief sich der Prinz in der Versammlung auf „das gnädige Zutrauen, mit welchem der König selbst mehr als einmal von dem Verein mit ihm gesprochen habe, und wie er hoffe, von Sr. Majestät persönlich mit einer Antwort beehrt zu werden," allein der Erfolg zeigte, „daß man" — wie Friedrich Wilhelm III. scherzend zu sagen pflegte — „in Preußen am wenigsten etwas erreiche, wenn man von sonst Niemandem, als von dem Könige, protegirt werde."

In der dem Könige übergebenen Denkschrift hob der Prinz den rein patriotischen Zweck des Vereins hervor, indem Alles, was seit seinem Entstehen aus ihm habe hervorgehen dürfen, den Stempel der Treue für den König und das Vaterland, der Ehrfurcht für die Gesetze an sich trage. „Weil aber," heißt es dann weiter, „der Verein sich das heilige Ziel setzte, sich über die Verderbtheit der Zeit zu erheben, und nach eigner Weise gegen die Herrschaft der Geistesflachheit, des Egoismus, der Sittenlosigkeit und der Irreligion auf jedem gesetzlichen Wege zu kämpfen, so schwirrten aus hundert dunkeln Nestern, selbst noch ehe sie aufgestört wurden, besorgte Wespen hervor, die uns umsausen."

Die Polizei, die Freimaurer-Logen, die Cabinetsräthe und Minister verkümmerten auf alle erdenkliche Weise dem von dem Könige anerkannten und genehmigten Verein das Leben, hemmten seine Thätigkeit und drängten ihn in eine mißliebige Stellung. Als man dem Minister des Innern den Plan zur Gründung körperlicher Uebungsanstalten eingereicht hatte, antwortete er: „es leuchte aus diesem Plane zu sehr der Zweck einer blos militairischen Beschäftigung hervor und begründe den Verdacht einer politischen Tendenz." Also schon damals galten die Jahn-Maßmannschen Burzelbäume für staatsgefährlich! — „Man beschuldigte" — fährt das Mémoire fort — „den Verein gesetzwidriger, ja staatsverrätherischer Handlungen; man scheute sich nicht, ihn aufs Unwürdigste zu verunglimpfen, Männer, die allgemein geehrt, spottweise als Stifter des Vereins zu nennen, wenngleich sie nicht einmal Mitglieder gewesen. Als nun gar die Entweichung des Majors v. Schill und des Majors Grafen Krockow bekannt wurde, glaubte man den Verein seiner politischen Tendenz überführen und in ihm den Grund jener Vergehen finden zu können. Ich kann aber Ew. Majestät auf Ehre versichern, daß Major Schill nie Mitglied des Vereins war, obgleich aus Irrthum in den früheren Listen sein Name aufgeführt

ist.*) Ich habe sogar erfahren, daß er, von dem edlen Zwecke desselben durchdrungen, einem Freunde, der ihn früher zum Beitritt aufgefordert, zur Antwort gab: er dürfe dies nicht, denn es könnten Fälle eintreten, in welchen sein Beitritt dem Vereine Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Graf Krockow war zwar Mitglied, aber nur ein einziges Mal hat er den Verein zu Colberg besucht. Jetzt ist er in den Listen ausgestrichen und der Lieutenant Bärsch suspendirt." Am Schlusse fügt der Prinz hinzu: „Wir ehren die Gründe, welche Ew. Majestät bewegen müssen, jetzt mit Stillschweigen auf uns zu sehen. Wenn wir aber von Ew. Majestät Gerechtigkeitsliebe und dem uns bisher geschenkten Vertrauen zuversichtlich hoffen dürfen, daß Ew. Majestät uns nicht gänzlich oder wenigstens auf keine, vor der Welt uns entehrende Art auflösen wollen, so geruhen Ew. Majestät zu berücksichtigen, wie sehr dieses Stillschweigen auch den Kräftigsten muthlos machen und noch mehr jedes Nichtmitglied abschrecken muß, zu unseren Absichten mitzuwirken, dagegen ein einziges Wort des Trostes und der Gnade uns Alle mit neuen Kräften beleben, mich aber doppelt glücklich machen wird, meine neue Würde damit anzufangen, vor einer Gesellschaft so vieler rechtlicher, patriotischer Männer als Organ der wohlwollenden Gesinnungen meines theuren Monarchen auftreten zu können."

Nach Verlauf von zehn Tagen erhielt der Prinz nachstehende Antwort:

„Mein Herr Prinz! Auf das Schreiben vom 25. v. M. erwidere Ich Denenselben, daß die Angelegenheit des sittlich-wissenschaftlichen Vereins zum Finalbeschluß noch nicht hinlänglich vorbereitet ist, Ich jedoch die noch rückständige Erörterung beschleunigt wissen will und deshalb das Nöthige verfügt habe.

Ihr wohlaffectionirter

Königsberg, den 4. September 1809. Fr. Wilhelm."

Vor anderen Kammern zeichnete sich die zu Braunsberg durch ihre Thätigkeit für Jugendbildung und Gemeinwohl aus. Bereits im Juli 1809 bestanden hier eine Turnschule, an welcher 37 Knaben und Jünglinge Theil nahmen, und eine weibliche Gewerbeschule, in welcher 145 Mädchen aus allen Ständen von 30 Frauen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet wurden.

In einem, von dem Stammvereine dem Könige unter dem 12. October 1809 erstatteten Berichte heißt es: „Ew. Königl. Majestät mögen hieraus einen

*) Wir haben oben Zeugnisse dafür beigebracht, daß Schill Mitglied war.

neuen Beweis des Eifers entnehmen, treu den Landes-, wie unseren Gesetzen, nur durch gemeinnützige, patriotische Handlungen Gutes zu verbreiten, durch diese allein den wahren Sinn unserer Verbindung auszusprechen, nämlich durch unsere vereinten Kräfte dahin zu wirken, daß die wohlwollenden Gesinnungen Ew. Majestät für Höchstdero treue Unterthanen, wie auch die Verordnungen der Regierung bei diesen stets willigen Eingang finden und die heiligen Bande zwischen Regent und Unterthan sich immer fester knüpfen möchten, uns aber der beruhigende Trost werde, unsere treuen, redlichen, uneigennützigen Absichten anerkannt zu sehen." Der Prinz bat nochmals um eine allerhöchste gnädige Resolution. Er empfing hierauf diese Antwort:

„Mein Herr Prinz! Ich habe aus der Mir geschehenen Anzeige die Stiftung einer weiblichen Industrieschule zu Braunsberg ersehen, finde solche sehr löblich und gebe darüber den nächsten Theilnehmern und der sittlich-wissenschaftlichen Gesellschaft, deren Vorsteher Sie sind, durch Sie Meine Zufriedenheit zu erkennen. Die gewünschte Final-Entscheidung will Ich Mir noch vorbehalten. Ich verbleibe rc.

Königsberg, den 18. October 1809. Fr. Wilhelm."

Die Königin bezeigte der Kammer zu Braunsberg eine ganz besondere Aufmerksamkeit dadurch, daß sie bei ihrer Durchreise im December 1809 derselben ein Geschenk von 10 Friedrichsd'or für die Industrieschule einhändigen ließ.

Trotz dieses, von Seiten des Königs und der Königin dem Vereine bewiesenen, Wohlwollens entging er dennoch nicht der Verdächtigung und Verunglimpfung. Der Oberbürgermeister Heidemann in Königsberg lehnte die Einladung zur Mitgliedschaft mit der Bemerkung ab: „die Gesellschaft habe nun einmal den Charakter einer geheimen Verbindung, auch wenn sie es wirklich nicht sei; es gebe daher Viele, die ihre Mitglieder Jacobiner nennten und es bildeten sich auch schon Parteien, die ihr entgegentreten würden."

Der Prinz von Hohenzollern wendete sich, nachdem der König im December 1809 nach Berlin zurückgekehrt war, ohne ihm die verheißene Final-Entscheidung zu ertheilen, an den Großkanzler Beyme mit der inständigsten Bitte, ihm einen bestimmten Bescheid zukommen zu lassen, und zwar vornehmlich auf die Fragen: „Soll dem Verein ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen und er mit dem ferneren Zutrauen der Regierung beehrt werden? Soll er aufgelöst und dessen Mitgliedern die Erhaltung der durch ihn gestifteten gemein-

nützigen Anstalten überlassen bleiben? Soll er berechtigt sein, sich über seine bisherige untadelhafte Existenz vor der Regierung und der Nation zu rechtfertigen? Oder endlich: soll ihm auch dieses, jedem Verbrecher zustehende Recht versagt und er gezwungen werden, in sein voriges Nichts zurückzukehren, ohne das Mißtrauen von sich selbst abwälzen zu dürfen, welches seine Feinde gegen ihn rege zu machen wußten? Ich beschwöre Ew. Excellenz," so schließt das Schreiben, „diese Fragen einer näheren Prüfung und Berücksichtigung bei den Maßregeln der Regierung gegen den Verein zu würdigen."

Unter dem 31. December 1809 erließ der König an den Staatsminister Grafen Dohna und den Großkanzler Beyme nachstehende Cabinetsordre:

„Meine lieben rc. Auf Euern Bericht vom 24. d. M. löse Ich den sittlich-wissenschaftlichen Verein nach dem eigenen Wunsche mehrerer Mitglieder hierdurch auf und will, daß solches

1) ohne alles öffentliche Aufsehen, aber vollständig geschehe,
2) alle Papiere desselben abgeliefert und versiegelt aufbewahrt werden,
3) die Mitgliedschaft weder im Guten, noch im Bösen angerechnet werde, und
4) die Censurbehörden keine Schriften und Aeußerungen über diese ganze Angelegenheit zum Druck gelangen lassen.

„So weit der Verein sich mit gemeinnützigen Gegenständen, z. B. mit der Unterstützung der verarmten Gutsbesitzer an der Passarge beschäftigt, gehen diese Angelegenheiten und dazu gesammelten Fonds an die geeigneten Staatsbehörden über, insofern nicht etwa einzelne Individuen in ihrem eigenen Namen unter Aufsicht des Staats dergleichen Acte der Wohlthätigkeit fortsetzen wollen. Ihr habt dafür nach diesen Bestimmungen das Weitere überall zu verfügen.

Fr. Wilhelm."

An den Prinzen von Hohenzollern erließ der König unter demselben Datum (den 31. December) folgendes Cabinetsschreiben:

„Mein Herr Prinz! Ich benachrichtige Sie, daß Ich für gut gefunden habe, den sittlich-wissenschaftlichen Verein nach dem Wunsche mehrerer Mitglieder desselben ohne alles öffentliche Aufsehen, aber vollständig, aufzulösen, und habe hiernach die betreffenden Ministerien des Innern und der Justiz mit Befehl und Instruction versehen, so daß diese auch sämmtliche Papiere des Vereins in Empfang nehmen lassen werden.

Ich verbleibe Ihr wohlaffectionirter Fr. Wilhelm."

Diese bittere Pille verzuckerten beide Minister mit einem wohlgemeinten Begleitschreiben, ebenfalls von dem Könige unterzeichnet.

„Wir zweifeln nicht," heißt es darin, „an Eurer und vieler Mitglieder dieses Vereins guter Absicht und ermuntern Euch hierdurch in der Fortsetzung Eures löblichen Eifers für das gemeine Wohl. Es liegt aber in der Natur eines solchen Vereins, daß er sich selbst, bei aller guter Absicht seiner Mitglieder, nicht in den gehörigen Schranken zu halten weiß, besonders, wenn er auf ganz eigene, außerordentliche Wirksamkeit Anspruch machen und auf solche Zwecke hinarbeiten will, zu deren Beförderung schon eigene Staatsbehörden organisirt sind. Daraus entsteht eine dem Staat nachtheilige Parteisucht. Die Mitglieder des Vereins werden bei einer näheren Erwägung aller Umstände selbst einsehen, daß der Staat durch Auflösung dieses ihnen selbst lästigen Vereins ihnen eine wahre Wohlthat erwiesen hat, und wir hoffen, daß die Wohlgesinnten, welche hin und wieder gemeinnützige Anstalten errichtet haben, nach Aufhebung des Vereins desto unabhängiger ihre weise Absicht fortsetzen werden."

Der Prinz, welcher die Cabinetsordre am 11. Januar in Königsberg erhielt, berief für den 15. eine General-Versammlung, in welcher er den Anwesenden den königlichen Befehl mittheilte, der, obschon längst erwartet, dennoch durch seine Abfassung überraschte und verletzte. Das altpreußische Losungswort: „nur nicht raisonniren!" machte sich sogleich wieder geltend. „Wir sind aufgelöst," sagte Einer der Redner, „warum? — danach geziemt uns als gehorsamen Unterthanen nicht zu fragen. Der Befehl des Königs, der Wille des Monarchen ist das Gesetz. Dies dürfte wohl die allgemeine Meinung der ganzen Mitgliedschaft der ehemaligen Gesellschaft sein, wer wollte auch widersprechen u. s. w." Ein Anderer faßte sich aber doch ein Herz und entgegnete: „Für jedes Mitglied des Vereins, welches guten und regen Willen zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke in sich fühlte, muß der Befehl der Auflösung um so niederschlagender sein, als solcher, nach den früheren Aeußerungen des Königs, sich auch nicht entfernt erwarten ließ. Im höchsten Grade kränkend aber ist es, daß die guten Absichten des Vereins so ganz verkannt zu werden scheinen und daß die Tendenz desselben dem Könige in einem so durchaus unrichtigen Lichte vorgestellt worden ist. Daß dies der Fall sei, muß man nicht nur aus dem Befehle zur Auflösung selbst, sondern auch besonders aus der Art schließen, wie solche erklärt worden ist; und dabei ruhig bleiben zu wollen, hieße sich selbst das Urtheil sprechen."

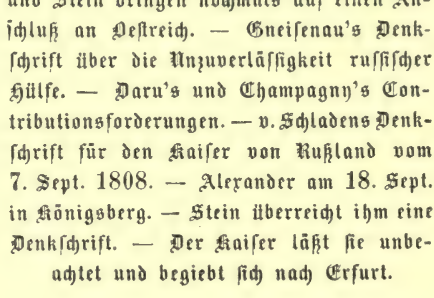
Der Prinz Ex-Ober-Censor theilte den königlichen Befehl den auswärtigen Kammern mit, für deren Auflösung außerdem noch durch anderweitige Cabinets-ordres gesorgt worden war, wobei jedoch den Behörden streng anbefohlen war: „Alles in möglichster Stille zu bewirken."

Die von dem Vereine gestifteten gemeinnützigen Anstalten und dazu gesammelten Fonds wurden den betreffenden Staatsbehörden überwiesen.

Dies ist die actenmäßige Geschichte des Tugendbundes.

Neunzehntes Kapitel.

Napoleon macht Anstalten, die Engländer aus Spanien und Portugal zu vertreiben. — Das Haus Braganza hat zu regieren aufgehört. — Zerwürfnisse in der spanischen Königsfamilie. — Karl IV. tritt die Krone Spaniens an Napoleon ab. — Joseph Napoleon in Madrid. — Erhebung des spanischen Volkes. — Joseph wird aus Madrid vertrieben. — Steins Denkschrift über die Lage Europas zu Anfang Augusts 1808. — Scharnhorsts Antwort. — Eine Denkschrift Gneisenau's über Volksbewaffnung. — Vorschläge zu Eröffnungen an Oestreich und England, von Scharnhorst entworfen. — Fort mit der Sprache der Diplomaten! — Der König will nichts von einem Insurrectionskriege hören. — Scharnhorst und Stein dringen nochmals auf einen Anschluß an Oestreich. — Gneisenau's Denkschrift über die Unzuverlässigkeit russischer Hülfe. — Daru's und Champagny's Contributionsforderungen. — v. Schladens Denkschrift für den Kaiser von Rußland vom 7. Sept. 1808. — Alexander am 18. Sept. in Königsberg. — Stein überreicht ihm eine Denkschrift. — Der Kaiser läßt sie unbeachtet und begiebt sich nach Erfurt.



Der Kriegskunst Napoleons und dem Kriegsgeiste seines Heeres, dieses Kindes der Revolution, waren die stolzen und tapfern Paradeheere Oestreichs, Rußlands und Preußens erlegen: der französische Adler galt für unüberwindlich, an seinen Flug war der Sieg gebannt. Durch den Frieden von Tilsit wähnte Napoleon die Engländer von dem Verkehr mit Deutschland, Preußen und Rußland ausgeschlossen zu haben. Unterdessen hatte Alt-England in den Häfen von Portugal und Spanien seine Flaggen aufgezogen und hielt außer dem unangreifbaren Gibraltar

noch mehrere feste Punkte besetzt. Die gehaßten Todfeinde aus der pyrenäischen Halbinsel zu vertreiben, hatte sich der Kaiser zur nächsten Aufgabe gestellt. Die in Schande und Schmach verkommenen Bourbons, welche Spaniens damals beherrschten, wußte Napoleon auf kürzestem Wege zu beseitigen. Zuerst verleitete er den schwachen König Karl IV., mit ihm (den 27. October 1807) einen Vertrag zu schließen, dem zu Folge Portugal zwischen ihnen getheilt werden sollte.

Ein französisches Heer zog in Lissabon ein, nachdem ein Manifest des Kaisers vom 11. November erklärt hatte: „das Haus Braganza hat zu regieren aufgehört." Der Prinz-Regent von Portugal sah sich gezwungen, das Königreich zu verlassen und schiffte sich nach Brasilien ein. Am Hofe zu Madrid hatte sich, und zwar in der königlichen Familie selbst, ein heftiger Zwiespalt erhoben. Der König, ganz in der Gewalt des Buhlen seiner Gemahlin, des Friedensfürsten Godoy, ließ den Kronprinzen Ferdinand am 29. October 1807 verhaften und ihn öffentlich anklagen, mit anderen Verbündeten ihm Thron und Leben zu rauben, sich verschworen zu haben. Der Prinz bekannte sich für schuldig, erhielt Verzeihung, zettelte jedoch alsbald eine neue Verschwörung gegen den König und den Friedensfürsten an. In der Nacht vom 17. zum 18. März kam ein Volksaufstand in Aranjuez zum Ausbruch, die Garden des Königs schlugen sich auf die Seite des Volks, der Friedensfürst rettete sich durch die Flucht und Karl IV. legte zu Gunsten seines Sohnes, der als Ferdinand VII. den Thron bestieg, die Krone nieder. Diese Zerwürfnisse benutzte Napoleon, der Herrschaft der Bourbons auf dem spanischen Throne ein Ende zu machen. Er beschied Vater und Sohn zu sich nach Bayonne, wo Karl IV. am 6. Mai 1808 einen Tractat unterzeichnete, in welchem er alle seine Rechte auf die spanischen Reiche seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Kaiser der Franzosen, abtrat. Dieser berief seinen Bruder Joseph Napoleon, bisher König von Neapel, auf den spanischen Thron und schickte, ihm den Weg dahin frei zu machen, eine nach Pariser Zuschnitt fabricirte Constitution und zwei Armeecorps über die Pyrenäen. Allein weder jene, noch diese fanden willkommene Aufnahme. Eine Macht stellte sich hier dem allgewaltigen Kaiser entgegen, mit welcher er auf seinen bisherigen Siegeszügen in Italien, Deutschland, Oestreich und Preußen nicht zusammengetroffen war: **ein für Altar, Heerd und Vaterland mit Begeisterung kämpfendes Volk.** Begünstigt durch die unzugänglichen Gebirgsgegenden, wo sich die Banden der Guerillas ungehindert bilden, unerwartet

hervorbrechen, unverfolgt zurückziehen konnten, und durch die Hafenstädte der Küsten, wohin die Engländer ihnen Waffen und Mannschaft zuführten, begann Spanien, und zwar mit Glück, das erhebende Schauspiel eines Volkskrieges gegen die geschlossenen Cohorten des Kaisers. Der französische Admiral Rosilly wurde gezwungen, ein Geschwader von fünf Linienschiffen und einer Fregatte, mit denen er Zuflucht in dem Hafen von Cadix gesucht hatte, den Spaniern zu übergeben (den 14. Juni 1808). Die Divisionen der Generale Dupont und Vedel mußten nach hartnäckigen Gefechten die Waffen strecken; 14,000 Franzosen wurden kriegsgefangen durch die Capitulation bei Baylen, den 20. Juli. An demselben Tage hatte König Joseph seinen Einzug in Madrid gehalten, allein der Aufruhr schlug von allen Seiten in lodernde Flammen so drohend empor, daß der neue König schon am 1. August die Hauptstadt wieder verließ und sich bis Vittoria zurückzog. Napoleon, welcher in pomphaften Proclamationen seine Ankunft in Spanien verkündet hatte, eilte zurück nach Paris, um für den Krieg größere Streitkräfte in Bewegung zu setzen. In Oestreich und Preußen vernahm man mit zurückgehaltenem Wonnegefühl die Niederlagen der französischen Waffen in Spanien; in beiden Ländern war man entschlossen, die von dem übermüthigen Feinde zugefügte Schmach und die erlittenen Niederlagen zu rächen. Oestreich rüstete stark und hatte sein Heer im Laufe des Jahres bis auf 200,000 Mann verstärkt. In Preußen lagerten noch die Franzosen, hielten die Festungen der Weichsel und Oder besetzt und saugten durch Contributionen aller Art, die sie gewaltsam eintrieben, das Land aus. Bisher hatte Napoleon absichtlich gezögert, mit den geforderten Zahlungen zu einem Abschlusse zu kommen, damit er Preußen desto länger besetzt halten könne. Jetzt, wo er seine Soldaten in Spanien nöthig hatte, stand zu erwarten, daß das ausgehungerte Land sehr bald von diesen theuern Gästen befreit werden würde.

In Paris drängten die Unterhändler den Prinzen Wilhelm zum Abschluß der Uebereinkunft wegen der Kriegscontribution, und Napoleon ließ gleichzeitig erneute Anträge an den König wegen Hinzutritt zu dem Rheinbunde und Stellung eines Truppencorps machen.

Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Grolmann hielten schon damals den Zeitpunkt für geeignet, mit Oestreich und England ein geheimes Bündniß zu schließen, Napoleon durch vorgespiegelte Freundschaftsversicherungen zu täuschen und bei erster bester Gelegenheit mit den andern beiden Mächten über ihn her-

zufallen. Dieser Ansicht arbeitete die sogenannte französische Hofpartei: Kalkreuth, Wartensleben, Goltz und deren Anhang entgegen. Stein schrieb zu Anfang August 1808 eine Denkschrift nieder, zunächst zur Berathung mit Scharnhorst und Gneisenau, dann zur Vorlage für den König bestimmt; sie führt die Ueberschrift: „Darstellung der Lage von Europa und der von Preußen zu befolgenden Politik." Wir theilen daraus das Wesentlichste mit. „Die Grafen v. Goltz und v. Wartensleben*) halten den gegenwärtigen Augenblick für geeignet, die Anträge wegen der Allianz und wegen Ueberlassung eines Truppen-Corps unter Commando eines französischen Feldherrn zu erneuern, weil der Kaiser nöthig haben werde, die Verhältnisse mit Preußen zu ordnen, da die mit Spanien und Oestreich immer verwickelter würden. Der Graf Goltz sieht den ganzen jetzigen Zustand der Dinge nur als vorübergehend an, er glaubt, es komme nur darauf an, die gegenwärtige verhängnißvolle Epoche zu überleben, um die alsdann eintretenden günstigeren Verhältnisse zu benutzen.

„Der jetzige Zeitabschnitt wird zwar allerdings neue, große Ereignisse herbeiführen, und man wird wohlthun, ihn zu benutzen, um den Unterhandlungen über das Schicksal Preußens einen neuen Anstoß zu geben.

„Man würde also dem Prinzen Wilhelm in Paris den Auftrag ertheilen, von Neuem die fortschreitende Erschöpfung der preußischen Provinzen vorzustellen, die daraus entstehende Unmöglichkeit, Frankreich nützlich werden zu können, so wie es ihm nützlich war zur Zeit der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft, und den Antrag eines billigen Abkommens in Ansehung der Contribution und des Abschlusses einer Allianz zu wiederholen. Diese Anträge würden schriftlich geschehen bei der fortdauernden Abwesenheit des Kaisers, oder mündlich, wenn er wieder zurückkommt, oder bald erwartet wird. Sollte dieser Schritt ohne Erfolg sein und der Kaiser zu einer neuen dauernden Abwesenheit Anstalt treffen, so ist es rathsam, daß der Prinz zurückkehre und sich bereit erkläre, auf nächste ihm vom Kaiser zugehende Veranlassung wieder zu kommen. Der Aufenthalt des Prinzen in Paris ist kostbar und während der Abwesenheit des Kaisers

*) Wenn Stein diese Namen, die sich in der Urschrift vorfinden, in der Abschrift mit denen des „Prinzen von Ponte Corvo und Hr. v. Bourienne" vertauschte, so scheint er dies gethan zu haben, wie man sich einer Chiffreschrift bedient; Scharnhorst und Gneisenau werden wohl gewußt haben, wer gemeint war.

überflüssig. Es können auch Ereignisse eintreten, die nicht vorher zu sehen sind und die Rückkehr des Prinzen sehr wünschenswerth machen.

„Der Antrag zu einem billigeren Abkommen in Ansehung der Contribution läßt sich mit dem neuen Grunde unterstützen, der 13monatlichen Dauer der Besetzung des Landes durch die französischen Truppen, der großen Kosten ihrer Unterhaltung, die den Betrag der Contribution übersteigen.

„Es ist übrigens sehr zweifelhaft, ob der jetzige Zustand der Dinge vorübergehend oder dauernd ist. Es kann sein, daß die, durch die Kraft eines großen Mannes zusammengehaltene, Masse nach seinem Tode sich auflöst; es kann auch sein, daß durch seine Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit solche Verwickelungen entstehen, die er aufzulösen nicht im Stande ist. So scheint die Beharrlichkeit des Papstes bei seinen Grundsätzen, der Widerstand der Spanier, der ihn nöthigt, Truppen zu brauchen, um sie zu bezwingen, und wenn sie bezwungen, sie gehorsam zu erhalten, ganz außerhalb seiner Berechnung gelegen zu haben. Auf der andern Seite aber ist es auch möglich, daß der Kaiser Napoleon alle diese Schwierigkeiten besiege und Oestreich zertrümmere, alle alte Dynastien, wie die Bourbonische, vernichte, die Monarchien ihrer Selbstständigkeit beraube und Europa von Frankreich abhängig mache. Aeußere Kriege werden dann nicht mehr entstehen, statt ihrer wird die Menschheit durch bürgerliche Kriege und den Ausbruch innerer Factionen gepeinigt, alle Nationalität zerstört oder verkrüppelt, und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts einer Bureaukratie, die von einem entfernten Regenten die endliche Richtung erhält, anvertraut werden. Ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie uns die Geschichte des römischen Reichs beweist.

„Der gegenwärtige Zustand der Dinge sei nun vorübergehend auf das Leben des Kaisers Napoleon berechnet, oder fortdauernd, so ist beides sehr unglücklich für die Nationen und für ihre Oberhäupter, und sie werden zur Anwendung aller Mittel, um das sie bedrohende Schicksal von sich zu entfernen, aufgefordert.

„Es muß daher in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke — man muß die Unsern mit dem Gedanken der Selbsthülfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigenthums, das ohnehin bald ein Raub der Fremden wird, vertraut erhalten, man muß gewisse

Ideen über die Art, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben. Hierzu werden sich mehrere Mittel auffinden und anwenden lassen, ohne daß die Regierung dabei thätig erscheint, die aber bei schicklicher Gelegenheit und unter günstigen Umständen diesen Geist wird benutzen können. Ueber die Art, wie die Nation auf diese Art zu bearbeiten und wie die Insurrection, im Fall es rathsam scheinen wird, sie ausbrechen zu lassen, zu organisiren und mit der Armee in Verbindung zu bringen, hierüber sind besondere Memoires ausgearbeitet.*)

„Ein solcher Schritt setzt aber eine Verbindung mit Oestreich und England voraus, um Waffen und Geld und die Mitwirkung der Armee des ersten Staats zu erhalten, und um diese Verbindung zu erhalten, könnte man Vorbereitungen treffen. Man würde beiden Mächten die Hauptidee, bei dem Ausbruch eines östreichisch-französischen Krieges durch Insurrectionen mitzuwirken, vorlegen lassen und von ihnen die Erklärung abfordern, was sie zu leisten bereit seien. Mit Oestreich müßte der Operationsplan, mit England die Unterstützung an Geld und Waffen verabredet werden und im Fall des Mißlingens die Sicherstellung der königlichen Familie. Denn man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge halten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß und der Geist, der sie leitet, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird, weniger auf Wahrscheinlichkeit des Erfolges als auf die Gewißheit, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden, und daß es pflichtmäßiger gehandelt ist gegen die Zeitgenossen und gegen die Nachkommen und ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes selbst vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet, und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an und erinnere sich, daß durch Muth und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht worden sind. Man entferne aber auch alle träge, gegen edlere Gefühle abgestumpfte, jeder Aufopferung und Hingebung unfähige, elende Menschen, die Alles lähmen und verderben und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu thun ist."

*) Von Dörenberg, Gneisenau und Grolmann.

Es folgen nun Vorschläge über die Eröffnungen, welche man durch zuverlässige Personen an Oestreich und England machen müßte. Gegen Napoleon wird jede Art des Betruges und der Treulosigkeit für erlaubt erklärt. Preußen solle mit ihm Allianz schließen, um die französische Besatzung los zu werden. „Ueberläßt man Napoleon auch ein Truppencorps, so kann man es doch so einleiten, daß es zur bestimmten Zeit sich mit Oestreich vereinige und gegen den allgemeinen Feind wirke. Die Allianz muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten, die man treffen wird, um sich loszureißen, und dieses müßte man gleich einzelnen vertrauten Personen eröffnen, z. B. dem Erzherzog Ferdinand und Herrn Canning."

Seine militairischen Freunde forderte Stein auf: einen Plan zu entwerfen, um das Volk zur Insurrection zu bearbeiten und einen zweiten, wie der Aufstand militairisch auszubilden und anzuwenden sei. —

Scharnhorst, dem Stein diese Denkschrift zuerst mittheilte, antwortete ihm (Königsberg, den 8. August 1808): „Ew. Excellenz Memoire scheint mir die Lage Europas, so wie die unsrige insbesondere, so darzustellen, als sie wirklich ist. Wir müssen bei Beurtheilung unserer Lage davon ausgehen, daß Napoleon höchst wahrscheinlich den Plan hat, 1) dem noch gebliebenen preußischen Staate eine andere Form zu geben und alle Nationalität auszulöschen; 2) sich der regierenden Dynastie zu bemächtigen, um sie, so wie die spanische, einzusperren. Das Letztere wird man leicht verhindern können, wenn der Hof Königsberg nicht verläßt.

„Durch Ströme von Blut haben unsere Vorgänger dem preußischen Staate Eigenthümlichkeit und der Nation Ruhm erworben; wir würden unwürdige Nachfolger sein, wenn wir das erworbene Eigenthum muthlos hingeben wollten.

„Eine französische Allianz ist uns nur in so fern wichtig, als sie uns nützlich werden kann, den oben erwähnten Plänen Napoleons Hindernisse in den Weg zu legen. Geht man in der Ausführung dieser Allianz zu weit, tritt man mit den Franzosen in engere Verbindung, so bemächtigt sich Napoleon höchstwahrscheinlich unserer inneren Angelegenheiten durch seinen Einfluß auf eine Menge feiger, schlechter oder doch halbschlechter Menschen, die dadurch ans Ruder zu kommen hoffen; und dann wird so wenig auf die Nation als auf die Armee gerechnet werden können. Man wird dem gegenwärtigen Genuß, gleich den Fürsten und Völkern des Rheinbundes, Ehre, Selbstständigkeit u. s. w. gern

aufopfern. Mir scheint, man müsse gegen den Prinzen von Ponte Corvo, Bourienne u. s. w. beiläufig äußern: daß das bisherige Verfahren des Kaisers nicht anders als sehr beunruhigend und zurückstoßend sowohl dem Hofe als der Nation sein müsse, daß alle weiteren Anträge ohne Erfolg sein würden, daß man sich dem Verhängniß überlassen müsse. Aus eben diesem Tone müßte man in Paris sprechen. Kommt dagegen ein Antrag von französischer Seite, so bleibt freilich nichts übrig, als ihm in aller Hinsicht entgegen zu kommen, sich zu stellen, als ob man sich für glücklich halte, um wo möglich unsere wahren Gesinnungen so zu verschleiern, daß sie selbst den ausgelernten Betrügern eine Zeit verborgen bleiben."

Scharnhorst räth, die Zahlung der Contributionen zu verzögern, um, wenn Napoleon durch den Krieg in Spanien gezwungen werde, seine Truppen aus Preußen dorthin zu senden, gar nicht zu zahlen. Ihm schien die Hauptangelegenheit jetzt zu sein, mit Oestreich, an dessen baldigem Losschlagen er nicht zweifelte, in ein festes Trutz- und Schutzbündniß zu treten, wozu er Vorschläge niederschrieb, welche er Stein zur Vorlage an den König mittheilte. Indessen hatte der Oberstlieutenant v. Gneisenau dem Könige eine Denkschrift „über Volksbewaffnung in Verbindung mit den stehenden Truppen" eingereicht, welche dem Minister Stein zur Begutachtung mitgetheilt wurde. Dieser berichtet hierüber (Königsberg, den 14. August 1808) an den König: „Die Ansichten, welche der Oberstlieutenant v. Gneisenau in seinem Memoire aufstellt, entsprechen vollkommen meiner Ueberzeugung, und kein Regent, der von ihr ergriffen ist, kann einen Augenblick mehr zweifelhaft sein über die Frage: ob es rathsamer ist, zahm und geduldig den Ausspruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um Ehre und Unabhängigkeit und die Erhaltung seines Thrones zu erneuern; denn ihn, den Fürsten, wird Herabsetzung von seinem hohen Stand und Verlust seiner Unabhängigkeit treffen; der Privatmann kann leicht in seine Verhältnisse zurücktreten und ruhig und unbemerkt den Uebergang in ein besseres Leben abwarten. Räth ein solcher zur Ergreifung kräftiger Maßregeln, so entsagt er allen Annehmlichkeiten eines sorglosen Daseins, er setzt sein Eigenthum und sein Leben aufs Spiel, und er erhält hierdurch einen größeren Anspruch auf Aufmerksamkeit und Achtung des Regenten, als der große Haufe gemeiner, sinnlicher und träger Egoisten, die unbedingte Hingebung und

Aufopferung jedes Gefühls von Ehre und Edelmuth empfehlen, damit nur ein elendes und genießendes Leben gefristet werde.

„Was Volksbewaffnung in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, wenn beide, Nation und Soldat, von einem gemeinschaftlichen Geist beseelt sind, sieht man in Spanien, sah man in der Vendée und in Lyon. Die Anhänglichkeit an das Regentenhaus und die Verfassung, dazu die Erbitterung gegen einen übermüthigen und räuberischen Feind ist in den preußischen Provinzen groß und wird sich, mit Kraft und gut geleitet, mit Erfolg äußern. Wie dieser Geist zu erhalten und zu verstärken sei, wie seine Aeußerungen zu leiten, hierüber werden Ew. Majestät in wenigen Tagen Pläne zur Genehmigung vorgelegt werden. Wird diese erfolgen, so unternehme man ihre Ausführung mit Klugheit, Muth und Vertrauen auf Gott und entferne alle die gemeinen, erbärmlichen Egoisten, die mit der Schande vertraut, nur ihre Trägheit und Sinnlichkeit zu befriedigen suchen."

Acht Tage später den (21. August) übergab Stein dem Könige den von Scharnhorst niedergeschriebenen „Entwurf über die, dem östreichischen Hofe und England zu machenden Eröffnungen" mit einigen eigenen Zusätzen.

Diese Denkschrift — ein Denkmal Scharnhorsts, dauernder als die in Marmor und Erz — lautet also:

„I. Mittheilung an den östreichischen Hof.

„Beide Staaten verbinden sich, um ihre Existenz zu erhalten und den allgemeinen Feind niederzuwerfen. Preußen weiß, daß seine Existenz nur von der von Oestreich abhängt, daß mit dem Falle Oestreichs es unwiederbringlich verloren ist. Eben so klar ist es, daß Oestreich nur durch einen kraftvollen Krieg sich retten kann, daß aber, wenn Frankreichs Macht nicht getheilt wird, es schwerlich seinen Kampf glücklich endigen wird.

„Preußen ist daher entschlossen, sobald der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich ausbricht, mit allen seinen Kräften den Krieg gegen Frankreich anzufangen.

„Die Truppen aus Ostpreußen brechen sogleich offensive über die Weichsel vor und dringen in Vereinigung mit den pommerschen Truppen gegen die mittlere Oder. Die Truppen in Schlesien vereinigen sich sogleich mit den östreichischen Truppen .... In dem Augenblick dieses Vordringens bricht ein allgemeiner Aufstand in Pommern, der Neumark, in der Mark und im Magdeburgischen,

in Niedersachsen, Westphalen, Hessen, Thüringen und Franken aus; an einem Tage sucht man sich aller festen Plätze durch Verrath oder Ueberfall zu bemeistern. Ebenso bricht in Schlesien der allgemeine Aufstand los, wenn nicht die zu große Anzahl französischer Truppen es im ersten Augenblicke verhindert. Gleichzeitig wird ein allgemeines Aufgebot in Ost- und Westpreußen entweder die vordringende Armee unterstützen, oder die Polen im Zaum halten.

„Preußen will selbst, wenn es dadurch möglich ist, die Polen von Frankreichs Interesse abzuziehen, seine polnischen Grenzen aufopfern und nur das behalten, was es nach der Theilung von 1772 besaß, alles Uebrige aber als einen selbstständigen Staat bestehen lassen. Hängt Polen aber dennoch an Frankreich fest, so muß gegen den polnischen Adel ein Vernichtungskrieg geführt werden.

„Zur Unterstützung der allgemeinen Insurrection würde es sehr wichtig sein, wenn Oestreich mit einem Corps längs der Elbe operirte und von hier aus die Aufständischen mit Gewehren und Munition versorgte. Bei einem glücklichen Erfolge könnte dies die Vernichtung der französischen Armeen bewirken und auf jeden Fall werden den Franzosen dadurch alle Hülfsquellen, die sie aus Deutschland ziehen könnten, entzogen. Es würde auch wichtig sein, wenn Oestreich erlaubte, daß sich in der Gegend von Eger und Pilsen ein kleines preußisches Corps bildete, um in Franken einzudringen; die sehr gute Gesinnung der Ansbacher und Baireuther machen dies leicht.

„Alle Acquisitionen, Abrundungen, alle Vergrößerungsprojecte müssen schweigen. Es kommt jetzt allein auf die Erhaltung der beiderseitigen Staaten und der regierenden Dynastien an.

„Eine kleinliche Eifersucht hat die Staaten Europas ins Verderben geführt, nur Vertrauen und Einigkeit im Glück und Unglück kann sie wieder herstellen; also: fort mit der elenden Sprache der Diplomaten, die sich nur wechselseitig betrügen wollen; eine grade, freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europas, auf sich nehmen; vereint zu siegen, oder zu fallen, sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung." —

Von Steins Hand: „Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung Deutschlands durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturms muß dieses ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzialabzeichen eine jede Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf den Fahnen. Man sollte nur Eine Kokarde haben, die Farben

der beiden Hauptnationen in Deutschland, der Oestreicher und Preußen, nämlich Schwarz, Weiß und Gelb."

„II. Anträge, so an England geschehen würden.

„Schon vor zwei Jahren hat Preußen einen Versuch gemacht, seine Unabhängigkeit zu erhalten; dieser Versuch ist nicht geglückt und hat die Folge gehabt, daß nun der Staat und die regierende Dynastie mit der Vernichtung bedroht wird. Se. Königl. Majestät von Preußen glauben daher, es sich und ihrem Volke schuldig zu sein, bei der ersten günstigen Gelegenheit einen zweiten Versuch der Erhaltung ihrer Krone und ihres Staates zu machen. Diese Gelegenheit möchte der wahrscheinlich nahe Friedensbruch zwischen Frankreich und Oestreich sein. In dieser Lage wenden Se. Majestät sich vertrauensvoll an die englische Regierung, die einzige eines noch in Europa völlig unabhängigen Volks, und ersuchen dieselbe insgeheim um Beistand, sobald die Umstände ihn nothwendig machen sollten.

„Die preußische stehende Militairmacht ist gegenwärtig sehr gering; man hofft aber, daß die Energie und Erbitterung der Nation gegen ihre Unterdrücker die stehende Armee ersetzen soll, und in dieser Hinsicht ist man bemüht, einen Aufstand durch die ganze Monarchie zu organisiren, der, wenn der größere Theil der französischen Truppen in dem Kriege mit Oestreich beschäftigt sein wird, ausbrechen und wo möglich vom Rhein bis an die Weichsel in allen Provinzen stattfinden soll."

Demnach sollten durch eine allgemeine Erhebung des Volks in Masse ohne vorgängige Kriegserklärung alle in Deutschland befindliche bewaffnete Franzosen entwaffnet, gefangen genommen oder nach Gelegenheit todt geschlagen werden. —

„Der Ausführung dieses Projectes steht insbesondere der Mangel an Infanterie-Gewehren und Geld entgegen, und Se. Majestät ersuchen daher die englische Regierung 40,000 Infanterie-Gewehre mit einhundert Schuß für jedes, 12,000 Cavallerie-Säbel und 30,000 Aermelmäntel bereit zu halten, welche, wenn es verlangt wird, oder der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich ausbricht, schnell nach Colberg und Pillau abgehen können. Wir würden zur Wiederherstellung und dem Unterhalte einer Armee von 100,000 Mann 10 Millionen Thaler theils als Anleihe, theils als Subsidien brauchen, die man in Gold oder auch in Effecten auszahlen könnte.

„Um der Insurrection, welche in den preußischen Provinzen stattfinden soll,

mehr Nachdruck zu geben, muß sobald als möglich von England aus in Hannover ein ähnlicher Aufstand im Voraus organisirt werden.

„Bei dem Ausbruch der Insurrection würde es von großem Nutzen sein, wenn zwischen der Ems und Elbe an verschiedenen Punkten einige Tausend Mann Truppen landeten und zum Theil in kleinen Detachements von 20 bis 40 Mann sich in Schnellmärschen bis an den Sollinger Wald, Harz, Lippeschen Wald, Herzogthum Westphalen u. s. w. verbreiteten, während größere dem Insurrectionscorps Feuergewehre u. s. w. zuführten."

Nach Ostfriesland, einer der Krone Preußen treuergebenen Provinz, schlägt Scharnhorst vor, von Preußen aus Truppen zur See zu schicken, wozu England die nöthigen Schiffe zwischen Pillau und Colberg bereit halten solle. Auch nach Pommern und Preußen möge England außer den Waffen auch Mannschaften senden, was auf den Geist des preußischen Volks vortheilhaft wirken werde. —

Der König zog diese Vorschläge in gewissenhafte und ernste Erwägung. Hierauf beschied er Stein, Scharnhorst und Gneisenau zu sich und erklärte ihnen, daß er nur in Gemeinschaft mit dem Kaiser von Rußland und nicht eher, als bis Oestreich einen entscheidenden Sieg erfochten haben würde, Theil an einem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Von einer Befreiung des Landes durch Insurrection wollte er nichts weiter hören und erklärte, daß er zu einer Nation, die ihn 1806 so gänzlich verlassen habe, alles Zutrauen verloren hätte.

Die drei patriotisch-begeisterten Männer entfernten sich schweigend und betroffen. Ueber den Inhalt der Verhandlung mit dem Könige liegen uns zwei denkwürdige Briefe vor.

1. Scharnhorst an Stein.

„Königsberg, den 23. August 1808.

„Aus der Unterredung mit dem Könige schließe ich: 1) daß er von Rußland die Erhaltung seiner Krone und seines Staats erwartet, und nicht von dem Ausgange des Krieges zwischen Frankreich und Oestreich; 2) daß er daher den Krieg nicht in Verbindung mit Oestreich anzufangen für gut findet, wenn nicht Oestreich siegen sollte. Diese Ansichten führen zu halben Maßregeln, wie die im Jahre 1805; — der Erfolg davon ist leicht voraus zu sehen.

„Der König muß die Frage: ob er mit Oestreich, sobald der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich ausbricht, ihn gemeinschaftlich aus allen Kräften gegen

Frankreich führen wolle, mit Ja oder Nein beantworten. Im ersten Fall müssen unsere Vorbereitungen und Maßregeln fortgesetzt werden; im zweiten aber muß dies nicht geschehen, denn sonst setzt man ohne hinlängliche Veranlassung das Leben von Menschen aufs Spiel und compromittirt den Staat. In diesem Falle muß der König die französische Partei ganz ergreifen und die Leute entfernen, von denen die Welt weiß, daß sie nicht für die Franzosen und Napoleon eingenommen sind.

„Dies sind, glaube ich, wir verbunden, dem Könige zu sagen."

2. Stein an Scharnhorst.

„Königsberg, den 24. August 1808.

„Der König zeigte bei der gestrigen Unterredung: 1) Mißtrauen in seine Nation und in Oestreich; dagegen Vertrauen auf Rußland; 2) unterdessen will er Oestreich zweckmäßige Eröffnungen thun lassen und

3) gestatten, daß man in England die nöthigen Einleitungen treffe;

ad 1) seine Vorurtheile muß man widerlegen und ihn zu berichtigen suchen, indem man ihm die Schwäche Rußlands und des Kaisers Alexander bei allen Gelegenheiten darthut.

2) Schöler wird dies mit Verstand machen; ich wünschte, Ew. Hochwohlgeboren ließen für ihn eine Instruction, die ihn mit allen unseren Ideen bekannt macht, entwerfen.

3) Heute Abend verabrede ich das Nöthige mit Herrn v. Jacobi-Klöst (wegen der Unterhandlung mit England).

„Man wird sehen, welchen Eindruck die Aeußerungen des Grafen Götz in Krakau auf das Wiener Cabinet machen. — Wir müssen nur Dohna hinwegschicken (dieser war gegen den Krieg)."

So entschieden sich auch der König gegen die Insurrectionspläne ausgesprochen hatte, ließ er es dennoch geschehen, daß mit England und Oestreich insgeheim Unterhandlungen gepflogen wurden, auch die Neubildung des Heeres unausgesetzten Fortgang hatte.

Von England ging bald eine Zusage der verlangten Unterstützung an Geld, Mannschaft und Waffen ein; jedoch mit der, von dem Premierminister Canning hinzugefügten, Warnung, keinen Aufstand zu veranlassen, wenn nicht der Erfolg gesichert und der Wille der Nation und des Königs dafür sei.

Mehr noch erweckten die Aufforderungen und Zusicherungen, welche aus

Oestreich eintrafen, den Muth und die Hoffnung auf ein baldiges Losschlagen; die Entscheidung für das Eine oder das Andere mußte baldmöglichst gefaßt werden, da Napoleon den Prinzen Wilhelm in Paris zum Abschluß der Abrechnung und zum Anschluß an den Rheinbund drängen ließ. Stein und Scharnhorst versuchten es noch einmal, den König auf die neuen Herabwürdigungen, die ihm durch Napoleon zugedacht würden, aufmerksam und für ihre Insurrectionspläne geneigt zu machen. In einem, unter dem 30. August dem Könige von Stein übergebenen, Berichte bemerkt er: „Herr v. Champagny (Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris) hat unter dem 10., 14. und 17. die Verhandlungen (mit dem Prinzen Wilhelm) wegen Erfüllung des Tilsiter Friedens und Räumung der preußischen Staaten erneuert und sie theils auf den endlichen Abschluß der Convention unter sehr lästigen Bestimmungen, theils auf eine Allianz, worunter er den Zutritt zum Rheinbunde versteht, gerichtet."

Stein erklärt sich entschieden gegen den Beitritt zum Rheinbunde, „welcher Preußen in der öffentlichen Meinung in Deutschland und Europa noch mehr herabsetzen, die Hoffnung auf Wiederherstellung einer gesetzlichen Ordnung der Dinge zerstören und die innere Verwaltung des Staats abhängig machen würde von den Anforderungen des verächtlichen Fürsten Primas, des Bundestages und den Aussprüchen des zukünftigen Bundestribunals" .... Er schlägt vor: Oestreich insgeheim aufzufordern, auf die Räumung von Preußen in seinen Unterhandlungen mit Frankreich zu bestehen und dasselbe (Oestreich) zu versichern, ihm im Fall eines Krieges mit seinen militairischen und Insurrections-Hülfsmitteln beizustehen.

„Hat man die feste Ueberzeugung, daß Unruhe, Ehrgeiz und Herrschsucht Napoleon immer weiter treiben werden, so muß man nichts von Verträgen, sondern Alles von der höchsten Anstrengung der Kraft erwarten. Wird aber ein kräftiger Entschluß gefaßt, so entferne man alle Freunde der Ruhe, damit nicht Alles wieder gelähmt und in seiner fortschreitenden Bewegung aufgehalten werde. Will man sich Frankreich ganz in die Arme werfen und Alles von der Gnade Napoleons abhängig machen, so entlasse man diejenigen, die zu kräftigen Maßregeln rathen.

„Es ist unmöglich, daß Rußland den Kampf der Völker um ihre Unabhängigkeit mit Gleichgültigkeit ansehen oder gar hindern sollte; der größte Theil der deutschen Nation fühlt Unwillen über den Zustand der Verachtung, in den

es durch seine Regenten versetzt worden ist, und ich zweifle, daß man es wagen dürfte, zu einer so unpopulären Sache das Leben und das Eigenthum seiner Unterthanen aufzuopfern.

„Man müßte fortfahren, die beschlossene Verbindung mit England zu unterhalten und den Brief, den Herr v. Jacobi entworfen, abgehen lassen.

„Kommt die Convention (über die in Folge des Tilsiter Friedens mit Frankreich verhandelt wurde) zu Stande und erfolgt die Räumung, so bereite man sich im Innern wieder vor, um die erste Gelegenheit zum Losschlagen zu benutzen."

Kaum, daß Stein den Hammer seiner Beredtsamkeit etwas ruhen ließ, trat Scharnhorst zum Ambos heran, denn es galt, das durch großes Unglück weich gewordene Herz des Königs wiederum zu stählen. Unter dem 1. September überreichte Scharnhorst dem Könige eine zweite Denkschrift: „Ueber unsere politische Lage." „Preußens politische Lage," so beginnt sie, „erfordert das entschlossenste Benehmen und die größte Kühnheit. Geht die jetzige politische Krisis vorbei, so werden Se. Majestät der König bei den mit Frankreich eintretenden freundschaftlichen Verhältnissen, umgeben von Franzosen, gezwungen werden, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache gegen Oestreich zu machen. Hat aber dieser Krieg gegen Oestreich einen glücklichen Ausgang für Frankreich, so wird Niemand die Alleinherrschaft Napoleons in Europa mehr hindern. Vernichtung der königlich preußischen Dynastie, ewiger Krieg für Frankreichs Interesse ist dann das Schicksal des preußischen Regentenhauses und der preußischen Völker. Mit Sardinien, Etrurien, Spanien ist das bereits geschehen, was alsdann Preußen bevorsteht . . . . In einem Kriege gegen Frankreich kann Preußen zwar auch sehr leicht vernichtet werden; es tritt aber auch hierdurch kein anderes Unglück ein, als das, welches eine Allianz mit Frankreich einige Jahre später höchstwahrscheinlich herbeiführt.

„In einem Kriege, den Preußen jetzt gemeinschaftlich mit Oestreich gegen Frankreich führt, wagt Oestreich weit mehr als Preußen; das erstere hat viel, das letztere hat wenig zu verlieren — wir haben nur noch eine halbe Existenz. Preußen hat daher Ursache, die Gelegenheit einer solchen vortheilhaften Existenz zu benutzen.

. . . „Benutzen wir den jetzigen günstigen Zeitpunkt nicht und verhalten wir uns passiv, so wird die königliche Familie unvermerkt in die Gewalt der

Franzosen kommen,*) die Nation wird gelähmt, alle für die französische Allianz Eingenommenen werden sich erheben und einen solchen Einfluß bekommen, daß es dann unmöglich sein wird, je eine kräftige Maßregel gegen Frankreich vorzubereiten und auszuführen. Hierzu kommt noch, daß der größte Theil der höheren Stände, der Reicheren und der gut Besoldeten sich lieber einer ungewissen Zukunft überlassen, als sich schlagen und ihre häusliche Existenz und Leben für die Erhaltung des Staats aufs Spiel setzen.

„Aus allen diesen und vielen anderen Gründen scheint das Ergreifen einer entschiedenen Partie mit der Fortdauer der preußischen Monarchie in der innigsten Verbindung zu stehen. Sie besteht darin, daß man Oestreich, falls es jetzt nicht von Frankreich angegriffen wird, zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen diese Macht schleunig auffordert und dabei erklärt, daß man, wenn unser Anerbieten nicht angenommen würde, sich zur französischen Allianz entschließen und selbst gegen Oestreich vielleicht bald feindlich auftreten müßte. Erklärt sich Oestreich für den Krieg, so muß man, sobald die Franzosen die übrigen Provinzen geräumt haben, mit den jetzt bestehenden Truppen sich der Oder nähern, während durch das ganze Land eine Landmiliz organisirt wird, welche in Preußen nach dem eingereichten Entwurf in 14 Tagen bis 3 Wochen 80,000 Mann stark sein kann. Hierauf muß der Krieg von Oestreich angefangen werden und dann bei uns unerwartet, mit einem allgemeinen Aufstand verbunden, ausbrechen. Die stehende Armee muß sich nun mit den Insurrections-Armeen verbinden, das Ganze muß durch England mit Waffen und Geld unterstützt werden."

Schließlich räth Scharnhorst eben so, wie Stein es gethan, im Fall der König sich für Napoleon entschiede, alle Personen aus seinem Rathe und von dem Commando des Heeres zu entfernen, welche nicht dem französischen System huldigen. Männer wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Hardenberg, Grolmann waren Männer von Charakter, von selbstständiger Ueberzeugung, nicht willenlose Diener ohne ein eigenes Gewissen.

Den König über sein ungerechtfertigtes Vertrauen in die erneuten Freundschaftsversicherungen aufzuklären, hatte Gneisenau übernommen als dritter

*) Es wurde bereits auf die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer napoleonischen Prinzessin speculirt.

Hammerschwinger beim Amboß. Er schrieb eine Denkschrift „über die Unzuverlässigkeit russischer Hülfe und die wahrscheinlichen Folgen eines von Oestreich allein unternommenen und unglücklich ausfallenden Krieges." Stein fügte noch einige Bemerkungen hinzu und ließ sie dem Könige und in Abschrift auch der Königin unter dem 8. September zugehen.

„Das Resultat der Betrachtungen, die Herr Oberstlieutenant v. Gneisenau in seiner Denkschrift d. d. Königsberg, den 24. August d. J., vorträgt, ist:

1) daß von Rußland keine Hülfe zu erwarten,
2) daß die Folge eines für Oestreich unglücklichen Krieges die Vernichtung von Preußen und wahrscheinlich von Rußland selbst sein wird."

Stein fügt nun einige historische Zwischenbemerkungen ein über die Machtstellung Deutschlands, Frankreich gegenüber, im Jahre 1793. Schonungslos verurtheilt er die damalige Politik des Berliner Cabinets. „Das laue und zweideutige Betragen Preußens im Jahre 1794 veranlaßte Oestreich, die Niederlande ohne Noth und ohne eine verlorene Schlacht bis hinter die Maas zu räumen, und der unglückliche Baseler Frieden, den die unverständigen Vorstellungen seiner Minister Friedrich Wilhelm II. abnöthigten, sanctionirte zuerst die verderbliche Trennung Deutschlands in das nördliche und südliche; das erstere sah ruhig den Verheerungen des letzteren zu und ahnte nicht, daß der südliche Deutsche ihn für dies verfassungswidrige und treulose Betragen zu seiner Zeit züchtigen und abstrafen werde. Eine Folge der Gleichgültigkeit Preußens gegen die Erhaltung der Selbstständigkeit und Freiheit Deutschlands war die Benutzung der Kräfte des südlichen Deutschlands zur Unterjochung des nördlichen, und dasselbe Princip der Gleichgültigkeit, gegen Oestreich jetzt angewendet, wird dieselben Folgen für Preußen haben, nämlich seine völlige Auflösung und den Fall seiner Herrscher-Dynastie.

„Ist Oestreich unterjocht, so findet Frankreich in der Benutzung seiner Trümmer, in dem passiven Gehorsam der für ihr persönliches Dasein nur besorgten deutschen Fürsten, in dem aufrührerischen Geiste der zwölf Millionen Polen die Mittel, Rußland noch mehr zu verkleinern. Dieses dünnbewohnte, gewerblose Land wird nur einen schwachen Widerstand leisten und ein Land, das ein schwacher, sinnlicher, durch mehrere verunglückte, leichtsinnig angefangene, leichtsinnig aufgegebene Unternehmungen abgeschreckter Fürst, vermittelst einer dummen, schwerfälligen, verderbten, in Alles eingreifenden Bureaukratie,

beherrscht, wo die große Masse der Nation Sklaven sind, ein solches Land wird den Kampf mit dem gebildeten Europa nur kurze Zeit bestehen."*)

Aus Gneisenau's Denkschrift dürfte das Folgende von Stein aufgenommen sein: „Die Schwäche Alexanders drückt sich am klarsten durch eine Vergleichung mit Peter dem Großen aus; der Verlust der Schlacht bei Narva war unter ihm der Grund zur Größe Rußlands, reizte ihn zu fortdauernden, vieljährigen Anstrengungen; die Schlachten bei Austerlitz und Friedland zerstreuten den Nebel von Humanität, Liberalität u. s. w., womit Alexander umgeben war, und lähmten das wenige Kraftgefühl, das in jedem nicht ganz verwahrlosten jungen Manne aufzulodern pflegt. Will man einen einfachen Maßstab haben zur Vergleichung der militairischen und staatswirthschaftlichen Kräfte Oestreichs mit denen von Rußland, so bedenke man, daß jener Staat von 1788 bis jetzt Kriege führte und Kriegsanstalten traf, und daß er jetzt wieder gerüstet zum Kampfe dasteht, daß Rußland nur Theil an den Feldzügen von 1799, 1805 und 1806 nahm, und 1807 zu einem schändlichen Frieden wegen seiner Erschöpfung oder seiner Unfähigkeit, den Umfang seiner Kräfte zu beurtheilen, genöthigt wurde, auch seit dieser Zeit eine würdelose Stellung gegen Frankreich angenommen.

„Ist Rußland nach dem Fall von Oestreich unfähig, irgend einen kräftigen Widerstand gegen Frankreich zu leisten, ist die Absicht des letzteren, Preußen zu stürzen, kann Deutschland nur durch Deutschland gerettet werden, so muß man jede Nerve spannen, jede Kraft in Thätigkeit setzen, um diesen Zweck zu erreichen, deshalb sich Oestreich nähern und ihm seine Absichten freimüthig eröffnen, alle militairischen und Insurrectionsmittel, die uns zu Gebot stehen, bei dem Ausbruch eines östreichischen Krieges anwenden, um das französische Joch abzuwerfen, weil bei dem ruhigen Zusehen nur Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten kann."

Die Schlußworte sind „wie von Stein:"

„Die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kaiser Napoleon trübt die Aussichten nur noch mehr. Was kann aus dem Zusammentreffen eines vom Handeln abgeschreckten, lenksam weichen Charakters mit einem felsenfesten, rastlosen und ruchlosen Manne entstehen, als blindes Hingeben des Ersteren in den verruchten Willen des Letzteren." —

*) Die beiden großmächtigen Alliirten Rußlands: Kälte und Hunger waren damals noch nicht im Felde erschienen.

Der König, welcher bis zum 18. September den Kaiser Alexander auf der Durchreise zum Congreß in Erfurt bei sich in Königsberg erwartete, lehnte es ab, vorher einen Entschluß zu fassen.

Stein und seine Freunde, welche sich von dieser Zusammenkunft keinen günstigen Erfolg versprachen, nahmen von den aus Paris eingetroffenen Mittheilungen des Prinzen Wilhelm über die mit unverschämtester Treulosigkeit und ehrlosester Wortbrüchigkeit willkürlich gesteigerten Forderungen Napoleons Veranlassung, eine von Stein verfaßte Denkschrift dem Könige den 14. September, vier Tage vor der Ankunft Alexanders, zu übergeben. Es wird in derselben, mit Bezug auf die, den preußischen Bevollmächtigten in Paris von dem Minister Champagny in den Conferenzen am 27. und 28. August gemachten, Eröffnungen ausgeführt, daß Napoleon die im Tilsiter Frieden, in den Königsberger und Berliner Conventionen festgesetzte Summe der Contribution, die er schon früher willkürlich erhöht habe, aufs Neue ganz ungemessen steigere.

„Die jetzigen Anträge des Kaisers," heißt es in der Denkschrift, „enthalten eine Mehrforderung von 42 Millionen Thalern, eine schwierigere Art der Zahlungsmittel; sie lassen ferner die Unrechtmäßigkeit der gegen den Tilsiter Frieden im Herzogthum Warschau geschehenen Schenkung des Vermögens der königlichen Bank, Wittwenkassen, Seehandlung unentschieden und ein unermeßliches Feld zu neuen Anforderungen offen, indem die von Herrn Daru auf 135 Millionen berechneten Forderungen der abgetretenen Provinzen zu ferneren Unterhandlungen ausgesetzt bleiben.*)

„Durch die Annahme der Anträge Napoleons würde der preußische Staat unrechtmäßige Forderungen als rechtmäßige anerkennen, er würde Verbindlichkeiten eingehen, die er nicht erfüllen kann, und der Gefahr ausgesetzt bleiben, unter dem Vorwande der Wortbrüchigkeit wieder besetzt zu werden und die königliche Familie vertrieben zu sehen. Diese Verbindlichkeiten lassen sich aber nicht erfüllen, denn es ist unmöglich, bei der Erschöpfung des Landes, bei dem vernich-

*) Eine schreiende Verletzung nicht nur der Bestimmungen des Tilsiter Friedens, sondern des geheiligten Eigenthums der Wittwen und Waisen beging Napoleon dadurch, daß er die in den öffentlichen Kassen niedergelegten Ersparnisse und Capitalien der Privatleute raubte und zu Geschenken an seine Helfershelfer verwendete. Da viel des geraubten Gutes nicht flüssig gemacht werden konnte, verschacherten Ihre Kaiserliche Majestät Napoleon der Große den Raub an Ihre Königliche Majestät Friedrich August den Gerechten (!) von Sachsen in einem zu Bayonne am 10. Mai 1808 abgeschlossenen Vertrage für ein Billiges. —

teten Handel monatlich 2,478,000 Thaler in das Ausland zu zahlen, da auch die Hülfsmittel des auswärtigen Credits allen Staaten in dem jetzigen Zustande von Europa fehlen, der ein Zustand der Gesetzlosigkeit, Gewaltthätigkeit und Abhängigkeit von blinder Willkür ist.

. . . „Der Abschluß der Convention wurde verzögert durch das Uebertriebene und Ungerechte der Forderungen des Herrn Daru, der den Betrag des Rückstandes zu der Höhe von 154 Millionen brachte, indem er den Contributionsrest der abgetretenen Altmark mit 10 Millionen dem preußischen Staate zur Last setzte u. s. w. Eine Folge dieser Uebertreibung war es, daß man nicht abschließen konnte, und als man die Summe der 154 Millionen annahm, so trat Herr Daru mit neuen Anforderungen auf, deren Annahme unmöglich war, mit Einräumung von fünf Festungen, Unterhaltung einer Besatzung von 40,000 Mann, Ueberlassung von Domainen. Der Kaiser zeigte wenig Bereitwilligkeit zum Abschluß, indem er es vermied, mit dem Prinzen Wilhelm in Paris unterhandeln zu lassen, und als man endlich im Anfang des März in Berlin eine Convention verabredete, erfolgte bis zum 11. August keine Antwort. Der Kaiser äußerte, daß die preußischen Angelegenheiten von der Lage der europäischen überhaupt abhingen . . . .

„Die gegenwärtigen Verhältnisse rathen von einem übereilten Abschluß ab, denn Oestreichs Erklärung läßt Napoleon immer noch in Verlegenheit, der Widerstand in Spanien nimmt nun, da die französischen Truppen über den Ebro getrieben, wo Portugal befreit ist, einen festen und folgenreichen Charakter; die Hoffnung, England in Verlegenheit zu setzen durch Sperrung der Häfen des festen Landes, ist verschwunden, seine Lage ist glänzender als je, und es ist zu erwarten, daß Kaiser Alexander endlich seiner Würde, der Gefahr, die seine Selbstständigkeit durch die Unterjochung von Preußen leidet, eingedenk sein wird, um sich dieses Landes, des Regenten und seiner Familie anzunehmen. Ich bin daher der Meinung, die Anträge des Herrn v. Champagny nicht anzunehmen, bei der Convention vom März stehen zu bleiben, jedoch sich längere Zahlungstermine auszubedingen, Oestreich vom Gang der Unterhandlungen zu benachrichtigen und seine Mitwirkung zu fordern, dem Kaiser Alexander die Ungerechtigkeit der neuen Anträge des Herrn v. Champagny und die Unmöglichkeit ihrer Annahme vorzustellen, auch den Prinzen zurückzurufen. Stein."

Der König und diejenigen seiner Minister, welche zu Stein hielten, bauten

nicht allzu große Hoffnungen auf die Zusammenkunft Alexanders mit Napoleon; sie fürchteten, daß sich in Erfurt die Komödie von Tilsit wiederholen werde.

Nur sehr Wenige hofften, daß gütige Fürsprache des Zaren das Herz des Imperators rühren und einen Nachlaß der Contribution bewirken werde; Niemand erwartete, daß Alexander sein Schwert in die Wagschale legen und die in Spanien erlittenen Unfälle Napoleons in Gemeinschaft mit Oestreich benutzen werde, um den Eroberungskriegen Napoleons ein Ziel zu setzen. Indessen ließ man es nicht an Versuchen fehlen, den Kaiser mit den Gefahren, die Erfurt für ihn haben werde, bekannt zu machen. Der preußische Gesandte am Petersburger Hofe, Freiherr v. Schladen, dessen patriotische Gesinnung wir bereits aus einem Tagebuche kennen lernten, überreichte dem Kaiser einige Tage vor seiner Abreise von Petersburg (den 7. September) eine Denkschrift, deren Inhalt uns vermuthen läßt, daß sie nicht ohne Mitwissenschaft Steins abgefaßt und übergeben wurde. „Wenn man“ — so beginnt jene Denkschrift — „einem treulosen und listigen Gegner gegenübersteht, so ist es nützlich, seine Absichten recht sorgfältig zu prüfen. Der Kaiser Napoleon geht nicht allein darauf aus, die Spanier zu unterjochen, er will sich auch noch der Herrschaft über ganz Spanien bemeistern.“ Nachdem Schladen die Veranstaltungen Napoleons in Betreff Spaniens auseinandergesetzt, fährt er fort: „Alle diese Vorbereitungen gewähren ihm noch nicht hinreichende Sicherheit; er wünscht erstens: Europa zu imponiren, zweitens eine Erklärung und Uebereinkunft zwischen Oestreich und Rußland zu verhindern, diese beiden Mächte zu beschäftigen, wo möglich zu entzweien. Diesen Zweck hofft er nun durch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu erreichen. Schon das Gerücht von dieser Zusammenkunft sichert ihm den ersten dieser Vortheile; denn er verbreitet die Meinung, daß der Aufruhr der Spanier in seinen Augen eben so wenig zu fürchten sei, als eine Veränderung in dem Systeme Rußlands; und den zweiten der Vortheile hofft er sich durch positive Verpflichtungen zu sichern, die er dem Kaiser zu entreißen sich schmeichelt und die er ihm als Ersatz für scheinbare Vortheile zu übertragen die Absicht hat, die Napoleon Rußland zusichern will und durch die er es zu einem Bündnisse zu bewegen hofft, welches er ihm unter den unschuldigsten Formen vorschlagen wird. Was aber den letzten Punkt betrifft, Rußland und Oestreich zu entzweien, so wird er daran durch Vortheile arbeiten, die er Rußland gewährt, um die Eifersucht Oestreichs zu erregen, so z. B. die Vergrößerung dieser

Macht auf Kosten der Türkei, oder Projecte von Veränderung des Herzogthums Warschau, welche Einfluß auf das Schicksal von Galizien haben könnten. Die Mittel, seinen Endzweck zu erreichen, werden der fruchtbaren Einbildungskraft dieses außerordentlichen Mannes gewiß nicht fehlen; sie werden zuerst in einem glänzend prunkvollen Empfange des Kaisers Alexander und vorzüglich der Personen bestehen, die diesen Monarchen begleiten, in der größten Sorgfalt und den ausgezeichnetsten Aufmerksamkeiten, so lange die Zusammenkunft dauert, in der Verbreitung und Mittheilung von falschen oder entstellten Nachrichten über die Angelegenheiten Spaniens und über diejenigen des übrigen Europas, in Anerbietungen, welche alte Projecte des Petersburger Hofes begünstigen würden, die folglich am geeignetsten scheinen müssen, um jeden wahren Russen, der noch von den wahren Grundsätzen der Kaiserin Catharina beseelt ist, zu entzücken, aber deren Ausführung bei den gegenwärtigen Umständen Rußland nur Verlegenheiten und Verluste bereiten könnte. Se. Majestät der Kaiser Alexander kann sich leicht gegen die traurigen Folgen solcher Schlingen sichern, er wird selbst im Stande sein, diese Zusammenkunft zu benutzen, um ein wirkliches Gut dadurch zu erreichen. Die erhabene Person dieses Monarchen ist über den Einfluß der Schmeicheleien erhaben und Se. Kaiserl. Majestät kennt den wahren Werth der Freundschaftsversicherungen, mit denen Napoleon so verschwenderisch ist. Durch diese Zusammenkunft beweist der Kaiser Frankreich und dem gesammten Europa seine friedlichen Gesinnungen und den festen Entschluß, mit Napoleon in Eintracht zu bleiben und von seinen gegenwärtigen Verlegenheiten keinen Vortheil ziehen zu wollen. Aber indem er so handelt, kann auch der Kaiser Alexander Frankreichs Berechnungen täuschen, Napoleons Kunstgriffe vernichten und für dieses Jahr einen Angriff auf Oestreich unmöglich machen. Wenn er unter verschiedenen Vorwänden den Augenblick der Zusammenkunft zu verzögern suchte, würde er dadurch einen für Rußland eben so wünschenswerthen Vortheil erlangen, als es wichtig für Oestreich wäre."

Allein nicht an Rußlands Vortheil und Oestreichs Sicherstellung war dem preußischen Gesandten so viel gelegen, als an der Wiederherstellung des eigenen Vaterlandes. Das Interesse Preußens, obgleich Schladen in seiner Denkschrift zuletzt darauf zu sprechen kommt, war die Hauptsache, und — so bescheiden war die preußische Diplomatie geworden — nur um die Erfüllung der uns so erniedrigenden Bedingungen des Tilsiter Friedens wurde demüthigst gebeten. „Der

Kaiser Alexander kann alle Mächte Europas von der Freiheit seines Willens so wie von der Festigkeit seiner Grundsätze überzeugen, wenn er auf der einfachen und vollen Erfüllung des Tractats von Tilsit besteht, oder allen Vortheilen entsagt, so bedeutend und glänzend sie auch scheinen mögen, sobald er nicht vorläufig diesen einzigen und wichtigen Punkt erhält, bei dem sein Ruhm und seine Ehre so lebhaft betheiligt sind."

Es werden nun alle die, uns bereits bekannten, Gewaltstreiche, welche Napoleon, den Bestimmungen des Tilsiter Friedens zuwider, gegen Preußen ausübte, aufgezählt und dann hinzugefügt: „Allerhöchstdieselben werden hieraus sehen, daß der Kaiser Napoleon der Heiligkeit der Tractate spottet, daß seine Absicht die ist, den König zu Grunde zu richten, was ihm auch gewiß gelingen wird, wenn der Kaiser Alexander durch seine Vermittelung nicht von ihm die Erfüllung der Tractate, die gewissermaßen unter seiner Garantie und zu Gunsten eines Monarchen geschlossen worden sind, den Se. Kaiserl. Majestät erklärt hatte, mit allen Ihren Mitteln unterstützen zu wollen. Diese Wiederherstellung fordert keine neuen, noch weitläuftigen Unterhandlungen: wenn Rußland keinen andern Zweck als diesen hat, wenn es solchen lebhaft wünscht, ihn bestimmt und dringend fordert, so ist dieser Vortheil erreicht und kann weder verweigert, noch aufgeschoben werden . . . . . Se. Majestät der Kaiser Alexander werden diese Bemerkungen gnädigst verzeihen, welche die ehrfurchtsvollste Ergebenheit für seine Person, das lebhafteste Interesse für seinen Ruhm veranlaßt haben. Dieser Monarch ist zu erleuchtet, um nicht die Sophismen, Lügen und Fallstricke gehörig zu würdigen, die Napoleon ihm bereiten wird und die ihn in Erfurt erwarten. Er wolle nur geruhen, sich gegen den Einfluß der Täuschungen zu sichern, die ihn dort immer umgeben werden. Zwei Maßregeln könnten hierzu von wesentlichem Nutzen sein: 1) daß Se. Kaiserl. Majestät sich im Voraus am Orte der Zusammenkunft und so lange, als diese dauert, jedesmal die richtige und pünktliche Rapportirung aller fremden Nachrichten sichere, von welchem Lande solche auch kommen mögen; 2) daß Allerhöchstdieselben sich durch einen sichern Mann begleiten lassen, der, von russischen Nationalvorurtheilen frei, mit ernsten und ausgebreiteten Kenntnissen versehen, Se. Kaiserl. Majestät unter verschiedenen Gesichtspunkten die Gegenstände darstellen könnte, die für Allerhöchstdieselben Werth haben und der im Nothfall selbst den Muth hätte, Sr. Majestät die entgegengesetzte Seite von dem zu zeigen, was man

Ihnen an dem Orte der Zusammenkunft darstellen wird. Die für einen solchen Mann nöthigen Eigenschaften scheinen sich in der Person des Generals v. Phull zu vereinigen, den J. Kaiserl. Majestät ohnehin mit besonderem Vertrauen beehren."*)

Am 18. September traf der Kaiser Alexander in Königsberg ein, um der Einladung Napoleons nach Erfurt zu folgen. Nur drei Tage bestimmte er für den Aufenthalt in Königsberg.

Stein erkannte, daß es gelte, diese kostbare Zeit zu benutzen, um den Zar aus der Verzauberung, in welcher ihn der Frankenkaiser hielt, zu befreien; er hoffte den glücklichsten Erfolg von einem Memoire, welches durch die Vermittelung der Königin übergeben wurde.

Alexander, dem sich die Erinnerungen an Austerlitz und Friedland und gewiß nicht minder die gefälligen Worte, mit denen Napoleon ihn zur Theilung der Weltherrschaft eingeladen, lebhaft eingeprägt hatten, warnte vor einer neuen Coalition gegen Frankreich und erklärte, daß er seinerseits Alles aufbieten werde, um einen Bruch Oestreichs mit Frankreich zu verhindern, damit nicht Napoleon veranlaßt werde, Spanien aufzugeben und sich mit ganzer Macht auf Oestreich zu werfen, welches dann der Vernichtung nicht entgehen werde. Da bei der mündlichen Verhandlung in Gegenwart des Königs Stein sich nicht erlauben durfte, dem Kaiser mit Entschiedenheit zu widersprechen, that er dies in der erwähnten Denkschrift, in welcher er wiederholte, was er, Scharnhorst und Gneisenau bereits dem Könige gesagt hatten: „daß jetzt Alles darauf ankomme, einen gemeinschaftlichen Angriff auf Frankreich vorzubereiten." „Oestreich," heißt es in dieser Denkschrift, „ist gerüstet und hat eine große militairische Macht aufgestellt, ihr Gebrauch hängt von der Erklärung Rußlands ab und von seiner Zustimmung. Rußland ist in einen zwecklosen Krieg mit Schweden und mit der Pforte verwickelt, der seine Streitkräfte beschäftigt; diese Hindernisse müssen auf eine geschickte Weise beseitigt werden.

„Preußen ist gelähmt durch die französische Besetzung des Landes — diese wird hoffentlich entfernt werden durch die Unterhandlungen in Erfurt — ist diese erfolgt, so kann man sogleich Alles wieder zu einer Armee von wenigstens 80,000 Mann, zu einem Landsturm von 100,000 Mann, zu einem Ueberfall

---

*) v. Schladen, Preußen 1806 und 1807. S. 304.

der Festungen Magdeburg, Cüstrin, Glogau, Stettin, und zu einem raschen Angriff auf das Königreich Westphalen vorbereiten.

„Ist man gewiß, daß Rußland und Oestreich in kurzer Zeit angreifen werden, so kann man nachgiebiger sein, indem der bevorstehende Krieg die eingegangenen Verbindlichkeiten wieder auflöst, bei dem Abschluß in Erfurt wird man auf Räumung des Landes und Zurückgabe der Festungen unerbittlich dringen müssen.

„Den Geist der Insurrection muß man unterdessen in dem Königreiche Westphalen unterhalten und nähren und, so wie man losbricht, durch zweckmäßige Proclamationen, die die Absicht des Krieges darstellen, nämlich die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch, die Nation zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes auffordern. Es herrscht in den altpreußischen, abgerissenen Provinzen, auch in dem Hessischen, ein hoher Grad von Mißvergnügen, und dort wird gewiß Alles den Fahnen der deutschen Freiheit zuströmen.

„Erläßt man ferner eine, dem Geiste der Nation und ihren Erwartungen angemessene, Proclamation, trifft man in demselben Sinne zweckmäßige Einrichtungen, um die Insurrection durch Ueberredung und Zwang zu erregen und fortzupflanzen, so ist der Erfolg keinem Zweifel unterworfen.

„Die Fürsten aber, die sich an die Spitze der Nation stellen, müssen sich mit kräftigen, jeder Aufopferung fähigen Männern umgeben unb alle Schwächlinge, Ruhe und Genuß liebende Personen von sich entfernen, um den Nationen von der Festigkeit ihrer Absichten die Ueberzeugung zu geben.

„Deutschland hat sein eigenes und Europas Unglück veranlaßt; es erkämpfe also wieder seine und Europas Freiheit; es gebe sich alsdann aber eine Verfassung, die Kraft, Einheit, Gesetzlichkeit und Unabhängigkeit vom französischen Einflusse wieder herstelle. Nur einen Feind seiner Selbstständigkeit, seiner Sittlichkeit, seines Fortschreitens in der National-Entwickelung hat Deutschland, das ist Frankreich, und es bereite sich zu einem fortdauernden, hartnäckigen Kampfe mit dieser unruhigen, eitlen, herrschsüchtigen, ihr eigenes und ihrer Mitvölker Glück seit Jahrhunderten zerstörenden Nation.

„Es ist unter den gegenwärtigen Umständen nöthig, daß Rußland:

1) Maßregeln ergreife, um seine Streitkräfte gebrauchen zu können zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas;
2) daß Rußland, Oestreich und Preußen in ein genaues Einverständniß

treten, um Frankreich, während es mit Spanien beschäftigt ist, anzugreifen und Deutschland zu befreien;

3) daß in Erfurt auf die möglichst vortheilhafte Art über die Räumung von Preußen und Erfüllung des Tilsiter Friedens abgeschlossen werde."

Alexander würdigte diese Denkschrift keiner ernsten Erwägung. Dem Könige suchte er durch Vertröstung auf die Fügungen des Himmels und auf den Einfluß, den er bei Napoleon geltend machen werde, guten Muth einzusprechen, rieth jedoch wohlmeinend und entschieden vor jedem übereilten Friedensbruche ab. Um in dieser Hinsicht ohne Besorgniß nach Erfurt gehen zu können, sprach er den Wunsch aus, daß Stein ihm als preußischer Bevollmächtigter dorthin folgen möge, was der König bereitwilligst zusagte.

Durch Arglist und Gewaltthat napoleonischer Schergen wurde Stein gezwungen, die Reise nach Erfurt aufzugeben, worüber in dem zweitfolgenden Kapitel berichtet werden wird. Wir Anderen aber, die wir uns um die geheime Polizei und die Gensd'armen des Kaisers nicht im Mindesten kümmern, begeben uns ohne Passeport und ohne Einladung zu dem Congreß, wohnen allen Festlichkeiten, Theatervorstellungen, Jagden und Paraden, Diners und Soupers bei, belauschen die beiden Kaiser in ihrem Cabinet und lesen die Verträge der Minister, noch bevor sie ratificirt sind; — und Alles in größter Seelenruhe. —

Zwanzigstes Kapitel.

Der Congreß zu Erfurt 1808. — Ankunft der beiden Kaiser von Westen und von Osten. — Napoleon reitet dem Kaiser Alexander entgegen. — Die Rheinbundsfürsten machen ihre Aufwartung. — Das französische Theater in Erfurt. — Zwei Kaiser als Schauspieler. — Napoleon belohnt die Tapfern von Friedland in Gegenwart Alexanders. — Göthe vor Napoleon. — „Ihr seid ein Mann!“ — Wieland vor Napoleon. — Talma als Julius Cäsar auf der Weimarischen Bühne. — Hirschjagd auf dem Ettersberg. — Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena. — Die Tafel-Etiquette. — Empfang eines östreichischen Gesandten in Erfurt. — Der geheime russisch-französische Tractat.



Die ausgefahrenen Wagengeleise auf der Straße von Weimar nach Erfurt und von da nach Eisenach waren seit der großen Retirade von Jena noch nicht wieder gebessert worden, und wenn auch Fuhrleute und Postillone Millionen Schock Donnerwetter herabfluchten, wenn sie stecken blieben, die herzoglich weimarischen Geleits- und Chausseegeld-Einnehmer eröffneten dennoch den Schlagbaum nicht eher, als bis für ungebührliche Gebühren, welche der unersättliche Chausseehaus-Klingelbeutel verschlang, die unerläßlichen Ablaßzettel verabreicht worden waren. Was aber setzt denn heut, am 21. September 1808, mit einem Male Tausende von Hacken, Schaufeln, Karsten und Grabscheidten in Bewegung? Wie kommt eine hochpreisliche herzoglich weimarische Landesregierung dazu, an die Bauern der umliegenden Dörfer, bei Androhung namhafter Strafen, das Gebot zu

erlassen: „Alle Thale macht hoch und erhaben, und was rauh ist, macht gleich!“ Hier die Lösung des Räthsels; der herzoglich weimarische Geheime Rath und Kanzler v. Müller verhilft uns dazu.

„Am frühen Morgen des 21. September,“ so erzählt er uns, „wurde ich in aller Eile zu dem Herzoge gerufen, der mir eröffnete, wie er soeben sichere Nachricht empfange, daß der Kaiser Napoleon in wenig Tagen zu Erfurt eintreffen werde, und daß der Kaiser von Rußland schon unterwegs dahin sei.“ Da mußten denn freilich ohne Verzug durch Kammerhusaren, Büttel, Gerichtsfrohne und Gensd'armen die Bauern in Schaaren aufgeboten werden, die Straßen in Stand zu setzen. „Ich traf,“ erzählt der Kanzler weiter, „ganz Erfurt bereits in der größten Aufregung, alle Gasthöfe von Fremden überfüllt, überall ein wirres Durcheinander von französischen Militairs und Hofleuten, von Courieren und Bagagewagen. Kaiserliche Hoffouriere und städtische Beamte waren in größter Hast bemüht, für die angekündigten hohen Gäste und ihr Gefolge Quartier zu finden, oder einzurichten.“

Napoleon hatte im Tilsiter Frieden der Stadt Erfurt und was dazu gehörte, die Ehre erwiesen, sie dem Kaiserthume Frankreich einzuverleiben. Sein militairischer Blick hatte erkannt, daß Erfurt ein wichtiger Paß des Thüringer Waldes sei, der Schlüssel, durch welchen der Weg von Sachsen nach dem mittleren Rheine geöffnet und geschlossen werden konnte. Außerdem diente es ihm als Zwingburg für die unzuverlässigen Hessen und Westphalen, als eine Warte und Lueg-ins-Land für seine Spione, und diesmal als wohlgelegen, um den Kaiser von Rußland als Gast auf französischem Gebiet mitten in Deutschland empfangen zu können. Zugleich hatte Napoleon in der äußeren Stellung den Vortheil, dem Kaiser Alexander, wenn ihm irgend etwas nicht ganz behagte, andeuten zu können: „mein Herr Bruder, geniren Sie sich, Sie sind hier zu Gaste.“

In Deutschland konnte er außerdem noch den Zaren durch eine größere Machtaufstellung, durch eine ganze Bande an seinen Triumphwagen gefesselter, gekrönter Rheinbundsklaven blenden, ein Schauspiel, welches er ihm in Frankreich nicht würde haben bereiten können.

In größter Verlegenheit befand sich der sonst mit vollster Geistesgegenwart begabte Herzog Karl August von Weimar. Erfurt liegt inmitten seines Herzogthums; Napoleon mußte Eisenach, Alexander Weimar passiren, aller Wahr-

scheinlichkeit nach an einem und demselben Tage, und es mußte, ohne langes Besinnen, Entschluß darüber gefaßt werden, ob man den Kaiser aller Reußen in Weimar, oder den Kaiser der Franzosen in Eisenach mit landesherrlicher Unterthänigkeit empfangen sollte; der Herzog entschied sich für Eisenach, da er es eher wagen durfte, einen Verstoß gegen den Zar, als gegen Napoleon zu machen. Trotz der ausgebesserten Wege aber kröpelte der Herzog mit seiner Jagddroschke so langsam, daß er weder in Weimar, welches er zu früh verließ, den Kaiser Alexander, noch in Eisenach, wohin er zu spät kam, Napoleon empfangen konnte.

„Der Herzog," berichtet sein Kanzler, „war dem Kaiser Napoleon nach Eisenach entgegengegangen, der jedoch am 26. früh dort eintraf und sogleich nach Erfurt weiter eilte. Eine Stunde später langte der Herzog in Erfurt an. Er hoffte den Kaiser Alexander in Weimar noch zu treffen und nahm mich auf seiner Droschke mit, damit ich ihm unterwegs die neuesten Zustände in Erfurt berichten könnte. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde gefahren, als wir eine große Anzahl Reiter in festlichem Zuge von einer Anhöhe herabkommen sahen. Es waren die beiden Kaiser mit Gefolge; Napoleon war Alexander entgegengeritten, um den hohen Gast auf französischem Gebiet zu empfangen. Der Zar hatte den Wagen verlassen und nach herzlichster Umarmung ein Pferd bestiegen. Der Herzog befahl sogleich seinem Kutscher, aufs Eiligste links querfeldein auszubiegen, da er, nur in Reisekleidung, nicht erkannt sein wollte. Aber nach wenigen Minuten besann er sich anders, sprang von der Droschke, warf seinen Mantel ab und lief nun mit mir auf den Kaiser Alexander zu, dem er seine Entschuldigung, ihn nicht schon in Weimar empfangen zu haben, lebhaft aussprach und von ihm aufs Herzlichste begrüßt wurde. Napoleon schien von dieser formlosen Erscheinung (der Herzog war ein kugelrunder, dabei hochschultriger, dicker Herr) nicht wenig überrascht. Ich suchte sie ihm, während der Herzog mit dem Kaiser Alexander sprach, zu erklären. Nach einigen Minuten beurlaubte sich der Herzog; die Monarchen ritten weiter nach Erfurt, wo Napoleon seine Wohnung in dem sogenannten Statthaltergebäude, Alexander die seine in einem für ihn eingerichteten Hotel am Anger nahmen. Auf Napoleons Befehl meldete sich sofort der erste Commandant bei Alexander, um von ihm „Parole und Feldgeschrei" zu empfangen. Er nahm diese von Napoleon erwiesene Artigkeit sehr hoch auf und gab: „Erfurt und Vertrauen." Die fol-

genden Tage gaben beide Kaiser abwechselnd das Wort. Und nun, welch' ein Herbeigerumpele und Gerassele der Hof- und Staatskarreten aus allen Residenzen des weiland heiligen römischen Reichs! Das Sprüchwort sagt: wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler; hier hätte man es umdrehen können, — so hatte die Welt sich verkehrt. Während in den Herzen der Niedrigsten des Volkes Gift und Galle kochte, uns Alle das Wehgefühl der Schmach und Rache durchglühte, drängten sich die vier Könige, fünf Großherzöge, vierunddreißig Herzöge, Fürsten und Prinzen des Rheinbundes mit ihren Hunderten von Generalen, Ministern, Diplomaten, Kammerherren und was dergleichen mehr, gleißend und glitzernd in dem den armen Unterthanen zur Hoffahrt abgepreßten Golde in den Vorzimmern des stolzen Frankenkaisers, und überboten einer den anderen an Bezeigung niederträchtigster Unterwürfigkeit.

Der uns schon aus früherer Begegnung bekannte durchlauchte Kakerlak von Gotha that es auch hier wieder allen anderen an witzig sein sollender Speichelleckerei zuvor. Als er einst, im stummen Anstaunen versunken, bei Tafel Napoleon gegenüber saß, und dieser ihn fragte: „Eh bien, Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von der Luft?" antwortete er: „O nein, Sire, von den Strahlen der Sonne!" —

„Es erforderte ein eigenes Studium" — erzählt der Kanzler des Herzogs von Weimar — „sich mit den königlichen und fürstlichen Wohnungen und mit denen der Minister und oberen Hofbeamten einiger Maßen vertraut zu machen Doch bildete sich gar bald eine feste Tagesordnung. Jeden Morgen um 9 Uhr war großes Lever*) bei dem Kaiser Napoleon. Hierbei fanden sich, die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Cabinet Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den französischen Generalen, Adjutanten und Oberhofbeamten lebhaft unterhielten. Man konnte diesen Zusammenfluß einer solchen Menge der verschiedensten Uniformen wohl mit einer großen Börse vergleichen, wo jeder die Neuigkeiten des Tages begierig erforschen und für sich irgend einen Gewinn daraus zu ziehen strebt. Ohngefähr eine Stunde ging auf dieses glänzende Lever hin, bis die Masse der Erschienenen sich allmählig zerstreute. Nun folgten die verschiedenen Audienzen,

*) Léver, aus dem Bett sich erheben, also Aufstand in Schlafrock und Pantoffeln.

die der Kaiser oder die Könige gaben, die Aufwartungen, welche die einzelnen Fürsten annahmen, die mehr oder minder zahlreichen Frühstücke bei den Fürstlichkeiten. Dann fanden gewöhnlich Revuen oder Paraden statt. Die Zeit von 12 bis 3 Uhr war den Geschäftsbesuchen gewidmet. Um 5 Uhr speiste der Kaiser Alexander bei Napoleon, welcher nie versäumte, den Gast in Escarpins (kurzem weißen Beinkleid, weißseidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen), den Hut unter dem Arme, auf dem Perron seiner Treppe zu empfangen. Zu dieser Mittagstafel waren nie mehr als 5 oder 6 der anwesenden Fürstlichkeiten geladen. Hier wurde das Gespräch oft lebhaft und ungezwungen. Der wohlbeleibte König von Würtemberg hatte bei einem Gespräch über die deutschen Reichsinsignien allen Ernstes „die goldene Bulle" dazu gezählt. Der Kaiser Alexander, dem aus seinen historischen Studien auch so etwas von dieser goldenen Bulle vorschwebte, wandte sich wegen näherer Auskunft an verschiedene bei der Tafel anwesende Herzöge und Fürsten, von denen keiner den gewünschten Bescheid zu geben vermochte. Da sagte Napoleon mit der Zuverlässigkeit eines Raumer oder Ranke: „die goldene Bulle — so nannte man die Urkunde, durch welche auf dem Reichstage zu Nürnberg 1356 Karl IV. die Bestimmungen der Kaiserwahl und die Rechte der Kurfürsten feststellte." Alle waren betroffen und Alexander fragte mit großer Lebhaftigkeit: „Aber wann und wo haben Ew. Majestät diese gründlichen Studien gemacht?" — „Zu Brienne," war die Antwort des allgebietenden Kaisers, — „als der Fähnrich Buonaparte sich um das Patent eines Souslieutenants bewarb!" Alle verstummten, wie beschämte Schulbuben. —

Napoleon ließ keine Gelegenheit vorüber, die sich ihm darbot, seinem nordischen Gaste zu imponiren, zu schmeicheln, seine Ueberlegenheit ihn fühlen zu lassen, durch alle Genüsse berauschender Sinnlichkeit, durch Hexenküche und Blocksberg, wie es Mephisto mit Faust nicht ärger getrieben, ihn hindurchzuführen. Da er selbst nicht unausgesetzt bei seinem nordischen Gaste verweilen konnte, waren der Prinz Talleyrand, der Herzog von Bassano, der Grand-Marechal Duroc, der Grand-Ecuyer Caulincourt, die Minister Champagny und Daru, die Marschälle Soult, Lannes, Oudinot beauftragt, sich des Zaren bestens anzunehmen, um für seine Vergnügungen zu sorgen und ihn als den glücklichsten aller Sterblichen, als den Freund Napoleons des Großen zu preisen.

Was die feinen Diplomaten- und rauhen Kriegerzungen noch ungeleckt an

dem Sohne des Nordens gelassen, war den Helden und Heldinnen des französischen Theaters und den Sylphiden der Seine, welche in zierlichster Auswahl sich im Gefolge befanden, zur letzten Feile anbefohlen worden.

Von den Schauspielerinnen zog die schöne und geistreiche Mlle. Bourgoin die Aufmerksamkeit Alexanders auf sich. Er fragte Napoleon, ob es Schwierigkeiten haben würde, bei ihr eingeführt zu werden. „Nicht die geringste," erwiderte der Kaiser, „und obendrein dürfte dies das sicherste Mittel sein, daß ganz Paris den Kaiser Alexander genau kennen lernen würde. Uebermorgen würde die vollständigste Beschreibung Ihrer Persönlichkeit nach Paris abgehen, so daß jeder Bildhauer im Stande sein würde, Ihre Person vom Kopf bis zur Zehe zu modelliren." Die Furcht vor solcher Oeffentlichkeit beschwichtigte die aufgehende Leidenschaft Alexanders, und er wurde in dieser Beziehung auf seines Freundes Rath vorsichtiger, als er es bisher gewesen war.*) —

Eine Auswahl der größten Schauspieler waren von Napoleon, der nur das Trauerspiel liebte, nach Erfurt befohlen worden. Die Herren Talma, Lafond, St. Brix, die Damen Duchenois, Raucourt, Bourgoin spielten die ersten Rollen. Es wurden während des Aufenthalts der Kaiser nach einander dreizehn Trauerspiele gegeben, und zwar Cinna, Phädra, Rodogune und der Cid von Corneille; Oedipe, Andromaque, Britannicus, Mithridate, Iphigenie von Racine; Zaire und Mahomet von Voltaire; Manlius von La Fosse; Rhadamiste von Crebillon.

Das Innere des Schauspielhauses bot jeder Zeit einen höchst imposanten Anblick dar. Ganz vorn im Parquet saßen auf glänzenden Armsesseln die beiden Kaiser, etwas weiter zurück auf bescheidneren Lehnstühlen die vier Könige, noch weiter zurück auf Polsterstühlen die regierenden souverainen Herzöge und Fürsten, Erbprinzen und dergleichen, Alles nach steifester Hofetiquette, wie sie nur in der Perrückenzeit Ludwigs XIV. stattgefunden. Im ganzen Parterre sah man nichts als Uniformen, Sterne und Ordensbänder. Die Parterrelogen waren mit Stabsofficieren und den angesehensten Personen der kaiserlichen Bureaux besetzt. Die obere Hauptloge nahmen die Fürstinnen ein, dann saßen zu beiden Seiten die fremden Damen. Vor dem Eingange zum Theater war eine starke Wache von Grenadieren der kaiserlichen Garde aufgestellt. Sobald die Wagen

*) Thibeaudeau, Th. IV. S. 65.

der beiden Kaiser ankamen, wurde dreimal, bei jedem Könige nur einmal die Trommel gerührt. Da geschah es denn, daß einstmals die Wache, durch das Aeußere des Wagens des Königs von Würtemberg getäuscht, die dreifache Begrüßung trommelte, der commandirende Officier aber zornig Einhalt gebot mit den Worten: „taisez vous donc, ce n'est qu'un roi!" (Nicht weiter getrommelt, 's ist man blos ein König!)

Das Publicum aber hatte seine Augen weit mehr den Schauspielern der wirklichen Welt, als denen auf den Brettern, die nur die Welt bedeuten, zugewendet, vor allen anderen demjenigen, der schon in seiner äußeren Erscheinung sich als der tragische Held der modernen Weltgeschichte ankündigte; sein Gesicht olivenfarbig, wie von Bronze, und doch zwei rollende Feuerräder darin, Augen, die jeden, den sie trafen, erstarren machten, wie das Medusenhaupt; man sah es diesem gesenkten Haupte an, daß es das Schicksal einer Welt in seinen Gedanken wog. Der Kaiser Alexander erschien daneben als lustige Person, stattlich von Gestalt, auf den Wangen Rosen und Lilien, alle Wohlgerüche des Orients ausströmend, den verlangenden Blicken der Damen sich nicht entziehend, den Kaiser nicht aus den Augen verlierend und doch auch den Schauspielern mit Aufmerksamkeit folgend. Denn als der berühmte Talma in seiner Hauptrolle als Philoktet im Oedipus an seinen Freund Dinas die Worte richtet:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait de dieu!" (die Freundschaft eines großen Mannes ist die Wohlthat eines Gottes!)

ergriff Alexander die Hand Napoleons, bückte sich, als ob er sie küssen wollte, und rief, von dem Eindruck überwältigt, aus: „Dies habe ich nie in meinem ganzen Leben tiefer empfunden, als in diesem Augenblick!" Es war dies eine Demüthigung, welche der Zar sich selbst bereitete; indeß ließ auch Napoleon keine Gelegenheit vorüber, die sich ihm darbot, dem Gaste seine Ueberlegenheit empfinden zu lassen und zugleich der Eitelkeit der „großen Nation" zu schmeicheln. Diesmal fand die Vorstellung unter freiem Himmel statt. „Ein Theil der französischen Armee," so berichtet uns ein Augenzeuge, „kam während des Congresses regimenterweis aus Preußen zurück und war nicht absichtslos über Erfurt dirigirt worden, wo Napoleon sie vor der Stadt besichtigte. Es waren Truppen, welche er seit dem Frieden von Tilsit nicht gesehen hatte. Der Kaiser wurde von Napoleon zu einer solchen Parade abgeholt, der ihn zu seiner Rechten reiten ließ. Auf dem Felde angekommen, gab Napoleon seinem Schim-

mel die Sporen und jagte auf dem rechten Flügel die Front herunter, ohne sich um Alexander zu bekümmern, der auf einem napoleonischen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte. Hierauf setzte sich das Regiment in geschlossene Colonne und Napoleon rief dem Obersten zu: „les braves en avant!“ Eine Anzahl Officiere, Unterofficiere und Gemeine traten vor und bildeten einen großen Halbkreis.

„Napoleon stieg vom Pferde, Alle folgten, er lud den Kaiser und den Großfürsten Constantin ein, zu seiner Rechten zu treten, links von ihm stand der Prinz von Neufchatel, die Schreibtafel in der Hand. Der noch offene Halbkreis schloß sich durch die anwesenden Fürsten und ihre Suiten.

„Der Commandeur des Regiments rief nach der Reihe jeden der Vorgetretenen einzeln nach seinem Namen auf und stellte ihn Napoleon vor, der dann fragte, wo und in welcher Weise er sich ausgezeichnet habe? Dies Regiment hatte bei Friedland zur Entscheidung der Schlacht beigetragen und alle zu vertheilende Belohnungen waren für diese Schlacht. Die Leute erzählten nun ihr Benehmen während der Schlacht. Der eine hatte mit eigener Hand so und so viel Russen getödtet, so viel zu Gefangenen gemacht, der andere hatte eine Fahne genommen, der dritte war bei der Erstürmung einer Batterie, noch andere hatten ein russisches Bataillon in einen Sumpf gejagt, wo es umkam und was dergleichen Heldenthaten mehr. Napoleon hörte Alles aufmerksam an und bestimmte dann, was der Prinz Neufchatel aufschrieb: Avancement oder legion d'honneur. Bei jedem neu Vortretenden that er immer wieder dieselben Fragen, so daß sich den Anwesenden der Eindruck aufdrang, es sei seine Absicht, dem Kaiser Alexander eine Verlegenheit oder eine Marter zu bereiten. Alle Augen richteten sich unwillkürlich auf den Kaiser, der in der ruhigsten Haltung neben ihm stand, bis der letzte der zu Belohnenden seine Heldenthat in ein glänzendes Licht gestellt hatte. — Daß die Russen und Deutschen Napoleons Benehmen roh und empörend fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung; allein zur Ehre der Franzosen muß ich bemerken, daß in vielen Gesichtern der Umgebung Napoleons Mißbilligung zu lesen war.“ *)

Dem allgebietenden Frankenkaiser aber genügte es nicht, den nordischen Zar, den römischen Papst, die Häuptlinge der arabischen Wüste, die Beherrscher

---

*) Müffling, aus meinem Leben. S. 22.

der Alhambra und das gesammte königliche und fürstliche Rheinbündel huldigend zu seinen Füßen zu sehen, der Nachfolger Karls des Großen, als welchen er sich bekannte, mußte auch die in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft als Heroen und Könige gefeierten Zeitgenossen an sein Hoflager berufen, um den deutschen Fürsten zu zeigen, wem die höchste Achtung, als den alleinigen Vertretern deutscher Nationalität und deutschen Ruhmes, gebühre.

Napoleon ließ Göthe nach Erfurt einladen und sich Wieland in Weimar vorstellen; beide Dichter wurden von ihm mit dem Ordenskreuz der Ehrenlegion beschenkt, Wieland in seinem 75., Göthe in seinem 60. Jahre; von keinem deutschen Fürsten war ihnen eine solche Auszeichnung bis dahin zu Theil geworden.

Der Kaiser verstand es, Vieles mitsammen abzumachen: mit Soult die Angelegenheiten Polens, mit Göthe Werthers Leiden, mit Daru die preußische Contribution, — dies und noch vieles Andere bei einem Gabelfrühstück, „bei dem wir Anderen" — wie Göthe, der nicht gern von jener Aufwartung sprach, zu sagen pflegte — „das Zusehen hatten." Der Dichter hat nur einen kurzgefaßten Bericht über jenen Tag in Erfurt aufgezeichnet. „Erfurt, den 2. October 1808. Ich wurde um 11 Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt. Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an, zu verweilen. Die Menge entfernte sich. Präsentation an Savary und Talleyrand. Ich werde in das Cabinet des Kaisers gerufen. In demselben Augenblick meldet sich Daru, der aus Berlin angekommen war; er wird sogleich eingelassen. Ich zaudere deshalb. Werde nochmals gerufen. Trete ein. Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken, ziemlich nah, Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

„Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung von ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: „„Vous êtes un homme."" *)

---

*) „Ihr seid ein Mann!" Unter sämmtlichen deutschen Fürsten, Geheimenräthen, Feldmarschällen, Generalen und Ministern war dem Kaiser noch kein Gesicht vorgekommen, in welchem er einen Mann erkannte; es war das treffendste und kürzeste Urtheil, was man über Göthe aussprechen konnte, wenn man ihn sah: Sag' Alles nur in Allem: „Er ist ein Mann!"

„Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen. Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung. Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet. Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung machte. Er wandte sodann das Gespräch auf Werther, den er versicherte, sieben Mal gelesen zu haben; er machte einige sehr treffende Bemerkungen . . . . . Der Kaiser kehrte zum Drama zurück. Ueber die Schicksalsstücke sprach er mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört: „„Was““ — sagte er — „„will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!““ Er wandte sich sodann wieder an Daru und sprach mit ihm über die preußischen Contributions-Angelegenheiten . . . Marschall Soult ward gemeldet. Diese große Gestalt mit starkbehaartem Haupte trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen, und der Vergangenheit zu gedenken . . . . Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manövre von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand. Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er: ob ich verheirathet sei? Kinder habe? und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt . . . . Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „„Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäser sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung! dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.““ —

„Dabei muß ich bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannigfaltigkeit seiner Beifallsäußerungen zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe, oder sagte oui oder

c'est bien, oder dergl.; auch darf ich nicht vergessen, zu bemerken, daß, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dit Mr. Göt? Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne? die er bejahend erwiderte und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm." *)

Den greisen Wieland, welcher mit seinem schwarzsammtnen Käppchen, freundlichen Gesicht, sarkastischen Lächeln eher einem französischen Abbé, als einem weimarischen Hofrathe glich, ließ sich der Kaiser auf einem Hofballe in Weimar, wohin der alte Herr um mitternächtige Stunde aus seinem Bette geholt werden mußte, vorstellen.

„Wenige Menschen" — erzählt Wieland — „hatten, wie er, die Gabe, auf den ersten Blick in den Gedanken des Anderen zu lesen. Auf der Stelle erkannte er, daß ich, trotz meiner Berühmtheit, einfach in meinem Wesen und ohne Anmaßung sei; und da er auf mich einen guten Eindruck zu machen beabsichtigten mochte, so nahm er sogleich beim Beginn der Unterhaltung den Ton an, der ihn am ehesten zum Ziele führen mußte. Niemals habe ich einen ruhigeren, einfacheren, sanfteren, dem Anscheine nach anspruchsloseren Mann gesehen; nichts verrieth bei ihm das Gefühl der Macht eines großen Monarchen. Er sprach mit mir, wie mit einem alten Bekannten, und zwar anderthalb Stunden lang zum großen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, bis ich mich selbst bei ihm beurlaubte. — Da heut „Cäsar" gegeben worden war, lenkte sich das Gespräch auf den großen Römer. Napoleon sagte: er würde ihn unbedingt für den größten Mann der Geschichte halten wenn er nicht jene große Thorheit begangen hätte. Und welche? wollte ich fragen, als der Kaiser mir zuvorkam und sagte: Cäsar kannte die Leute, die sich seiner entledigen wollten, er hätte sie fortschaffen müssen. — Hätte," fügt Wieland hinzu, „Napoleon gesehen, was in meiner Seele vorging, so würde er gelesen haben, daß man ihn einer solchen Thorheit nicht zeihen werde." — . . . Mit Bewunderung sprach Napoleon von den alten Römern, die nur Großes unternommen und sich die bekannte Welt

*) Bei einem meiner letzten Besuche bei Göthe in Weimar veranlaßte ich den Kanzler Müller, ihn auf jene interessante Begegnung mit Napoleon zu bringen, was auch gelang. Aus eigener Erinnerung und aus den Mittheilungen Müllers in seinen Erinnerungen aus den Kriegsjahren habe ich die von Göthe im 60. Bd. seiner Werke gegebenen Notizen ergänzt. —

unterworfen hätten. Wieland rühmte den Vorzug der Griechen in Künsten und Wissenschaften. Napoleon behandelte sie mit Verachtung, weil sich ihre kleinen Republiken in inneren Kämpfen aufgerieben hätten. „Er stellte Ossian über Homer, da er nur das Erhabene und Kräftige liebe; über Aristoteles sprach er so unverständig, wie einst der Cardinal Hippolyt d'Este, ohne zu wissen, daß ich eher eine Ohrfeige hingenommen hätte, als dergleichen hören zu müssen. Er scheint keinen Geschmack am Heiteren zu haben, und ohngeachtet der Freundlichkeit in seinem Wesen machte er mir doch zuweilen den Eindruck, als ob er von Bronce sei."*)

Da Napoleon keine der Wielandschen Schriften kannte, wählte er zum Gegenstand der Unterhaltung die Geschichtschreibung. „Welches Zeitalter," fragte er, „halten Sie für das glücklichste der Menschheit?" Johannes v. Müller, an den er in Berlin dieselbe Frage richtete, antwortete: „die Regierung der Antonine in Rom" und begründete seine Ansicht durch eine nur allzulange Auseinandersetzung. Auch von Wieland erhielt der Kaiser nicht die Antwort, welche er erwartete, und es gereicht den beiden deutschen Männern zur Ehre, daß sie Napoleon nicht die von ihm herausgeforderte Schmeichelei sagten. „Das dürfte schwer zu entscheiden sein," antwortete Wieland. „Die Griechen hatten oft glückliche Zeiten, wenn man nur auf Bildung und bürgerliche Freiheit sieht. Rom hatte neben vielen schlechten Kaisern auch mehrere vortreffliche, die es wohl verdienen, Genien der Menschheit genannt zu werden. Auch andere Völker und Staaten können sich mitunter weiser und milder Herrscher rühmen; aber im Ganzen scheint mir die Weltgeschichte sich in einem großen Kreislaufe zu bewegen. Das Gute und das Schlechte, Tugend und Laster wechseln immerfort ab, und es ist die Aufgabe der Philosophie, überall das Beste hervorzusuchen und durch Hervorhebung des Guten das Ueble erträglich zu machen." — „Ganz gut," entgegnete Napoleon, „aber es ist nicht recht, Alles ins Schwarze zu malen, wie Tacitus gethan hat. Wohl ist er ein geschickter Maler, ein kühner und verführerischer Colorist, doch es war ihm nur um Effect zu thun. Die Geschichte will keine Illusionen; sie soll erklären und belehren, nicht blos eindrucksvolle Gemälde entwerfen. — — — Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, als Tacitus sie uns schildert. In dieser Hinsicht ziehe ich

*) Thibeaudeau, hist. de l'empire. IV. App. p. 611.

Montesquieu bei Weitem vor. Er ist billiger und der Wahrheit getreuer." — „Vielleicht finden Ew. Majestät seinen Griffel wahrhafter, wenn er die Tugenden unserer Vorfahren, der tapferen Germanen, schildert." — „Bah!" sagte der Kaiser, „Tugenden der Germanen! Er übertreibt die Laster der Kaiser wie die Tugenden der Völker. Tugenden der Germanen! er hat sie erfunden. Sehen Sie sich doch Ihre Landsleute näher an — eben gingen einige deutsche Fürsten vorüber. — O! diese tugendhaften, tapfern Germanen!" — Wieland versuchte es, den Deutschen die weltgeschichtliche Aufgabe zuzuerkennen, das Christenthum verbreitet zu haben. „Diese kamen erst später daran," entgegnete Napoleon. „Ich finde zunächst bei der Verbreitung christlicher Lehren eine bewunderns würdige Reaction des griechischen Geistes gegen den römischen. Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es die Mythen des Orients und die Philosophie Platons geschickt mit den messianischen Weissagungen der Juden zu verbinden und durch seine Apostel dem Abendlande das neue Evangelium verkündigen ließ. — Uebrigens" — hier trat er ganz nah an Wieland heran und sprach mit leiser Stimme — „übrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christ jemals gelebt hat!" —

Wieland nahm sich in bescheidener Weise der christlichen Ueberlieferung als einer beglaubigten Geschichte an, worauf ihn der Kaiser in Gnaden entließ.*)

Dem gebildeten Publicum der Stadt Weimar, deren Ruhm: das deutsche Athen zu sein, dem Kaiser wohl bekannt war, erwies er die Auszeichnung, durch die französischen Schauspieler das Trauerspiel Julius Cäsar von Voltaire aufführen zu lassen. Die beiden Kaiser mit sämmtlichen Königen und Fürstlichkeiten wohnten der Vorstellung bei. Talma gab die Rolle des Cäsar würdig und ergreifend; er verstand, durch die Gewalt seiner volltönenden, klangreichen Stimme und ebenso durch die Bewegung seiner, vom Sturme der Leidenschaft geschüttelten, Arme, ein Erbeben aller Anwesenden, auch derer, die der französischen Sprache unkundig waren, hervorzurufen; eben so aber, wenn er die Stimme und die Arme wieder sinken ließ, jede Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen. Vom erschütterndsten Eindruck war es, als er am Schlusse des ersten Actes, wenn Antonius ihn vor den Senatoren warnt, diesem antwortet:

---

*) Von Müller, Erinnerungen aus den Jahren 1806—13. S. 249. Durch mündliche Mittheilungen von Ohrenzeugen ergänzt.

„Je les aurais punis, si je les pouvais craindre;
Ne me conseillez point de me faire haïr.
Je sais combattre, vaincre et ne sais punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis regnons sans violence.“*)

Eine baare Unmöglichkeit war es, diese Worte Cäsars als ein Bekenntniß Napoleons zu verstehen, der bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien und des Buchhändlers Palm, bei der Verbannung Moreau's und vieler Anderen, so wie durch die Organisirung der geheimen Polizei über ganz Europa genugsam gezeigt hatte, daß Verdacht, Rache, Strafluft und Gewaltthat seinem Gemüthe nicht fremd waren; allein so tief in Schmach versunken war die Welt, zumal die vornehme, daß Aller Augen sich bei jenen, von Talma mit absichtlicher Hindeutung und Beifallserzwingung gesprochenen Versen auf den Kaiser richteten, sich Alle, Fürsten und Volk, erhoben und dem Tyrannen, der ihnen den ehernen Fuß auf den Nacken setzte, ein Lebehoch riefen.**) — Und dennoch hätte Weimar damals sehr leicht das Capitol für den französischen Cäsar werden können; zwei preußische Brutusse hielten ihre Dolche für ihn bereit.

Der Kaiser hatte seit der Bekanntschaft mit den beiden berüchtigtsten Wildschützen ihrer Zeit, dem Könige Friedrich II. von Würtemberg und dem Herzoge Karl August von Weimar, an der „nobeln Passion des Waidwerks“ Geschmack gefunden und sich von seinem Grenznachbar eine Jagd ausgebeten. Der Herzog von Weimar fühlte sich durch die ihm dadurch erwiesene Ehre höchlich geschmeichelt, und er befahl, ohne auf das verzweiflungsvolle Achselzucken seines Kanzlers und Schatzministers, dessen Truhen leer, dessen Einkünfte zum Theil schon dem Hofjuden verschrieben waren, Rücksicht zu nehmen, zu glänzenden Festen die großartigsten Anstalten zu treffen.

---

*) „Könnt' ich sie fürchten, dann hätt' ich sie gestraft,
Ertheilt mir keinen Rath, der mich verhaßt nur macht.
Zu schlagen und zu siegen weiß ich, nicht zu strafen.
Wohlan! nichts von Verdacht und nichts von Rache,
Beherrschen mächtig wir die unterworfne Welt
Nicht durch Gewaltthat, nein, als Cäsar und als Held!“

**) „Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er den Tod Cäsars, welches Stück er in Paris verboten hatte, in Weimar geben ließ. Daß er es vor Deutschen geben ließ, welche er sämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu sagen pflegte: „„sie sind zufrieden, wenn sie ihre Kartoffeln im Keller haben,““ darin habe ich nur etwas Beleidigendes, Brutales finden können.“ v. Müffling a. m. L. S. 26.

Anfänglich war es nur auf eine Jagd auf Hochwild abgesehen, welche auf dem Ettersberge bei Weimar stattfinden sollte. Napoleon erklärte sich einverstanden, sprach jedoch den Wunsch aus, an einem zweiten Jagdtage seinem kaiserlichen Freunde das Schlachtfeld von Jena zu zeigen: „veranstalten wir dort eine Hasenjagd“ — äußerte er gegen den General Wolzogen, der seine Befehle entgegenzunehmen hatte, — „und“ — so weit trieb der übermüthige Gewaltherrscher die Gemeinheit — „der Prinz Wilhelm von Preußen soll mich begleiten.“

Am 6. October war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberg von früh an mit unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt. Es war der schönste, klarste Herbsttag, kein Wölkchen am ganzen Himmel. In der Nacht vorher waren mehrere Hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersberger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäumt worden. In der Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuren Jagdpavillon errichtet, 450 Schritte lang, 50 Schritte breit, mit drei Abtheilungen, wovon die mittlere für die beiden Kaiser und für die vier Könige bestimmt war. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen und Zweigen umkränzten Säulen. Dicht dabei sah man große, freistehende Balcons, von denen bequem das Ganze überschaut werden konnte. Ringsumher liefen Buden und Zelte mit Erfrischungen. An der Waldgrenze hin gruppirten sich um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen und Getränken eine Unzahl von Bauern, welche zur Jagdfrohn aufgeboten worden waren und die ganze Nacht hindurch das Wild zusammengetrieben hatten.

Die Kaiser, Könige und die anderen Fürstlichkeiten, an der Landesgrenze von dem Herzoge und der gesammten Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren gegen 1 Uhr Mittags an. Nun wurde in einzelnen Abtheilungen das Wild aus dem umzäunten Walde heraus- und innerhalb einer durch Garne hergestellten Gasse in naher Schußweite am Pavillon vorübergehetzt. Napoleon, der eigentlich mehr auf Menschen dressirt war, ergötzte sich ungemein an der blutigen Metzelei und schoß mit größtem Eifer unter die Edelhirsche, die in dichten Rudeln 10 bis 20 Schritt vor seinen Feuerröhren vorüber getrieben wurden. Um 4 Uhr war die Jagd beendet, nicht mehr als siebenundvierzig Hirsche, fünf Rehe, drei Hasen, ein Fuchs waren erlegt worden.

Die hohen Gäste fuhren nach Weimar, wo sie unter dem Geläut aller Glocken ihren Einzug hielten. Um 6 Uhr ging es zur Mittagstafel.

Napoleon hatte sich in die kleinlichen, oft lächerlichen Hofetiquetteleien so eingefürstelt, daß er die Anordnung der Plätze an der Mittagstafel mit derselben Ernsthaftigkeit, wie die Disposition zu einer Schlacht bedachte und selbst besorgte. Er ließ durch Duroc dem vom Herzoge beauftragten Herrn v. Müffling nicht allein eine namentliche Liste für die Kaisertafel übergeben, sondern zugleich eine Zeichnung für die Form des Eßtisches (halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens besetzt), mit den Namen der Gäste beschrieben, wie sie alle sitzen sollten. „Diese, alle Begriffe übersteigende Arroganz," bemerkt der weimarische Ceremonienmeister,*) „erschien mir doch allzu stark, um sie so ganz geduldig hinnehmen zu können. Ich fragte daher Duroc: ob es denn die Absicht seines Herrn sei, daß er zu dieser Tafel einladen sollte? — „„Nein, der Herzog sei ja der Wirth, und es handle sich nur um die Beobachtung der Etiquette."" Nun machte ich bemerklich, daß sich in dieser Liste Verstöße gegen die Etiquette fänden, zu welcher der Herzog in seiner Residenz verpflichtet sei, denn nach dieser Zeichnung z. B. wäre die Prinzessin Caroline von Weimar zwischen ihre Frau Mutter und den Kaiser Alexander gesetzt, und da gehöre sie nicht hin. Duroc behauptete: eine unvermählte Tochter gehöre stets neben ihre Mutter; ich dagegen: nach unseren deutschen und europäischen Etiquetten habe eine Prinzessin, welche bereits einen eigenen Hofstaat habe, auch ihren eignen Rang und Platz. Ferner sei die Herzogin von Würtemberg, eine Verwandte des Kaisers Alexander, zum Besuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, so wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaisers von Rußland.

„Duroc holte sogleich Entscheidung von Napoleon ein, und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er seinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaisers Alexander links der Herzogin zwischen Mutter und Tochter vorgeschrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies sei nun unabänderlich; denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuspeisen. — Der Herzog wollte sich dies willkürliche Ausschließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen lassen, es

*) v. Müffling, aus meinem Leben. S. 25.

wurde mit dem Kaiser Alexander darüber gesprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte sich für diesen Tag krank melden."

An der Haupttafel saßen die beiden Kaiser, vier Könige, die Königin von Westphalen, der Großfürst Constantin, der Prinz Wilhelm von Preußen, der Herzog von Oldenburg, der Fürst Primas, der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog und die Herzogin von Weimar, die Prinzessin Caroline von Weimar, die Prinzen von Benevent und von Neufchatel.

In einem Nebensale befand sich die Marschallstafel mit 150 Gedecken. „Aber wir waren kaum zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Monarchen im Begriff seien, sich von ihrer Tafel zu erheben. Nun mußte, zum großen Leidwesen der Tischgenossen, hungrig aufgebrochen werden." Napoleon liebte bekanntlich sehr rasch zu speisen, und sobald er seinen Appetit befriedigt fühlte, und die Unterhaltung mit der Tischnachbarin ihn langweilte, gab er, wozu ihn die Etiquette berechtigte, durch die eigene Erhebung das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, womit die dienstthuenden Pagen, Lakaien und alles Hofgesinde, für die es nun eine schöne Nachlese gab, sehr zufrieden waren.

Am folgenden Morgen (den 7. October) fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen statt, und zwar — auf ausdrücklichen Wunsch Napoleons — eine Hasenjagd auf der Hochebene des Landgrafenberges, wo man in das Saalthal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht des 14. October 1806 bivouakirt hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, vor dem Tempel zwei Altäre. Der Tempel trug eine lateinische Inschrift:

„Praesentes Divos nunc prisca Thuringia junxit,
Et novus attonitos junget amor populos."*)

Der Herzog von Weimar, einer der Generale der preußischen Armee in dem unglücklichen Feldzuge, erbat sich vom Kaiser die Erlaubniß, diesen Berg, der bisher der Landgrafenberg geheißen, von heut an „Napoleonsberg" nennen zu dürfen.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu diesen Jagden nach Weimar und Jena zogen, hatten sich zwei junge Leute (Studenten) aus Preußen befunden, welche auf guten Pferden, in Mäntel gehüllt, unter denen sie Mus-

*) Gegenwärtige Götter vereint Thuringia, die alte,
Und das verdonnerte Volk einigt aufs Neue die Lieb'. —

quetons*) verborgen hatten, Napoleon am Webichtgehölz am Wege nach Jena erwarteten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen; aber wer saß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen.

Die Verschworenen waren darüber einig, ihre Musquetons abzufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus seinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen streuenden Kugeln als unschuldiges Opfer fallen sollte. Als sie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst. — „Der Großjägermeister des Kaisers, Prinz von Neufchatel, hatte darauf bestanden, daß für den Kaiser ein Jagdschirm von Tannenzweigen, für die andern Schützen tiefe Löcher eingegraben würden. Dies geschah, und bei der Jagd erwies sich der gute Grund dazu. Napoleon und der Kaiser Alexander standen neben einander, die französischen Marschälle rechts und links. Sobald die Hasen ankamen, wurden sämmtliche Marschälle unsichtbar in ihren Gruben, und Napoleon schoß rücksichtslos nach allen Seiten hin auf die Stützen seines Reichs, auf die Hasen und auf die Treiber. Als nach der Jagd die Gewehre eingepackt wurden, und ich dem Prinzen von Neufchatel auf seine Frage erwidern konnte, daß wir keine Verwundeten hätten, sagte er: „Gott sei Dank!"**) —

Wir dürfen Napoleon wohl so viel politischen und kriegerischen Unternehmungsgeist zutrauen, daß er die weite Reise von Bayonne nach Erfurt nicht unternahm, um sich mit Göthe über Werthers Leiden zu unterhalten, in Weimar Komödie spielen zu lassen und auf dem Schlachtfelde von Jena Hasen zu schießen; und doch haben wir bis jetzt noch nichts von jener hochwichtigen Zusammenkunft erfahren; allein hinter diesen Komödien lag ernstes Verhängniß im Versteck.

Napoleon hatte bereits genaue Kunde von den Rüstungen Oestreichs, von den Vorbereitungen zu einem Volksaufstand in Preußen, von den Zusicherungen, welche England jenen beiden Cabinetten gethan hatte. Es war ihm darum zu thun, sich der ferneren Freundschaft des Zaren zu versichern, damit dieser für die Ruhe in Preußen sorge, im Krieg gegen England ihm beistehe, in den gegen Oestreich sich nicht einmische. Mit großem Selbstgenügen ruhmredete er nach

---

*) Eine Büchse mit trichterförmiger Mündung, in welche zehn bis zwölf Rehposten geladen werden, und die nur auf geringe Entfernung von Wirkung ist, z. B. um sich gegen eine Bande Räuber zu wehren, indem die Kugeln sich zerstreuen.

**) v. Müffling, aus meinem Leben. S. 27.

seiner Rückkehr am 26. November in dem gesetzgebenden Körper in Paris mit eitel Blendworten: „Der Kaiser von Rußland und ich, wir sind beide völlig einverstanden und für Krieg und Frieden unabänderlich fest verbunden."

Die Kriegsunfälle der Franzosen in Spanien waren für das gedemüthigte Oestreich eine Aufforderung, das Kriegsglück noch einmal zu versuchen; die Rüstungen wurden eifrigst betrieben. Napoleon ließ bereits im April 1808, als er sich auf dem Wege nach Bayonne befand, den östreichischen Gesandten, Grafen Metternich, in einem Briefe voller Beleidigungen durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wegen jener Rüstungen zur Rede stellen, worauf Metternich seinen Hof in allerunterwürfigster Weise zu rechtfertigen bemüht war. Da er aber während der Abwesenheit des Kaisers von Paris mit spanischen Emissären und den Legitimisten des Fauburg St. Germain umtrieberte, stellte ihn Napoleon hierüber sogleich nach seiner Rückkehr zur Rede und ranzte ihn vor versammeltem diplomatischen Corps, welches, ihn zu beglückwünschen, sich in den Tuilerien eingefunden hatte, ganz entsetzlich an: „Schöne Neuigkeiten aus Wien! Was soll das heißen? Ist man dort von der Tarantel gestochen? Wer bedroht euch? Auf wen habt ihr es abgesehen? Wollt ihr noch einmal die Welt in Brand stecken? Wie? Als ich mit meiner Armee in Deutschland lagerte, fandet ihr eure Existenz nicht bedroht, wohl aber jetzt, wo sie sich in Spanien befindet. Ein sonderbares Raisonnement! — — Bei allen Verhandlungen mit dem Wiener Hofe wurde ich angeführt; ich werde euch meine Meinung kurz und bündig sagen: Ihr macht zu viel Lärm für den Frieden und zu wenig für den Krieg. Welche Thorheit, mich zu bekriegen! Sie halten mich für todt; wir werden sehen, wie das ablaufen wird!"

Metternich machte, in voller Entrüstung über die ihm angethane Schmach, seinem Hofe Anzeige von dieser Strafpredigt, und daß der Kaiser sich seine Begleitung nach Erfurt verbeten habe; allein das gutmüthige Franzl meinte: man müsse es mit dem Herrn von Napoleon halt nit so genau nehmen. Er beeilte sich, den General Vincent, welcher sich in dem Hauptquartiere des Kaisers in dem preußischen Feldzuge 1807 einer guten Aufnahme zu erfreuen gehabt hatte, nach Erfurt mit einem allerunterthänigsten Bewillkommnungsschreiben zu senden.

„Mein Gesandter in Paris" — so lautet dies Schreiben — „setzt mich davon in Kenntniß, daß Ew. Kaiserliche Majestät sich nach Erfurt begeben, wo

Sie sich mit dem Kaiser von Rußland treffen werden. Ich ergreife begierig die Gelegenheit, welche Ew. Majestät meiner Grenze näher bringt, um Denenselben die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten Freundschaft und hohen Achtung zu erneuen, und sende meinen General-Lieutenant Baron Vincent an Sie, um Ihnen die Versicherung meiner unveränderlichen Gesinnungen zu überbringen. Ich schmeichle mir, daß Ew. Majestät niemals aufgehört haben, davon überzeugt zu sein und daß, wenn unrichtige Mittheilungen, die man über die inneren organischen Einrichtungen, welche ich in meiner Monarchie getroffen habe, einen Augenblick Zweifel erregen konnten über die Beharrlichkeit meiner Absichten, die Erläuterungen, welche der Graf Metternich in dieser Beziehung Ihren Ministern gemacht hat, jene gänzlich zerstreut haben werden. Der Baron Vincent ist im Stande, diese Einzelnheiten Ew. Majestät zu bestätigen und alle gewünschten Aufklärungen hinzuzufügen." So geläufig glitschten die diplomatischen Lügenphrasen über die Zunge des grundehrlichen deutschen Kaisers Franz, während er in seinem Herzen die bittersten Rachegedanken ausbrütete. Napoleon aber war selbst so vollkommener Meister in der Lüge, daß bei ihm mit dergleichen Redensarten nichts auszurichten war. Kaum hatte General Vincent das Schreiben mit den schmeichelhaftesten Freundschaftsversicherungen seines Kaisers übergeben und Napoleon einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als er den Botschafter barsch anherrschte über die hinterlistigen und vertragswidrigen Rüstungen des Wiener Cabinets. Er raisonnirte, lärmte und erhitzte sich dabei so sehr, daß er zuletzt unter Fluch- und Scheltworten seinen Hut zerdrückte und ihn wie ein besoffener Trompeter zur Erde warf. Dennoch wollten damals Augenzeugen behaupten: der Kaiser habe nur Komödie gespielt, um Oestreich einzuschüchtern und einen Vorwand zu haben, die Truppen der Rheinbundfürsten in Baiern und Baden zusammenzuziehen. Durch seinen Gesandten in Wien ließ er ausdrücklich erklären: „daß die französischen Armeecorps jedesmal verstärkt werden, und die Truppen des Rheinbundes eine feindselige Stellung einnehmen würden, sobald Oestreich außergewöhnliche Rüstungen mache."

Der Erzherzog Karl hielt an verschiedenen Orten Musterung über die neugebildeten Landwehrregimenter. Die Tagesbefehle, welche er erließ, nahmen schon damals einen kriegerischen Ton an. In einem, nach der Musterung der Wiener Landwehr an den Feldmarschall-Lieutenant, Erzherzog Maximilian unter dem 1. November 1808 gerichteten, Schreiben heißt es: „Ew. Liebden danke ich

innigst dafür, Zeuge jener patriotischen Bemühungen gewesen zu sein, mit welchen sich Oestreichs Staatsbürger aller Klassen zur Vertheidigung ihres geliebten Vaterlandes bilden. Ich fühle mit tiefer Ueberzeugung, was Oestreich einst von seinen treuverbundenen Söhnen zu erwarten habe, wenn sie sich in den Tagen der Gefahr an jene anschließen werden, die durch ihren Stand zum beständigen Schutze des Vaterlandes verpflichtet sind. Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn ein gutes und edles Volk, im Gefühle seines Werthes und seiner Kraft, sich zur Erhaltung seiner Selbstständigkeit und seiner glücklichen Verfassung unter der Regierung eines sanften und gerechten Monarchen verbindet u. s. w."

Mit unverwandtem Blicke verfolgte Napoleon den Marsch eines jeden östreichischen Regiments, kein Trommelschlag entging seinem lauschenden Ohr; um so eifriger war er bemüht, den Kaiser von Rußland fest zu umgarnen; er wollte ihn wenigstens als Freundschafts-Popanz benutzen, um dem Wiener Cabinet einen Schrecken einzujagen.

Die schon in Tilsit besprochene Theilung der Weltherrschaft war auch in Erfurt der Köder, wonach Napoleon den Zar schnappen ließ, ohne daß er zum Imbiß gelangte. Um England zu zeigen, welches innige Einverständniß zwischen beiden Kaisern stattfinde, bat Napoleon seinen Freund, einen von ihm an König Georg IV. gerichteten Friedensbrief mit zu unterzeichnen. Eben so wie in Tilsit amüsirte Napoleon den staunenden Zar mit den bunten Seifenblasen, aus dem Schaum orientalischer Eroberungsgelüste geblasen, und mit eitel Weihrauch gefüllt, die wie illuminirte Weltkugeln vor den geblendeten Augen Alexanders vorüberzogen. Zuletzt aber bat sich dieser doch: „um Lebens oder Sterbens Willen" von Mephisto ein Paar Zeilen aus. Auch hierzu war Napoleon bereit, und was bisher nur mündlich zwischen den beiden Kaisern besprochen worden war, faßten die beiderseitigen Minister Champagny und Romanzoff in einem schriftlichen verbrieften und gesiegelten Allianztractat zusammen. Der Großtürke, welcher bereits in dem Tilsiter Vertrage halbirt worden war, mußte auch in Erfurt wieder herhalten. In dem fünften Artikel des hier abgeschlossenen Vertrags gelobten sich die beiden Kaiser, den Frieden mit England nur unter der Bedingung zu schließen, daß dieses die Moldau und Wallachai als einen Theil des russischen Reichs anerkenne. Im eilften Artikel wird, mit Beziehung auf die Tilsiter Uebereinkunft, festgestellt, „daß über eine vollständige Theilung der europäischen Besitzungen des Großsultans noch weiter unterhandelt werden solle."

Dies Geschäft wünschte Napoleon, der eben noch anderweit vollauf zu thun und zu nehmen hatte, mit Muße betreiben zu können, weshalb ein Schlußartikel die Bestimmung enthielt, daß dieser Vertrag zehn Jahre lang von beiden Theilen geheim gehalten werden sollte.

Schon damals spukte in Napoleons Seele der dynastische Legitimitäts- und Hochmuthsteufel. „Wär' ich," rief er einst aus, „doch mein Enkel, dann würde ich gewiß auf dem Kaiserthron unangefochten sitzen!" Da er die Hoffnung auf Nachkommenschaft von seiner Gemahlin Josephine aufgegeben hatte, war er entschlossen sich von ihr scheiden zu lassen und sich mit einer „ebenbürtigen" Prinzessin zu vermählen. Er hatte einige Male das Gespräch auf Alexanders Schwester, die Großfürstin Katharina Paulowna, gebracht, allein der Zar machte allerhand Ausflüchte wegen der griechischen Religion und wegen der Zustimmung der Mutter, die schleunigst die Tochter mit dem Herzog von Oldenburg vermählte. Auch hierbei war es nur auf Lug und Trug abgesehen. Buturlin rühmt mit vollem Recht seinen Kaiser, daß er in Erfurt mit griechisch-slavischem Trug den italienisch-französischen überlistet habe; und in der That: den Betrüger zu betrügen gilt selbst in diesen Kreisen für den höchsten Triumph.*)

Ueber die, nicht ganz erfolglosen, Verwendungen Alexanders für Preußen berichten wir in dem folgenden Kapitel.

*) Schlosser, Gesch. d. 19. Jahrh. VII. 347.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der berüchtigte Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein vom 15. August 1808. — Der Assessor Koppe als Courier wird verhaftet. — Der Pariser Vertrag vom 8. September wird vom Könige ratificirt ohne Steins Mitwissenschaft. — Noch einmal v. d. Marwitz als Vorkämpfer der Reaction. — Gneisenau über „die Freiheit des Rückens". — Nachtrag zur Geschichte des Tugendbundes. — Scharnhorst und Stein für Insurrection. — Der Major v. Boyen bittet den König um Einberufung eines allgemeinen Landtags. — Die Denkschrift der sieben preußischen Männer vom 14. October 1808. — Die Ratificationen werden in Erfurt ausgewechselt, ohne daß Stein etwas davon mitgetheilt wird. — Auf Verwendung Alexanders erläßt Napoleon 20 Millionen Franken von der Contribution. — Alexander noch einmal in Königsberg.



Wir verließen Stein in Königsberg, wie er im Begriff stand, als Bevollmächtigter des Königs sich nach Erfurt zu begeben. Er hatte, um dem Kaiser Alexander so schnell als möglich folgen zu können, die dringendsten Geschäfte rasch geordnet, die Befehle und Vollmachten des Königs in Empfang genommen, die Courierpferde bestellt, als Blüchers Adjutant, Hauptmann v. Thiele,*) mit bestaubten Reisekleidern und bestürztem Gesicht in sein Zimmer hastig eintrat und ihm mittheilte, wie er Tag und Nacht von Berlin hierher geeilt sei, um ihm ein Blatt des Moniteurs zu bringen, welches ihm der Mar-

*) 1848 Minister des Schatzes.

schall Soult mit den drohenden Worten gezeigt: „Hier sehen Sie! die Minister bringen Ihren König um sein Land!"

Der Moniteur vom 8. September veröffentlichte einen Brief des Ministers v. Stein d. d. Königsberg den 15. August an den früheren preußischen Gesandten in Cassel, Fürsten Wittgenstein, welcher sich damals in dem mecklenburgischen Seebadeorte Dobberan aufhielt und, wie bereits erwähnt wurde, beauftragt war, bei dem vertriebenen Kurfürsten von Hessen-Cassel ein Anlehen zu negociiren. „Ew. Durchlaucht," schreibt ihm Stein, „werden in dem officiellen Schreiben, welches Herr Koppe Ihnen zu überreichen die Ehre haben wird, Alles finden, was sich auf die Geldgeschäfte selbst bezieht; ich erlaube mir nur noch einige Bemerkungen über unsere Lage im Allgemeinen.

„Nach dem Rathe der Grafen G. und W.*) hat man dem Prinzen Wilhelm wiederholt aufgetragen, eine Allianz, ein Hülfstruppen-Corps anzubieten und eine Verminderung oder Fristung der Contributionen zu erbitten; sollte aber der Kaiser wieder zu neuen Unternehmungen abreisen, auf eine anständige Art sich zu entfernen. Nimmt der Kaiser unter den gegenwärtigen Umständen, wo wir ihm nützlich sein können, dieses unser Anerbieten nicht an, so beweist er, daß er entschieden ist uns zu vernichten, daß wir Alles erwarten müssen. Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westphalen erhalten würden und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen gutgesinnten Männern erhalte und diese wiederum mit anderen in Berührung setze. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnungen thun können, so bitte ich Sie, mir Herrn K. oder sonst einen vertrauten Mann wieder herzuschicken.

„Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten.

„Man sieht hier den Krieg mit Oestreich als unausbleiblich an. Dieser Krieg würde über das Schicksal von Europa entscheiden und also über unseres. Welchen Erfolg erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen sich Pläne, die man im Frühjahr 1807 hatte, erneuern. — Der Graf Vincent (östr. General) wird

*) Goltz und Wartensleben.

mich bald besuchen und einige Zeit hier bleiben. — Der Kurfürst von Hessen-Cassel wird bei den jetzigen unruhigen Verhältnissen Gefahr laufen, daß man ihn und sein Eigenthum festhält; das eine oder das andere sollte er wenigstens sicher stellen und fürchte ich sehr, er wird das Opfer seiner Unentschlossenheit und seiner Habsucht ..... Der General Blücher ist sehr hinfällig; man hat den Obersten Bülow nach Colberg geschickt, ihn zu unterstützen u. s. w."

Stein, der sehr wohl wußte, welche Folgen es haben mußte, wenn dieser Brief in „unrechte Hände" gelangen würde, hatte dem Ueberbringer die größte Vorsicht anempfohlen. „An meinem Schreibtisch sitzend," fügt Stein einem späteren Entschuldigungsbriefe Koppe's als Randbemerkung hinzu, „empfahl ich dem Herrn K. die größte Vorsicht mit diesem Briefe und sagte ihm, er möchte ihn entweder in eines der Wagenpolster oder in eine hohle Leiste des Wagens verbergen; nachher empfahl ich ihm wiederholt in der Gegenwart des Herrn v. Altenstein die größte Vorsicht mit den Papieren, die ihm anvertraut waren. Diese Vorsicht hat er nicht angewandt. In seinem Hause hatte ein Franzose, Namens Vigneron, viel Zutritt bei seiner Frau und Schwägerin und mich versicherte der Staatskanzler v. Hardenberg (im Jahre 1809), ein Feldjäger, Hammer, habe von einem anderen französischen Spion, dem Baron Moser, gehört, man wolle Koppe verhaften und habe ihn davon benachrichtigt. Er hat aber durchaus nichts gethan, um den Brief zu verbergen, sondern ihn ganz offen bei sich geführt."

An den Fürsten Wittgenstein schrieb Stein nach der erfolgten Wegnahme des Briefes: „Wenn Herr Koppe nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, um den Brief zu verwahren, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, so wäre er nicht in fremde Hände gefallen." Die große Schuld der Unvorsichtigkeit fällt jedoch immer auf Stein selbst zurück, der einen Brief solchen Inhalts in Chiffern schreiben oder, noch sicherer, das Bedenkliche darin mündlichem Auftrage anvertrauen mußte. Dies um so mehr, da er wußte, daß die Hochgeborenen Franzosenfreunde in Berlin längst entschlossen waren, ihn auf irgend eine Weise von dem Könige zu entfernen, wenn es nicht anders gehe, ihn bei Napoleon als Volksaufwiegler zu denunciren. „Sie sind" — schrieb ihm sein Freund Graf Reden aus Buchwald in Schlesien vom 24. September 1808 — „das Opfer einer bestimmten, weitangelegten trâme (Verrätherei) — aber beschlossen

und unvermeidlich in den Wirkungen. Hierüber kann kein unbefangenes Auge im Zweifel sein; diese Folgen sind eben so klar als die Absichten und Pläne."

Stein hatte wohl einen zuverlässigen, aber einen sehr unvorsichtigen Boten gewählt. Koppe hatte in Berlin von seiner wichtigen Sendung geplaudert, der französischen geheimen Polizei fehlte es nicht an Spionen. Obschon als königlich preußischer Courier mit den gehörigen Pässen versehen, wurde er auf des Marschalls Soult Befehl, welcher damals in Berlin commandirte, in der Nähe von Spandau von französischen Gensd'armen angehalten, mußte seine Depeschen und Briefe abgeben und wurde als Staatsgefangener nach Frankreich in einen Kerker des Fort Joux, später nach Dijon gebracht, wo er bis 1810 in Haft blieb. Gegen eine so offenbare Verletzung des Völkerrechts wagte Niemand Beschwerde zu führen; im Gegentheil die Berliner Zeitungen beeilten sich, den Brief Steins mit den Bemerkungen des Moniteurs mitzutheilen: „Ein preußischer Assessor, Namens Koppe, war als ein Unterhändler von Ränken bezeichnet. Da der Marschall Soult in dem Falle gewesen war, ihn verhaften und nach Spandau führen zu lassen, so bemächtigte man sich seiner Papiere, worunter man das Original des Briefes gefunden hat, welchen man hier lesen wird. Wir glauben ihn (sagten der Moniteur, der Telegraph, Spener und Voß) veröffentlichen zu müssen als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche. Er enthüllt die Denkungsweise des preußischen Ministerii und er lehrt besonders Herrn v. Stein kennen, welcher während langer Zeit das Ministerium verwaltet hat und der jetzt fast ausschließlich mit der Leitung der Geschäfte beauftragt ist. Man wird den König von Preußen beklagen, eben so ungeschickte, als verkehrte Minister zu haben." Es folgt nun der von uns bereits mitgetheilte Brief Steins an Wittgenstein und zwar mit dem Hinzufügen im Moniteur, daß der Minister Stein ein Unterthan des Königs von Westphalen sei, eine ganz falsche Angabe, die geflissentlich ersonnen war, um nach Artikel 4 des geheimen Pariser Vertrages Steins Entlassung als eines, aus den von Preußen abgetretenen Landestheilen herstammenden, Staatsdieners fordern zu können.

Fürs Erste wurde der durch straßenräuberischen Anfall geraubte Brief von Napoleon dazu benutzt, daß sofort nach seinem Erscheinen im Moniteur der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris dem Prinzen Wilhelm und dem preußischen Gesandten den wohlgemeinten, aber sehr drohend ausgesprochenen

guten Rath ertheilen ließ, die von ihnen bisher verweigerte Unterzeichnung eines schmählichen Tractats ohne ferneren Aufschub zu vollziehen, da Preußen von der Allerhöchsten Entrüstung des Kaisers sonst Alles zu fürchten habe. Der Prinz Wilhelm und Herr v. Brockhausen ließen sich einschüchtern und unterzeichneten noch an demselben Tage den Vertrag vom 8. September.

In diesem wurde die dem preußischen Staate aufgelegte Contribution willkürlich erhöht und auf 141 Millionen Franken ($37\frac{1}{3}$ Millionen Thaler) festgesetzt, welche in 20 Tagen bis zur Auswechselung der Ratificationen zur Hälfte in baarem Gelde oder in acceptirten Wechseln zu 6 Millionen Franken monatlich, zur Hälfte in Domainen-Pfandbriefen in 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahr einzulösen, gezahlt werden sollten. Dagegen sollte Preußen in 30 bis 40 Tagen geräumt, Glogau bis zur Abzahlung der Hälfte, Stettin und Cüstrin bis zur völligen Abzahlung der Contribution, mit Garnisonen, zusammen von 10,000 Mann, besetzt bleiben, deren Verpflegung auf Kosten des Landes geschehen sollte. Noch drückender und schmachvoller waren die dem Vertrage hinzugefügten „geheimen" Artikel. Der König von Preußen verpflichtete sich, „binnen zehn Jahren," vom 1. Januar 1809 an, an Truppen nicht mehr zu halten als:

Königliche Garde	6000	Mann
10 Regimenter Fußvolk	22,000	=
8 Regimenter zu Pferde	8000	=
Artillerie und Ingenieurs	6000	=

Nationalgarden oder Landmiliz zu errichten war dem Könige untersagt; alle, aus den abgetretenen Provinzen gebürtige Officiere und Beamten sollten entlassen werden; zu jedem Kriege gegen Oestreich versprach Preußen 16,000 Mann, im nächsten Jahre jedoch nur 12,000 Mann zu stellen.

Mit tiefgefühltem Schmerz unterzeichnete der Prinz Wilhelm diese Uebereinkunft; ihn tröstete dabei die Hoffnung, daß die Herrschergewalt Napoleons keinen Bestand haben könne. „Bei dem Umsturze aller Staaten," schrieb der Prinz aus Paris den 9. September, „wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, sich irgend welche politische Existenz zu erhalten. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen und es handelt sich für uns darum ihn abzuwarten." Der Prinz Wilhelm, der sich der persönlichen

Hochachtung Napoleons erfreute, wurde von ihm mit einem prachtvollen Gobelins-Teppich beschenkt, in welchem kunstvoll ein Gemälde: der Tod des in der Bartholomäusnacht ermordeten Admirals Coligny eingewebt war. Der Kaiser hatte dies Bild gewählt, um, wie er sagte, Preußen für die milde Aufnahme der vertriebenen französischen Protestanten zu danken.

Mit dem Zeitungsblatte, welches Thiele nach Königsberg gebracht hatte, begab sich Stein unverzüglich zum Könige, und bat, weil sein längeres Verbleiben an der Spitze der Geschäfte dem Könige Verlegenheiten, wo nicht Gefahr bereiten könne, um seine sofortige Entlassung; in keinem Falle hielt er seine Sendung nach Erfurt für räthlich. Von dieser entband ihn der König und Graf Goltz wurde damit beauftragt. Ueber die Entlassung aus dem Staatsdienst erklärte der König, nicht eher, als nach der Rückkehr des Kaisers Alexander von Erfurt, Beschluß zu fassen.

Ueberzeugt, daß seine Stunden als Staatsminister gezählt seien, suchte Stein, mit edelster Hingebung für das Wohl des Staates, dem er die Aufgabe: das deutsche Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien, zugetheilt hatte, wirksam zu sein. Er schrieb (den 21. September) an den Kaiser Alexander nach Erfurt, um, da er ihn nicht persönlich gegen den Gifthauch napoleonischer Schmeichelworte schützen konnte, doch seinem Gewissen nahe zu bleiben mit Warnung und ernstem Rathe.

In Betreff „des widerrechtlich aufgefangenen vertraulichen Briefes eines Beamten, welcher jeden Augenblick entlassen werden kann," machte Stein bemerklich, „daß derselbe weder Frankreich neue Rechtsansprüche, noch Preußen neue Zahlungsmittel gewähre," er beschwor Alexander, sich des unglücklichen Preußens anzunehmen und jede Theilnahme, duldende wie thätige, an Napoleons Plänen von einer billigen und ausführbaren Verständigung mit Preußen abhängig zu machen. Am Schlusse fügte er die Versicherung hinzu, daß er nach der Zurückkunft des Grafen Goltz jede Theilnahme an dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten aufgeben, wahrscheinlich auch verbunden sein werde, der Leitung der inneren Angelegenheiten zu entsagen, um Napoleons Erbitterung zu besänftigen, welcher ihn irrthümlich für einen Unterthan der abgetretenen preußischen Provinzen halte.

Steins beinah unbeschränkte Stellung, seine durchgreifende Organisation, vornehmlich aber sein entschiedenes Auftreten und seine Weise, mit dem Abge-

lebten und Verrotteten nicht schonend zu verfahren, erweckten ihm offene und heimliche Feinde, welche seit seiner Wiederberufung in den Staatsdienst Alles aufboten, ihn aus dem Vertrauen des Königs, aus der Gunst der Königin zu verdrängen, ja von denen Einige so weit gingen, ihn selbst bei Napoleon als einen Demokraten, Volksaufwühler und Giftmischer zu denunciren.

Die Partei der offenen und ehrlichen Feinde können wir die ritterschaftliche nennen, der begüterte Landadel, der schon große Opfer gebracht hatte, auch zu noch größeren sich bereit erklärte, allein dafür auf die Bevorzugung durch Standesvorrechte, auf Grundsteuer-Freiheit, auf ausschließlichen Besitz der Officierstellen, Stiftsstellen, Hofchargen und anderer einträglichen Pfründen Anspruch machte. Insonderheit waren es die kurmärkischen Ritter, deren stumpfgewordene Lanzen an dem Freiherrn vom Steine wie Strohhalme zerknitterten und zerknickten. An der Spitze dieser Partei stand der Oberstlieutenant und Landschaftsdirector v. d. Marwitz, als Soldat ein tapferer Haudegen, als Staatsmann in Standesvorurtheilen gänzlich befangen. Neuerdings sind seine Tagebücher aus jener Zeit im Druck erschienen; hören wir ihn selbst: „Man hegte die größten Erwartungen von dem Minister Stein, denn er war ein Mann von Kenntnissen, vielem Verstande und von Energie. Auch war er, obwohl ein Reichsritter, lange genug in unserem Dienst gewesen, um die Bedürfnisse des Landes zu kennen. Wenigstens, was das nächste Bedürfniß betraf, nämlich die Summe der Forderungen des Feindes in allen Provinzen kennen zu lernen und sie dann um jeden Preis herbeizuschaffen, wozu nur Thätigkeit und Bekanntschaft mit dem Geldwesen gehörte, dazu schien er grade der rechte Mann zu sein. Ich halte es für ganz gewiß, daß man im Herbst 1807 den Feind mit einigen zwanzig Millionen Thalern hätte abfinden können, d. h. mit der Summe, auf die anderthalb Jahre später die Schulden der Kurmark allein gestiegen waren. Man täuschte sich aber. Stein förderte die Sache gar nicht. Statt dessen brachte er uns die Revolution ins Land, deren Resultate dem Lande so viel gekostet haben, daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwinden, wie ein Gaukelspiel vor einer schmachvollen Wirklichkeit. Es scheint, daß er gar nicht Willens war, die Contribution zu bezahlen, vielmehr trachtete er danach, Napoleon zu stürzen und zu diesem Zwecke förderte er den Tugendbund.... Der König selbst war dem Tugendbunde nicht fremd; man hatte ihm die nichtssagenden Statuten desselben vorgelegt und er hatte sie

genehmigt. Auch hat er wohl die Berichte angehört, ohne daß er jedoch jemals entschlossen gewesen ist, selbst Hand anzulegen. Aber die höheren Klassen des Tugendbundes dachten anders; die Getäuschten waren überzeugt, daß man den König in die allgemeine Bewegung, die sie vor der Thür glaubten, mit fortreißen würde; die Betrüger wollten aber zuerst Macht und Geld, sodann ferner, wenn der Zeitpunkt einträte, ihn benutzen und ausbeuten, wenn nicht mit dem Könige, auch ohne alles Bedenken gegen ihn. Dies waren also die Verräther. Mit ihnen — und an Gehülfen aus den untern Klassen fehlte es nicht — fing Stein die Revolutionirung des Vaterlandes an: den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des crassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung,*) des Nutzens gegen das Recht, der Speculanten und Comtoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen die aus der Geschichte hervorgegangenen Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerthen Charakter. — In dieser Richtung verfuhr Stein, als ob die von ihm bekämpften Verhältnisse: das Eigenthum, der Ackerbau, die stabilen Verhältnisse, die alte Ordnung, das Recht, die Gemeinschaftlichkeit der Bundesgenossen und das Princip der Tugend und Ehre, die Ursachen unseres Falles gewesen wären! Er machte nun den Anfang zu seiner sogenannten Regeneration des preußischen Staats mit allerhand, auf die Rousseau'schen und Montesquieu'schen Theorien gegründeten, Gesetzen, solchen, wie sie aus der französischen Revolution, sammt dem Schaden, den sie angerichtet, längst bekannt waren. Es erschienen also:

„1. Am 9. October 1807 das Edict über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner und den freien Gebrauch des Grundeigenthums.

„Schon diese fremdartige Benennung und Erschaffung einer Menschenklasse, die in dieser Art gar nicht existirte, ist bemerkenswerth. Es gab auf dem Lande: Königliche Domainen, Edelleute und unterthänige Bauern, alle mit ganz verschiedenen Rechten und Pflichten und in den Provinzen, die uns nach dem Frieden geblieben waren, nur an äußerst wenigen Orten eigentliche Bauern. — — Im Eingange des Edicts wurde genau eben so, wie Turgot dreißig

*) Der hat auch die reißenden Thiere eingeführt und dennoch machten Marwitz und Consorten Jagd auf sie.

Jahre früher in dem ersten revolutionairen Edict, das er Ludwig XVI. unterschreiben ließ, es gemacht hatte, als Zweck des Gesetzes der größere Wohlstand angegeben, der dadurch erreicht werden würde. — — Zum Schluß der pomphafte Ausruf: „„Mit dem Martini-Tage 1810 giebt es also in unseren Staaten nur freie Leute!““ worüber die Ideologen und Philosophanten von der Garonne bis zum Niemen ein Loblied anstimmten und den Minister Stein verherrlichten.

„2. Am 19. November 1808, zwar erst nach Steins Katastrophe, aber doch noch während seiner Anwesenheit promulgirt, erschien die Städte-Ordnung, durch welche jede Stadt der Monarchie in eine kleine Republik verwandelt wurde. Ein gewählter Magistrat ohne Macht und neben ihm eine allmächtige Stadtverordneten-Versammlung, so zahlreich, daß nothwendig der große Haufe und die Schreier das Uebergewicht haben mußten. Hierdurch wurde nicht nur Haß unter die Bürgerschaft gesäet, sondern auch die Macht von denen genommen, die sie bisher besessen und Ordnung gehalten hatten, nämlich dem Magistrat und den Gewerken, und selbige denen gegeben, die bisher ohne Macht waren, nämlich der Masse der Einwohner, den Bürgern, nach einem ganz unbestimmten Begriffe, wobei zugleich jedem Vagabunden, dem es beliebte, sich in einer Stadt niederzulassen, wenn auch mit Schulden und selbst mit Verbrechen belastet, das Bürgerrecht gegeben werden mußte, und mit ihm die Befugniß, an seinem Theil mit über das alte Stadtvermögen zu disponiren.“ (Gelogen!)

„Ferner das Gesetz wegen Verkaufs der Domainen, welches dem Grundgesetz des preußischen Hauses, dem Gera'schen Vertrage, schnurstracks zuwider lief und welches daher noch jetzt von jedem Nachfolger in der Krone für ungültig erklärt und die verkauften Domainen zurückgenommen werden können. Angeblich sollte dieser Verkauf geschehen, um die französische Contribution zu bezahlen, aber es fanden sich damals keine Käufer und von der Contribution ist beinahe nichts bezahlt worden.*) Also war der eigentliche Grund, daß die Theorie geltend gemacht werde: der König müsse nichts besitzen, sondern ein salarirter Beamter sein, ein Staats-Entrepreneur mit gewissen, im Voraus bestimmten Emolumenten und die Domainen müßten an Privatleute übergehen, weil diese einen höheren Ertrag daraus ziehen würden. —

*) Wir sehen auch hier wieder, wie schlecht Marwitz unterrichtet war, oder absichtlich die Wahrheit verdrehte.

„Aber nicht alle Stein'schen Meliorations- und Volksregenerationsprojecte kamen während seiner kurzen Verwaltungsperiode ans Tageslicht, weil sich allenthalben zu viele in der Natur der Dinge liegende Hindernisse fanden. Aber sie wurden vorgearbeitet und lagen der folgenden Hardenbergischen Revolution zum Grunde. Dies ersieht man aus dem sogenannten Testamente des Herrn v. Stein, welches er bei seinem Abgange (24. November 1808) den von ihm eingesetzten Beamten hinterließ."

Ueber die Entlassung Steins auf Napoleons Befehl bemerkt v. d. Marwitz: „In dem Moniteur erschien das kaiserliche Achtsdecret gegen Stein. Ein solches Verfahren gegen den Premierminister einer anderen Macht war unerhört im europäischen Völkerrechte, wie so vieles Andere, was Napoleon that. Bei unserer Schwäche und da wir keinen Krieg seinethalben führen konnten, konnte er nicht im Amte bleiben; der König und Jedermann erwarteten, daß er seinen Abschied begehren möchte, allein dies geschah nicht. Der König ließ ihm zu verstehen geben, er möchte gehen; er aber drang vielmehr darauf, der König solle ihn, Napoleon zum Trotze, behalten und bei des Königs Unentschlossenheit zog sich die Sache wohl zwei Monate hin. — Wie endlich gar in der Königsberger Zeitung vom 27. October 1808 ein Gedicht erschien, in dem Stein aufgefordert wurde, Napoleon zum Trotz zu bleiben, das bei den damaligen Verhältnissen gar nicht ohne Genehmigung der Regierung gedruckt sein konnte, konnte der König nicht länger zögern, wenn er nicht Napoleons ganzen Zorn auf sich wollte losbrechen sehen. Er verabschiedete ihn also endlich."*)

Wenn auch v. d. Marwitz nirgend mit dem gesprochenen Worte zurückhielt, so war doch die Scheu vor der öffentlichen Meinung selbst bei einem Reactionair seines Schlages so groß, daß er über Abschaffung der Stockschläge bei dem Heere, der Frohndienste und Leibeigenschaft in keiner preußischen Zeitung das Wort zu nehmen gewagt hätte; er legte seine Ansicht in einem schriftlichen Nachlaß nieder, aus welchem sie erst nach Verlauf von vierzig Jahren zur Oeffentlichkeit, aber nicht zur Geltung gelangt sind. Unverholen durften dagegen Männer wie Boyen, Grolmann, Gneisenau mit ihren Ansichten hervortreten. Der letztere ließ, als über die Abfassung neuer Kriegsartikel ver-

*) Aus dem Nachlasse Fr. A. L. v. d. Marwitz auf Friedersdorf in der Mark Brandenburg, königl. preuß. General-Lieutenant a. D. Berlin 1852. Th. I. S. 290—299.

handelt wurde, mehrere Aufsätze drucken, von welchen der mit der Ueberschrift: „Freiheit des Rückens", allgemeines Aufsehen erregte.*) Gneisenau, damals Oberstlieutenant und Inspector der Festungen, dictirte diesen dem Lieutenant Bärsch, einem der Begründer und thätigsten Mitgliede des Tugendbundes, mit der Bestimmung, denselben in dem „Volksfreunde", dem Organe jenes Vereins, abdrucken zu lassen. „Man hält es" — heißt es in diesem Aufsatze — „hier und da immer noch für unmöglich, bei dem deutschen Kriegswesen die Stock- und Spießruthen-Strafen abzuschaffen. Während die Milde unserer Gesetzgebung den Händen des Frohnvogts den Stock entwindet, während unser Strafcodex nur noch den Diebstahl mit Schlägen bei gemeinen Verbrechern belegt, während ein Stockschlag in allen Ständen für eine empörende Beschimpfung gilt, will man im ehrenvollsten aller Vereine eine Bestrafungsart noch beibehalten wissen, welche so sehr den Begriffen des Zeitalters widerstrebt. Wir haben uns zu klaren Ansichten über die Pflichten zur Landesvertheidigung erhoben, wir sind dahin gekommen, zu begreifen, daß es ein tiefes Versinken im Egoismus sei, wenn man die Waffenführung nicht auch für eine der ehrenvollsten Beschäftigungen zu jeder Zeit seines Lebens hält, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödsinn oder Verbrechen ausschließen können; es leuchtet auch dem gemeinsten Menschensinne ein, daß eine, nicht in absoluter Unfähigkeit gegründete Exclusion (Ausschließung) nur schimpflich sein könne. Wenn aber ein gerechtes Gesetz Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände vertheilt, den Sohn des königlichen Rathes eben sowohl den Reihen der Vaterlandsvertheidiger beigesellt, als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nöthig, die für rohere Naturen und roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern und wohlerzogene junge Männer des Militairstandes vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden."

Der Verfasser will zugeben, daß es einige wenige Individuen geben könne, welche nur durch empfindliche Züchtigungen zu ihrer Pflicht angehalten werden können, allein er nennt es einen unlogischen Schluß, zu behaupten, daß, weil Einige der Prügel werth seien, Alle geprügelt werden müßten.

„Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich selbst

*) Man vergl. über die Kriegsartikel S. 258.

dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen. Eben so mit den Ständen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichen Plätzen mit dem Stocke mißhandeln, ihn oft für geringfügige Exercierfehler von eigener Hand seiner hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen bedecken sieht und gewahr wird, daß dem oft der Kindheit erst entwachsenen Junker dasselbe Recht zusteht und sogar der Unterofficier dieselbe Willkür übt. — Die Proclamation der Freiheit des Rückens scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht thun auf unsere Ansprüche an Cultur und die Beweggründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufsuchen (wo wir uns auf dem Holzwege befinden), wenn wir sie im Ehrgefühl nicht finden können.“ —

Wie tief Vorurtheile wurzeln, geht daraus hervor, daß selbst Stein anfänglich für Beibehaltung der Prügelstrafe sich aussprach, die nichts Entehrendes für die Deutschen habe, da selbst auf Turnieren Prügelknechte aufgestellt gewesen wären, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Gneisenau, welchem sehr daran gelegen war, seinen ehrenwerthen Gegner mit historischen Belegen aus dem Felde zu schlagen, ersuchte den Lieutenant Bärsch, in dem Archiv des deutschen Ritterordens nachzuforschen, ob? und wie? dieser es mit den Prügelknechten gehalten. Die Untersuchung fiel gegen Stein aus, indem Bärsch eine Urkunde vorfand, in welcher den Hauptleuten des deutschen Ordens bei strenger Strafe untersagt wurde, die Söldner zu schlagen. — Dies gab Gneisenau die nächste Veranlassung zu seinem Aufsatze: „Die Freiheit des Rückens.“ *)

*) Bärsch (Geh. Reg.-Rath in Coblenz), Beiträge zur Geschichte des sogenannten Tugendbundes (Hamburg 1852) S. 51. — Dies sehr interessante Schriftchen eines in dem Kreise der Kriegskameraden rühmlichst bekannten Vorkämpfers kam mir leider! erst zu Gesicht, nachdem im 18. Kapitel (S. 265 u. f. f.) meine Nachrichten über jenen Verein bereits gedruckt waren. In Beziehung auf die Stiftung des Vereins berichtet Bärsch, daß in einem vertrauten Kreise in der Loge „zu den drei Kronen“ in Königsberg sich gleichgesinnte Männer oft zusammengefunden, welche die traurige Lage des Vaterlandes und die Mittel zur Rettung desselben besprachen. Zu diesen Männern gehörte auch der Ober-Fiscal Mosqua, dem jedoch Bärsch die Ehre, daß von ihm die erste Idee zur Stiftung des Bundes ausgegangen sei, nicht zuerkennen will. Er nennt Mosqua „einen ehrgeizigen, hochfahrenden, habgierigen Mann, von abstoßendem Aeußern, der sich gern vordrängte und wichtig machte.“

Ueber die Entstehung des Vereins berichtet Bärsch in Uebereinstimmung mit Krug (das Wesen und Wirken des Tugendbundes, 1816), daß zuerst zehn Männer, großentheils Frei-

Nicht mit aufgeschlagenem Visir, wie die ritterschaftliche Partei, suchte eine zweite, welche Stein selbst als die französische in Königsberg zu bezeichnen pflegte, auf blindschleichenden Wegen ihn in die Ferse zu stechen. Diese Partei hatte Verbindungen am Hofe zu Königsberg und in Berlin, wo sie unter dem Schutze der französischen Marschälle ihre Stimme erhob; in Königsberg wirkte sie unter Leitung des alten Feldmarschalls Kalkreuth. Ihre Genossen waren bemüht, Mißtrauen zu verbreiten, die Absichten der die Geschäfte leitenden Männer zu verdächtigen und das Gemüth des Königs und der Königin gegen Stein einzunehmen. Zu diesem Zwecke war unter Anderem eine große Abendgesellschaft veranstaltet, worin auf einem Kalkreuthschen Landhause bei Königsberg alle Vertrauensmänner der Partei erscheinen und das Königspaar umgeben sollten; sie hofften an diesem Abende die Zusage zur Entlassung des Ministers zu erhalten. Die gewöhnlichen Einladungen an die Personen der höheren Gesellschaft ergingen, unter ihnen auch an Stein, in der sicheren Erwartung, daß er nicht kommen werde, da er Abendgesellschaften nicht zu besuchen pflegte. Er erhielt jedoch Kunde von dem Zwecke der Gesellschaft und als Alles im besten Gange war, trat er plötzlich in die Versammlung, wendete sich an den Wirth und sagte: er habe vernommen, daß hier heut Abend sehr interessante Sachen verhandelt werden sollten und deshalb nicht dabei fehlen wollen. Der König und die Königin sprachen unverholen ihre Freude darüber aus, ihn so unerwartet zu sehen; der Minister war heiter und gesprächig und die Pläne der Partei waren vereitelt.*)

Aus einem Berichte Steins an den König vom 4. August 1808 sehen wir, daß die französische Partei ihn schon damals von der Führung der auswärtigen Angelegenheiten entfernt und sie dem General v. Zastrow wieder anvertraut wissen wollte. Dieser hatte dem König ein ausführliches Memoire eingereicht, in welchem er sich bemühte, ihn zu überzeugen, daß er, Zastrow, bei Napoleon

---

maurer, darunter Mosqua, Lehmann und die von mir S. 268 Genannten, zusammentraten. Ueber die Abfassung der Statuten bemerkte er: „Den ersten Entwurf einer Verfassung oder der Bundesstatuten arbeitete Professor Lehmann aus. Es war aber manches Ideale und Unpraktische darin und deshalb wurden Bardeleben (jetzt Justiz-Commissarius in Frankfurt a. d. O.), Krug und Bärsch mit der Entwerfung der Statuten beauftragt, welche von der Versammlung angenommen, von dem Könige genehmigt und 1808 bei Degen in Königsberg (54 S. in 4) gedruckt (für die Mitglieder) wurden." — Die interessanten Mittheilungen Bärschs über das Unternehmen Schills werden weiter unten benutzt werden.

*) Steins Leben. Th. II. S. 190.

in so hoher Gunst stehe, daß dieser erklärt habe, nur mit ihm fernere Unterhandlungen führen zu wollen. Dagegen sei ihm (Napoleon) Stein aus erheblichen Gründen, welche näher angegeben werden, sehr mißliebig.

Der König bezeugte Stein das größte Vertrauen dadurch, daß er ihm Zastrows Eingabe zur Kenntnißnahme mittheilte. Stein fühlte sich verpflichtet, Bericht hierüber an den König zu erstatten: „Der Herr v. Zastrow gründet seine Ansprüche auf die Leitung der auswärtigen Geschäfte auf:

a) auf das Zutrauen des Kaisers Napoleon, welches er besitze;

b) auf den Verdacht, welchen dieser Monarch gegen mich hege

1) wegen einer vom Herrn v. Jacobi übergeben sein sollenden Reclamation;

2) wegen meiner Verbindung mit den Herren Nagler, Altenstein, v. Scharnhorst;

3) wegen der Nähe des Herrn v. Hardenberg.

„ad 1) Was das Zutrauen des Kaisers Napoleon betrifft, so erinnern sich Ew. Majestät gnädigst, daß er meiner in zwei Unterredungen mit dem Prinzen Wilhelm als einer bei ihm in gutem Geruch stehenden Person erwähnte, und daß es auffallend ist, daß Herr v. Zastrow, der durch seinen Einfluß bei dem Kaiser Napoleon die Wiederherstellung des preußischen Staats bewirken will, nicht im Stande ist, die Wiedererstattung der ihm entzogenen Güter zu erhalten.

„ad 2) Von dem Memoire des Herrn v. Jacobi ist mir nichts bekannt, so wie wir überhaupt wenig wissen, was Herr v. Jacobi in London seit der unterbrochenen Communication vorgenommen.

„ad 3) Mit den Herren v. Scharnhorst, Altenstein, Nagler habe ich die Verbindung, die die Natur der ihnen anvertrauten Geschäftszweige mit sich bringt.

„Der Herr Staatsminister v. Hardenberg sucht schon seit drei Monaten theils in Berlin, theils in Cassel bei den französischen und westphälischen Autoritäten Pässe zur Rückkehr auf seine Güter im Westphälischen oder der Kurmark nach, bis jetzt ohne allen Erfolg. Bei dem großen Einfluß, den Herr v. Zastrow bei dem Kaiser Napoleon zu haben glaubt, würde er gewiß den Herrn v. Hardenberg sich sehr verpflichten, wenn er seine Verbindungen benutzte, ihm einen Paß zur Rückkehr nach Deutschland zu verschaffen."

Seit der Veröffentlichung des Steinschen Briefes an den Fürsten Wittgenstein und den bedrohlichen Anmerkungen des Moniteurs vom „Entstehen und Verschwinden der Staaten" hielt es der dem Minister feindseligen Partei nicht

schwer, ihren Einfluß auf den ohnehin schon bedenklichen König geltend zu machen. Stein wurde nicht ferner von dem Gange der Unterhandlungen in Erfurt in Kenntniß gesetzt oder dabei zu Rathe gezogen. Noch war der von dem Prinzen Wilhelm in Paris abgeschlossene Vertrag vom 8. September vom Könige nicht ratificirt worden; man hoffte durch die Fürsprache Alexanders eine Ermäßigung der drückendsten Bedingungen zu erhalten. Die französischen Minister aber drangen in den Grafen Goltz, vor allen weiteren Unterhandlungen die Unterzeichnung des Pariser Vertrags von dem Könige zu beschaffen und da der Kaiser von Rußland ebenfalls dazu rieth, blieb dem Könige nichts anderes übrig, als ohne Zögern zu unterzeichnen. Hiervon wurde Stein, obwohl er noch an der Spitze der Geschäfte stand, nicht unterrichtet und während sich der am 26. September von dem Könige vollzogene Vertrag längst in den Händen Napoleons befand, ließ Stein durch den Professor Süvern einen königlichen Erlaß an die eigenen Unterthanen und „einen Aufruf an die Deutschen" ausarbeiten, beide auf eine nahe bevorstehende Volkserhebung berechnet. Scharnhorst und Gneisenau waren hiermit einverstanden; Letzterer hatte dem Könige eine Denkschrift eingereicht, über welche dieser Steins Gutachten verlangte. Unterdessen hatte Stein „aus den Acten ersehen", daß es „zu spät" sei, versuchte es indessen dennoch, den König für den Anschluß an Oestreich geneigt zu stimmen. Die Denkschrift Gneisenau's sandte er dem Könige mit folgendem Schreiben zurück:

„Königsberg, den 12. October 1808.

„Der Aufsatz des Herrn v. Gneisenau ist so richtig gedacht, als kräftig ausgedrückt, er erscheint aber zu spät, indem Ew. Majestät den Grafen Goltz mündlich und, wie ich aus den Acten erst gestern ersehen, schriftlich zur Auswechselung und Ratificirung der Convention beauftragt haben.

„Bereits unter dem 14. September habe ich mein Gutachten über die französischen Anträge abgegeben und erklärt, daß sie nicht erfüllt werden können, weder durch neue Auflagen, noch durch Ersparungen, noch durch Anleihen, die, wie Ew. Majestät von Neuem aus dem Schicksale der holländischen Anleihen sich zu überzeugen Gelegenheit haben, ohne allen Erfolg sind.

„Es ist in jedem Falle nöthig, die Nation mit der Lage der Verhältnisse zu Frankreich bekannt zu machen; will man den Vertrag erfüllen, so nimmt man das Eigenthum, will man ihn brechen, ihre Personen, ihr Gut und Blut

in Anspruch. Unterzeichnen Ew. Majestät den Tractat, um ihn zu halten, so entstehen alle die Folgen, die Herr v. Gneisenau darstellt: Verarmung der Nation, Erbitterung und Verachtung gegen die Regierung, die gänzliche Abhängigkeit der letzteren von dem verderblichen Willen des französischen Kaisers, dessen krampfartige Herrschaft und Unruhe das öffentliche und Privatwohl aller Nationen, die er mittelbar oder unmittelbar beherrscht, zerstört. Dies sind nicht die Raisonnements überspannter Menschen, sondern Erfahrungen, die ein Jeder zu machen Gelegenheit hat, der die Länder des Rheinbundes und die herrschende Meinung über die Fürsten desselben hat kennen lernen. Unterzeichnen Ew. Majestät den Tractat, um ihn bei Gelegenheit, und zwar wenn ein Krieg mit Oestreich ausbricht, zu brechen, so bedienen Höchstdieselben sich nur einer List gegen Verruchtheit und Gewaltthätigkeit. Soll dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle der Wahrheit Lüge, an die des Rechts Willkür zu setzen?

„Für den Redlichen ist kein Heil als in der Ueberzeugung, daß der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist und daß man nach dieser Ueberzeugung mit Schnelligkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit handelt. Zutrauen zu dem Manne zu haben, von dem man mit so vieler Wahrheit sagt, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopf, ist mehr als Verblendung, ist ein hoher Grad von Thorheit. Leider ist die Leichtgläubigkeit der Schwachen so unerschöpflich, wie der Erfindungsgeist des Bösen; ohne diesem zu trauen, lassen sich jene immer mit neuen Hoffnungen hinhalten.

„Hat der Kaiser Napoleon seit 1797, als dem Jahre, wo er die große Schaubühne betrat, je sein Versprechen gehalten? War nicht Sardinien, die Schweiz, Venedig, Aegypten und nun endlich Spanien das Opfer der schwärzesten Verrätherei und hat er irgend eine, gegen seine eigene Nation eingegangene, Verbindlichkeit erfüllt und hat er nicht willkürlich alle Theile der Verfassung, die er zu beobachten geschworen, zertrümmert und abgeändert? Die Franzosen fortdauernd in Kriege verwickelt und alle Quellen ihres Erwerbs vernichtet?

„Ist also in jedem Falle nichts wie Unglück und Leiden zu erwarten, so ergreife man doch lieber einen Entschluß, der ehrenvoll und edel ist und eine Entschädigung und Trostgründe bietet im Fall eines übeln Erfolges.

„Aus diesen Gründen wiederhole ich meinen Rath, sich Oestreich zu nähern und alle physischen und moralischen Mittel im Innern vorzubereiten, um bei

dem Ausbruche eines Krieges die französischen Ketten zu brechen, und ich wiederhole meine Bitte, nach Maßgabe des Entschlusses, den man faßt, die Anhänger der einen oder der andern, dem gefaßten Entschlusse entgegengesetzten, Meinung zu entfernen."

Nicht vereinzelt stand der ungebeugte Muth des hochherzigen Stein; durch die Mitglieder des Tugendbundes, aber mehr noch durch den Druck und Uebermuth der fortwährend im Lande hausenden und schmausenden französischen Soldaten, so wie durch die, ein jedes, selbst im engsten Familienkreise gesprochene oder dem Siegel anvertraute Wort ausschnüffelnde, geheime Polizei war schon damals der Entschluß der gesammten Bevölkerung: die fremden Fesseln abzuwerfen und den Kampf auf Tod und Leben zu beginnen, unwiderruflich gefaßt. Fast alle damals an der Spitze des Heeres und der einzelnen Zweige der Verwaltung stehenden Männer, welchen wir vier Jahre später, „als die Zeit erfüllt war," als Führern der Volkserhebung begegnen werden, waren eines Sinnes mit Stein und hielten mit ihrer Ansicht dem Könige gegenüber nicht zurück. Damals schrieb der bescheiden-herzhafte Major v. Boyen, ohne daß er um seine Meinung befragt worden war, unter dem 29. September an den König: „Die neuesten Ereignisse und die muthmaßlichen Forderungen haben alle Gemüther in Bewegung gesetzt und in dem Augenblicke, wo die Einheit der Gesinnungen das erste Erforderniß ist, bildet die sich selbst überlassene Meinung verschiedene Ansichten, welche ein Jeder in seinem Kreise geltend zu machen sucht. Möchte es daher Ew. Königlichen Majestät gefallen, mit besonderer Berücksichtigung der Landgeistlichen und Bauern, welche der größten Aufopferung fähig sind, einen allgemeinen Landtag zu berufen und den Versammelten die Frage vorzulegen: ob sie die Mittel zur Befriedigung der französischen Forderungen anzugeben wüßten? oder im Verweigerungsfalle allen nothwendigen daraus entstehenden Folgen mit Muth und Eintracht entgegenzugehen bereit wären? Ein solcher vertrauungsvoller Schritt wird allgemeine Begeisterung erregen, wovor jede kleinliche Aussicht schweigen und welche selbst dem Auslande Achtung gebieten wird" u. s. w.

In einer noch entschiedeneren Sprache war ein, an Stein gerichtetes, zum Vortrage bei dem Könige bestimmtes, Schreiben abgefaßt, welches sieben in hohen Staatsämtern stehende, allgemein geachtete Männer: Scharnhorst, Gneisenau, Nicolovius, Süvern, Schön, Grolmann, Röckner; „Königsberg, den

14. October 1808" unterzeichnet hatten. Auch sie hofften die Unterzeichnung des Pariser Vertrags noch aufhalten oder rückgängig machen zu können. „Ob der, von der französischen Regierung vorgelegte, Tractat ratificirt werde oder nicht, darauf beruht unser ganzes künftiges Schicksal. Daß es unmöglich ist, wenn er ratificirt wird, ihn zu erfüllen, sieht Jeder ein, der auch nur oberflächliche Kenntniß von den Kräften des Landes hat, das haben selbst Ew. Excellenz, denen diese Unmöglichkeit am einleuchtendsten sein muß, Sr. Majestät nicht verhehlt.

„Ist nun aber diese Ueberzeugung da und ist sie fest, so verträgt sich nicht mit ihr Unentschiedenheit und eine gewisse Gleichgültigkeit, ob sie gelten solle, oder vielleicht eine andere, ungründliche, von geblendeter Leidenschaft gefaßte Meinung. Könnten wohl die Thränen und Seufzer von ein paar Dutzend Menschen, denen nichts als ihr Ich vor Augen schwebt, den allbekannt festen Mann in seinen Grundsätzen erschüttern? Könnten Menschen, die lediglich nach ihrer lang entbehrten Bequemlichkeit schmachten, auch nur auf einen Augenblick ihn wankend machen, dessen klarer Blick unwandelbar auf den Angelstern des Staates gerichtet ist?"

Napoleons Plan: Preußen, auch wenn es den Tractat erfüllen würde, aus der Reihe der Staaten zu entfernen, wird als fest beschlossen angenommen und über die so oft gerühmte preußische Politik der Stab gebrochen.

„Noch immer geblendet wollen wir, auch in dieser entscheidungsvollen Zeit, unseres und alles Guten natürlichen und ewigen Feindes Willen thun! Wollen den langerwarteten Augenblick, so günstig er ist, vorbeigehen lassen, um, wenn es zu spät ist, über unser Unglück zu jammern, statt über unseren eigenen Kleinmuth? Wollen vorbereiten und immer nur vorbereiten und das Handeln verschieben, bis die Stunde des Handelns vorüber ist!

„Rechnet man etwa auf den erwünschten Lauf der Begebenheiten? auf den Erfolg fremder Tapferkeit, die wir bewundern, ohne sie nachzuahmen, von der wir ernten, ohne sie unterstützen zu wollen, fähig vielleicht, unsere Kräfte mit denen des allgemeinen Feindes zu verbinden, um jene zu bekämpfen? Den Gedanken entferne ein guter Genius von jedem preußischen Herzen! — — Nein, so lange noch einiges Gewicht in uns ist, mit ihm die allgemeine Streitkraft zu vermehren, die niemals in einem gerechteren und glorreicheren Bunde sich sammeln kann, durch einen großen Entschluß der Welt Zutrauen einzuflößen zu

unserem Verstande, wie zu unserem gerechten, für Europas gemeinschaftliche Sache nur ernstlich gestimmten Willen, das gebietet wahre Politik, unsere Noth und der Vortheil des Augenblicks. Europa ist durch sich selbst in den Revolutionszustand erklärt. Hier muß das Feuer auflodern und dort, und eine Flamme die andere entzünden, bis der allgemeine Brand den Feind des Friedens verzehrt hat und früher darf keine Rast sein. Diese Ansicht ist zu fassen; Muth und Beharrlichkeit können sie durchführen."

Die in Folge der Vollziehung des Tractats ausgeführte Rückkehr des Hofes nach Berlin wird für „ein freiwilliges Hingeben in offenbare Gefangenschaft" erklärt. „Unsern König," heißt es dann weiter, „achtet jetzt die Welt und sein Volk achtet ihn hoch wegen seiner Standhaftigkeit im Unglück. Dieser erste Schritt der Schwäche würde ihn herabsetzen in den Augen des Volks und der Welt! Das Volk sehnt sich nach seinem geliebten Könige und ist bereit, Alles daran zu wagen, um Ihn sich wieder zu erkämpfen. Erlangt es Ihn wieder auf jene Art (d. h. ohne Kampf), so ist die Sehnsucht gestillt, der Druck vom Feinde ist weggefallen, die mächtigsten Federn seiner Spannkraft sind erschlafft. Dann erwarte man nichts mehr, wenn man Kräfte niederschlägt, die man selbst aufregte! Ja noch mehr: Nun bürdet der König dem Volke Lasten auf, bisher that es der Feind. Die schon Ausgesogenen erschöpft vollends der ersehnte Freund. Und weshalb? Der Schweiß und das Blut und der saure Erwerb des Volkes sollen das bequemere Dasein und die Genüsse einzelner Weniger erkaufen! So verändern Haß und Erbitterung den Gegenstand und fallen mit schwerer Anklage auf den König und seine Berather. An Einigkeit ist alsdann nicht mehr zu denken! Der Feind gewinnt Verbündete im Innern des Staats, dem Könige selbst muß er helfen, das widerspenstige, murrende Volk zu bändigen. Das Volk wird bluten, aber der König und seine Rathgeber werden dennoch unter so besserem Vorwande Opfer dessen, dem innerer Zwiespalt der Staaten der größte Vortheil ist. Dann erst wird das Volk, aller Zurückhaltung frei, sich kräftig ermannen und in der Verzweiflung sein Recht suchen, wie es die Spanier thun. Daran ist kein Zweifel! Aber wie viel schöner und wünschenswerther, es thäte so mit seinem Könige zu einer großen gemeinschaftlichen Sache verbunden!

„Oder hat man etwa im Sinne, den Tractat zu vollziehen, um ihn nach wenigen Tagen oder Wochen wieder zu brechen? Das verhüte Gott! Lasse man doch endlich, durch harte Erfahrung belehrt, von der kleinlichen Politik der Schwächlinge, die mit List umgehen, welche verborgen sein soll und doch hell am Tage liegt! Durch nichts, als ein offenes Handeln mit großem Sinne, kann die feinere List des Feindes bekämpft werden. — — — Der Bruch eines, in der Meinung ihn zu brechen, geschlossenen Vertrags ist ein Flecken auf unserer Seele, den nichts löschen, eine Vergiftung der Quellen unseres Handelns, die nichts tilgen kann. Mit welchem Vertrauen kann man alsdann wohl zum Volke sprechen und es aufbieten zum Verfechten einer Unredlichkeit, die es weit von sich stoßen wird. Wo wird man Worte finden, die eindringen in die Herzen, da nur die Fülle sittlicher Kraft in lebendigen, begeisternden Worten ausströmt? Der edelste und darum kräftigste Theil der Nation wird sich absondern von der verunreinigten Sache und vergebens wird man über Mangel an Vaterlandsliebe klagen, da der Rechtschaffene nur trauern über die Verschuldung, womit das Vaterland behaftet ist, nicht aber sie theilen kann. — — — Darum ist der einstimmige Wunsch der unterzeichneten, ihren König und das Vaterland liebenden Männer, die Convention möge nicht ratificirt werden, und Ew. Excellenz, welche besser, als wir sie vorstellen können, alle Gründe gegen die Ratification erwägen, mögen allen Ihnen eigenen Nachdruck anwenden, um sie zu verhindern. — — — Auf jeden Fall aber giebt es ein Mittel, die Ratification zu verzögern, dem der Feind nicht ohne seinen Schaden entgegen sein könnte, indem es zugleich das Volk mit dem Interesse des Königs verknüpft, — nämlich: das Volk in seinen zu berufenden Stellvertretern darum zu befragen. So gewinnt man Zeit, den günstigen Augenblick abzuwarten, den ja jeder nächste Tag uns bringen kann. Werde man aber gedrängt, so möge dann die Ratification beschlossen werden oder nicht, der König ist alsdann nicht allein für sie verhaftet, sondern die ganze Nation hat eine und dieselbe Sache mit ihrem Oberhaupte und muß tragen, was aus ihrem Entschlusse folgt.

„Und diese Meinung halten Unterzeichnete für ihre Pflicht unumwunden auszusprechen, um ihr Gewissen vor dem Vorwurfe zu schützen, nicht Alles gethan zu haben, was sie vermochten, um einen Schritt zu verhüten, der Verderben ohne alles Bedauern zur Folge haben würde."

Die Unterzeichner hatten ihr Schreiben absichtlich vom vierzehnten October datirt, um daran zu erinnern, wohin Unentschlossenheit und diplomatische Achselträgerei schon einmal geführt habe. Es war auch diesmal wiederum zu spät; der Tractat war abgeschlossen, sogar mit der Bedingung, dem französischen Kaiser 12,000 Mann Bundestruppen gegen Oestreich zu stellen.

Immer aber bleibt jene Eingabe eines der denkwürdigsten Blätter der preußischen Geschichte, ein Zeugniß des Freimuthes der Staatsdiener jener Zeit, welche in treuester Ergebenheit dem Könige empfahlen: bei einer so hochwichtigen Angelegenheit des Staats „das Volk in seinen zu berufenden Stellvertretern zu befragen."

Von der am 8. October durch den Grafen Goltz in Erfurt erfolgten Auswechselung der Ratificationen wurde Stein, der noch immer dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorstand, eben so wenig als von dem Gange der Unterhandlung in Kenntniß gesetzt. Hierüber empfindlich, schrieb er den 15. October an den König: „Der Graf Goltz müsse wohl einen schlimmen Streich Napoleons, die Entwendung oder gewaltsame Wegnahme seiner Papiere fürchten; daher rühre sein Stillschweigen, welches der König entschuldigen wolle. Der Gang der Sache lasse sich wohl errathen. — Die Genehmigungen seien ausgewechselt, Napoleon habe daher weiter keinen Grund, Erleichterungen zuzugestehen und werde die Sache auf Daru zurückschieben."

Obwohl die Sprache Steins dem Könige gegenüber sowohl bei dem mündlichen Vortrage, als in seinen schriftlichen Mittheilungen stets eine sehr unzweideutige war, so wurde ihm doch der Vorwurf der Unbestimmtheit und Inconsequenz gemacht. Der König antwortete ihm: „Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß der Gang, den unsere Angelegenheiten in Erfurt nehmen, derjenige sein wird, welchen Sie voraussetzen, sobald einmal die Genehmigungen ausgewechselt sind. Die Frage, ob man wohl oder übel gethan habe zu genehmigen, wird immer schwer oder unmöglich zu lösen sein. Ich muß jedoch bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß ich mich niemals zu diesem Schritte entschlossen hätte, wäre Ihre Meinung bestimmt entgegengesetzt gewesen und auf haltbare Gründe gestützt . . . . Ich hielt es für nützlich, hier in wenig Wor-

ten den Gang dieser Sache zu wiederholen, deren Folgen ohne Zweifel eben so unermeßlich auf der einen Seite, als sie es ohne Zweifel auf der andern gewesen wären, da ich bemerkte, daß Sie in einem Ihrer letzten Billets die Sache jetzt etwas verschieden ansehen; während das Zutrauen, welches mir Ihre Einsichten einflößen, mir anders zu handeln nicht erlaubte."

Stein durfte es sich nicht verhehlen, daß man im Cabinet den von ihm ertheilten Rath: die Genehmigung des Tractats zu verweigern, absichtlich mißverstanden habe, um ihn zum Mitschuldigen zu machen.

Vergebens hatte Graf Goltz sich um die Verwendung Alexanders bemüht; dieser war so sehr von Paraden, Jagden, Theater und anderen Festlichkeiten in Anspruch genommen, daß er auch nicht einen freien Augenblick fand, vor der Auswechselung der Ratificationen irgend etwas für den königlichen Freund in Königsberg zu thun. Erst nachdem sich der unterzeichnete Vertrag in Napoleons Händen befand, hatte dieser auf die Bitte um ein Geschenk für die unglückliche Königin und den Kronprinzen einen Nachlaß von 20 Millionen Franken bewilligt. Alexander gab von dem glücklichen Erfolge seiner Bemühung dem Grafen Goltz sogleich Nachricht: „Ich will keinen Augenblick säumen," schrieb er ihm, „Ihnen, Herr Graf, mitzutheilen, daß ich es heut Morgen (bei Napoleon) erreicht habe, daß Daru Ihnen eine Note einhändigen wird, in welcher Alles, was zwischen Ihnen und ihm verabredet wurde, enthalten sein wird. Außerdem habe ich einen Nachlaß von 20 Millionen Franken auf die Gesammtsumme erhalten. Es war mir unmöglich, die 40 Millionen zu erhalten, die ich wünschte. Allein ich bitte Sie, über den letzten Artikel noch kein Wort verlauten zu lassen. Ich werde einen Brief von dem Kaiser erhalten, worin dies ausgesprochen wird und er wünscht, daß ich diesen eigenhändig nach Königsberg überbringe. Empfangen Sie" u. s. w.*)

Für Stein hatte sich Alexander ebenfalls bei Napoleon verwendet, so daß dessen Entfernung oder Auslieferung, die schon beschlossen war, nicht gefordert wurde. Dafür mußte Graf Goltz, welchen Napoleon am 9. October empfing, eine reichliche Portion Grobheiten von ihm hinnehmen, die mehrentheils in An-

---

*) In der Urschrift französisch geschrieben. Dorow, der ihn in seinen Handschriften berühmter Männer mittheilt, bemerkt dazu: „An wen der hier mitgetheilte Brief geschrieben, ist dem Herausgeber eben so unbekannt geblieben, als der eigentliche Gegenstand, den er bespricht." Wir dürfen hierüber nicht in Zweifel stehn.

klagen gegen Stein und Drohungen gegen den König bestanden. In seiner Herzensangst schrieb Goltz unmittelbar nach der Audienz am 9. October nach Königsberg: man müsse sich nunmehr gänzlich an Frankreich hingeben, um wenigstens das Dasein zu fristen; für Stein bleibe nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Er möge seine Güter im Nassauischen zum Schein an seine Gattin oder eine seiner Töchter abtreten, seine Stelle niederlegen, einen zuverlässigen, wo möglich nicht preußischen Geschäftsmann zum Nachfolger wählen und in der Nähe des Hofes durch seinen Rath insgeheim auf die Leitung der Finanzen einwirken: von seinem Entschlusse werde die Erhaltung seines Vermögens und die Wohlfahrt des Königs abhängen, denn Napoleon habe nur deshalb seine Entlassung nicht selbst gefordert, um an des Königs Benehmen dessen Politik zu erkennen.

Der Bericht des Grafen Goltz überzeugte Stein, daß er sich so vielen offenen und geheimen Feinden gegenüber nicht werde auf seinem Ministerposten behaupten können: so groß aber war seine Hingebung für das Vaterland, daß er sich bereit erklärte, eine untergeordnete Stellung einzunehmen, um dem Könige seinen Beirath, dem Staate seine Dienste ferner widmen zu können. „Der Kaiser Napoleon," schrieb er dem Könige den 18. October, „wird wahrscheinlich durch den spanischen Krieg hinlänglich beschäftigt sein, um sich nicht mit mir zu beschäftigen und er wird sich beruhigen, wenn Ew. Majestät mich der Vertrauensstelle berauben, deren Sie mich gewürdigt haben." Er bat den König um die Erlaubniß, ihm einen neuen Verwaltungsplan vorzulegen und Personen als Nachfolger in seinen Amtsgeschäften vorschlagen zu dürfen. „Zu dieser neuen Verwaltungseinrichtung," fügt er hinzu, „könnte ich eine Stelle finden, die, ohne mich herauszustellen, mir die Mittel sicherte, um noch zu nützen." Der König erklärte, daß er seine Entschließung nach der mit dem Kaiser von Rußland, den er in den nächsten Tagen erwarte, genommenen Rücksprache fassen werde.

Alexander, welcher Napoleon gegenüber berauscht und verblendet war von Schmeichelreden und Welteroberungsplänen, ward Friedrich Wilhelm III. gegenüber von der nüchternsten Zaghaftigkeit befallen. Er konnte nicht oft genug wiederholen, daß nur gänzliche Hingebung in den Willen Napoleons dessen Zorn abzuwenden vermöge, selbst den entferntesten Anschein von Widersetzlichkeit oder von Vorbereitung zum Kriege beschwor er den König zu vermeiden. Stein er-

theilte er den Rath, seine Stelle als Minister niederzulegen, jedoch im Staatsdienste zu verbleiben, da Napoleon zwar seine Entfernung von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten verlangt habe, jedoch ihn, wegen seiner Geschicklichkeit in Herbeischaffung von Geldmitteln zur Tilgung der Kriegscontribution, bei der inneren Verwaltung erhalten zu wissen wünsche.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Steins Entwurf zur Bildung eines Staatsraths. — Bittschriften: Stein nicht zu entlassen. — Gedichte ihm zu Ehren in der Königsberger Zeitung. — Die französische Partei in Berlin schimpft. — Steins Entwurf einer Proclamation „An mein Volk!“ 1808. — Der König verweigert die Unterzeichnung. — Stein bittet um Entlassung; — vom Könige abgelehnt. — Stägemann an Stein über dessen Gegner in Berlin. — York auf der Seite der Reaction. — Der Herr v. Voß. — Ein Aufklärungsschreiben Steins an den König. — Eigenhändiger Abschiedsbrief des Königs an Stein vom 24. November 1808. — Amtlich ertheilter Abschied. — Steins politisches Testament, ein von Schön abgefaßtes Rundschreiben. — Der Kriegsrath Scheffer bittet den König, Stein den schwarzen Adlerorden zu verleihen; — er wird abschlägig beschieden. — „Le nommé Stein“ von Napoleon in die Acht erklärt den 16. December 1808. — Der Graf St. Marsan, französischer Gesandter in Berlin, läßt Stein vertrauliche Mittheilung machen. — Stein muß flüchtig werden; — findet Aufnahme in Schlesien und geht von hier nach Böhmen. — Der Kaiser von Oestreich gewährt ihm eine Freistatt in Brünn. — Gentz hält den flüchtigen Stein für würdig zum Dictator Deutschlands ernannt zu werden. — Des Königs Besorgniß wegen Steins Entfernung. — Trostbriefe Scharnhorsts, Gneisenau's und der Prinzessin Louise Radzivill. — Der Herzog von Nassau und der König von Sachsen lassen Steins Güter sequestriren. — Der Fürst Primas verleugnet seinen Freund. — Eichhorn auf gefährlicher Sendbotschaft. — Ein Urtheil Napoleons als Gefangener auf St. Helena über Stein und Metternich.



Wie drohend auch die Unwetter sich überall zusammenzogen, Stein hielt sich das Haupt und den Blick frei. Die Gegenwart mit Geistesklarheit überschauend war er bedacht, die Zukunft sicher zu stellen. Er legte unmittelbar nach der Abreise des Kaisers dem Könige

einen „Plan zur Organisation der obersten Staatsbehörde der preußischen Monarchie“ vor. Das Wichtigste darin waren die Vorschläge zur Bildung eines Staatsrathes, welcher aus dem Plenum sämmtlicher Minister und Geh. Staatsräthe gebildet werden sollte. Der Hauptzweck Steins bei dieser Vorlage war: sich nach Niederlegung des Ministeriums eine einflußreiche Stelle zu sichern. „Die Geheimen Staatsräthe,“ so lautet sein Entwurf, „stehen theils gewissen Geschäftsabtheilungen vor, theils nehmen sie nur an den Verhandlungen und Berathschlagungen desselben einen allgemeinen Antheil oder erhalten besondere Aufträge.

„Meine Stelle wäre unter den Geh. Staatsräthen der letzten Klasse: ich würde wirken können durch Theilnahme an den Berathschlagungen im Staatsrathe, durch Anträge in demselben, durch Aufmerksamkeit und Aufrechthaltung richtiger Verwaltungsgrundsätze, durch Uebernahme und Ausführung einzelner wichtiger Aufträge. Ich würde nach der im Plan vorgeschlagenen Verfassung bei einzelnen wichtigen Angelegenheiten aufgefordert werden können, auch an den Verhandlungen im Cabinet Theil zu nehmen.

„Auf diese Art bleibe ich in einer regelmäßigen Verbindung mit dem Geschäftsgang und den Geschäftsmännern und erhalte auf beide einen bestimmten Einfluß.

„Dieser Einfluß würde sich gründen auf das Zutrauen Ew. Majestät, auf die Rücksicht, welche Höchstdieselben nehmen würden auf meine Vorschläge in Hinsicht auf Sachen und Personen, auf die Uebereinstimmung der Verwaltungsgrundsätze, zu welchen die gewählten Personen sich bekennen mit den meinigen, auf ihre persönliche Verbindung mit mir.

„Der größte Theil dieser Vortheile verschwindet durch einen anscheinenden gänzlichen Austritt aus dem Dienst mit der Erhaltung eines geheimen Einflusses. — Soll ich in Verbindung mit dem Geschäftsgang erhalten werden, so kann dieses nur geschehen schriftlich und mündlich mit den vom Staate gebrauchten Geschäftsmännern, und ein solcher fortdauernder Verkehr kann nicht verheimlicht werden. Der dadurch erhaltene Einfluß bleibt immer sehr unvollkommen, da man an den Verhandlungen selbst nicht Theil nimmt und also auch sie kennen zu lernen und darauf einzuwirken nicht im Stande ist.

„Ich rathe also unterthänigst, entweder den ersten Weg einzuschlagen und mir eine Stelle unter den Geh. Staatsräthen anzuweisen, oder mich gänzlich zu

entlassen und mich aller geheimen Theilnahme an öffentlichen Geschäften zu entbinden."

Der König verschob die Entscheidung, wodurch den Feinden des Ministers ein fernerer Spielraum zu heimlicher Einschüchterung des Königs und offenen Angriffen auf Stein gegeben wurde.

Die Freunde blieben nicht unthätig. Es wurde eine Bittschrift an den König um Beibehaltung des Ministers Stein in Umlauf gesetzt, welche bei den Gutsbesitzern, den Bürgern Königsbergs und bei den höheren Beamten zahlreiche Unterschriften fand. In der Königsberger Zeitung vom 27. October las man nachstehendes Gedicht:

An den, dem es gilt.

„Fest, Edler! steh' ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogen Drang sich bricht;
Empörtes Element umschlang ihn rings; zerschmettern —
Verrücken mag es ihn, den Ur-Granit-Stein, nicht.

Bleib' unser Hort! geführt von Dir, mit Dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Muth,
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet,
Der Bau, der fest auf Dir, dem starken Grund-Stein, ruht.

Wer Dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren,
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in Dir, ist sein.
O, mög' er sorgsam Dich dem Volk zum Heil bewahren,
Dich, seines Diadems kostbarsten Edel-Stein!"

In Königsberg, wo man seit beinahe einem Jahre die Franzosen los war, durfte die Muse einen freien Athemzug wagen; in Berlin, wo noch französische Besatzung lag, wo Soult ein strenges Commando führte, unterstützt von einem aristokratischen Alt-Adel und ängstlich besorgten Krämerseelen, nahm man an den Neuerungen Steins schon längst ein Aergerniß und die Partei, die nach der Veröffentlichung des Briefes an Wittgenstein zuversichtlich auf seinen Sturz gerechnet hatte, nahm von jenem Gedichte zu erneuten Verunglimpfungen Anlaß. Zu allen Zeiten und so auch damals in Berlin stellte sich eine Schandpresse der Gewaltherrschaft zur Verfügung; diesen Dienst leistete damals in Berlin der Franzosenherrschaft ein von der geheimen Polizei in Sold genommenes Subject, Namens Lange, der in einem von ihm herausgegebenen Tagesblatte, der Telegraph genannt, dem Kaiser Napoleon und den Vollstreckern seiner Befehle die schamlosesten Huldigungen darbrachte und zugleich jede leiseste Regung vater-

ländischer Gesinnung verdächtigte, begeiferte und die Gewalt zum Einschreiten aufrief. Der Mittelstand und die niederen Schichten des Volks waren empört über das Schandblatt und die einzelnen Exemplare wurden vernichtet, wo sich eines blicken ließ; um die Verbreitung der Artikel zu sichern, wurden sie „Voß und Spener" zur Aufnahme überwiesen.

Das in der Königsberger Zeitung an Stein gerichtete Gedicht theilte der Telegraph mit und begleitete dasselbe mit den gehässigsten Angriffen auf den freisinnigen Minister und dessen Freunde. „Man wird," heißt es in jenem Schandblatte, „beim Durchlesen jener Strophen zu dem Wunsch geleitet, das Geheimnißvolle der Ausdrücke: Granit-Stein, Grund-Stein, Edel-Stein, welche das Sinnreiche dieser räthselhaften Zeilen ausmachen, zu ergründen. Wäre vielleicht der Name des angebeteten Abgottes zauberisch darin eingeflochten? Es ist das erbärmliche Machwerk eines unsinnig aufgeblähten Kopfes, denen nicht unähnlich, welche unserem Regenten und unserem Staate ein so großes Uebel zugezogen haben. — — Es steckt viel Wahn in diesen prunkvollen Titeln: starker Grund-Stein, — des Diadems kostbarster Edel-Stein — wenn sie solchen Männern gegeben werden, die sich durch glänzende Thaten und dem Vaterlande nützliche Dienste noch nicht ausgezeichnet haben. Diese Titel dem Manne zu geben, der durch das Wortspiel angedeutet wird, ist ein wahres Blendwerk. Ist denn der Brief des 15. August, welcher ganz Europa unter die Augen gelegt wurde, schon vergessen?" u. s. w.

Bald darauf erschien in der Königsberger Zeitung ein zweites Gedicht, ebenfalls mit Anspielungen an Stein mit der Ueberschrift:

Volkslied.

„Wie glücklich, König, ist ein Volk,
Wo den gerechten Thron
Mit weisem Rath ein Freund beschützt,
Der sich nicht, nein, dem Lande nützt,
Und feige Schranzen flohn" u. s. w.

Auch dieses Gedicht wurde in den Berliner Zeitungen abgedruckt und mit folgenden Anmerkungen begleitet: „Hat es nicht den Anschein, daß dieses Lied einzig und allein zur Ehre des Individuums gemacht worden ist, den man durch die größte der Unschicklichkeiten unaufhörlich dem Könige auf den Hals zu schieben wagen darf? Wir bedienen uns des Wortes Unschicklichkeit, weil in der That eine solche Vergesellschaftung selbst dann noch übel angebracht und respect-

widrig wäre, wenn das Individuum, wovon hier die Rede ist, in der Leitung des Staats gleich einem Richelieu die glänzendsten Ansprüche auf die öffentliche Achtung erworben hätte. Die Ehrerbietung, die man gekrönten Häuptern schuldig ist, gebietet, daß der Mann, welcher aufgerufen wird, ihnen zu dienen, und wäre er auch von der Beschaffenheit desjenigen, den wir so eben genannt haben, sich selbst vergessen muß, um sich blos mit dem Ruhm seines Herrn und mit der Wohlfahrt seines Vaterlandes zu beschäftigen, und über Alles muß er sich sehr hüten, es glauben zu machen, daß er der kostbare Stein, der Grundstein des Staates sei. — Was bedeutet ferner die übelgesinnte Anspielung auf „feige Hofschranzen“, die die Flucht ergriffen hätten. Es liegt nach unserer Ansicht in dieser Insinuation ein demagogischer Anstrich, der noch mit etwas Treulosigkeit verstärkt wird. Wollte man etwa eine Partei gegen die andere, die verschiedenen Klassen der Nation aufregen, das Volk gegen den Adel und die Armee aufreizen? . . . . Ideen von dieser Gattung vorbereiten, ein eingebildetes System der Nivellirung oder vielmehr der Anarchie in Aufnahme bringen, heißt dem Staate eine unberechenbare Folge von Unordnungen und Unglücksfällen bereiten.“

Unbeirrt „durch des Pöbels Geschrei“, suchte Stein die ihm, wie er wohl wußte, kurz zugemessene Zeit seiner staatsmännischen Thätigkeit nach besten Kräften zu nutzen. Als nach Abzug der Franzosen die Rückkehr des Königs nach Berlin bevorstand, legte er Sr. Majestät bereits am 21. October eine „Proclamation an sämmtliche Bewohner des preußischen Staats“ vor, in welcher, als Gewähr für eine bessere Zukunft, eine Darlegung dessen gegeben wurde, was für die Neugestaltung des Staats bereits geschehen sei und noch geschehen solle. Der König hatte: „später wieder vorlegen“ dazu bemerkt und einige Stellen mit Rothstift zur Abänderung angestrichen. Am 6. November legte Stein den abgeänderten Aufruf „An mein Volk“ in nachstehender Fassung vor. „Ein Jahr ist bereits verflossen, treue und geliebte Unterthanen, seit eure Erwartungen und Hoffnungen auf die Verbesserung der Staatsverfassung und Verwaltung gespannt sind. Umstände, die ihr kennt, haben schleunige Erfüllung dieser Hoffnungen, unser Aller Wünschen zuwider, gehindert. Daß sie aber nicht leer und grundlos sind, mag eine kurze Uebersicht dessen, was schon geschehen ist und noch geschehen soll, euch darthun. Es ist Mein aufrichtiger Wunsch und ernstliches Bestreben, die vom Kriege und seinen Folgen eurem Wohlstande

geschlagenen Wunden zu heilen und euch wieder zu beglücken, auch in den Stand zu setzen, ungehindert und frei, obgleich in gesetzlicher Ordnung, thun zu können Alles, was eure Wohlfahrt gründet und fördert, damit ihr, von Liebe und Dank durchdrungen, dem Staate innig euch anschließt, welcher dies Glück euch gewährt und sichert.

„Lästige Schranken des freien Gewerbes und Güterverkehrs sind deshalb schon zerbrochen (Edict vom 9. October v. J.) und die bisher darin geschiedenen Stände zu gleichen Rechten gestellt. Ich selbst habe einem Vorrechte, das euch Alle beschränkte, dem Mühlen-Regale, in dieser Hinsicht entsagt und in dem harten Mühlenzwange eine Last vernichtet, welche die Dürftigsten unter euch gerade am härtesten drückte. Und jegliches Hinderniß der freien Thätigkeit und des Gewerbefleißes, ob es auch durch Gewohnheit und Alter in den Meinungen Vieler geheiligt und vom Eigennutz vertheidigt würde, soll weggeräumt, jeglicher Gewerbszwang soll, wie noch vor Kurzem an einigen Zünften geschehen ist (Edict vom 20. October), so überall verbannt werden.

„Was aber höher und köstlicher ist, als Gewerbe und Verkehr, die Freiheit der Person, ist allen Bürgern Meines Staates ohne Unterschied verkündet. Das geschah, als Ich die Erbunterthänigkeit aufhob (den 9. October v. J.) und dadurch einen Stand freier Landbauern schuf, dessen Fleiß neuen Segen über euch Alle verbreiten wird. So werden nur freie Leute hinfort Meine Lande bewohnen. Auch eines sichern Eigenthums froh machen will Ich jeden Landmann, so viel an mir liegt. Was Ich in dieser Hinsicht allen Domainenbauern Meines Staates zu gewähren entschlossen bin, möget ihr sehen aus dem, was den Domainenbauern hiesiger Provinzen schon verliehen worden. Denn ihre vorher nur benutzten Güter habe Ich ihnen zum freien Eigenthum geschenkt (Edict vom 28. Juli v. J.), wodurch die Anzahl freier Gutsbesitzer allein in Ostpreußen, Westpreußen und Litthauen um 47,000 Familien vermehrt ist. Und aller Rechte, die freien Männern zustehen, soll nunmehr der Landmann, soll jeder Bürger Meines Staats genießen. Damit ihr selbst an der Verwaltung eurer Angelegenheiten durch Berathung fortan Theil haben möget, soll die ständische Verfassung erweitert und vervollkommnet werden. Wackere Männer aus eurer Mitte sollen zugeordnet werden den Behörden jeder Provinz und euch insgesammt vertreten; Gelehrte, Sachkundige, Künstler aller Art Rathgeber sein in jedem Zweige der Verwaltung.

„In eure eigene Hände, Bürger der Städte, wird man eure Gemeindewesen geben, und lossprechen eure Obrigkeiten von der beschwerlichen Vormundschaft der Regierung. Ihr selbst werdet eure Obrigkeiten wählen, die Verwaltung des Vermögens eurer Städte wird eurer Leitung und Aufsicht mitanvertraut werden, damit ihr euch freuet ihrer durch eure eigene Thätigkeit erhöhten Fonds.

„Wo nur ein Unterschied der Rechte zwischen Bürgern und Bürgern obwaltet, — er soll fallen!

„Keinen mehr soll seine Religion ausschließen von Aemtern und Würden, sondern überall werden gleich sein alle christlichen Religionsverwandten in ihren Ansprüchen auf Aemter im Staat.

„Ausgeglichen werden soll jede Unebenheit der Gesetze und Rechtspflege, aufhören jede besondere Gerichtsbarkeit; denn die Gerichtsbarkeit ist Ausfluß der obersten Gewalt, nicht der Grundherrschaft und alle Bürger des Staats sollen gleich stehen vor dem Recht und dem Gesetz.

„Schon seht ihr alle ausschließlichen Ansprüche vernichtet im Soldatenstande. Nur die begründeten Ansprüche des Verdienstes, des persönlichen Werthes und der Kenntnisse sollen künftig hier gelten und durch sie dem Geringsten und Aermsten, wie dem Vornehmsten und Reichsten die höchsten Stufen soldatischer Ehre und Macht offen stehen. Keine entehrende Behandlung mehr soll den Vertheidiger des Vaterlandes niederschlagen und abstumpfen, keine schmähliche Leibesstrafe den Mann von Ehrgefühl abschrecken, der heiligen Pflicht, fürs Vaterland die Waffen zu tragen, die allen Bürgern gemein ist, nachzukommen.

„Auch die Verwaltung eurer Angelegenheiten und die Geschäftsführung zu vereinfachen und zu beschleunigen von der obersten Behörde bis zur untersten, auch darauf ist euer König bedacht. Mein ernster Wille ist, daß künftig nicht mehr geschrieben, denn gehandelt, nicht mehr so viel Zeit mit leeren Förmlichkeiten verschwendet werde." Der Religion und ihrer Uebung, „diesem innersten Lebensquell," wurde eine besondere Sorgfalt zugesichert; auf „die Erziehung der Jugend zu einem kräftigen Geschlechte, worin die erhabenen Zwecke des Staates sich erhalten und fortentwickeln," sollte ernstlich Bedacht genommen werden. Der schon längst vorbereiteten, gleichmäßigen Nationalbildung, auf einen neuen und sicheren Grund gestützt, soll endlich sich die preußische Jugend

zu erfreuen haben. Ein „auskömmliches Gehalt" wollte Stein schon damals den hungernden Schullehrern in Aussicht gestellt wissen.

„Theure Bürger Meines Reichs," — so schließt der Aufruf — „Ich vertraue fest eurer Liebe, eurer standhaften Treue; vertrauet auch ihr fernerhin eurem wohlmeinenden Könige: Gebt der Welt das schöne Beispiel eines durch Unglück zwar gebeugten, aber um so fester vereinten, um so inniger an seinen Fürsten geschlossenen Volkes! Und dem Staate erfleht vom Himmel ein heiteres Loos, damit er bald werden könne, wie er zu werden strebt, und wir unsere Hoffnungen herrlich erfüllt sehen!"

Friedrich Wilhelm III., den sein ganzes Leben hindurch seine Bescheidenheit, die sich oft bis zum Mangel an Selbstvertrauen steigerte, zurückhielt, persönlich, mit einer Rede oder auch nur gedruckt vor die Oeffentlichkeit zu treten, verweigerte zum zweiten Male die Unterschrift. Er schickte Stein den Aufruf mit einem Schreiben vom 7. November zurück, in welchem er ihm mit aller Schonung sagt, daß er aus den ihm bereits bekannten Gründen „noch immer Anstand nehmen zu müssen geglaubt habe," die Proclamation zu unterzeichnen. „Sie wissen," heißt es weiter, „und es kann Ihnen nicht zweifelhaft geblieben sein, wie sehr mir an Ihrer Beibehaltung im Ministerio gelegen ist; ich kann mich jedoch des Gedankens nicht erwehren, daß uns noch viele Hindernisse hierüber in den Weg gelegt werden könnten, und daß es auf alle Fälle rathsam sein wird, die Rückkunft des Grafen Goltz abzuwarten, ehe und bevor ich meine Entschlüsse über diesen und so manchen anderen wichtigen Gegenstand zur Kenntniß des Publicums kommen lassen möchte. Ihnen dieses frei zu bekennen, war der Gegenstand dieser Zeilen. Fr. W."

Auf die Unterzeichnung dieser Proclamation hatte Stein den größten Werth gelegt; daß er aus dem Staatsdienst auszuscheiden gezwungen sei, war ihm längst außer allem Zweifel, allein er wollte es nicht thun, ohne für die Befestigung der von ihm ausgestreuten Saat in dem aufgelockerten Boden gesorgt zu haben, bevor sie von dem märkischen Flugsande der Berliner Reactionairs nach der Rückkehr des Königs verweht und erstickt würde. Durch die Proclamation wollte er es erreichen, daß der König der Nation sein Wort für die Einführung der neuen Gesetzgebung und Verfassung verpfände. Da ihm dies nicht gelang, zog er es vor, seine Entlassung zu fordern, bevor sie ihm ertheilt wurde. Er antwortete noch an demselben Tage — Königsberg, den 7. November — dem Kö-

nige: „Ew. Majestät haben Ihre Bedenklichkeiten wegen Vollziehung der Proclamation und Ihre Besorgnisse wegen meiner Beibehaltung im Dienst in sehr gnädigen Ausdrücken mir zu eröffnen geruht. Die Proclamation enthält das Anerkenntniß gewisser Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze, deren Wahrheit unabhängig von meiner persönlichen Theilnahme an öffentlichen Geschäften ist, die größtentheils bereits zur Anwendung gekommen und deren Zurücknahme verderblich sein wird. Ew. Majestät werden auch immer Männer finden, die sie ohne mein Zuthun ins Leben zu bringen im Stande sind.

„Die Besorgnisse wegen meiner Beibehaltung können nur durch meine Entlassung vollkommen gehoben werden, weil die Fortdauer meiner Theilnahme an Geschäften manche Gemüther beunruhigen mag, weil sie vielleicht zum Vorwande dienen kann zur Beschönigung von Gewaltthätigkeiten, die eine unglückliche Vergangenheit herbeigeführt und weil es mir scheint, daß nach der Zurückkunft nach Berlin der Kampf des Gemeinen und Schwachen mit dem Besseren mit mehrerer Kraft und Hartnäckigkeit beginnen wird.

„Die Ankunft des Grafen Goltz kann meiner Meinung nach nichts entscheiden; die Ansichten dieses gutmüthigen, aber unter mancherlei Druck erliegenden Mannes sind bekannt, er räth mit Herz und Mund zur greuzenlosesten Nachgiebigkeit und der Uebergang über die Weichsel wird seinen Muth nicht stählen.

„Unter diesen Umständen erbitte ich mir meine Entlassung und hoffe, auch wenn diese erfolgt sein wird, auf die Fortdauer Ew. Königl. Majestät Gnade, auf die ich einigen Anspruch zu haben mir schmeichle, durch meine unwandelbare Anhänglichkeit an Ew. Königl. Majestät höchste Person und den Staat und durch meine Bereitwilligkeit, diese Gesinnungen zu jeder Zeit und durch jedes Opfer zu beweisen."

Auch jetzt noch nahm der König Anstand, Stein die nachgesuchte Entlassung zu bewilligen. Er bat ihn nochmals schriftlich, die Rückkehr des Grafen Goltz abzuwarten und beauftragte den General Scharnhorst, deshalb mündlich mit Stein zu verhandeln, welcher sich bereit erklärte die Rückkehr des Grafen Goltz abzuwarten. Dieser war am 7. November in Berlin eingetroffen und ihm wurde von der dortigen französischen Partei in Beziehung auf Stein ein solcher Schrecken eingejagt, daß er dem Könige berichtete: „Napoleon werde gegen Steins Person und Vermögen wüthen; er halte Steins Entlassung und eine völlige

Unterwerfung unter die französische Politik für nothwendig. Selbst nach erfolgter Räumung des Landes werde die strengste Ueberwachung fortdauern und auf das geringste Zeichen der Entfesselung der Volksleidenschaften mit dem Wiedereinrücken der französischen Truppen gedroht werden."

Der Staatsrath Stägemann, welcher Goltz nach Erfurt begleitet hatte, gab Stein von Berlin aus Nachricht über die ihm feindselige Stimmung des Marschalls Soult und des Herrn Daru, welche „von den Berliner Uebel- und Schwachgesinnten" gegen ihn (Stein) aufgereizt wurden. „An der Spitze dieser Herren" — schreibt Stägemann — „steht, wie gewöhnlich, der Fürst Hatzfeld, der das Heil des preußischen Staats nur in einer Premierministerschaft des Herrn v. Voß und, wie die ganze in diesem Punkte vereinigte Partei, in der Zerstörung der heillosen Principien findet, die uns von dem Halben haben entwöhnen sollen. Daß diese Partei sehr geschäftig ist, Oel ins Feuer zu gießen, ergeben manche einzelne Umstände, z. B. daß nicht blos von der Entfernung Ew. Excellenz, sondern aller dem Kaiser Napoleon gehässigen Beamten die Rede ist, welche der Graf Hagen dem Grafen Goltz aus einem Gespräch mit dem Marschall Soult hergezählt hat." Stägemann berichtet, daß die von den Franzosen in Königsberg organisirte geheime Polizei dem Marschall Davoust selbst die Gespräche Steins mit dem Kaiser Alexander gemeldet habe.

Den Franzosen war, trotzdem daß Fürst Hatzfeld, Graf Voß, Graf Kalkreuth und diese ganze hochgeborne Sippschaft ihnen die wiederholte Versicherung der vollkommensten Unterwerfung des Königs unter Napoleons Willen gaben, dennoch unheimlich in Preußen zu Muthe, so daß sie an eine Dauer der Freundschaft nicht glaubten. „Herr Daru" — schreibt Stägemann — „sagte in meinem Beisein zum Grafen Goltz: daß zwischen Preußen und Frankreich kein gutes Vernehmen jemals mehr Statt finden könne; die Sache sei unheilbar verdorben. Dies sind gewiß auch des Kaisers eigenste Gedanken.

„Daß der allgemeine Wunsch der Wohlgesinnten für Ew. Excellenz Erhaltung sei, obwohl die Furchtsamen unter ihnen den Zorn Napoleons fürchten und sogar besorgen, daß die Räumung des Landes gar nicht erfolgen werde, darf ich Ew. Excellenz nicht erst sagen."

Einer der ehrenvollsten Gegner der Steinschen Reformen war der General York; er beurtheilte sie von dem Standpunkte des märkischen Edelmanns und altpreußischen Officiers, welcher allerdings ein beschränkter war. Seine Stimme

aber fiel schwer ins Gewicht, da er sich den wohlverdienten Ruf eines treuen und ergebenen Dieners des Königs, eines tapfern, welterfahrenen Officiers und eines Mannes von wissenschaftlicher Bildung, dem man sogar die Erziehung des Kronprinzen anvertrauen wollte, erworben hatte. Ueber die Vorurtheile vollblütigen Ahnenstolzes hatte York sich hinweggesetzt und, der Meinung seines Herzens folgend, eine schlichte Bürgerstochter, Johanna Seidel, in Namslau zum Altar geführt. „Was ist Ihre Frau Gemahlin für eine Geborne?" wurde er einst in adliger Gesellschaft gefragt. „Sie ist gar keine Geborne," war seine kurze Antwort und daß man sich über solch dummes Zeug hinwegsetzen müsse. Allein diese freisinnige Ansicht beschränkte sich nur auf sein Haus; im Heerwesen und in der Staatsverwaltung lag er noch unter dem Bann alter Vorurtheile und, obschon kein Parteimann, bekannte er sich doch offen zu den Grundsätzen der Reaction.

„Der Mann" — schrieb York den 21. September 1808 an einen Freund über Stein — „ist zu unserem Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikenwesen beruhenden, reichen Großbritanniens unserem armen, Ackerbau treibenden Preußen angewöhnt werden. Wie hat er geeilt mit seinen Absichten zum Vorschein zu kommen. Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewußte Edict, daß ein Jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen Verhöhnung des Adels ist dem Geiste unseres Monarchen und unseres Volks durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Speculant, der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wird er auch im Unglück seinem Monarchen zu Dienst sein mit Gut und Blut? Wird der neue Herr seine Bauern, die ihn wohl mit Ziegengemecker an der Ehrenpforte empfangen, mit sich in der Treue festhalten, wie der alte Erbbesitzer that, der in seinem Dorfe über die Gemüther mit Liebe und Anhänglichkeit herrschte? Daß die sogenannte Sklaverei der Bauern nur philanthropisches Geschwätz ist, wissen wir Alle. Eigentlich läuft es nur darauf hinaus, daß ein Grundbesitz sein soll wie ein Thaler Geld, der durch die Circulation sich vervielfältigt, wobei noch durch die Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinne des Königs. So etwas kann nur in der

Kanzlei eines Banquiers, oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder docirt, ausgeheckt werden. Leider hat sich dergleichen Geschmeiß des genialen Ministers bemächtigt. Man sieht ja, wie es von allen Seiten herbeiströmt und was sie in ihrer Coterie schon zu Tage bringen. Hörte man nicht sogar schon den demokratischen Unsinn, daß alle Stellen im Staate durch Abstimmen des Volkes besetzt werden möchten?

„Wie aber wird das schöne Land bei dem Plusmacher-System verwüstet werden! Auch die königlichen Domainen, die sie veräußern und den König auf lauter Geldeinnahmen setzen möchten, werden nicht ausgenommen sein. Der Speculant, der ein Gut erwirbt, denkt nur auf die Gegenwart; er wird eilen, die schönen Eichen- und Buchenwälder niederzuhauen, weil sie nicht so viel einbringen als Weizenfeld. — — Die Kiefernwälder werden sie noch Gnade finden lassen, da Bau- und Brennholz unentbehrlich ist und die Holzdiebe doch auch bestehen müssen.

„Ein anderes Steckenpferd, das der Minister reitet, ist die Population. Aus der Familie jedes ehrsamen Bürgers und Handwerkermeisters, der eine Anzahl Gesellen beschäftigt, ernährt und zur sittlichen Ordnung anhält, soll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem ein jeder Gesell seine Dirne heirathet und der Stifter eines neuen Geschlechts von Hungerleidern wird. Eben so auf dem Lande, wo man ja gern alle großen Güter in kleine auflöste und jede Erbschaft theilend, statt eines wohlhabenden adligen Besitzers oder Großbauern eine Anzahl kleiner Gärtner oder höchstens Kossätenhöfe stiftete. Könnten nun die großen schönen Dörfer sich in solche kleine Besitzthümer anbauen lassen und der freie Landmann seine Paar Morgen mit einer Hecke umgeben und in dem Bereich sein Wild schießen, dann wäre das Ideal erreicht, nach dem sie streben. — — — Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgend eine Entschädigung des Gutsherrn! Wie wird das die Stände unter einander entzweien und wie der Feind davon Nutzen ziehen! Buchstäblich aber, wie es genommen, kommt es gar nicht zur Ausführung. Ohne Modification wäre es ein Eingriff in das Eigenthum. Friedrich Wilhelm III. ist keineswegs Willens, das suum cuique, das Grundprincip aller Könige von Preußen, aus seinem Ordensstern herauszunehmen und den heiligen Crispin an die Stelle zu setzen.

„Des Ministers Absichten sind übrigens bekannt. Er will den Bauern

ein Eldorado von fern zeigen; um es zu genießen, kommt es nur darauf an, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Das hängt mit seinen geheimen Verbindungen in Deutschland zusammen, die Napoleon schon herausgewittert hat und über die wir ihm auch keine Vorwürfe machen wollten, wenn er nur nicht damit in dem gegenwärtigen Moment den König compromittirte. Die Person des Monarchen und die Sicherheit seines Hauses soll aber einem preußischen Staatsminister über Alles gehen.*)

„Auch irrt sich Herr v. Stein in dem Charakter des preußischen Bauern, wenn er glaubt, daß dieser irgend etwas thun werde ohne den Befehl seines Königs und ohne große Bataillen, die ihm beweisen, daß es damit Ernst ist; da schließt er sich an und schlägt auch wohl auf seine Einquartierung los; doch die Franzosen haben Argusaugen! Zu einer sicilianischen Vesper oder zu einem Kriege auf die Vendeeweise ist der Deutsche eben nicht geeignet. Wie wäre auch in unserem flachen Lande so etwas möglich. In der Lage, in der wir uns befinden, ist ruhiges Abwarten der politischen Verhältnisse das Klügste und Sicherste, den Feind aber auf eigene Faust herauszufordern wahrer Unsinn."

Nach erfolgter Entlassung Steins schreibt York den 26. November 1808 an den Oberstlieutenant v. Oppen: „Unsere äußeren Verhältnisse fangen an günstiger zu werden; auch unsere inneren nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf — Stein — ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift**) selbst auflösen. Ich hoffe, es wird bald besser werden. Kehrt die ruhige Vernunft bei uns ein und das Geschick führt uns, wie uns die Hoffnung leuchtet, einen günstigeren Zeitpunkt herbei, so hoffe ich, daß der dörrende Stamm neu belebt Blüthen und Früchte tragen wird."

Wir ersehen aus diesen Mittheilungen, daß es nicht, wie Stein vermuthete, nur eine Hof-Camarilla war, die ihn verdächtigte, sondern daß er seine heftigsten und entschiedensten Gegner in dem Heere hatte, wo ihm freilich auch die tapfersten Mitkämpfer: Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen zur Seite standen.

Wie die militairische Reaction an Marwitz und York, so hatte die

*) Als York 1812 mit dem ihm anvertrauten Heere sich von den Verbündeten des Königs, den Franzosen, trennte und zu den Russen überging, compromittirte er den König mehr, als Stein es jemals gethan; es galt die Befreiung und Rettung des Vaterlandes.

**) Nicht „Geist", wie Droysen liest. Yorks Leben I. 217.

politische an Herrn v. Voß ihren eifrigsten Vertreter. Herr v. Voß war nach dem Urtheile von Männern, die ihm nahe gestanden haben, ein wohlwollender, sparsamer, dabei in außerordentlichen Fällen für seine Verwandten sehr großmüthiger Edelmann, in Geschäften sorgfältig, thätig, das Bild eines altpreußischen Ministers, der in seinem Kreise feste Ordnung hielt, sich aus Ueberzeugung streng an das Bestehende schloß und darin allein das Heil des Landes suchte. Zum Träger großer Gedanken, zum tiefen Auffassen seiner Zeit, ihrer Bedürfnisse und der Mittel, den zertrümmerten Staat neu zu bilden, war er nicht gemacht; er hielt alle Einrichtungen, welche sich von dem Herkömmlichen entfernten, für verderblich und mißbilligte laut und entschieden die Steinschen Maßregeln. Sein Standpunkt war der des Privatrechts; er hielt als märkischer Gutsherr an der Ueberzeugung fest von der Unantastbarkeit grundherrlicher Rechte, z. B. des Mühlenzwanges; es entging ihm aber, daß diese Rechte ursprünglich auf verhältnißmäßigen Pflichten beruhten, deren Leistung in Abnahme gekommen oder (wie die Ritterdienste) ganz aufgehört hatte und daß das höchste Staatsgesetz: die Rettung des Königs und des Landes, Opfer auflegen kann, welche in gewöhnlichen Zeiten nicht anders als gegen vollständige Entschädigung gefordert werden dürfen.*)

In der Besorgniß, daß Graf Goltz in Königsberg nicht entschieden genug gegen Stein auftreten und auf dessen sofortige Entlassung dringen werde, schickte Voß den Kammerjunker d'Aubier mit einer nachträglichen, aber Goltz doch zuvorkommenden Depesche an den König ab, in welcher er die aus Spanien neuerdings eingezogenen Nachrichten von dem zunehmenden Zorn Napoleons gegen Preußen mittheilte, welcher nur beschwichtigt werden könne durch die Entfernung aller nicht französisch gesinnten Staatsdiener, vor Allem durch die Entlassung Steins, welcher, wie die französischen Behörden nur zu wohl wüßten, eine Revolutionirung Preußens nach dem Muster des französischen National-Convents im Schilde führe.

Der preußische Stein lag Napoleon schwer auf dem Herzen. Selbst während des anfänglichen Siegesjubels in Spanien wurde er von so empfindlichen Steinschmerzen geplagt, daß er sich in dem dritten Bülletin, aus Burgos vom 13. November 1808, seiner Galle zu entledigen suchte: „Die jungen Studenten

---

*) Pertz, das Leben Steins. II. S. 278.

von Salamanca," heißt es darin, „welche Frankreich zu erobern gedachten und fanatische Bauern, welche schon von der Plünderung Bordeaux's und Bayonne's träumten, sind bitter enttäuscht worden. — — — Solche Menschen, wie Herr v. Stein, welche bei dem Mangel an Linientruppen, die unseren Adlern nicht zu widerstehen vermochten, an das erhabene Project denken: die Volksmassen aufzurufen, müßten Zeugen des Unglücks sein, welches sie über die Bevölkerung bringen und des zornigen Widerstandes, den ein solches Hülfsmittel unseren geregelten Truppen entgegenzustellen vermag." Später sollte freilich Napoleon belehrt werden, daß den Flambergen der deutschen Studenten und den Kolbenschlägen der preußischeu Bauern seine alte Garde nicht zu widerstehen vermochte. Immer höher hinan klimmte damals der Kaiser an der öden Felswand des Absolutismus, auf dessen Spitze er, des Schwindels nicht mehr Herr, in den Abgrund stürzte. Als der gesetzgebende Körper der Kaiserin am 20. November 1808 einen ihm von dem Kaiser unmittelbar zugegangenen Siegesbericht aus Spanien durch eine Deputation mittheilen ließ, erwiderte sie: „Sie sei erfreut darüber gewesen, daß Sr. Majestät erster Gedanke nach dem Siege auf die Männer gerichtet gewesen sei, welche die Nation repräsentirten." Napoleon war entrüstet über diese demokratischen Aeußerungen seiner Gemahlin, er begnügte sich nicht, dieselben in einer Gardinenpredigt zu berichtigen, sondern ließ sofort eine heftige Erklärung im Moniteur erscheinen. „Ihre Majestät die Kaiserin," heißt es darin, „kennen zu gut unsere Constitution; Sie wissen zu gut, daß der erste Stellvertreter der Nation der Kaiser ist, denn alle Gewalt kommt von Gott und der Nation. In der Ordnung unserer Constitution kommt nach dem Kaiser der Senat, nach diesem der Staatsrath, nach diesem das gesetzgebende Corps, dann alle Gerichtshöfe und öffentlichen Beamten nach der Ordnung ihrer Verrichtungen; denn gäbe es in unserer Constitution ein Corps, welches die Nation vorstellte, so würde dies Corps souverain sein, die anderen Corps wären nichts, sein Wille ginge über Alles. Der Convent, sogar das gesetzgebende Corps, sind früher einmal Stellvertreter gewesen. Damals machte der Präsident dem Könige den Lehnstuhl streitig, indem er sich auf den Grundsatz stützte, daß der Präsident der Nationalversammlung den Rang vor den Beamten der Nation habe. Von diesen überspannten Ideen sind zum Theil unsere Unfälle gekommen. Es wäre eine sonderbare, ja sogar frevelhafte Behauptung, die Nation über den Kaiser stellen zu wollen. Das gesetzgebende

Corps, das nur uneigentlich diesen Namen führt, sollte gesetzgebender Rath heißen; es hat nicht die Befugniß Gesetze zu machen, nicht einmal sie vorzuschlagen. — In der Ordnung unserer constitutionellen Hierarchie ist der erste Stellvertreter des Volks der Kaiser, seine Minister sind die Organe seiner Entscheidung; die zweite stellvertretende Gewalt ist der Senat; die dritte der Staatsrath, der wahrhaft gesetzgebende Attribute hat; das gesetzgebende Conseil nimmt erst den vierten Rang ein. Alles würde wieder in Unordnung gerathen, wenn andere constitutionelle Ideen die Idee unserer monarchischen Regierung verdrängen sollten."

Je mehr aber Napoleon sich von dem Hochmuthsteufel blenden ließ, desto mehr lernten wir uns der Demuth befleißigen. — Als man dem Könige die Anklage wegen der dem Fürsten Wittgenstein zur Last gelegten Giftmischerei und wegen der unziemlichen Schimpfreden des Papageien der Gräfin Voß hinterbrachte, wies er die Ankläger mit Unwillen zurück. „Dank sei es," schrieb damals Stein, „der Verblendung der Verleumder, daß diese Lügen gar zu hirnlos waren, um auf einen so verständigen und edlen Mann als den König nur den leisesten Eindruck zu machen." Die französische Partei hatte gehofft, Herrn v. Voß an die Spitze der Geschäfte zu bringen, um Steins Neuerungen in der Geburt zu ersticken; allein dieser Plan scheiterte an der Beharrlichkeit Steins und der Ueberzeugung des Königs, daß niemals eine privilegirte Junkerschaft, daß nur die vereinte neugeborene Volkskraft den Staat aus tiefster Erniedrigung zu retten vermöge. Zwar ging er nicht auf die von Stein gemachten Vorschläge ein, welcher die Ernennung des Grafen Dohna auf Schlobitten zum Minister des Innern, den Herrn v. Schön zum Finanzminister befürwortete; allein die aristokratisch französische Partei erlangte eben so wenig die Ernennung des Herrn v. Voß zum Premierminister. Es hatte sich eine vermittelnde Partei unter dem Einflusse Hardenbergs, der zurückgezogen in Marienwerder lebte, gebildet, deren Führer der intriguante Nagler und der von ihm geleitete, gutmüthig brummende Altenstein war; dem Letztern wurde, obschon er sich hierzu ganz unfähig erwies, das Finanzministerium übertragen, vornehmlich deshalb, weil er, was Stein und Schön verweigerten, die zur Petersburger Reise nöthigen Gelder anzuschaffen sich bereitwillig erklärt hatte.

Stein hielt sich in seinem Gewissen für verpflichtet, dem Könige noch vor seinem Abschiede eine offene Darlegung der Verhältnisse und rücksichtslose Schil-

derung der Persönlichkeiten zu übergeben, welche er in Berlin vorfinden werde. In einer Denkschrift vom 22. November spricht er die Ueberzeugung aus, daß die Rückkehr des Königs nach Berlin Friede und Vertrauen in die bekümmerten Herzen der zwischen Elbe und Weichsel wohnenden Unterthanen bringen werde, allein er macht auch auf die Gefahren aufmerksam, welche mit dem Aufenthalte in Berlin und Potsdam verbunden sein würden. „Der Aufenthalt in Berlin" — heißt es in der Denkschrift — „wird den König in unmittelbare Berührung bringen mit allen jetzt mit so vieler Leidenschaftlichkeit in Bewegung gesetzten Triebrädern ein- und ausländischer Cabale, er wird sorgsamer von allen Seiten beobachtet werden, er wird mit weniger äußerer Unabhängigkeit bei denen im folgenden Jahre zu erwartenden großen Ereignissen handeln können. Es ist also nöthig, daß er sich gegen das Einwirken fremder Cabale sichere, daß er seine äußere Unabhängigkeit möglichst erhalte.

„Eines der Hauptwerkzeuge der einländischen Cabale ist der General v. Köckeritz, er ist der Vereinigungspunkt, an den sich eine Menge theils schwache, furchtsame, die Ruhe liebende, theils am alten Schlendrian hängende, theils unter fremdem Einflusse stehende Menschen anschließen, er bringt ihre Meinungen mittelbar an den Regenten und späht seine Entschlüsse aus, die, wie ich unten bemerken werde, ihm schlechterdings kund werden müssen und er hindert sehr oft den Zutritt der Wohldenkenden zu dem Regenten. Seine Entfernung würde von den wohlthätigsten Folgen sein und sie wäre ein Beweis von Achtung, welche der König der Meinung der gutgesinnten und treuen Anhänger an seine Person und an seinen Staat zu geben geruhte. Um sich der Beobachtung zu entziehen, muß ein größeres Geschäftsgeheimniß beobachtet und der Hof möglichst von zweideutigen Leuten und solchen gereinigt werden, deren Ruf nicht ganz rein und unbescholten ist.

„Dinge von größter Wichtigkeit werden im Innern der königlichen Familie gelesen und besprochen, sehr Vieles von geringerer Bedeutung kommt des Abends bei dem Theetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau v. Voß wird von Besuchern nicht leer, hier erscheinen Gesandte, Soldaten, Geschäftsleute, Menschen aller Art und allen Sinnes, wie ist bei einer solchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich und die wichtigsten Dinge werden zu Stadtgesprächen.

„So weiß ich z. B., daß ich dem Könige das Memoire von Cevallos zugestellt habe und der Inhalt dieses, Napoleon sehr herabwürdigenden, Acten-

stückes wird bekannt. Ganz unbedeutende Weiber wissen die Personen, die ich zum Finanzminister und Minister des Innern vorgeschlagen, jetzt wo es von größter Wichtigkeit ist, daß meine Theilnahme an allen diesen Ernennungen verborgen bleibt.

„Es ist nöthig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechtschaffenheit und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen dem Könige nahe zu stehen. Herrn v. . . . . . wirft man einen Hang zum Klatschen und eine Neigung zum Lügen vor; verdient ein solcher Mann an dem ganzen Leben der königlichen Familie Theil zu nehmen? Der Hofmarschall v. . . . . . . ist berüchtigt wegen seiner Habsucht, er ist Invalide, sein ganzes Aeußere eine Carricatur; wie kann ihm die Auswahl und die Aufsicht über die königliche Dienerschaft anvertraut bleiben. — Man entferne diese Menschen, man gebe den Visiten, welche die Gräfin Voß annimmt, eine andere Einrichtung, sie bestimme gewisse Tage und Stunden, wo sie Leute sieht, die übrige Zeit sei sie unzugänglich.

„Wird zum Hofmarschall ein Mann von Achtung und Ehre ernannt, so muß sein erstes Geschäft sein, die Sittlichkeit und Privatverhältnisse aller Hof-Subalternen zu prüfen und Alles, was nicht durchaus gut und rechtlich ist, zu entfernen."

In dem constitutionellen England findet man es ganz in der Ordnung, daß ein zur Regierung gelangtes Whig-Ministerum darauf dringt, daß die Königin ihre Tory-Kammerfrauen entläßt; daß aber ein preußischer Minister sich auch nur Rathschläge in Beziehung auf Besetzung der Hofchargen erlaubte, wurde allerhöchsten Orts sehr übel aufgenommen. Hierdurch und besonders auch durch die Abmahnung von der Reise nach Petersburg hatte Stein die Gunst der Königin verscherzt, in welche sich der Geh. Rath Nagler sehr geschmeidig einzuschlängeln verstand.

Es gereicht dem Könige zur Ehre, daß er durch so kleinliche Rücksichten sich nicht verletzt fühlte, vielmehr in einem eigenhändigen Schreiben vom 24. November 1808 ihm die Zustimmung zu dem von ihm entworfenen Organisations-Plane der obersten Staatsbehörden und die vollste Anerkennung seiner Verdienste bezeugte. „Gegen die von Ihnen vorgeschlagenen Personen," heißt es in dem Schreiben, „wüßte ich nichts Wesentliches einzuwenden; — — auf alle Fälle werde ich ganz besonders darauf Bedacht nehmen, jene in Vorschlag gebrachten Individuen auf diese oder eine ähnliche Art vorzugsweise anzustellen. Hätten

es die Umstände gestatten wollen, daß Sie die oberste Leitung der Staatsgeschäfte ferner behalten hätten, so würde ich nicht das geringste Bedenken tragen, es sogleich zu genehmigen, so aber wird es nöthig, auf die zukünftigen Führer derselben mit Rücksicht zu nehmen.

„Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, so wie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren."

Außer diesem Privatschreiben, in welchem der König seinem dankerfüllten Herzen ein Genüge zu thun sich gedrungen fühlte, erhielt Stein durch ein Cabinetsschreiben unter demselben Datum die amtliche Ausfertigung seiner Entlassung.

„Mein lieber Staatsminister Freiherr v. Stein.

„Da die Nachsuchung Euer Dienstentlassung zur Nothwendigkeit geworden ist, so ertheile Ich Euch solche hierdurch in Rücksicht auf letztere. Je größer das Vertrauen war, womit Ich Euch die obere Leitung Meiner gesammten Staatsverwaltung übertrug und je dankbarer Ich Euern Bemühungen, denselben zu entsprechen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, desto lebhafter bedaure Ich den Verlust eines so eifrigen, treuen und ausgezeichneten Ministers. Die geheimen Papiere Eures Ministerii, besonders über die verschiedenen von Euch geleiteten Verhandlungen mit auswärtigen Behörden habt Ihr Mir mit Verzeichniß einzureichen und Mir über diese Verhandlungen und deren jetzige Lage Bericht zu erstatten, damit Ich das Ganze vollständig übersehe. Ich werde an Euerm Wohlergehen stets aufrichtigen Antheil nehmen und um Euch für die mannigfaltigen Ausgaben, die Folgen Eures Wiedereintritts in Meinen Dienst waren, einigermaßen zu entschädigen, habe Ich dem Finanzminister Freiherrn v. Altenstein den Befehl ertheilt, Euch Eure bisherige Besoldung nach den bestehenden Etats und Regulativs auf ein Jahr vom 1. December d. J. an bezahlen zu lassen. Ich behalte Mir vor, Euch künftig eine angemessene Pension zu bestimmen und verbleibe Euer dankbarer und wohlgeneigter König."

Stein, der sich nicht sowohl für einen Verabschiedeten als vielmehr für einen Abscheidenden halten durfte, hatte, soweit es irgend in seinen Kräften stand, dafür gesorgt, sein Haus — denn als solches betrachtete er den preußischen Staat — zu bestellen und ein letztwilliges Vermächtniß zu hinterlassen.

Da der König die Unterzeichnung der Proclamation an das Volk verweigerte, veranlaßte er seinen, im patriotischen Eifer ihm voranschreitenden Freund, den Geh. Rath v. Schön, zur Abfassung eines Rundschreibens an die gleichgesinnten Mitarbeiter bei der Staats-Revolution, welches unter dem Namen „Steins politisches Testament" eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat; dies ist es:

„Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staats, für den ich lebe, für den ich leben werde.

„In den äußeren Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern fehlte ich mein Ziel. Es kam nur darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß sich ein Jeder im Volke frei in moralischer Richtung entwickeln könne und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gerne zum Opfer bringe.

„Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist bereits Vieles geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet, der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützen und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

„1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten,

mit einem Grundstücke ererbt und erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des General-Departements gemacht.

„2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthanen nöthiget, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction ist bereits eingeleitet.

„3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesinde-Ordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht der Civil-Commissaire der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesinde-Ordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentgesetz unseres Staates, unsere Habeas-corpus-Acte, geschehen. Bisher schienen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil von ihm sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesinde-Ordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

„4) Eine allgemeine Nationalrepräsentation. (Hört! hört! 1808) Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken könne, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den

Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communal-Angelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volks unter uns bisher Statt fand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrication oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir dem Könige vorgelegt worden. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Verfassungs-Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

„5) Zwischen unseren beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem früheren Stande ganz. Dieses hat nothwendig die Spannung, die Statt findet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz gestattet werden müssen. Der Adlige wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen; er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als bloßem Staatsbürger gebührt.

„Jeder Stand fordert jetzt, abgesondert, den Beistand der höchsten Gewalt und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den anderen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

„6) die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

„7) die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnden. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des anderen leistet, sind an sich zwar kein Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei Statt findet. Diese Dienste aber führen eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist. Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilung befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volks, der aus jenen Fundamentalsätzen nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen."

Der achte und neunte Punkt beziehen sich auf die Pflege des religiösen Sinnes und auf Erziehung und Unterricht; sie sind fast in denselben Worten, wie in der oben mitgetheilten „Proclamation", abgefaßt.

„Alle kleinen Mängel unserer Verfassung," heißt es am Schluß, „namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein; und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Militair- und Civil-Einrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

„Königsberg, den 24. November 1808. Stein."

Der König empfing zum letzten Male Stein bei sich in Königsberg am 4. December, worauf dieser sich nach Berlin begab, um einer Einladung seiner Freunde nach Schlesien zu folgen.

Am 28. December trat der König die Reise nach Petersburg an, von der er im Februar 1809 nach Königsberg zurückkehrte.

Daß zumeist die aristokratisch-französische Partei in Berlin — wir lernten

sie bereits als die reactionaire kennen — die Entlassung Steins durch Verdächtigung bei den französischen Machthabern betrieb, geht noch aus einem von dem Kriegsrath Scheffner, welcher im besonderen Vertrauen bei der Königin stand, unter dem 4. December 1808 an den König gerichteten Schreiben hervor, in welchem es heißt: „Nach der einmal vollzogenen Entlassung des Ministers v. Stein ist darin nichts mehr zu ändern, allein so fest ich überzeugt bin, daß es den redlich denkenden Theil der Nation schmerzt, diesen edlen, höchst dienstverständigen Mann durch lügenhafte Geschwätze elender, nicht ausländischer Menschen von Ew. Königlichen Majestat entfernt zu sehen, so gewiß bin ich, daß Ew. Königliche Majestät diese mit Recht Trauernden sehr trösten würden, wenn Sie ihm im letzten Moment seines Hierseins einen sichtbaren Beweis Ihrer persönlichen Zufriedenheit und Ihres Wohlwollens zu geben geruhen wollten. Sollte aber wohl ein Leichteres zu finden sein, als die Verleihung des schwarzen Adlerordens, begleitet von einem Handbillet, wie Ew. Majestät so gut und so treffend zu schreiben wissen?“ u. s. w. Der König antwortete eigenhändig: „Es befremdet mich sehr zu sehen, daß der sonst so verdienstliche Herr Kriegsrath Scheffner die politisch nothwendig gewordene Entfernung des allerdings edlen, höchst dienstverständigen Ministers v. Stein aus dem allerverkehrtesten Gesichtspunkte und wie ihn höchstens falsche Patrioten, übelgesinnte oder ganz unwissende Menschen beurtheilen mögen, anzusehen beliebt und aburtheilt. Könnten Sie also in der That auch glauben, daß ich bei dem, ich wiederhole es nochmals, politisch nothwendig, ja dringend nothwendig gewordenen Zurücktritt jenes Ministers jetzt etwas unterlassen würde, das so ganz mit der Neigung meines Gemüths übereinstimmend ist? Daß jedoch dieses zu thun in unserer jetzigen kritischen Lage höchst unpolitisch handeln hieße, ist eben so gewiß. Meinen Dank übrigens für Ihre Freimüthigkeit und die ohne Zweifel dabei gehabte edle Absicht. Fr. W.“

So eingeschüchtert war der König, daß er dem treuen und edlen Diener, welcher durch Selbstverleugnung und durch rettende Thaten in Zeiten höchster Noth feurige Kohlen auf seinem Haupte gesammelt hatte, dessen große Verdienste um den Staat er zuerst widerwillig, dann aber mit offener Ueberzeugung anerkannte, beim Abschiede kein öffentliches Zeichen der Huld zu geben wagte. Desto freigebiger war Napoleon mit einem Zeichen seiner Ungnade. Das Kriegsglück hatte ihn seit einem Monat in Spanien begünstigt. Er selbst hatte dort den

Oberbefehl übernommen und war siegreich in Madrid eingerückt. Durch seine Kundschafter in Preußen in Kenntniß gesetzt, daß trotz aller Verwarnungen der Minister Stein dort unausgesetzt an den Vorbereitungen zu einer Revolutionirung Deutschlands, Erhebung des Volkes in Masse und an dem Anschlusse an Oestreich zu einem gemeinschaftlichen Kriege arbeite, erließ er aus Madrid am 16. December 1808 folgendes kaiserliche Decret:

„1) Der p. p. Stein (le nommé Stein), welcher Unordnungen in Deutschland zu erregen sucht, wird hierdurch für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

„2) Die Güter, welche der genannte Stein, sei es in Frankreich oder im Gebiete des Rheinbundes, vielleicht besitzen möchte, werden sequestrirt.

„Der genannte Stein wird aller Orten, wo er durch unsere Truppen oder die unserer Verbündeten erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

Napoleon."

Der französische Gesandte in Berlin Graf St. Marsan gehörte nicht zu den übereifrigen Vollziehern der kaiserlichen Befehle, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, dem Kaiser selbst mehr zu Schmach und Schaden, als zu Ehre und Vortheil gereichten. St. Marsan ließ Stein durch den holländischen Gesandten v. Goldberg in Kenntniß setzen von der über ihn verhängten Acht und ihm vertraulich mittheilen: er habe Befehl, alle politischen Verhältnisse mit Preußen abzubrechen und Berlin auf der Stelle zu verlassen, wenn er Stein im Preußischen anwesend oder gar noch im Dienste vorfinde; er werde aber, wenn Stein sogleich abreise, verfahren, als ob er Preußen schon verlassen habe. — Ungesäumt traf Stein Anstalten zur Abreise. Er verließ am 5. Januar Berlin und reiste bei schneestürmendem Winterwetter auf ungebahnten Wegen über Sagan, Bunzlau, Löwenberg, meist zu Schlitten, dem Riesengebirge zu, wo er bei seinem früheren Collegen und Freunde, dem Grafen Reden in Buchwald, eine herzliche Aufnahme fand. Unterdessen ward überall in den Rheinbundlanden der Achtsbrief öffentlich verkündet und die überdienstfertige Polizei in Berlin hatte den Befehl zur Ergreifung Steins sogar an den Straßen-Ecken anschlagen lassen: denn Preußen gehörte ja zu „den Verbündeten Frankreichs". —

In Buchwald war der Aufenthalt unsicher; das nur zwei Meilen davon entfernte Hirschberg war noch von Franzosen besetzt.

Die Freunde sorgten für gesicherte Weiterreise nach Prag, von wo Stein

sich an den k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Stadion, in Wien mit der Bitte gewendet hatte, ihm vom Kaiser eine Freistatt in seinen Staaten auszuwirken, wo er sich in Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder widmen könne. Bereits am 24. Januar benachrichtigte ihn Stadion amtlich, daß der Kaiser sich freue, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der eben so sehr durch die seinem Könige geleisteten Dienste, als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei. Um Stein in größerer Nähe zu haben, wurde ihm Brünn, die Hauptstadt Mährens, zum Aufenthalt angewiesen. Es war damals die verhängnißvolle Zeit, in welcher die, in den Annalen der Wiener Hofpolitik einzige, Erscheinung vorkam, daß ein, aus Preußen wegen seiner revolutionairen Bestrebungen und volksaufwieglerischen Umtriebe ausgewiesener, Minister, auf den Napoleon fahnden ließ, eine Freistatt und willkommene Aufnahme in den östreichischen Staaten fand. —

Der aus Preußen nach Oestreich übergesiedelte, als publicistischer Schriftsteller und, nachdem Napoleon besiegt war, als reactionairer Staatsmann bekannte G e n tz (wir erinnern uns seiner aus dem Hauptquartier in Erfurt 1806) lebte damals in Prag. Er erneute sogleich seine frühere Bekanntschaft mit Stein. Er beeilte sich, ihm von der günstigen Entscheidung in Betreff seiner Aufnahme Nachricht zu geben und schrieb ihm:

„Das Verfahren des k. k. Hofes wird für gutdenkende und edle Menschen, deren Anzahl in diesem Lande wirklich nicht gering ist, ein wahrer Triumph sein. In einem Augenblicke, wie dieser, entschuldigt vielleicht die Freude einige Aeußerungen, welche unter anderen Umständen die Bescheidenheit mir verbieten würde. Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu f i n d e n wäre, wenn sie gleich daran verzweifeln, daß man es auf diesem Wege s u c h e n werde, verehren in Ew. Excellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus diesem Standpunkte habe ich wenigstens und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie schon seit mehreren Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unserm Glauben das Siegel aufgedrückt. Und ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heut gelänge, Ew. Excellenz die D i c t a t u r (unbeschränkten Oberbefehl) über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte."

Stein hatte, bevor er Berlin verließ, dem Könige von der napoleonischen Achtserklärung und von seinem Entschluß, die preußischen Staaten ohne Verzug zu verlassen, Nachricht gegeben. Der König antwortete ihm unter dem 16. Januar 1809 aus Petersburg: „Sehr lieb ist es mir, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, sogleich meine Staaten zu verlassen, so daß nun keine Compromis und üblen Folgen weiter entstehen können. Ich muß Sie ersuchen, auch in der Folge diesem Entschlusse getreu zu bleiben, da durch die gebieterischen, mir sehr betrübenden Umstände keine andere Partie mit Ihrer persönlichen Sicherheit vereinbar ist. N. S. Der Kaiser will Ihnen sehr gern ein Asyl in seinen Staaten vergönnen; er wünscht aber, daß Sie durch Galizien in das russische Reich reisen möchten." — Scharnhorst, welcher sich bei dem Könige in Petersburg befand, fügte hinzu: „Ew. Excellenz überschicke ich hier mit dem gerührtesten Herzen die Antwort des Königs auf Ihren Brief. Ich habe den Auftrag, noch hinzuzufügen, daß nicht allein Ihre Pension ausgezahlt werden soll, sondern daß auch der König auf alle Art suchen würde, Ihnen Beweise der Dankbarkeit zu geben. Sollten Ew. Excellenz irgend etwas benöthigt sein, es sei Geld u. s. w., so bitte ich mich davon zu benachrichtigen, wobei ich jedoch in Hinsicht des Wappens (Briefsiegel) Vorsicht empfehle.

„Mit den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit und ewigen Verehrung bin ich

Sch.

„N. S. Ich werde für Ew. Excellenz um einen Paß vom Kaiser von Rußland nachsuchen."*)

Mehr ermuthigend lauteten die Briefe Gneisenau's. Diesem hatten die Minister Goltz, Altenstein und Dohna sofort nach dem Eingange der napoleonischen Achtserklärung in Königsberg den Auftrag ertheilt, für Steins Sicherheit in aller Stille zu sorgen.

Am 14. Januar 1809 schrieb Gneisenau an Stein, welcher unterdessen schon die östreichische Grenze überschritten hatte: „So wie ich die erste Nachricht von dem, gegen Ew. Excellenz geschleuderten Bannstrahl erhielt, ergriff mich eine große Unruhe. Man traf indessen Anstalten zu Ihrer Sicherheit und, was mir schmeichelte, man wählte mich zum Werkzeug der Ausführung . . . . Gott

*) Wegen der Pension sah sich Stein genöthigt, von Brünn aus sich an die Freunde in Berlin zu wenden und wurden ihm vom Könige 5000 Thaler bewilligt.

sei mit Ihnen! Sobald ich Sie in Sicherheit wußte, freute ich mich über Ihre Proscription. Die Schwachmüthigen sind dadurch niedergedonnert, die Bösartigen freuen sich darüber; allein alle edle Herzen fühlen sich dadurch näher an Ew. Excellenz angeschlossen. Sie gehören nun der Geschichte an und wenn ein gewisser Hof (Wien) durch große Blicke sich leiten läßt, so zieht er von diesem Umstande großen Vortheil. Es muß Ew. Excellenz Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß selbst Graf Goltz, der sich in der letzten Zeit nicht zu Ihrer Zufriedenheit benommen hat, sehr eifrig mitgewirkt hat. Von den beiden anderen Ministern versteht sich dies von selbst." Einige Wochen später schrieb er ihm: „Gott geleite Ew. Excellenz und lasse Sie glücklichere Tage sehen. Aller Edlen Herzen sind durch Ihre Proscription noch fester an Sie geschlossen; Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an, nun der ganzen civilisirten Welt." Eine seiner treuesten Verehrerinnen und Freundinnen, die Prinzeß Luise Radziwill, schrieb ihm: „Zum ersten Male habe ich dem Himmel gedankt für die Gewißheit, daß Sie weit von uns waren . . . . Es ist mir süß zu denken, daß die Erinnerung an Ihre Freunde jene an die Undankbaren, die Sie gemacht haben, ausgelöscht und daß Sie uns unter die Wesen zählen, die Ihnen aufrichtig ergeben sind. . . . Wenn nach so viel Aufregungen und Leiden Sie mit Schmerz das Land verlassen, dem Sie so rührende Beweise von Theilnahme und Anhänglichkeit gegeben haben, so urtheilen Sie, was Ihre Freunde dulden: Tausend und tausend Mal denken wir an Sie und hoffen, daß sich unsere Gedanken begegnen mögen."

Würde es den Schergen Napoleons gelungen sein, sich der Person Steins zu bemächtigen, er würde schwerlich dem Schicksale Palms, der Gefährten Schills und anderer deutscher Freiheitsmänner entflohen sein. Diesmal entging den spürnasigen Bluthunden die dem Tode geweihte Beute und sie mußten sich mit dem von ihm zurückgelassenen Hab und Gut begnügen. Deutsche Fürsten, der Herzog von Nassau und der König von Sachsen, ließen, jener in dem Nassauischen, dieser in dem Herzogthum Warschau, die Sequestration der Steinschen Güter vollstrecken. Ein dritter deutscher Fürst, früher mit Stein persönlich befreundet, der ehemalige Coadjutor Dalberg, nun durch Napoleon, dessen Vertrauen er sich erfuchsschwänzelt hatte, zum Fürsten Primas des Rheinbundes mit ansehnlichem Länderbesitz erhoben, war von dem geächteten Stein um Ver-

wendung zu Gunsten seiner Familie schriftlich ersucht worden. Der Kammergerichtsrath Eichhorn (1809 Partisan Schills, 1848 Cultus-Minister) verdiente sich damals die Sporen als patriotisch-freisinniger Parteigänger, indem er die bedenkliche Ueberbringung eines Briefes Steins an den Fürsten Primas, welcher zu Aschaffenburg sein pfäffisch-verfranschtes Hoflager hielt, übernahm. Nachdem Eichhorn lange gevorzimmert hatte, trat der Primas an ihn heran mit den Worten: „Zuerst bin ich Fürst Primas und habe als solcher Pflichten, die mir die heiligsten sind. Kommen diese nicht in Collision, so gilt mir der Freund das Höchste“ u. dergl. höfische Redensarten mehr; allein er that nichts. —

Die über Stein verhängte Acht machte seinen Namen volksthümlich und erweckte Napoleon Legionen von Todfeinden, die den Tag der Rache und der Abrechnung mit inbrünstigem Gebet herbeiriefen. Später hat auf St. Helena der verbannte Kaiser es selbst bekannt, daß die Aechtung Steins eine unpolitische Maßregel war.

„Als ich,“ erzählt der, den Ex-Kaiser begleitende Arzt, „Napoleon über den Charakter Steins befragte, erwiderte er: „„Ein Patriot, ein Mann von Talent, ein aufwieglerischer Charakter.““ — Ich bemerkte, daß ich gehört, Stein habe ihm mehr Leides angethan als Metternich oder irgend Wer, und vornehmlich zu seinem Fall beigetragen. „„Keineswegs,““ entgegnete Napoleon, „„allerdings war er ein Mann von Talent, wäre aber sein Rath (1809) befolgt worden, dann würde der König von Preußen für immer verloren gewesen sein; denn Stein sann nur auf Intriguen und drängte Preußen, sich vorzeitig gegen mich zu erklären, was sein Untergang gewesen sein würde. Der König aber war besser unterrichtet, er erklärte sich nicht eher, als bis die rechte Zeit gekommen war, nämlich nach dem Zufall in Rußland, von welchem er sogleich Vortheil zog.““ Eine Pause trat ein, Napoleon ging einige Schritte, stand still, blickte mich an und sagte dann ausdrucksvoll: „„Niemand als ich selbst hat mir Schaden zugefügt; ich war, darf ich sagen, selbst der einzige Feind, den ich hatte. Meine eigenen Unternehmungen, jener Zug nach Moskau und die dortigen Unfälle waren die Ursache meines Sturzes. Ich darf sagen, daß diejenigen, welche keine Opposition gegen mich machten, die mir sogleich beistimmten, in alle meine Ansichten eingingen und sich leichtlich fügten, mir am meisten schadeten und meine größten Feinde waren, indem sie mir Muth machten, immer weiter zu gehen. Sie waren mehr meine Feinde als diejenigen, welche

Intriguen gegen mich machten, denn diese Letzteren veranlaßten mich, auf meiner Hut zu sein und machten mich vorsichtig.

„„Ich veranlaßte die Entfernung Steins vom preußischen Hofe; allein es wäre besser für mich gewesen, wenn seinen Projecten gefolgt worden und Preußen zu früh losgebrochen wäre, dann würde ich es so zertreten haben““ — und dabei setzte er den Fuß rasch nieder, wie einer, der auf eine Lichtschnuppe oder auf einen Wurm tritt. „„Ich konnte damals,““ fuhr er fort, „„den König von Preußen und den Kaiser von Oestreich unter dem ersten besten Vorwande entthronen, es hätte mir nicht mehr Mühe gemacht, als dies““ — und dabei schleuderte er mit dem Fuß ein Steinchen bei Seite. „„Ich war damals zu mächtig, als daß mir irgend Jemand außer mir selbst schaden konnte.““ Ich fragte ihn, ob er wohl jemals in Beziehung auf Metternich das Sprichwort gehört habe: Eine oder zwei Lügen sind manchmal nothwendig, allein Metternich ist nichts als Lüge. Napoleon lachte und sagte: „„Es ist wahr, Metternich ist aus weiter nichts als Lügen und Intriguen zusammengesetzt.““ Ich fragte, ob er nicht ein Mann von großem Talent sei? „„Nicht im Mindesten,““ antwortete er, „„er ist Lügner und Intriguant und Intriguant und Lügner, das ist die ganze Summe seines Charakters.““*)

*) O'Meara, Napoleon im Exil. Vol. I. 499.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Steins Vorschläge zur Ernennung seiner Nachfolger werden nicht beachtet. — Der Freiherr v. Altenstein Finanzminister. — Die fünf Fach-Ministerien. — Der König vollzieht den Organisationsplan Steins; — doch bleibt er unausgeführt. — Zur Charakteristik Altensteins. — Der Staatsrath v. Schön. — Graf Dohna-Schlobitten. — Der Präsident Merckel. — Beyme und Scharnhorst unter Altensteins Ministerium. — Abzug der französischen Besatzung aus Berlin. — Rückkehr preußischer Truppen nach Berlin. — Einzug des Majors v. Schill; — er erläßt eine Proclamation an die Bürger Berlins. — Gneisenau's Unwillen über die Reise des Königs nach Petersburg; — er faßt den Entschluß in östreichische Dienste zu treten. — Stein reicht bei dem östreichischen Ministerium eine Denkschrift über den bevorstehenden Krieg ein. — Oestreichs Insurrections-Maßregeln für den Krieg 1809. — Napoleon trifft in Valladolid im December 1808 die Anordnungen zum Feldzuge gegen Oestreich. — Unterwürfigkeit der Rheinbundfürsten. — Das östreichische Manifest vom 27. März 1809 von Gentz verfaßt. — Kriegserklärung des Erzherzogs Karl vom 9. April. — Napoleon kömmt, sieht und schlägt. — Die Gefechte am 19. April bei Pfaffenhofen, am 20. bei Abensberg, am 22. bei Eckmühl, am 23. bei Regensburg. — Der Erzherzog Karl schreibt an Napoleon den 25. April einen schmeichelhaften Brief und trägt Frieden an. — Napoleon findet dies „niederträchtig". — Parteiungen in Oestreich. — Napoleons Einzug in Wien am 13. Mai.



Noch bevor Stein, der königlich preußische wirkliche Geheimerath und Minister-Präsident, durch ein napoleonisches Decret geächtet in die Verbannung zog, hatte er dem Staate nicht allein eine letztwillige Verfügung hinterlassen, sondern auch dem Könige würdige Männer zu Vollstreckern seines politischen Testaments empfohlen. Als er seine Entlassung einreichte und der König sich mit ihm über die Bildung eines neuen

Ministeriums besprach, schlug Stein für das Ministerium des Innern den Grafen Dohna-Schlobitten, für das der Finanzen den Geh. Finanzrath v. Schön vor. Scharnhorst sollte das Kriegs-Departement, Beyme die Justiz behalten.

Anfänglich schien der König geneigt, den von Stein ihm empfohlenen Männern sein Vertrauen zu schenken. Als indessen die Königin durch Nagler erfuhr, daß Schön ebenso entschieden wie Stein erklärt habe, die zur Petersburger Reise verlangten Summen aus den gänzlich erschöpften Kassen nicht beschaffen zu können, wurde der König anderen Sinnes. Nagler hatte sich in aller Bescheidenheit erlaubt, der Königin seinen Schwager, den Staatsrath Altenstein, zum Finanzminister vorzuschlagen, von dem er versichern zu können glaubte, daß er für die, zur Reise nach Petersburg erforderlichen, Gelder Anstalten treffen werde. Um indessen einen jeden Verdacht zu entfernen, als ob bei seiner Empfehlung die Schwägerschaft Einfluß geübt, bat er inständigst, damit er in keiner Weise sich irgend einer Verantwortlichkeit aussetzen möchte, das Gutachten des, in stiller Zurückgezogenheit in Marienwerder lebenden, ehemaligen Ministers Hardenberg einzuholen.

Damals bildeten die, aus den abgetretenen fränkischen Fürstenthümern Anspach und Baireuth in preußischen Diensten gebliebenen, höheren Beamten eine geschlossene Clique, zu deren vornehmsten und einflußreichsten Mitgliedern Nagler, Altenstein, Hardenberg gehörten. Durch Nagler und Altenstein durfte Hardenberg hoffen, bald wieder in den Geheimen Rath des Königs berufen zu werden; deshalb ließ er es nicht an einer angelegentlichen Empfehlung Altensteins beim Könige fehlen. So geschah es, daß gerade in einer, für die preußischen Finanzen, allerschwierigsten Zeit ein mit diesem Zweige der Staatsverwaltung gänzlich unbekannter Mann mit dem Ministerium der Finanzen betraut wurde, ohne jemals damit vertraut zu werden. Der nächste Zweck war erreicht; die Reisechatoulle wurde reichlich gefüllt, die Fahrt nach Petersburg in der ungünstigen Jahreszeit den 27. December 1808 angetreten, von wo die Rückkehr nach Königsberg am 10. Februar des nächsten Jahres erfolgte. Unterdessen glaubte Altenstein Alles in beste Ordnung und Verfassung gebracht zu haben, sobald er nur die „Ressorts"*) und den sogenannten „Etat" für die

*) Ressort bedeutet in der Bureausprache nicht „Schnellkraft", sondern „Fach"; daher die Benennung: Fach-Ministerium.

fünf Staatsministerien in Reinschrift vor sich liegen sah; der Hof- und Staatskalender galt ihm und seinen Collegen mehr als den Engländern ihre Magna Charta. —

Die damalige Rangordnung der Fach-Ministerien war folgende:

1. Finanzen: Freiherr Karl Stein zum Altenstein.

2. Inneres: Alexander, Graf Dohna-Schlobitten.

Diesem Ministerium waren damals die Angelegenheiten des Cultus, der Kirche und des Unterrichts zugetheilt. Director der Unterrichts-Abtheilung war Wilhelm v. Humboldt, der gelehrteste, befähigtste und tüchtigste Staatsmann seiner Zeit.

3. Justiz: der Großkanzler Beyme.

4. Kriegs-Departement: General Scharnhorst.

5. Auswärtiges: Graf August v. d. Goltz.

Zum zweiten Male war Stein von dem Könige, diesmal in freundlicherer Weise als das erste Mal, entlassen worden. In jenem bereits erwähnten Abschiedsbriefe schrieb er ihm eigenhändig unter dem 24. November 1808:

„In dem festen Vertrauen auf die Solidität des von Ihnen bearbeiteten, mir schon früher mitgetheilten und mir jetzt zur Vollziehung vorgelegten Organisationsplanes der obersten Staatsbehörden, trage ich kein Bedenken, Ihnen solchen vollzogen zu übermachen. Die Ausführung selbst wird allerdings ausgesetzt bleiben müssen, bis die Rückkehr nach Berlin erfolgt sein wird."

In diesen Organisationsplan hatte Stein die Erneuerung des Staatsrathes und einer ständischen Verfassung als Hauptpfeiler des neuzuerrichtenden Staatsgebäudes aufgenommen. Dies waren für die, in souverainer Befugniß sich behaglich fühlenden, Minister, ebenso wie für die, gegen jede von dem revolutionairen Stein angeregte Maßregel vorweg eingenommene, Hof-Aristokratie, zwei Einrichtungen, welche um jeden Preis, selbst um den, den König zum Wortbruch zu drängen, beseitigt werden mußten.

Altenstein, welcher, während Stein noch am Ruder stand, sich ihm und Schön bei jeder, auf freisinnigen Ideen ruhenden, Staatseinrichtung angeschlossen hatte, war jetzt von der Reaction so eingeschüchtert worden, daß von einer Ausführung der von dem Könige bereits vollzogenen Verordnung vom 24. November nicht mehr die Rede war. Zwar legte das neue Ministerium dem Könige unter dem 11. December den Entwurf zu einer Bekanntmachung des neuen Organi-

sationsplanes der Staatsbehörden vor; allein des Staatsrathes und der Landstände wurde darin keine Erwähnung gethan. Die Nachrichten, welche Stein durch seine zurückgelassenen Freunde erhielt, bestätigten nur die von ihm gehegten Befürchtungen. „Altenstein" — so wird uns aus Steins handschriftlichem Nachlaß mitgetheilt — „war bei philosophischem Geist und Gelehrsamkeit weder seinem Posten als Finanzminister in so gebieterischen Zeiten, noch der Wiederbelebung und Erhaltung des preußischen Staats gewachsen. Nicht sein hervorragendes Verdienst, sondern vorzüglich die geheimen Verbindungen seines Schwagers hatten ihn auf den ersten Platz erhoben; so stützte er sich denn auch wesentlich auf die Gunst des Hofes und empfing von dort eine Richtung, statt sie zu geben. Ohne Kenntniß vom Finanzwesen, von der Geschichte und Verfassung fremder Staaten und von Preußens Zustand und Kräften, ohne scharfen Ueberblick im Großen und sorgsame, kräftige Ausführung im Einzelnen würde er auch in gewöhnlichen Zeiten nur Beschränktes geleistet haben; bald beraubte er sich auch noch eines kräftigen Rathgebers und Verwalters. Er entfernte sich von Herrn v. Schön, dem entschiedenen Vertreter der reichsständischen Richtung, welchen aber der Umstand, daß er von Stein zum Minister vorgeschlagen worden war, verdächtig und mißliebig machte. Ohne Glauben an die einfachen, großen Gefühle und Ueberzeugungen, welche bei unverdorbenen Völkern die Quelle der größten Anstrengung für ein edles Ziel, der Selbstaufopferung und des freudigen Kampfes sind, glaubte er doch Alles zu wissen und verlachte Alles, was vor ihm gewußt war, auch wenn die Erfahrung ihn täglich über seine Voraussetzungen enttäuschte. Er folgte darin der Leitung seines Schwagers Nagler, der mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst stieg, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal desselben ausbreitete und seine grenzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, seine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, ihm bei den Höhergestellten Zutritt verschaffte. Altenstein wirkte daher vom Anfange an den Plänen Steins entgegen, erklärte sich offen gegen alle Einwirkung auf das Volk und theilte diese Gesinnung auch dem neuen Minister des Innern mit. Graf Dohna-Schlobitten, ein edler aber schwacher Mann, täuschte die Hoffnungen, welche Steins Freunde auf sein treffliches Gemüth und sein bisheriges Benehmen unter fester Oberleitung gegründet hatten . . . Er stand wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird und bei der vollen Ueberzeugung, niemals allein stehen zu können,

immer einen Stamm sucht und da so lange ruht, bis ein anderer Windstoß es auf die andere Seite wirft. Alle Uebersicht, jede Spur eines großen Gedankens war ihm fremd; er konnte ihn nicht fassen und hatte zu wenig Muth, um sich nur daran zu erfreuen. Er setzte seinen Werth in das Fortschleppen dessen, was einmal war, und blieb sich hierin auch nur so lange gleich, als die Umstände es unerläßlich forderten. Die Ausführung der Pläne für die innere Verwaltung ließ er nicht nur liegen, sondern ward, aus Besorgniß, dadurch in Dinge verwickelt zu werden, die er nicht begriffe, ein heftiger Gegner derselben. Zu Gehülfen wählte er noch schwächere Menschen, als er selbst war, Leute, die während Steins Verwaltung bei Niemand in Betracht kamen und selbst diese hofften wenig. Präsident Merckel aus Schlesien (ein eifriger Tugendbündner), der auf Steins Empfehlung berufen war, um ihm Beistand zu leisten, der nach dessen Abgang herbeieilte, in der Hoffnung noch etwas wirken zu können, ward durch einen dreimonatlichen Aufenthalt in Königsberg entzaubert. Es gelang ihm nur mit Mühe, das Edict vom 9. October 1807 und die Städteordnung aufrecht zu erhalten; aber er fand, daß man sich vor Reichsständen fürchtete, selbst die Einführung des Staatsraths scheute und überall des Muthes ermangelte: das Nothwendige mit Entschiedenheit zu thun. Diesem leb- und bedeutungslosen Spiele mit Formen abgeneigt, lehnte Merckel Alles, was ihm an Glanz und Ehre versprochen ward, wenn er bleiben wollte, ab und kehrte nach Breslau zurück."

Beyme's Charakter ist uns schon aus früheren Begegnungen bekannt. Er nahm auch jetzt als Großkanzler den Mund gern etwas voll und erklärte Altenstein und Dohna: er werde nicht eher Antheil an der Gesammtverwaltung nehmen, als bis Steins Pläne und Entwürfe ausgeführt sein würden. Als dies nicht geschah, ließ er es sich auch gefallen, überließ Nagler das Feld der Intriguen bei Hof und im Innern, während er sich näher an Goltz anschloß, um sich auf dem Felde der Intriguen des auswärtigen Departements zu versuchen, wobei er jedoch bald erfuhr, daß er mit seinen preußischen Pfiffen gegen die französischen Teufelskünste eines Talleyrand und Consorten nicht durchkam.

Scharnhorst wirkte in stiller Thätigkeit fort, seine Arbeit war auf die Rüstung zum nahen Kampfe gerichtet und diese schritt, obschon zwei tüchtige Gehülfen, Gneisenau und Grolmann, den preußischen Dienst verließen, geräuschlos fort. Bei den allgemeinen Staatsangelegenheiten wurde er nicht zu Rathe gezogen;

Volksbewaffnung und Insurrectionskrieg und dergleichen verhaßte Worte durften bei Hof und im Ministerrath nicht mehr ausgesprochen werden; Scharnhorst gehörte zu den Verdächtigen.

Die Vaterlandsfreunde waren mit Trauer darüber erfüllt, daß es den Anschein gewann, als sollte die durch Stein vorbereitete Wiedergeburt des Staats durch seine feigen und unfähigen Nachfolger schon im Keime erstickt werden. „Es ist wahrlich eine Schmerzverdoppelung,“ — schrieb der Kriegsrath Scheffner den 16. März 1809 an Stein — „durch die Jämmerlichkeit der Gegenwart an die Trefflichkeit der Vergangenheit erinnert zu werden. — Wie würde Ew. Excellenz doch zu Muthe werden, wenn Sie anschauen könnten, wie man mit vielen Ihrer Ideen umgeht, weil man nicht verstehen will oder kann, was Sie aus diesen Ideen und wie Sie es realisiren wollten. Hätten wir nicht das Edict vom 9. October und die Städteordnung, so würde mir noch banger werden. Mich wundert nur, daß man nicht die Hand von der Volksbildung ganz zurückzieht und in ihr ein unüberwindliches coge intrare, ein Zwangsmittel, auf die neuen Ideen einzugehen, zu fürchten beginnt. Graf Dohna wird durch seine Schüchternheit zur schleppenden Unthätigkeit gebracht, die das Mißtrauen gegen Nagler, vor dem ihn so Viele gewarnt haben, noch vermehrt. Aus Aeußerungen Beyme's läßt sich schließen, daß er am Gedeihen zweifle, ja, er sagte einmal zu mir: es vergehe ihm beinah schon alle Lust, sich um etwas mehr als um sein Fach zu bekümmern. Ew. Excellenz haben die Schachtel mit dem zur Staatscur nothwendig gewordenen Opium offen stehen gelassen, kunstverständige Aerzte würden die Gabe treffen, die vor dem Einschlafen sichert und das Wildwerden hindert. Die zu stricte Wissenschaft und die zu lose Convenienz werden sich bald in den Haaren liegen und aus Feindseligkeit der Ober- und Unterpräsidenten werden Mißgriffe entstehen, die nur von einem Obmann wie Ew. Excellenz zum Frieden gebracht werden könnten. In solchen Fällen ist es nothwendig, daß einer da sei, der sich das Recht erworben hat zu sagen: hier sollen sich legen eure Brandungsschäume! Schön (der im Juni 1809 als Regierungs-Präsident nach Gumbinnen entfernt wurde) möchte gern seinen Aerger über mancherlei mit Gleichmüthigkeitszähnen zerbeißen, allein es sind nur eingesetzte und die Patrimonialgerichtsbarkeit so wie die Conscription sind harte Nüsse; — wenn nur kein Wurm die Körner ganz auffrißt.“ —

Von den schönen Hoffnungen, welche Steins und seiner Gehülfen rastlose

Thätigkeit bei dem Wiederaufbau des zertrümmerten Staatsgebäudes erweckt hatten, ging eine nach der andern in eitel Dunst auf und ein Unbehagen drückte alle Gemüther in der Umgebung und Nähe des Hofes nieder. Die Prinzeß Wilhelm, deren aufopfernde Liebe für ihren in Paris verweilenden Gemahl wir oben ewähnten, richtete ein trostloses Klageschreiben an Stein nach Prag, der ihr von dort, noch bevor der Krieg mit Oestreich ausgebrochen war, antwortete: „Der Aufenthalt in Königsberg muß uns Allen unvergeßlich sein; es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem besseren und edleren Zustande der Dinge. Schwäche, Ränke der Einheimischen, rohe Gewalt der Fremden, zufällige Ereignisse haben Alles vereitelt, die Werkzeuge zertrümmert, zerstreut. Das Bewußtsein einer reinen Absicht, die Bilder der besseren und edleren Menschen, die dieser Gerechtigkeit wiederfahren ließen und ihr Theilnahme gewährten, begleiten die Entfernten in jeder Lage des Lebens und ganz ohne Wirkung und Erfolg blieb das Begonnene nicht. Mir wird das Andenken an eine junge Fürstin, die mit allem Glanze äußerer Schönheit ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüth verbindet, unvergeßlich sein; ihre Lage im Leben sei, welche sie wolle, so wird sie sie durch ihre Gesinnungen und Betragen veredeln und erheben.

„Allerdings sind unsere Wünsche und Erwartungen in Vielem getäuscht, es bleibt aber immer tröstlich, daß Treue und Tapferkeit, wenn sie auch nicht zu siegen vermochten, sich auf eine glänzende Art äußerten und die Grundvesten des Staats erhielten, daß ihre Aeußerungen als hervorleuchtendes Beispiel auf Zeitgenossen und Nachwelt wirken werden, und daß ein System, gegründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des *Einzigen*, nicht zur Beglückung des *ganzen Volkes*, früh oder spät der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen muß. Diese öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, das Gemeine zu bekämpfen ist die Pflicht und das Geschäft der Besseren unter den Zeitgenossen. Mit einer solchen Ueberzeugung wird man die peinlichen Lagen, die unser noch warten, mit Muth und Resignation durchleben, seinen inneren Frieden bewahren, seinen Weg unter Verwickelungen aller Art leicht auffinden und es vermeiden, ein Spiel der Meinungen, des Einflusses und der Ränke allgemeiner Menschen zu sein." —

Ein neuer Hoffnungsstrahl ging dem Lande auf, als man vernahm, daß

endlich die Frist des Abzuges der französischen Truppen aus Berlin auf den 3. December 1808 festgesetzt worden sei und die Befehle zum Aufbruch gegeben seien.

Der Herzog von Auerstädt, Marschall Davoust, ließ es, bevor er von Berlin abreiste, an einem schmeichelhaften Abschiedsgruße nicht fehlen. Er schrieb dem französischen Commandanten von Berlin, General St. Hilaire, am 1. December 1808: „Der letzte Befehl, den ich Ihnen, mein Herr General, geben zu müssen glaube, indem ich Berlin verlasse, muß dem glorreichen Andenken des großen Friedrich huldigen und ein Tribut der Hochachtung sein, die unser Souverain und die französische Armee seinem erhabenen Bruder darbringen. Indem die französische Besatzung den 3. December Berlin verläßt, werden Sie an der Spitze der Truppen Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Ferdinand die Schlüssel der Stadt überreichen. Es kann Sr. Majestät dem Könige nicht anders als angenehm sein, selbige aus den Händen dieses Prinzen zu erhalten, dem ich bei dieser Gelegenheit meine tiefste Ehrfurcht zu bezeugen bitte.“ Der Nationalgarde und der Schützengilde wird die Sicherheit der Stadt anvertraut. „Diese wahre Nationalgarde“ — schreibt Davoust — „hat unter allen Umständen einen Geist der Ordnung, Mäßigung und Klugheit an den Tag gelegt, welcher ihr den Beifall und die Hochachtung der französischen Armee erworben hat. Alle vernünftigen, ihrem Souverain ergebenen, Menschen sind dieser Nationalgarde die lebhafteste Dankbarkeit schuldig.“ Nachdem er dem ständischen Comité und der Municipalität ebenfalls schmeichelhafte Versicherungen ertheilt hat, schließt er: „Hier so wie überall giebt es überspannte Köpfe und Aventuriers, welchen der Umsturz aller Ordnung und jede Neuerung ein Gegenstand der Hoffnung und ein Bedürfniß ist; diese schädlichen Köpfe sind im Zaum gehalten worden. Der Adel, die Eigenthümer, die Geistlichkeit, der Bürger und der Kaufmann und alle Einrichtungen, auf welche die gesellschaftliche Ordnung begründet ist, sind beschützt und gegen alle Versuche jener Neuerer vertheidigt worden. Die Franzosen verlassen dieses Land mit einem tiefen Gefühl der Hochachtung für den Monarchen und die Nation.“

Endlich erschien der heiß ersehnte Tag, an welchem die französischen Truppen Berlin verließen. Dem ihm gewordenen Auftrage gemäß stellte der Graf St. Hilaire beim Abschiede die Schlüssel der Stadt an dem, der Siegesgöttin beraubten, Brandenburger Thor dem Prinzen Ferdinand zurück. Er belobte in

seiner Abschiedsrede die guten Bürger von Berlin, das Comité der Stände, die Nationalgarde und Schützengilde in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. „Ich habe", sagte er, „Zeit genug gehabt, die Gesinnungen dieser guten Bürger zu erforschen und eine tiefe Anhänglichkeit an das Haus Friedrichs des Großen und zu gleicher Zeit mit Zufriedenheit bemerkt, daß sie mit der Eigenschaft treuer Unterthanen eine grenzenlose Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung verbanden und einen entschiedenen Haß gegen die zerstörenden Grundsätze, welche die Grundlagen derselben untergraben, Gesinnungen, welche die sichersten Stützen der Throne sind, wenn die Herrscher sie zu schätzen wissen. Ja, ich muß es mit der Freimüthigkeit eines Soldaten Ew. Königlichen Hoheit bekennen, einem Fürsten, der es verdient, die Wahrheit zu hören und sie auch dem Könige zu sagen: die große Masse der Einwohner Preußens ist von dem System durchdrungen, das den Frieden der Welt sichern muß; sie wünscht Eintracht und gutes Vernehmen mit Frankreich mehr und mehr zu befestigen; kurz, diese guten Bürger erwarten nach ihrer gesunden Politik nur die Gegenwart ihres Königs und ihrer Königin, um ihnen als Muster zu dienen und in dem Aufschwung ihrer patriotischen Gesinnung ihre Leiter zu sein." Dieser Aufschwung nahm allerdings nach Verlauf weniger Jahre einen anderen Flug, als ihn der französische General damals vermuthete.

Einige Tage nach dem Abzuge der Franzosen erfolgte der Einzug einer Abtheilung preußischer Truppen, zu denen man jedoch nicht für gut befunden hatte, Garderegimenter zu wählen. Der vor dem Kriege so hochfahrende Ton des Officiers gegen den Bürger war durch das erlittene Ungemach sehr herabgestimmt worden; von jener früheren, so ungebührlichen Anmaßung war keine Spur zurückgeblieben. Der einsichtigere Theil des Heeres erkannte, daß nur durch Gleichstellung mit dem Bürger der Soldatenstand wieder Bedeutung gewinnen könne. Wie anders lauteten jetzt die Anreden der höheren Officiere, welche, um sich einer guten Aufnahme der Truppen in Berlin zu versichern, Tages zuvor als Abgeordnete des Heeres auf dem Rathhause zu Berlin vor den hier versammelten Bürgern erschienen. Der Major v. Both, nahm hier das Wort. „Halten Sie sich, meine Herren," sagte er unter Anderem, „überzeugt, daß das Bewußtsein, in der Mitte der patriotischen Bürger von Berlin zu erscheinen, in der Mitte von Männern, die mit Standhaftigkeit die Schickungen der Vorsehung ertragen, ohne einen Finger breit von ihrer Pflicht, von ihrer

Vaterlandsliebe abzuweichen, uns und das Corps, in dessen Namen wir die Ehre haben zu sprechen, durchdringt und uns ganz die ehrenvolle Bestimmung fühlen läßt, zu der uns unser allergnädigster König berufen, indem er uns in Ihre Mitte stellt, indem er uns seinen braven Bürgern Berlins gleichsetzt. Aus Ihnen bildete sich eine Nationalgarde, die nicht nur durch ihr Betragen sich die Achtung Aller, selbst die des Feindes erwarb, sondern auch vom Könige, unserem erhabenen Landesvater, geehrt und geschätzt ist, und der fernerhin, mit uns vereint, die Sicherheit der Stadt anvertraut bleibt. Nicht nur, daß wir das Ehrenvolle unserer Bestimmung fühlen, nicht nur, daß es unser Bestreben sein wird, dieses hohen Berufes uns würdig zu machen, sondern auch, glauben Sie, meine Herren! daß Eintracht, Liebe und Freundschaft von unserer Seite herrschen wird, um uns unseren lieben Kameraden, der Nationalgarde — denn dafür erkennen wir, dafür halten und achten wir Sie — gleichstellen zu dürfen. Unser edler König hat uns den Weg gebahnt, ihn vorgezeichnet, den wir wandeln sollen; er hat durch weise Einrichtungen uns zu Kindern einer Familie, uns zu Brüdern, uns zu Bürgern gemacht. Bürger Berlins! Zutrauensvoll eilen wir in Ihre Arme, in die Arme unserer Brüder, mit dem heiligsten Versprechen, daß es unser stetes Bestreben sein wird, unsere Handlungen durch Liebe zu König, Vaterland und zu Ihnen leiten zu lassen. Lassen Sie uns das Gewesene vergessen, lassen Sie uns für Gegenwart und Zukunft mit brüderlicher Eintracht Hand in Hand wirken, handeln! Wir kommen zu Ihnen nicht als Fremdlinge, nicht mit Parteigeist und Egoismus ausgerüstet, wir eilen in Ihre Mitte als Freunde, als Kinder eines Vaters, deren einziges Ziel es ist, vereint mit Ihnen, brave Bürger Berlins! als Preußen, als Kinder eines Volkes, eines Staates, das Gute und das Wohl des Ganzen zu befördern, damit wir Alle, Sprößlinge dieses einzigen großen Namens, uns bald der Zeit erfreuen mögen, wo durch Eintracht, Bruder- und Vaterlandsliebe, entfernt von Egoismus und Parteigeist, mit Männerkraft sich unsere Handlungen für König und Vaterland bewähren werden." —

Der erste Bürgermeister Geh. Rath Müller dankte im Namen der Stadt und der Bürgerschaft für die kameradschaftlichen Gesinnungen und gab die Zusicherung, daß sich die Truppen des herzlichsten Empfanges von Seiten der Bürgerschaft versichert halten könnten.

Der Einzug des 2. brandenburgischen Husaren-Regiments und der

Schillschen reitenden Jäger mit ihrem Commandeur, dem Major v. Schill, an ihrer Spitze am 10. December 1808 war ein Festtag, wie ihn Berlin seit der Heimkehr Friedrichs II. nach beendetem ersten schlesischen Kriege nicht wieder erlebt hatte. Während der schmachvollen und unglücklichen Feldzüge der Jahre 1806 und 1807 hatte der, aus allen Schanzen, Positionen und Festungen verdrängte, auf allen Schlachtfeldern geschlagene, preußische Waffenruhm sich auf eine geringe Anzahl tapferer Heldenherzen zurückgezogen und unter diesen leuchtete Allen voran: Schill. War schon sein Name im Munde Aller, hatte schon sein Bildniß sich die Unsterblichkeit auf Pfeifenköpfen und Pfennigbilderbogen gewonnen, so konnte es nicht fehlen, daß seine persönliche Erscheinung und die Auszeichnung, welche ihm der König dadurch gewährte, noch vor ihm in Berlin einzuziehen, zu einem glänzenden Empfange, zu einem wahrhaften Volksfeste Veranlassung gab. In Schaaren strömte Jung und Alt, Hoch und Gering den Einziehenden entgegen, allgemeines Hurrah! und Vivatrufen empfing und begleitete die Krieger, aus allen Fenstern wehten ihnen Tücher, flogen ihnen Kränze von den schönsten Händen entgegen, die Menge drängte sich heran, um wenigstens die Mähne seines Pferdes zu berühren. Mit Thränen in den Augen sah man alte Krieger aus Friedrichs Zeit sich bis zu dem, den sie als Retter des alten preußischen Ruhms feierten, durcharbeiten, um seine Säbelscheide, seine Steigbügel zu küssen.

Schill und die Seinen hatten schon während des Einzuges gedankt, so viel sie es vermochten; indeß fand es der tapfere Major angemessen, obschon dies gegen die herkömmliche Ordonnanz des Dienstes war, seinen Dank öffentlich in nachstehender Proclamation, welcher in den Berliner Zeitungen vom 13. December der Vorrang vor allen amtlichen Artikeln gestattet wurde, auszusprechen:

„Vergebens würde ich nach Worten suchen, um die Gefühle auszudrücken, welche bei dem so ehrenvollen und herzlichen Empfange des mir anvertrauten Regiments in dieser ehrwürdigen Königsstadt sich meiner bemächtigen. Nein, ich finde keinen Ausdruck, der den Umfang dieser in mir erregten Empfindungen hinlänglich darlegen könnte. Unvergeßlich wird dieser, Muth und Herz erhebende Tag uns bleiben und die Erinnerung an denselben uns der mächtigste Antrieb zu Handlungen sein, welche der uns bewiesenen ausgezeichneten Liebe und Achtung würdig sind. Nehmen Sie denn, biedere, ächt patriotisch gesinnte und uns so herzlich geneigte Einwohner Berlins, unseren eben so lebhaften als innigen Dank,

die aufrichtige Huldigung unserer Herzen gefälligst an. Eben so wie wir in dem Innern unseres Herzens täglich ausrufen: Es lebe unser hochverehrter und geliebter König! so geschieht auch von uns der Ruf: Es leben hoch Seine treuen und guten Berliner!

„Berlin, den 12. December 1808. Schill."

Der König verschob seine Rückkehr nach Berlin vornehmlich auf Anrathen Steins, welcher nicht ohne Besorgniß war, daß bei der geringsten Volksbewegung, oder irgend einer, Verdacht gegen die Unterwürfigkeit Preußens erweckenden, Veranlassung Napoleon die königliche Familie in Gefangenschaft führen und des Thrones für verlustig erklären werde. Gegen solchen Ueberfall war man in Königsberg gesicherter als in Berlin. Außerdem war die Gesundheit der Königin durch die Anstrengungen und Vergnügungen der Petersburger Reise angegriffen und der König kehrte unbefriedigt und mißgelaunt von dort zurück.

„Die Reise nach St. Petersburg" — schreibt Gneisenau den 3. März 1809 an Stein — „übt eine furchtbar schwächende Wirkung aus. Kaiser Alexander (seit Erfurt Napoleons Bundesgenosse und Schildhalter) glaubt schon viel gethan zu haben, wenn er erklärt: Er werde nur dann ein Truppencorps gegen Oestreich marschiren lassen, wenn dieses den ersten Angriff gegen Frankreich mache. Wahrhaftig eine für Napoleon sehr günstige Erklärung. Unser Hof wird also sehr wenig thun, wenn er nicht durch die Erfolge der östreichischen Waffen und den dadurch erregten Enthusiasmus mit fortgerissen wird. Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 läutet er die Sturmglocke, bevor Alles zum Kriege vorbereitet ist. Mit Uebermuth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er nach Oestreichs Unfällen in Mähren vor, ohne die ihm so nahe stehende Verstärkung an sich zu ziehen und — mit Kleinmuth geht er zurück, nachdem er sich seine Lection geholt hatte. Sodann läßt er seine Truppen auseinandergehen, den noch ausbrechenden neuen Krieg nicht ahnend. Seine Hülfe ist später dem Lande, das er schützen will, eben so verderblich, als des Feindes Angriff war und endigt damit, daß er seinen Bundesgenossen (im Frieden von Tilsit) plündern hilft. Dadurch daß er durch seine kurzsichtige Politik und durch seinen Einfluß auf den König die Bemühungen der Bessergesinnten für die Unabhängigkeit unseres Staats lähmt, krönt er sein Werk. Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unseren Untergang zu befördern, als

er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte? — — Der König ist seit seiner Rückkehr übler Laune. Er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes. Dort, in Petersburg, hat er die für die Paraden dressirten Russen gesehen. Dagegen stechen die ungeschlachten Ostpreußen freilich ab. Es mag ihm überhaupt jetzt gegen die dortige Pracht Alles sehr kleinlich vorkommen; seine halbe Monarchie, sein halbes Schloß, der Halbroman seiner jüngst vergangenen Lebensjahre; dies Alles steht indessen in Harmonie mit den halben Maßregeln."*) Stein antwortete unter dem 6. März: „Die Reise war gemacht, um zu blenden. Man wird Pomp für Kraft, furchtsame Weichlichkeit für Klugheit nehmen, das Augenblickchen Ruhe noch gern mitnehmen wollen und über die Zukunft, die eine qualvolle demüthigende Existenz verkündigt, sich verblenden."

Schon bevor Napoleons Adler den Rhein wieder überschritten und an der Donau erschienen waren, brannte Gneisenau der Boden unter den Füßen. Die Behaglichkeit, mit welcher Altenstein und seine Collegen die Nachtmützen immer tiefer über Augen und Ohren zogen, um von dem, was draußen vorging, nichts zu hören noch zu sehen, brachte ihn zur Verzweiflung. Da er die Hoffnung aufgeben mußte, an der Seite seines Königs den Degen zu ziehen, faßte er den Entschluß nach Prag zu gehen und dort eine deutsche Legion zu errichten. Stein, dem er seinen Plan mittheilte, war ganz damit einverstanden und forderte ihn auf, sich mit dem Herzog Karl in Verbindung zu setzen, welcher im Fall eines Krieges mit Freuden darauf eingehen werde. „Die Idee, womit Sie Ihren Brief schließen," fügte Stein hinzu, „halte ich bei dem Eintritt gewisser Conjuncturen für die einzige, die einem Manne von Ehre aufzufassen übrig bleibt. Was ich dann zu Ausführung beitragen kann, werde ich gewiß mit allen Kräften thun; denn überhaupt ist jetzt nicht mehr die Rede vom Erhalten, sondern vom ehrenvollen Fallen und von Vermeidung der Schmach, die das System der Lüge und Knechtschaft vorbereitet." Volksbewaffnung und Insurrection hatte Stein als die einzigen Hebel erkannt, durch welche es gelingen werde, den Thron des Welt-Tyrannen zu stürzen. Diese in Bewegung zu setzen, forderte er Gneisenau auf und warnt ihn, nicht gemeinsame Sache mit den dermaligen Ministern des Königs zu machen. „Trauen Sie" — schreibt er den 27. März aus Prag an Gneisenau nach Königsberg — „trauen Sie

*) Im Auszuge schon oben mitgetheilt; hier wegen des Zusammenhanges vervollständigt.

doch nie der Schwäche. Graf Goltz ist der Wiederhall seiner Umgebung, sein Benehmen in Erfurt und in Berlin war gar zu erbärmlich, er ist schlechterdings unfähig, eine große Situation zu verstehen. Spannen Sie nicht zusammen mit ihm; das wäre Pegasus und Rozinante, gut genug zum Reitpferd für den seichten, eitlen, pfiffigen, bebänderten Nagler." Wie schon früher, so empfiehlt er auch jetzt wiederum auf das Eindringlichste die Errichtung einer Miliz oder Landwehr in Verbindung mit dem stehenden Heere. „Im Frieden," bemerkt er, „ist die Landwehr eine Vorbereitungsschule zum Heer, indem sie die Kenntniß der kriegerischen Fertigkeiten und den kriegerischen Geist in der ganzen Nation erhält, wozu zugleich Erziehung durch Verbreitung von Grundsätzen und durch Unterricht in gymnastischen Uebungen mitwirken muß. Im Kriege dient sie dem Heere als Reserve und Depot.

„Hierdurch wird der Neigung der Gewerbetreibenden und der wissenschaftlichen Stände zu unkriegerischen und feigen Gesinnungen und der Trennung der verschiedenen Stände von einander entgegengewirkt und in Allen das Gefühl der Pflicht: für die Erhaltung des Staats sein Leben aufzuopfern, belebt."

Mit gleichem Eifer, wie in Preußen, schürte Stein jetzt das Kriegsfeuer in Oestreich an. Er setzte sich in Verbindung mit dem an der Spitze der Verwaltung stehenden Minister, mit dem Erzherzoge Karl und anderen commandirenden Generalen, denen er Entwürfe zur Volksbewaffnung und zur Gewinnung Preußens für die Theilnahme an dem Kriege mittheilte.

In Wien aber war man der Meinung, es sei halt noch zu früh, die Feldkessel zum Abkochen ans Feuer zu stellen; Napoleon habe noch vollauf in Spanien zu thun und um die Bundesgenossenschaft in Preußen habe man nicht nöthig sich zu bemühen, da man diesmal mit Bonaparte schon allein werde fertig werden.

Die Denkschriften, welche Stein durch Gentz an den Erzherzog Karl gelangen ließ, trugen wesentlich dazu bei, daß der öftreichische Hof, wenn es auch nur eine blasse Redensart war, dem Kriege, den man jetzt begann, den Charakter eines allgemeinen deutschen Volks- und Freiheitskrieges zu geben sich den Anschein gab. Es hielt nicht schwer, in jener Zeit fremdländischer Bedrückung, welche auf dem Vaterlande lastete, das Vertrauen der Völker zu gewinnen und wenn es auch ein Metternich war, der die Fahne der Freiheit aufpflanzte. „Die ganze Welt," sagt unser Freund Schlosser, „begann schon vor 1809 mit der

Gewaltherrschaft Napoleons unzufrieden zu werden, weil er, gleich einem Gotte, allein für Alle denken und handeln wollte, den absoluten Werth der Freiheit also ganz verkannte; aber wie konnte Oestreich hoffen, daß die Deutschen so einfältig sein würden, zu glauben, daß es Stadions und Metternichs Aposteln Ernst sei, wenn sie das Evangelium der Freiheit und des Rechts verkündigten? Zum ersten Male in zweihundert Jahren suchte das Habsburgische Haus die Gunst deutscher Protestanten, wer konnte ihm trauen? Es zeigte sich auch leider bald genug, daß die östreichische Aristokratie und Bureaukratie immer noch die alte sei und bleibe."

Von solchen Worten des Unmuths und Mißtrauens, welche im Jahre 1848 geschrieben wurden, war im Jahre 1809 nichts zu hören; vielmehr erweckten schon die ersten Nachrichten, daß Oestreich rüste, einen allgemeinen Jubel durch ganz Deutschland — wohlverstanden: nur bei dem Mittelstande, der ländlichen Bevölkerung und den Arbeitern; je höher hinauf, desto unvaterländischer und feigherziger war die Gesinnung. Die Wiener Hofkanzlei fand sich in der That in jener bedrängnißvollen Zeit des Nothstandes gemüßiget, fanatische Jacobiner und verwegene Carbonari mit dem huldvollsten Vertrauen und den wagehalsigsten Aufträgen zur Aufwiegelung der Massen und Organisirung des Aufstandes gegen die Gewaltherrschaft — gegen die fremde versteht sich — zu beehren. Für Tyrol ward der Geschichtschreiber Hormayr bestimmt, damals im ersten Mannesalter, ein Demagog im edelsten Sinne, voll Begeisterung und Hingebung; von Apulien bis zu den Alpen waren die Carbonari und Adelphisten, sehr entschlossene, demokratische Bundesbrüder, mit östreichischen Ducaten und Dolchen versorgt worden. Das Genuesische und Piemont sollten der Major Santo Ambrogio, der Marchese Asseretto und der Oberstlieutenant Latour in Bewegung bringen; in Dalmatien und Albanien arbeiteten der Oberst Moccarelli, der Major Dadowich und der Franziscaner-Provinzial Dorotich für den Aufstand. Im Gebirge der Valtelin und in den Thälern Camonika und Trompia waren die Brüder Rudolph und Juvalta Paravicini als vorzügliche Aufwiegler thätig. Die Volksaufstände sollten durch reguläre Truppencorps nachhaltig befördert werden. Der Erzherzog Johann sollte mit zwei Armeecorps den Aufstand in Istrien, Dalmatien und Oberitalien unterstützen; der General Chasteler durch das Pusterthal in Tyrol eindringen, wo ihm Hormayr die Aufständischen zuführen wollte zur Vertreibung der Baiern. Der Erzherzog Ferdinand sollte

das Herzogthum Warschau mit 35,000 Mann besetzen und im Fall Rußland Feindseligkeiten beginnen werde, den Aufruhr in Polen proclamiren. Der Erzherzog Karl, welchem der Oberbefehl anvertraut worden war, sollte mit der Hauptmacht von acht Armeecorps nach dem Mittel-Rhein aufbrechen und auch hier die Bevölkerung zum Vertilgungskrieg der Franzosen mit sich fortreißen. Die Kriegswürfel rasselten wieder in dem ehernen Becher, bald sollten die Todesloose geworfen werden.

Napoleon, welcher im December 1808 noch in Spanien verweilte, war von Allem, was in Wien gedacht, gezischelt und gekritzelt wurde, auf das Vollständigste unterrichtet. Niemals vorher hatten ihn seine Spione so gut bedient, wie diesmal und noch dazu gaben sich freiwillig zu diesem Schmachgeschäft zwei deutsche Fürsten her. „Der König Max von Baiern und der König Friedrich von Würtemberg spionirten aus, was in Wien in den geheimsten Versammlungen vorging und welche Bewegungen in Deutschland zu erwarten seien. Sie bestürmten Napoleon mit Bitten, so schnell als möglich herbeizueilen. König Friedrich hatte gewußt, unter dem, ihm neuerdings unterworfenen, Reichsadel und unter den, zu seinen Fahnen übergetretenen, Officieren mehrere in Wien gut orientirte falsche Brüder zu finden.“ *)

In Valladolid, wo den Kaiser die bestimmtesten Nachrichten über die Rüstungen, welche Oestreich zum Kriege wider ihn vorbereite, trafen, entwarf er sogleich den Plan für den Feldzug im nächsten Frühjahr an der Donau, bei welchem er nach den, ihm von den Rheinbundfürsten zugegangenen, Ergebenheitsversicherungen auf deren thätige Theilnahme rechnen durfte.

Und in der That — die Könige, Großherzöge und Herzöge des Rheinbundes überboten einer den andern in Unterwürfigkeitsbezeigungen und drängten sich vor, dem Unterdrücker deutscher Volksfreiheit die Blüthe der Jugend zur Verfügung zu stellen, um im brudermörderischen Kriege das Auflodern vaterländischen Muthes zu unterdrücken. Die gekrönten Häupter selbst freilich schwelgten an wohlbesetzten Tafeln, ergötzten sich mit Jagdhunden, Pferden und Maitressen, während die armen Bauer- und Handwerkerburschen in die Feldschlacht getrieben wurden. Und bei allerunterwürfigster Schweifwedelei und Speichelleckerei widerfuhr es diesen gekrönten Häuptern dennoch, daß sie von dem Kaiser,

---

*) Schlosser VII. 1. 489. Hormayr, Lebensbilder III. 387.

vor dem sie sich eben erst mit einem Vive l'Empereur! niedergeworfen hatten, mit unsanfter Fußberührung zur Seite geschoben wurden. Aus Valladolid erließ der Kaiser an mehrere Rheinbundfürsten Schreiben voll der strengsten Zurechtweisung wegen mangelhafter Stellung der Contingente und Unzuverlässigkeit der deutschen Soldaten, welche in Schaaren zu den Engländern übergingen. Dem Großherzog von Darmstadt ging aus Valladolid der Befehl zu: sein Contingent sofort auf 8000 Mann zu vervollständigen. An den Fürsten Primas des Rheinbundes, den uns bereits als Napoleons gehorsamsten Schildknappen bekannten Dalberg, waren ebenfalls aus Valladolid Rügen und Befehle ergangen und dieser erließ sofort ein Rundschreiben an die Fürsten des Rheinbundes, in welchem er meldet: „Unser allergnädigster Protector hat von Spanien aus befohlen, daß wir ohne Verzug pünktlich unsere Kriegscontingente stellen sollen und wir haben diesem Befehle sofortige Folge zu geben."

Im gestreckten Galopp machte sich Napoleon aus Spanien, dessen Eroberung er vorläufig für gesichert hielt, auf und davon; am ersten Tage legte er in 6 Stunden Zeit 26 Poststunden zurück, um den ihm vielleicht auflauernden Guerillas zu entgehen. Im Januar 1809 traf er unvermuthet in Paris ein. Metternich, damals östreichischer Gesandter am Hofe der Tuilerien, hatte Auftrag, den Kaiser durch Betheuerungen der Freundschaft und friedlichster Gesinnung zu täuschen und durch die Versicherung, wie bereitwillig zur Verständigung über einige unbedeutende Mißverständnisse sein Hof sei, Napoleon hinzuhalten. Dieser aber fuhr ihm sogleich bei der ersten Audienz gewaltig durch die Parade. „Eh bien! Monsieur Metternich!" donnerte er ihn vor versammeltem Hofe an, „schöne Neuigkeiten aus Wien! Was soll das heißen? Seid ihr wieder einmal von der Tarantel gestochen? Wer bedroht euch? Auf wen wollt ihr losgehen? Wollt ihr die Welt noch einmal in Brand stecken? Wie? So lange ich meine Armee in Deutschland hatte, fandet ihr eure Existenz nicht bedroht und jetzt, wo sie in Spanien ist, macht sie euch Sorge. Ein sehr sonderbares Raisonnement! Was wird die Folge davon sein? Ich werde rüsten, weil ihr rüstet; denn ich habe zu fürchten und bin dafür bezahlt, vorsichtig zu sein."

Napoleon hatte seinen Botschafter Andreossy aus Wien abgerufen und nur einen Geschäftsträger zurückgelassen. Metternich blieb jedoch in Paris und während des März wurden noch Unterhandlungen gepflogen, mit denen es indessen

weder der einen, noch der anderen Partei Ernst war. Der König von Sachsen hatte sich beeilt, seine sächsischen und polnischen Truppen zu dem Armeecorps des Marschalls Bernadotte stoßen zu lassen. Mit gleichem Eifer hatten die Könige von Würtemberg und Baiern, die Großherzöge von Baden und Hessen-Darmstadt ihre Truppen den Marschällen Massena und Davoust zutreiben lassen; Napoleon ertheilte dem Heere, mit welchem er Deutschlands letzte Hoffnung, das Haus Habsburg, zu zertrümmern sich anschickte, den schmachvollen Namen „die deutsche Armee" und die rheinbündischen Fürsten überboten einer den andern in den Vorzimmern der französischen Generale an Dienstbeflissenheit und Aufwartung; es galt ja dem Hause Oestreich den Garaus zu machen und dem kaiserlichen Doppeladler die letzten Schwungfedern auszurupfen.

Der Wiener Hof erließ unter dem 27. März ein von Gentz verfaßtes Kriegsmanifest; es war von unglücklichster Vorbedeutung, die Abfassung dieser Schrift demjenigen zu übertragen, dessen Feder bei dem, vor der Schlacht von Jena erlassenen, Manifest thätig gewesen war. „Am 27. März," bemerkt Schlosser, „erließen die Oestreicher ein ganz gut abgefaßtes Manifest, welches sehr viele Wahrheiten enthielt, aber doch eigentlich auf Niemand anders wirken konnte, als auf solche, welche vergessen konnten oder wollten, daß es vom Grafen Stadion und von der östreichischen Aristokratie ausging und von Leuten aufgesetzt war, die an ihren Tafeln als Schmarotzer zugelassen waren. Es ist nämlich darin von Freiheit, von Recht, von Volksthümlichkeit, von Religion des Herzens, nicht des Mundes, die Rede. Daß aber das Haus der Habsburger und Lothringer je für dergleichen ideelle Güter Heere ins Feld geschickt hätte, das konnten nur die, in den Ideen des Mittelalters befangenen, Tyroler glauben. Wir Anderen glaubten schon damals dergleichen nicht, so sehr wir auch auf Befreiung von den Franzosen hofften. Wir verschmähten die Lehren, welche die zum Papismus bekehrten Berliner Sophisten*) von Wien her verkündeten, schon darum, weil wir wußten, daß dort unter allen Künsten nur die Kochkunst hochgeehrt sei." Während aber in den Ministerküchen in Wien, „alle Tage Sonntag war und immer am Heerde sich der Spieß drehte", war in dem östreichischen Feldlager Schmalhans Koch. Der General-Commissair v. Faßbender, welcher an der Spitze des Verwaltungswesens stand, war ein Spitzbube erster Größe, wie kein Kriegsmehlwurm es vor oder nach ihm gewesen.

*) Adam Müller, Fr. v. Schlegel, Gentz.

Die Lieferungen standen wohl auf dem Papier, aber das Geld steckte er in seine Tasche; nur verdorbenes Brod und Mehl, verstockte Leinwand und von Motten zerfressenes Tuch hatte er den Regimentern geschickt. Der Erzherzog Karl erfuhr die Betrügereien zu spät; er befahl die Untersuchung, als Herr v. Faßbender sich bereits eigenhändig den Strick um den Hals gelegt hatte. – Am 9. April erließ der Erzherzog eine Kriegserklärung, die zunächst gegen den Herzog von Danzig, Marschall Lefevbre, gerichtet war, welcher in München sein Hauptquartier hatte und den Befehl über das bairische Armeecorps führte. Wenn der Erzherzog Karl der Held gewesen wäre, wie man ihn zu jener Zeit auf Bilderbogen auf allen Jahrmärkten feil bot, galoppirend dreinhauend, der Erste voran, so würde Napoleon, der sein Heer noch nicht beisammen hatte und sich in Paris noch eines gefährlichen Intriguanten, Talleyrands, entledigen mußte, einen schlimmen Stand gehabt haben. Wer aber den Erzherzog als ein eingeschrumpeltes Männchen in den rothen Höschen ganz verkrümelt und verkümmert stecken, unter dem großen geblümten und begoldtreßten Dreimaster unsicher hervorblinzeln sah, neben ihm die andern Erzherzöge und Generalitäten und nun vollends den Kaiser Franz zu Haus, der in dem Zimmer mit der Fliegenklappe auf die Jagd ging, während an der Isar und der Donau es in ganz anderer Weise zum Klappen kam, der wußte zum Voraus, welches traurige Ende für Oestreich und für ganz Deutschland der Feldzug von 1809 nehmen mußte.

Napoleon kam mit Blitzesschnelle, sah den Unverstand der feindlichen Heerführer und schlug sie. Zuerst warf sich der Kaiser mit den Baiern und Würtembergern auf den linken Flügel der Oestreicher, mit welchem der Erzherzog Ludwig und der Feldmarschall Hiller über Landshut im Schneckengalopp heranrückte. Am 19. April wurden sie bei Pfaffenhofen, am 20. bei Abensberg geschlagen und zum eiligen Rückzuge gezwungen. Kaum hatte Napoleon hier aufgeräumt, eilte er dem Marschall Davoust zu Hülfe, welcher von dem Erzherzog Karl hart bedrängt wurde. Fünf Tage lang hatten die Oestreicher zwischen Regensburg und Eckmühl tapfer gefochten, als am 22. April Napoleon eintraf und den Sieg zu Gunsten der französischen Waffen entschied. Am folgenden Tage wurde Regensburg mit Sturm genommen; die beiden Erzherzöge eilten, die Trümmer des Heeres auf das linke Donau-Ufer in Sicherheit zu bringen und in den böhmischen Wäldern Zuflucht zu suchen. Sie überließen das rechte

Donau-Ufer Napoleon und somit eine offene Heerstraße nach Wien. Die Verluste auf beiden Seiten waren bedeutend; ganz besonders waren die Baiern, welche Napoleon als „Futter für die Kartätschen" vorauf schickte, bei Regensburg und am 24. bei der Verfolgung des Hillerschen Corps hart mitgenommen worden. Die Oestreicher verloren weit mehr an Ausreißern und Solchen, welche die Waffen wegwarfen und sich gefangen nehmen ließen, als an Todten. Die französischen Bülletins geben die Anzahl der Gefangenen bei Abensberg auf 9000 Mann, bei Eckmühl auf 20,000 Mann an. Mögen diese Zahlen auch etwas zu hoch gegriffen sein; auffallend erscheint es, daß der Erzherzog Karl am 25. April an Napoleon schrieb: „Sire, Ew. Majestät haben mir Ihre Ankunft durch einen Geschützdonner angekündigt, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu becomplimentiren. Kaum unterrichtet von Ihrer Anwesenheit, konnte ich sie an den Verlusten, welche Sie mir verursacht haben, inne werden. Sie haben mir viele Leute genommen und meine Truppen haben ebenfalls einige Tausend zu Gefangenen gemacht, an Punkten, wo Sie nicht befehligten. Ich schlage Ew. Majestät vor, sie auszuwechseln, Mann für Mann, Grad für Grad. Finden Sie meinen Antrag genehm, so haben Sie die Güte, den Platz für die Auswechselung zu bestimmen. Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, gegen den größten Feldherrn der Welt zu fechten. Noch glücklicher würde ich sein, wenn das Schicksal mich dazu erwählt hätte, meinem Vaterlande die Wohlthat eines ehrenvollen Friedens zu verschaffen.

„Was aber auch die Zukunft bringen möge, den ferneren Krieg oder den nahenden Frieden, ich bitte Ew. Majestät, zu glauben, daß mein Verlangen mich immer zu Ihnen hinzieht, und daß ich mich in gleicher Weise für geehrt halte, mag ich Ew. Majestät den Degen oder den Oelzweig in der Hand haltend finden."*) An demselben Tage schrieb er an seinen Bruder, den Kaiser Franz: „es sei ihm unmöglich sich gegen einen siegreichen Feind auf dem rechten Ufer der Donau halten zu können, weshalb er auf das linke Ufer gehen und das Heer, welches Bellegarde commandire, an sich ziehen müsse."

Confusion, Mißtrauen und Zwiespalt waren wie immer, so auch diesmal, in dem östreichischen Cabinet und Feldlager zu Haus.

---

*) Napoleon theilte diesen Brief Davoust mit und schrieb an den Rand: „Nach acht Tagen kann man antworten. Diese Menschen hier sind eben so niederträchtig im Unglück, als sie anmaßend und hochmüthig bei dem geringsten Lichtstrahl des Glückes sind."

„In diesem Augenblicke,“ sagt ein gut unterrichteter Gewährsmann,*) „kam aufs Neue der Zwiespalt der östreichischen Aristokratie mit dem Erzherzoge Karl und ihre Abneigung vor einer fürstlichen Macht, die ihrer Oligarchie eine Schranke setzen könne, ans Licht. Es hieß nämlich, des Erzherzogs Zögern, Zaudern und Zagen in einem Augenblicke, als er Alles hätte aufs Spiel setzen sollen, habe einen politischen Grund gehabt. Er habe sich dreimal dem Stadionschen Kriegsplan widersetzt und sich nur ungern und wider Willen entschlossen, die in den Rasumowskischen und Stadionschen Kreisen gebilligten Proclamationen zu erlassen; er habe das östreichische Wesen zu genau gekannt, um ihm ganz zu trauen, habe nicht ganz mit Napoleon brechen, habe Heer und Materialien schonen wollen und habe deshalb schwächere Maßregeln genommen, als er hätte thun sollen; auch habe er gerade die heftigsten Proclamationen nicht unterzeichnet.“

Unaufgehalten führte Napoleon seine Hauptarmee auf dem rechten Ufer der Donau gen Wien und hielt am 13. Mai zum zweiten Male feierlichen Einzug in die stillschweigende Kaiserstadt.

Auch diesmal war mit dem Fall Wiens das Schicksal des Krieges noch nicht entschieden. Wir aber machen hier Halt, um uns der Gegend zuzuwenden, wo wir zu Haus gehören. Um über die damaligen Vorgänge und politischen Verhältnisse in Preußen und Norddeutschland ein Verständniß zu gewinnen, war es unerläßlich, zuvor einen Blick auf den ersten Act des östreichischen Trauerspiels zu werfen; in der That ein Trauerspiel, wenn auch der Kaiser zuletzt die Braut heimführt. —

---

*) Schlosser VII. 1. S. 495.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Stein bemüht sich (1809) dem östreichischen Cabinet eine Verbindung mit Preußen als unumgänglich zu empfehlen. — Er erhält keine Antwort. — Das preußische Cabinet in Abhängigkeit von Petersburg. — Niedergeschlagenheit in Königsberg. — Die kriegslustige Partei in Berlin. — Die Hoffnung auf den Abfall der königlich westphälischen Truppen und den Aufstand der hessischen Bauern schlägt fehl. — Der Major v. Schill in Berlin als der gefeierte Held des Volkes. — Verfrühter Aufstandsversuch des Hauptmanns v. Katte. — „Brutus, du schläfst?“ — Die Königin schenkt „dem braven Herrn v. Schill“ eine von ihr gestickte Brieftasche. — Dörnbergs Unternehmen mißlingt. — Romberg wird in Magdeburg festgenommen. — Schill bricht am 28. April 1809 aus Berlin auf. — Sein Marsch über Wittenberg nach Dessau. — Aufruf „an die Deutschen!“ — Der König von Preußen befiehlt Schill vor das Kriegsgericht zu stellen. — Der König von Westphalen setzt einen Preis auf Schills Kopf. — Schills Antwort und Aufruf an die Westphalen. — Napoleons Maßregel gegen Schill. — Das Gefecht bei Dodendorf am 4. Mai 1809. — Dömitz von Schill besetzt. — Schills Zug gen Stralsund. — Einschiffung des Lieutenant Bärsch in Rostock nach Rügen. — Gefecht an der Stecknitz. — Stralsund von Schill überrumpelt. — Er will es zu einem deutschen Zaragoza machen. — Der holländische General Gratien und der dänische General Ewald rücken an und nehmen am 31. Mai Stralsund mit Sturm. — Schills Tod. — Die Lieutenants v. Blankenburg und v. Brunnow schlagen sich durch. — Das Kriegsgericht zu Stargard unter Blüchers Vorsitz. — Die französisch-militairische Special-Commission in Wesel. — Eilf Officiere von Schills Corps werden am 16. September 1809 zum Tode verurtheilt und erschossen.



Während die kampflustige preußische Nation, ebenso wie die östreichische, des festen Glaubens waren, daß Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm im besten Einvernehmen ständen und einen gemeinsamen Aufruf an ihre

Völker zur Ergreifung der Waffen gegen den Unterdrücker der Freiheit erlassen würden, war es in dem Rathe der Cabinetspolitik ganz anders bestellt. Niemals standen Hochmuth und Eifersucht dieser beiden Mächte, deren Händen das Schicksal Deutschlands anvertraut war, einander so schroff entgegen, als eben jetzt. Stein, welchem als einem von Napoleon geächteten, preußischen Minister in den östreichischen Staaten eine Freistatt gewährt worden war, hatte sich angelegentlichst bemüht, das Wiener Cabinet über die Bereitwilligkeit des preußischen Volkes zum Kampfe gegen Frankreich aufzuklären und in Beziehung hierauf dem Minister Stadion, der an der Spitze der Geschäfte stand, durch Gentz bereits im Februar eine Denkschrift zugehen lassen; man würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Dem feuereifrigen Stein, der nur im raschen Ausführen des gefaßten Entschlusses Heil sah, war dies Zagen und Zögern Oestreichs unerträglich. „Ich fürchte sehr," schrieb er an Gneisenau den 20. Februar 1809, „es wird hier zu Land heißen: cunctando perdimus Romam!*) Man setzt dem Fluge des Adlers den Gang der Schnecke entgegen, die sich freilich nicht überstolpert."

Nachdem der Krieg bereits entbrannt war, erhielt Stein von Gentz eine kühle Antwort. Dieser schreibt ihm aus Wien den 17. April einen Brief voll höflicher Entschuldigungen und diplomatischer Ausflüchte: „Ob ich gleich" — heißt es darin — „hier nur einen sehr geringen Theil dessen, was zur vollständigen Aufklärung dieser Sache gehört, sagen kann, so will ich doch wenigstens so weit, als es die Umstände gestatten, mir Luft machen. Die wahre Ursache meines Stillschweigens war — Verlegenheit, und diese Verlegenheit gründete sich auf die, in welcher ein Anderer, übrigens einer der vortrefflichsten Männer dieser Zeit, sich befand.**) Gleich vom Tage meiner Ankunft in Wien an wurde der Wunsch und die Hoffnung, Ew. Excellenz baldmöglichst hier zu sehen, in den stärksten und nachdrücklichsten Worten gegen mich geäußert. Man nährte damals Aussichten auf einen für uns günstigen Entschluß des Königs von Preußen, Aussichten, die ich schon damals nicht mehr für gegründet hielt. Als diese Aussichten schwankender wurden, als sie endlich ganz zu erlöschen schienen, entstand die nach meiner Ueberzeugung übertriebene Besorgniß, daß es

---

*) Durch unser Zaudern verlieren wir Rom.

**) Der Minister Stadion, dessen rechte Hand Gentz war.

unter solchen Umständen undelicat sein möchte, Ew. Excellenz förmlich zu einer Reise nach Wien einzuladen; und was ich auch thun mochte, um gegen diese Besorgniß zu protestiren, sie hatte solche Wurzeln geschlagen, daß ich den Entschluß, den ich aus allen Kräften und ohne Unterlaß betrieb, nicht mehr zur Reife zu bringen im Stande war."

Aus Steins Antwort geht hervor, daß der östreichische Hof, in dünkelhafter Ueberschätzung der eigenen Macht, Steins Vermittelung zum Abschluß eines Bündnisses mit Preußen, oder zur Absendung eines Insurrections-Corps nach Norddeutschland durch Stillschweigen zurückwies. „Ew. Hochwohlgeboren," schreibt er an Gentz aus Brünn den 20. April 1809, „äußern die Meinung: hätte ich wegen meiner Ueberkunft nach Wien einige Schritte gethan, so würde dieses der Sache einen entschiedenen Ausschlag gegeben haben. Keines meiner Verhältnisse gegen dieses Land erlaubte mir aber nach meiner Ueberzeugung einen solchen Schritt zu thun. Man gab mir als einem Geächteten ein Asyl, man wies mir einen bestimmten Wohnort an, man äußerte aber auch nie die leiseste Absicht, weder durch Unterredungen, noch durch Schriftwechsel, noch auf irgend eine denkbare Art mit mir in Verbindung zu treten, oder etwas Anderes für mich thun zu wollen, als mir den Gebrauch des Feuers und Wassers zu erlauben. Ich schrieb am 24. Februar meine Ansichten über die preußischen Verhältnisse, dieses blieb unbeantwortet. Ew. Hochwohlgeboren äußerten zwar verschiedene Male, daß man mich in Wien zu sehen wünsche, eröffneten aber immer noch die Aussicht einer näheren bestimmten Aeußerung, die ich also erwartete und, da sie nicht erfolgte, hierin einen neuen Grund zur Bestätigung meiner Meinung fand, daß meine Lage es gebieterisch erfordere, mich ruhig zu verhalten und nicht die zudringliche, lästige und zwecklos-thätige Rolle eines nach der Wiederherstellung seines Zustandes jagenden Emigranten zu nehmen."

Eben so wenig aber, wie auf das Annähern Oestreichs an Preußen hoffte Stein auf ein Entgegenkommen von dieser Seite. „Der König von Preußen," heißt es in demselben Briefe, „findet sich in seiner Beharrlichkeit im Nichtwollen bestärkt durch seinen Freund Alexander und das Gefährliche der Unternehmung und ich fürchte, es wird seine Umgebungen viel kosten, um ihn zu andern Gesinnungen zu bringen. Darum wird es aber auch nothwendig, daß Herr v. W. nach Königsberg gehe, an Ort und Stelle selbst wirke, mit den Einfluß habenden

kräftigen Menschen sich verbinde, da alles Verhandeln mit dem Grafen Goltz ohne allen Erfolg ist.“ —

Die Freunde in Königsberg forderte Stein auf: muthvoll zu dulden und auszuharren, obschon er die Richtung, welche die preußische Regierung nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste genommen, für unheilbringend erklären mußte. An Schön, welcher ihm seinen Entschluß, den Abschied zu nehmen, mitgetheilt hatte, schrieb er aus Brünn den 30. April 1809: „Ich begreife, daß manche Verhältnisse äußerst drückend sind und daß das tägliche Kämpfen und Zerren die Gesundheit zerstört: wir leben aber in den Zeiten der Aufopferung und des Märtyrerthums und man muß sich dieser Anforderung nicht entziehen. — — So lange freilich die Verfassung des preußischen Staats sich nicht ändert, die Kräfte der Nation zu höherer Selbstthätigkeit durch Communal- und Staatseinrichtungen nicht gereizt werden, so lange der größte Theil derselben sich nur mit selbstischen und eigennützigen Zwecken zu beschäftigen gezwungen ist und die öffentlichen Angelegenheiten der Büreaukratie, die gern für wenig Arbeit viel Geld nimmt, anvertraut sind, so lange wird der Egoismus vorherrschen, wenig Verständiges und Kräftiges geschehen und die Anzahl der brauchbaren Staats- und Geschäftsmänner wird immer äußerst gering sein.“

Daß nach den traurigen Erfahrungen, welche Oestreich 1805 bei Ulm und Austerlitz, Preußen 1806 bei Jena gemacht hatten, es dennoch wieder dahin gekommen war, daß der kaiserlich-östreichische Adler allein im Felde erschien, während der preußische, noch blutend aus den ihm geschlagenen Wunden, hinter dem Ofen kauerte, war für jedes tapfere deutsche Herz ein unerträgliches Gefühl. Das Beispiel der Volkserhebung in Spanien und in Tyrol erweckte den Muth der Nacheiferung auch in Norddeutschland. Die höheren Officiere des preußischen Heeres, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen, Chasot u. a., welche seit dem Tilsiter Frieden einen jeden ihrer Gedanken und jede Thätigkeit auf die Vorbereitung zu einer bewaffneten Volkserhebung gerichtet hatten, hielten den Zeitpunkt für günstig, die Sturmglocke des Aufruhrs zu läuten und zum Vertilgungskriege gegen den fremden Tyrannen und seine Schergen und Schaaren aufzubrechen.

Mit großer Zuversicht war auf den Abfall der königlich-westphälischen Truppen und der altmärkischen und hannöverschen Bauern gerechnet worden. Allein hierin irrten sich die Unternehmer des Aufstandes. Die westphälischen

Soldaten, welchen der Buckel noch juckte in der Erinnerung an den hessischen Corporalstock, an die preußischen Spießruthen und die englisch-hannöversche neungeschwänzte Katze,*) waren durch menschliche Behandlung, bessere Löhnung und Aussicht auf Beförderung ohne Adelsbrief für ihren neuen König gewonnen und eben so wenig verspürten die, vom Frohndienst, Jagdzwang und Junker-Jurisdiction durch den König Jerome befreiten, Bauern die geringste Lust, sich gegen ihn zu empören, überzeugt, daß ihnen von den heimkehrenden Kurfürsten, Herzögen und Fürsten und ihrem adligen Gefolge die alten Lasten wieder aufgebürdet werden würden. Der von Gneisenau und Grolmann entworfene, von Stein eifrigst betriebene, von Gentz dem Erzherzog Karl schon vor dem Ausbruche des Krieges mitgetheilte und dringend empfohlene Insurrectionsplan von Norddeutschland war auf die Theilnahme der gesammten Bevölkerung zwischen der Elbe und dem Rheine berechnet. Man durfte vermuthen, daß Napoleon sein Heer zuerst gegen den Erzherzog Karl an der Donau führen und von diesem dort hinreichend beschäftigt werden würde. Mittlerweile sollte in dem, von den Franzosen fast ganz entblößten, Norddeutschland die Fahne des Aufstandes erhoben werden, der allgemeine Landsturm gen Süden ziehen, den Kaiser, selbst wenn er siegreich bis Wien vordringen würde, von dem Rheine und Frankreich abschneiden und ihm und seinem Heer den Untergang bereiten.

Die Hauptrolle bei diesem Unternehmen war dem preußischen Major v. Schill zugetheilt worden. Durch seine Streifzüge vor Colberg hatte sich der kühne Parteigänger einen Namen durch ganz Deutschland gemacht, zumal in den preußischen Provinzen. Er fast allein und ausschließlich galt für den Mann, welcher den preußischen Waffenruhm wieder hergestellt, den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht habe. Nicht nur bei Hof und in den vornehmen Cirkeln, auch von dem sogenannten gemeinen Manne ward Schill hochverehrt und gefeiert. In jeder Bauernstube sah man den tapfern Husaren-Major und seine Jäger abgebildet, Gläser und Bierkrüge in den Dorfschenken mit seinem Bildnisse verziert und die Branntwein- und Tabacksläden verdankten den nach ihm benannten Waaren reichlichen Absatz. Seit seinem Einzuge in Berlin hatte sich die Begeisterung für ihn noch gesteigert. Wo er sich zeigte, folgte ihm die Straßenjugend nach und rief ihm Vivat! Die Vorübergehenden

*) Eine mit neun Knotenriemen versehene Peitsche.

standen still und zogen Hut und Mütze und hatten sich immer des freundlichsten Gegengrußes zu erfreuen. In der Gesellschaft waren Frauen und Mädchen bemüht, seine Aufmerksamkeit zu erregen, und da er ein schöner Mann in den besten Jahren — er zählte 35 —, ein gewandter Tänzer, lebhaft in der Unterhaltung und mit aller Liebenswürdigkeit ausgestattet war, konnte es ihm nicht fehlen, sein Glück zu machen. Bald aber war sein Herz festgebunden; er bewarb sich um die Hand der zweiten Tochter des Generals v. Rüchel, Elise, und sie wurde seine Verlobte.

Alle andern Lebens- und Herzens-Angelegenheiten aber hieß er schweigen, wenn er zu Pferde stieg und seinen braven Husaren und Jägern einen „guten Morgen, Kinder!" zurief. Da war nicht Einer, den er nicht beim Namen zu nennen wußte, die Mehrzahl hatte mit ihm so manchen kühnen Streich ausgeführt, er ließ sich gern an die einzelnen Abenteuer erinnern und ihm selbst stand die Rede, wenn es darauf ankam, anzufeuern, seinen Dank oder auch seine Unzufriedenheit auszusprechen, vollkommen zu Gebot. War er auch im Dienst streng, so war er doch nie übereilt oder unbillig und er durfte mit Zuversicht darauf rechnen, daß seine Officiere und Soldaten mit ihm und für ihn in den Tod zu gehen zu jeder Stunde bereit waren.

Daß ein, noch vor zwei Jahren Lieutenant gewesener, Major in königlich preußischen Diensten sich zum Mann des Volkes, einem bisher noch nicht dagewesenen Ehrenposten, emporgeschwungen hatte, mehr noch, daß er die allgemeine Huldigung „des Pöbels", wie die vornehme Welt sich ausdrückte, annahm, erregte ihm viele Neider und Mißgünstige, zumal unter den höheren Officieren. Nur Einer, und zwar gerade Derjenige, welcher am meisten Ursach gehabt hätte, eifersüchtig auf Schill zu sein, G n e i s e n a u, gönnte ihm seinen Ruhm und erkannte sein Verdienst an. Einem Freunde, dem Lieutenant Bärsch, der ihm Nachricht gab von dem glänzenden Empfange Schills in Berlin und wie sein Kopf davon ganz benebelt werden würde, antwortete Gneisenau aus Königsberg den 2. Februar 1809:

„Einliegendes Fragment wird Ihnen sagen, daß Sie füglich bei Schill bleiben können, ohne etwas für Ihre Versorgung befürchten zu dürfen. Seien Sie unbesorgt darum, daß die unserm Schill in Berlin und anderwärts erwiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. Mag die Welt immerhin glauben, daß Er Colberg vertheidiget hat; für den Staat ist es darum desto

besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. Mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können. Sie verstehen mich, mein lieber Bärsch, wo hinaus ich will. Mich plagt kein Ehrgeiz, vielmehr drücken mich Familiensorgen und Geldnoth darnieder. Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen, in einem solchen Kampfe will ich gern untergehen. — — — Sie sehen mit solchen Gesinnungen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen anderen, hochverdienten Mann haben, wenn ihm auch das große Publicum etwas zuschriebe, was mir gebührt. Ich habe nur Eins im Auge: Unabhängigkeit, und für diesen Zweck opfere ich Alles."

Schon im December 1808 ergingen an Schill bald nach seinem Triumph-Einzuge in Berlin mündliche und schriftliche Aufforderungen zu einer Schilderhebung. Von einer hohen Dame wurden ihm Geldmittel zur Verfügung gestellt, so daß er in den Stand gesetzt wurde, einige vertraute Officiere mit einer Summe von Eintausend Thalern unerkannt nach Cassel zu senden, um dort für den Aufstand zu wirken und zu werben, welchen der, früher in hessischen Diensten gestandene, nun in königlich westphälischen stehende Oberst Ferd. Wilh. Caspar v. Dörnberg vorbereitete.*) Unabhängig von Schill und Dörnberg unternahm es im December 1808 ein Hauptmann v. Katte, die Bauern der Altmark zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, um durch einen Ueberfall sich der Festung Magdeburg zu bemächtigen. Das Unternehmen war so unbesonnen angelegt, daß es keinen andern Erfolg hatte, als den: die westphälisch-französische Polizei zur Wachsamkeit und größter Strenge zu veranlassen. Katte hatte sich durch eiligste Flucht gerettet; Dörnberg aber sah sich genöthigt, die Ausführung seines Planes zu verschieben. Unterdessen wurden von Berlin aus Verbindungen mit den, im Großherzogthum Berg noch seßhaften, früheren preußischen Officieren, Beamten, Gutsbesitzern und Landräthen unterhalten, insonderheit waren die Markaner und Ravensberger, die sich unter dem preußischen Regentenhause vielfacher Begünstigungen zu erfreuen gehabt hatten, zum Losschlagen und Ab-

*) Nicht dieser war, wie Voigt angiebt, Mitglied des Tugendbundes, sondern sein Bruder, damals Rittmeister.

werfen des verhaßten Franzosenjoches bereit. Aus jener Gegend hatte sich ein schlichter aber unternehmender Landmann, Namens Romberg, aus dem Amte Heyde bei Bielefeld aufgemacht, den Major Schill in Berlin aufgesucht und ihm Briefe überbracht, worin er aufgefordert wurde, nach jener Provinz zu kommen, wo Alles, was Waffen tragen könne, bereit sei, sich unter die Fahne des Aufstandes, die er aufpflanzen werde, zu stellen. Damals — es war im Januar 1809 — hielt Schill es noch nicht an der Zeit, die Waffen zu erheben; er entließ den Boten mit der Zusicherung, daß er, sobald die rechte Stunde schlagen würde, sich bei den vaterländischen Männern an der Weser einfinden werde. Romberg brachte die gute Botschaft treulich nach seiner Heimath, wo unterdessen in der Stille die Vorbereitungen zum Empfange des Befreiers getroffen wurden. Von nah und fern aus dem Westen und Osten trafen fortwährend bei Schill vertraute Sendboten der geheimen Verbindungen, deren es damals unter dem Schutz und der Mitwissenschaft der preußischen Polizei außer dem Tugendbunde noch mehrere gab, ein und zu öfteren Malen fand er Zettel in seinem Zimmer mit dem, einst an den römischen Republikaner gerichteten, herausfordernden Vorwurf: „Brutus, du schläfst?“ — Dringender noch wurden diese Mahnbriefe und Aufforderungen, als der Erzherzog Karl die Kriegstrompete hatte ertönen lassen und die Oestreicher die ersten Kugeln (9. April) mit den Franzosen und den mit ihnen verbundenen Baiern und Würtembergern gewechselt hatten.

Ueber die Bereitwilligkeit und Ungeduld der Bewohner der Elb- und Weser-Provinzen gingen Schill die erfreulichsten Mittheilungen zu. Einer seiner Freunde, ein Herr v. Tempsky, der unter dem Namen Thielau sich in Burg aufhielt und die Elb- und Harzgegenden durchstreifte, schrieb ihm im Laufe des Monats April wöchentlich einige Mal und drängte und trieb zum Aufbruch. „Endlich“ — schreibt er ihm den 2. April — „hoffe und glaube ich doch, daß der Zeitpunkt eingetreten sein wird, wo wir einmal die Bestimmung unseres Zweckes mit Gewißheit zu erwarten haben; mit äußerster Spannung erwarten wir von Ihnen die letzten Entscheidungen.“ Einen Tag später: „Es läßt mich keinen Augenblick länger warten, mir die endlichen Befehle zu unserm Vorhaben von Ihnen auszubitten.“ (Den 10. April.) „Längeres Zögern kann durchaus zu nichts Anderem nützen, als die, ohnehin schon wegen öfterer Täuschung ziemlich muthlosen, Leute noch muthloser zu machen und ihnen jede Lust zu benehmen. Jetzt ist es ge-

wiß der rechte Zeitpunkt, weil die Erbitterung in Westphalen wegen der neuen Conscription und der neuen enormen Abgaben mit jedem Tage zunimmt; Alles lauert auf den glücklichen Augenblick eines entscheidenden Ausbruchs." (Den 14. April.) „Wir wissen mit Zuverlässigkeit, daß die Stimmung der Menschen in Westphalen von der Art ist, daß Niemand länger Geduld haben, sondern losarbeiten will. Wenn es nicht binnen Ende Monats geschieht, verlieren wir zu viel Leute, denn sie werden drüben (jenseits der Elbe) wie's Vieh zusammengetrieben, um nur die Zahl der Conscribirten herauszubringen. Kommen Sie selbst und dringen mit vor, so sind wir des Sieges gewiß. Ihr Name schon gilt für eine Gottheit, an ihn glaubt ein Jeder mit fester Zuversicht." (Den 20.) „Alle meine Leute freuen sich wie Kinder auf baldiges Losschlagen und erwarten mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Ich bin nicht im Stande, so wie keiner von uns, die Menschen länger zurückzuhalten."

Mit einigen der in Königsberg in unmittelbarer Nähe des Hofes lebenden höheren Officiere unterhielt Schill ebenfalls einen lebhaften Briefwechsel. Die Entscheidung seines Schicksals aber erkannte er in einer, ihm von der Königin geschenkten, von ihr selbst gestickten Brieftasche, in welche die von ihm angebetete Frau mit eigener Hand geschrieben hatte:

„Für den braven Herrn v. Schill. Luise."

Einzelne Officiere sollen damals in ihren, vor nichts zurückschreckenden, Plänen so weit gegangen sein, den König zur Niederlegung der Krone zu Gunsten des Prinzen Wilhelm nöthigen zu wollen; nur damit es ans Losschlagen gehe!

„Bischof Eylert" — erzählt Bärsch*) — „theilte vor einigen Jahren einer mir befreundeten Dame mit, daß er (wahrscheinlich 1809 vor dem Auszuge Schills) von einem Officier auf Veranlassung des Ministers v. Stein aufgefordert worden sei, von der Kanzel den Prinzen Wilhelm als König zu proclamiren. „„Obgleich ich,"" fügte der Bischof hinzu, „„bei verschlossenen Thüren in der Gewalt des leidenschaftlichen Officiers war, so entgegnete ich ihm kalt und entschlossen: mein Leben können Sie mir nehmen, allein mich niemals zu einer Handlung zwingen, welche das beste Königspaar compromittirte. Später besuchte mich Stein, drückte mir die Hand und gestand mir aufrichtig, wie gut

*) A. a. O. S. 34.

die Vorsehung gewaltet habe, daß damals das Vorhaben vereitelt worden sei, welches nur Unheil angerichtet haben würde."" — Ob mit dieser ganzen Erzählung, zumal was Stein betrifft, der geistliche Herr sich nicht etwas allzubreit gemacht habe, lassen wir dahin gestellt sein. Nur so viel mag wahr sein, daß Aeußerungen von einer zu erzwingenden Niederlegung der Krone damals öfter gehört wurden.

Von traurigster Vorbedeutung aber für Schills Unternehmen war es, daß der Aufstand, welchen Dörnberg am 21. April in der Umgegend von Cassel zum Ausbruch führte, vollständig mißglückte. Der König Jerome, der noch in seiner Hauptstadt anwesend war, hatte sogleich die Officiere seiner Garde, lauter Grafen und Barone, um sich versammelt, die, anstatt den ihnen zum König aufgedrungenen französischen Prinzen festzunehmen, auf die Verheißung guten Avancements aufs Neue Treue schwuren und ihre Soldaten sofort gegen Dörnberg und dessen bewaffnete Bauern führten. Dörnberg gab — wohl zu früh — seine Sache für verloren und entfloh nach Böhmen. Indessen blieben noch einige Verschworene, auf die Schill rechnen durfte, unentdeckt; namentlich der Major v. Schepeler (später preußischer Oberst und Gesandter in Madrid), der Gutsbesitzer Martin und einige Andere, von denen er auch nach der Flucht Dörnbergs Aufforderungen zu ihnen zu kommen erhielt.

Der getreue Romberg aus dem Ravensbergischen hatte sich um diese Zeit ebenfalls wieder bei Schill eingefunden. Unvorsichtiger Weise hatten ihm die Berliner Bundesbrüder und Genossen Schills Briefe und Proclamationen zur Verbreitung in Westphalen mitgegeben, wo der Landrath v. Ledebur zu Schildesche bei Bielefeld (Vater des jetzigen Directors der Kunstkammer) und der Oberst v. Sobbe sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen bereit erklärt hatten. Der brave Mann hatte, um so schnell als möglich in seine Heimath zu gelangen, den kürzesten Weg eingeschlagen, welcher ihn nach Magdeburg führte. Vorsichtiger und spürnasiger denn je vorher, waren seit Dörnbergs Unternehmen hier in dem wichtigsten Waffenplatze des westphälischen Königreichs Polizei und Soldaten. Romberg wurde als verdächtig angehalten, ihm seine Papiere abgenommen und vor den französischen General Michaud geführt, der ihn unter guter Bedeckung nach Cassel abführen ließ, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurde. Ueber die bei ihm vorgefundenen Briefe und Proclamationen wurde dem preußischen Gesandten Herrn v. Küster in Cassel, unter hef-

tiger Beschwerdeführung und Forderung gebührender Genugthuung, Mittheilung gemacht und dieser beeilte sich sofort die nöthigen Berichte nach Königsberg abzusenden. Einem jungen, vaterländisch gesinnten Edelmann, dem in dem Ministerbureau in Cassel als Referendar arbeitenden Herrn Alex. v. Bothmar, gelang es, Schill, zu dem er mit Courierpferden nach Berlin flog, von Rombergs Verhaftung in Kenntniß zu setzen. Jetzt galt es einen raschen Entschluß zu fassen, und da am Tage vorher aus der nächsten Umgebung des Königs an ihn ein Billet gelangte, welches die Worte enthielt: „Der König schwankt, Schill, ziehen Sie mit Gott!“ außerdem auch die Generale Tauentzien, Chasot, Blücher, Gneisenau, Grolmann u. A. um das Unternehmen, wenn auch nicht Tag und Stunde der Ausführung, wußten, rückte Schill am 28. April 1809 Nachmittags 4 Uhr mit seinem Husaren-Regimente zum Hallischen Thor hinaus. In Berlin hatte man damals Nachrichten von einem glänzenden Siege des Erzherzogs Karl, den er bei Hof erfochten haben sollte, verbreitet, so daß der Commandant, General Chasot, am 23. April die Parole ausgab: „Karl und Hof“. Da Schill öfter schon seine Truppen bivouakiren ließ, nächtlichen Felddienst und andere Kriegsexercitien einübte, waren die Leute immer mit Sack und Pack, mit Brod und Butter versehen; nur Adolph v. Lützow und Bärsch kannten seinen Plan. Er schlug die Straße nach Potsdam ein, ließ auf der Feldflur von Steglitz Halt machen, ein Viereck bilden und richtete mit vernehmlicher Stimme eindringliche Worte an seine braven Cameraden. Er sagte ihnen, daß der Augenblick gekommen sei, gegen den ihnen Allen gleichverhaßten Feind auszuziehen, gegen den französischen Thronräuber, der das Vaterland in Unglück und Jammer gestürzt, der alle Rechte der Menschheit unter seinen ehernen Füßen zertrete. Dasselbe Schicksal, welches er dem spanischen Königshause bereitet, habe er auch dem preußischen zugedacht. „Aber nie,“ sprach er mit erhobener Stimme, „nie soll dem treulosen Tyrannen ein so schändlicher Plan gelingen, Oestreich, Deutschland, jedes Biederherz ist gegen ihn in Aufruhr, wir Preußen können nicht zurückbleiben. Es gilt für das Vaterland, für den geliebten König, für die von uns Allen angebetete Königin, von der ich ein theures Andenken hier in meiner Hand halte und für die wir in den Tod zu gehen zu jeder Stunde bereit sind.“ Hier zeigte er jene, von der Königin selbst gestickte, ihm geschenkte Brieftasche. Eine kleine Krone von ächten Perlen, welche er an dem ihm verliehenen Orden pour le mérite trug, war ebenfalls ein Geschenk der Königin.

Officiere und Husaren beantworteten die an sie gerichteten Worte mit lautem Hurrah, zogen die Säbel und schwuren, in Noth und Tod bei ihrem Oberst auszuhalten. Am folgenden Tage kamen die zurückgebliebenen Officier-Bedienten, mit Pässen von dem Commandanten von Berlin, General Chasot, versehen, nach. Schill überschritt die sächsische Grenze, schloß mit dem Commandanten von Wittenberg, dessen Ueberrumpelung mißlang, einen sechstägigen Waffenstillstand, zog mit klingendem Spiele über die unter den Kanonen der Festung liegende Elbbrücke und erreichte am 2. Mai Dessau. Hier erließ er folgenden Aufruf:

An die Deutschen!

„Meine, in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter welcher ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt euch! folgt meinem Winke und wir sind, was wir ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an und sei für eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen; Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. Bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die friedliche Sense zur tödlichen Waffe. Jeder greife zu den Waffen, nehme Theil an dem Ruhme der Befreier des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräther! Fasset Muth! Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rücken Oestreichs Heere vor, trotz den großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tyroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen; die braven Hessen haben sich gesammelt; an der Spitze geprüfter, im Kampfe geübter Krieger eile ich zu euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen! Schill."

Der nicht ohne Grund vorsichtige Buchdrucker hatte Schill gebeten, ihm

doch gefälligst die Pistole auf die Brust zu setzen und ihm zu bescheinigen, daß er nur durch ein solches Zwangsmittel dazu gebracht worden sei, den Aufruf zu drucken.

In Berlin erregte, wie zu erwarten war, der Aufbruch Schills großes Aufsehen und Bewegung der Gemüther. Der Gouverneur von Berlin, General L'Estocq, hatte ihm sogleich einen Officier mit dem strengsten Befehle augenblicklicher Rückkehr nachgesendet, dem jedoch weder Schill, noch ein anderer seiner Officiere Folge leisteten. Von den Truppen der Berliner Garnison war das leichte Infanterie-Bataillon, welches Schills Namen führte, da es von ihm in Pommern errichtet und vor Colberg unter seiner Anführung gefochten hatte, das einzige, in welchem sich der Entschluß, nicht zurückzubleiben, kund gab. Der Lieutenant Quistorp II. forderte die am 4. Mai versammelte Compagnie des Majors v. Reuß in so eindringlicher Rede auf, ihrem Chef zu folgen, daß eine Schaar von 4 Officieren und 156 Mann noch an demselben Tage unter seiner Führung Berlin verließ. Auch diesen Flüchtlingen sendete der General L'Estocq einen Officier und ein Commando zu Pferde nach, um sie zur Rückkehr zu bewegen, was jedoch nur zum Theil gelang. Quistorp führte dem Major Schill die Mehrzahl treuer Cameraden am 12. Mai in Arneburg an der Elbe zu, wo ihnen ein herzlicher Empfang zu Theil wurde. Schill ließ die Angekommenen einen Kreis auf dem Marktplatz schließen und hielt „aus dem Stegreife" eine ergreifende Rede an sie. „Nicht Ehrsucht, nicht Eigennutz," sagte er, „nicht kindisches Gelüsten nach Abenteuern, nur die reinste Liebe zum Vaterlande hat mich zu diesem Schritte getrieben, nur für die höchsten und heiligsten Güter erhob ich meinen Arm. Und das schwöre ich euch, mein Säbel soll nicht eher wieder in der Scheide rasten, als bis ich meinem Könige auch das letzte Dorf der verlorenen Provinzen zurückerobert oder in diesem rühmlichen Unternehmen mein Grab gefunden habe. — Hat aber der Himmel es anders beschlossen, sollten wir untergehen, ohne daß Deutschland frei wird, nun denn wohlan! Ein Ende mit Schrecken ist einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen!"

Die von den Feinden, welche noch keine Streitkräfte gegen ihn versammelt hatten, ihm gewährte Rast benutzte Schill zur Organisirung seines kleinen Corps, zur Anwerbung von Recruten, Bewaffnung und Einübung derselben. Lieutenant v. Ledebur errichtete eine Compagnie Pikeniere zu Fuß; Lieutenant v. Rochow übte Artilleristen ein und die Lieutenants v. Goltz und v. Hagen unternahmen

einen weiteren Streifzug bis nach Goslar, von wo sie Pulver und Kugeln und einige umgestürzte königlich westphälische Kassen mitbrachten.

Von den älteren Officieren von Bedeutung wurde Schill im Stich gelassen, theils weil ihnen nach dem verunglückten Unternehmen Dörnbergs und Martins in Hessen der Muth sank, theils weil Schill von Niemand guten Rath annahm. „Grolmann, der nach Schills Aufbruch sogleich nach Berlin eilte, erkannte das Bedenkliche des Unternehmens, war aber dennoch bereit, sich demselben anzuschließen, wenn Schill in einem Sinne verfahren würde, von dem sich eine wirksame Aufregung des nördlichen Deutschlands erwarten ließ. Durch Mittelspersonen setzte sich Grolmann mit Schill in Verbindung und machte ihm die Bedingungen bekannt, unter denen er mit mehreren seiner Freunde sich mit ihm vereinigen wolle. Die erste Bedingung war, daß Schill nichts ohne seine Zustimmung unternehmen und besonders seine damalige Stellung in der Altmark bis zu seiner Ankunft nicht verlassen sollte. Schill versprach dies mündlich und Grolmann war im Begriff abzugehen, als ihm die Mittheilung wurde, daß derselbe dennoch über die Elbe nach Dömitz zurückgegangen sei. Diese rückgängige Bewegung war nach Grolmanns Ansicht verderblich, und da er sich nach diesem von dem ganzen Unternehmen für die Sache des Vaterlandes keinen Vortheil weiter versprach, so gab er den Gedanken an eine Vereinigung mit Schill auf und setzte seinen Weg zur östreichischen Armee fort, wo der Erzherzog Karl ihn freundlich aufnahm und ihn als Major im Generalstabe anstellte."*)

In Königsberg setzte das Unternehmen Schills den König in die äußerste Verlegenheit. Er wußte, wie Napoleon nur auf eine Veranlassung lauerte, um das Haus Hohenzollern aus dem gothaischen Hofkalender streichen zu lassen, Berlin war längst schon zur Residenz des erweiterten Königreichs Westphalen bestimmt und weder die Eröffnung des Krieges an der Donau, noch die mißlungenen Versuche Dörnbergs konnten Vertrauen zu einem günstigen Erfolge in dem scheu und bedenklich gewordenen Gemüthe Friedrich Wilhelms III. erwecken. Er erließ aus Königsberg den 8. Mai folgenden Armee-Befehl: „Seine Majestät der König machen der Armee bekannt, daß der Major v. Schill mit seinem Regimente, unter dem Vorwande vor dem Thore von Berlin zu manövriren, über die Grenze gegangen ist. Höchstdieselben finden nicht Worte genug,

*) Militair-Wochenblatt 1843.

um darüber Ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfinden. Sie vertrauen, daß die Armee von derselben höchsten Mißbilligung durchdrungen sein wird und von einem guten Geiste beseelt ist. Der Major v. Schill und Alle, die mit ihm gegangen sind, sollen einem strengen Militairgerichte unterworfen werfen. Se. Majestät erklären der Armee, daß Höchstdieselben auf jene unglaubliche That beschlossen haben, die Gesetze des militairischen Gehorsams auch bei der kleinsten Unterlassung geschärft anzuwenden u. s. w." Der Gouverneur von Berlin, General L'Estocq, und der Commandant der Stadt, General Chasot, wurden von Berlin abgerufen und gegen sie eine Untersuchung eingeleitet. Der Kammergerichtsassessor Eichhorn, später Minister des Unterrichts, welcher Schill gefolgt, aber bald zurückgekehrt war, wurde nebst noch einigen jüngeren Referendarien zur Untersuchung gezogen. In weniger gewählten Ausdrücken als der Armeebefehl Friedrich Wilhelms III. war das Decret abgefaßt, welches Hieronymus in Cassel unter dem 5. Mai erließ, worin der preußische Major Schill als Ausreißer, Pirat und Räuberhauptmann bezeichnet und allen Militair-Commandanten und Civil-Beamten befohlen wird, auf den Schill Jagd zu machen, ihn zu verfolgen, in Verhaft zu nehmen und sich seiner und der Seinigen todt oder lebendig zu bemächtigen. „Wir wollen und befehlen," schließt das Decret, „daß demjenigen oder denen, welche ihn arretiren und abliefern werden, die Summe von 10,000 Franken bezahlt werden soll." Schill beantwortete dies Decret damit, daß er ein Publicandum ergehen ließ, worin er auf den Kopf des Königs Hieronymus von Westphalen einen Preis von fünf preußischen Thalern setzte. Außerdem erließ er einen „Aufruf an die Bewohner Westphalens", in welchem er bekannt macht, welchen Preis der König Hieronymus auf seinen Kopf gesetzt habe und dann im guten Glauben, alle deutschen Herzen würden seines Muthes und Sinnes sein, fortfährt: „Ich erscheine nicht unter euch an der Spitze einer Räuberbande, wie dort gesagt wird und wie ihr sie in den fremden Heeren zu sehen gewohnt seid, sondern an der Spitze der tapfersten und edelsten deutschen Männer, welche bereit sind, Alles aufzuopfern, was ihnen theuer ist, um euch eure Rechte und eure Verfassung wiederzugeben, die ihr verloren habt. Ich komme, um euch zu rächen, um euch zu befreien von dem Joche, welches ein fremder Eroberer euch aufgelegt hat und welches ihr bisher mit Schmach getragen habt. Deutsche Nationalehre und deutscher Sinn sollen nicht länger unterdrückt sein, man soll euch

nicht länger nach Gesetzen regieren, die euch fremd sind und darauf abzielen, eure Eigenthümlichkeiten zu vernichten und euch zu Sklaven zu machen. — — Vereinigt euch mit mir, meine deutschen Brüder, ergreift die Waffen und seid alsdann des glücklichen Erfolges gewiß. Eure Thaten werden von den glänzendsten Siegen gekrönt werden, ihr werdet euch ein ewiges Denkmal stiften in der Geschichte und der Segen eurer Enkel wird über euch kommen!"

Napoleon ordnete, als er von dem Unternehmen Schills Kenntniß erhielt, sogleich sehr kräftige Maßregeln dagegen an. Er erkannte die Gefahr, welche ein in Norddeutschland organisirter, durch England unterstützter, durch Preußens Hinzutritt verstärkter Volksaufstand in Masse ihm bereiten könne, selbst wenn er siegreich an der Donau vordränge. „Ein gewisser Schill," heißt es in dem 6. Armeebulletin, „eine Art von Straßenräuber (brigand), der in dem letzten preußischen Feldzuge Verbrechen auf Verbrechen gehäuft und den Grad eines Colonels dafür erhalten hat, ist mit seinem ganzen Regiment von Berlin desertirt, hat sich nach Wittenberg an die sächsische Grenze begeben und diesen Ort umringt. General L'Estocq, Gouverneur von Berlin, hat ihn als Deserteur erklärt. Diese lächerliche Bewegung war mit der Partei verabredet, die in Deutschland Alles in Brand setzen wollte. Se. Majestät haben die Errichtung eines Observations-Corps an der Elbe befohlen, welches von dem Marschall Herzog von Valmy commandirt und 60,000 Mann zählen wird."

Schill war ein unternehmender Parteigänger, ein verwegener Husaren-Officier, allein er war kein Feldherr, der ein Heer zu schaffen, einen Feldzugsplan zu entwerfen wußte; dabei aber dennoch eigensinnig auf seiner Ansicht bestand. Anstatt auf Grolmanns und Lützows Vorschläge zu hören, welche nach der Weser aufzubrechen verlangten, beharrte er bei seiner Meinung, daß es ihm gelingen werde, einen Aufstand in der Altmark zu erregen und Magdeburg zu nehmen. Der Commandant dieser, allerdings nur schwach besetzten Festung, Divisions-General Michaud, ließ ein Corps von vier Compagnien des 1. westphälischen Linienregiments, fast lauter Recruten, und zwei Compagnien Franzosen nebst zwei Sechspfündern unter dem Befehl des westphälischen Generals Uslar ausrücken, welcher jedoch schon während des ersten Marsches durch den Oberst Vautier abgelöst wurde.

Die Schaar, mit welcher Schill am 4. Mai von Bernburg bis auf eine Meile vor Magdeburg heranrückte, bestand aus 400 Husaren, 60 reitenden Jä-

gern und 40 bis 50 Infanteristen. Die Feinde waren ihm um das Dreifache überlegen, hatten zwar keine Reiterei, dafür aber zwei Geschütze und die Festung im Rücken. Der Oberst Vautier hatte sein Fußvolk vorwärts des Dorfes Dodendorf in drei geschlossenen Vierecken ungeschickt genug aufgestellt, da er vielmehr das durchschnittene Gelände und das Flüßchen Sülze hätte benutzen sollen, um gegen den Angriff der Husaren gedeckt zu sein. Schill und die Mehrzahl seiner Officiere hegten noch immer die Hoffnung, daß ihre ehemaligen Cameraden und Landsleute von dem ihnen aufgedrungenen Könige Jerome bei dem ersten Zusammentreffen abfallen und sich mit ihnen vereinigen würden. Im Vertrauen auf so gute Gesinnung unternahm es der Lieutenant Stock, an das nächste westphälische Viereck heranzureiten. Mit einem weißen Tuche wehend, kündigte er sich als Parlamentair an; unbehindert vor der Front angekommen, forderte er die Westphalen auf, nicht gegen ihre deutschen Brüder und ehemaligen Cameraden zu fechten, welche gekommen seien, sie von dem drückenden Joche der Knechtschaft zu befreien. Der Commandeur des Bataillons ritt an den Lieutenant Stock heran und forderte ihn auf, augenblicklich umzukehren, da er in solchen Reden nicht einen Parlamentair, sondern einen Verräther erkenne. Als Stock hierauf sein Pferd wendete, um zurückzukehren, fiel ein Schuß, der ihn entseelt zu Boden streckte. In der Meinung, daß vielleicht durch Zufall ein einzelnes Gewehr losgegangen sei, sprengte jetzt noch einmal mit wehendem weißen Tuche und von einem Trompeter begleitet, der Lieutenant Bärsch vor, um ein gütliches Verständniß zu versuchen. Dieser wurde aber schon aus der Ferne von einem Kugelregen empfangen, dem er wie durch ein Wunder entging. Jetzt ließ Schill zum Angriff blasen und er selbst stürzte Allen voran zuerst auf den Feind. Die geschlossenen Vierecke wiesen den ersten Angriff der in aufgelöster Ordnung heransprengenden Husaren mit Kugelregen und Bajonnet zurück. Viele tapfere Reiter deckten den Wahlplatz; von Allen am meisten betrauert ward der Lieutenant Dieczeski, welcher bereits bei Colberg sich rühmlich ausgezeichnet hatte. „Rache für den edlen Gefallenen dürstend, setzten sich sofort die Lieutenants v. Billerbeck und Bärsch vor seine verwaisten Schwadronen, ließen zum Sammeln blasen und warfen sich nun mit verhängten Zügeln und unter einem furchtbaren Hurrahruf auf den Feind. Erbarmungslos ward niedergehauen, was widerstand, und das blutige Metzeln endigte erst, als die Leichen in dem engen Raum sich zu Hügeln häuften. Zu gleicher Zeit erfolgte auch der Angriff der

beiden anderen Schwadronen, während die vierte unter Brünnow auf der Chaussee vorauseilte, um den Feind in den Rücken zu nehmen und sich des Dorfes zu bemächtigen. Ueberall wurden die Feinde theils niedergehauen, theils zersprengt und zum Rückzuge gezwungen. Sechs Officiere und 160 Gemeine der westphälischen Compagnien wurden zu Gefangenen gemacht. Der Oberst Vautier erhielt eine tödtliche Wunde. Schill, überall mit seinem ermunternden Zurufe wie mit seinem Beispiele gegenwärtig, hieb die Artilleristen größtentheils an ihren Geschützen nieder, die man leider zurücklassen mußte, da die Bespannung fehlte. Einige Fahnen und eine große Anzahl Waffen fielen den Siegern in die Hände, allein solch ein Sieg war einer traurigen Niederlage gleich zu achten, denn die Hoffnung auf einen Abfall der westphälischen Soldaten, auf eine Erhebung des Volkes mußte von heut an verloren gegeben werden."

In einem eigenhändigen Berichte an den Erzherzog Karl meldete Schill über sein Unternehmen nach diesem Gefechte:

„Ich nahte mich Magdeburg bis auf eine Meile, und zwar aus dem Grunde, um die Stimmung auf die Probe zu stellen, ob man sich mittelst eines Aufstandes erklären würde. In dieser Gegend, und zwar vor dem Dorfe Dodendorf, erfuhr ich, daß der Feind mir mit ca. 1800 Mann und zwei Kanonen entgegengerückt sei. Nachdem ich nun mit dem Vorsatze Berlin verlassen, die Meinung für mich zu gewinnen, um sämmtlichen preußischen abgetretenen Unterthanen ein Beispiel des Handelns zu werden, besonders da die Gegend um Magdeburg Zeuge unseres früheren, so schlechten Betragens war, so blieb mir nach Berücksichtigung dieser Chancen keine andere Wahl übrig, als meine Husaren zu fragen: ob sie mit mir den Feind angreifen wollten? Es war ein einstimmiger Wille und das Gefecht begann." Der Hergang desselben wird, mit geringen Abweichungen, so erzählt, wie wir ihn bereits kennen.

Da es Schill nicht darauf ankommen konnte, das Schlachtfeld zu behaupten, indem er fürchten mußte, daß von Magdeburg ein größeres Corps gegen ihn aufbrechen werde, zog er an der Elbe abwärts nach Neuhaldensleben und von da nach Angermünde. Hätte dies erste Gefecht den Erfolg gehabt, daß die westphälischen Regimenter zu ihm übergegangen, preußische Regimenter seinem Beispiele gefolgt, die Bauern der Altmark sich für ihn erhoben hätten, dann würde vielleicht Schill als Befreier Deutschlands gefeiert und seine Statue neben

denen von Blücher und York aufgestellt worden sein. Allein auch hier „gefiel den Göttern die siegreiche Sache, und dem tapfern Schill die besiegte."*)

Durch die Berichte von den Niederlagen der Oestreicher an der Donau, von dem siegreichen Einzuge Napoleons in Wien, verbreitete sich aufs Neue eine allgemeine Muthlosigkeit über Deutschland und Schill hatte von jetzt an nur daran zu denken, auf welchem Wege er einen Punkt an der Ost- oder Nordsee sicher erreichen könne, um unter englischem Schutze sich und die Seinen einzuschiffen. Anstatt aber ohne Verzug sich nach der Weser durchzuschlagen, wie es später der Herzog von Braunschweig that, wendete sich Schill der mecklenburgischen Grenze zu und hielt sich mit der Eroberung von Dömitz, einem verfallenen Rattenneste, auf, in welchem er einen Theil seiner Mannschaft unter dem Lieutenant François nebst den Gefangenen zurückließ. Um sich der Unterstützung Englands zu versichern, wurde der Rittmeister v. Bornstädt über Hamburg nach London an den Staatssecretair Canning und Herr v. Bothmar an den Admiral Saumarez, welcher die englische Flotte in der Ostsee befehligte, abgesendet.

Schill selbst brach am 18. Mai mit seiner Reiterei von Dömitz auf und nahm seinen Marsch auf Rostock, wo er am 22. Mai eintraf. Von hier aus schickte er, von dem Herannahen der Generale Gratien mit einer holländischen Division und Albignac mit einem französischen Corps unterrichtet, an den Lieutenant François den Befehl, Dömitz zu räumen und ihm zu folgen. Obwohl François zu gleicher Zeit im Innern gegen einen Aufstand der gefangenen Westphalen und Franzosen und gegen die über ihm zusammenschlagenden Flammen der in Brand geschossenen Stadt, nach außen gegen die mit überlegener Macht und schwerem Geschütze ihn bedrängenden Feinde, zwei Tage lang einen schweren Kampf zu bestehen hatte, gelang es ihm dennoch am 24. Mai den Rückzug anzutreten, unter beständigem Gefechte sich nach Bützow durchzuschlagen und Rostock zu erreichen.

Vergebens hatte Schill gehofft, von Wismar oder Rostock aus sich mit dem englischen Admiral Saumarez in Verbindung setzen zu können. Dieser war von Bornholm, wo er bisher kreuzte, mit seiner Flotte weiter östlich gen Riga gesegelt, so daß ihn keine Meldung Schills erreichte. Durch Streifzüge seiner

---

*) Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Husaren gegen Lübeck und das Herzogthum Lauenburg hatte sich nun auch der König von Dänemark veranlaßt gefunden, ein Corps unter General Ewald gegen Schill aufbrechen zu lassen.

Von allen Seiten zogen Feinde gegen die muthigen Freiheitskämpfer heran, denn auch an der preußischen Grenze war ein Corps aufgestellt, um jeden Uebertritt mit den Waffen zurückzuweisen. Es galt jetzt einen Punkt zu gewinnen, in welchem man bis zum Erscheinen der erwarteten englischen Flotte sich zu halten im Stande sei. Hierzu schien Stralsund am besten geeignet, und Schill brach am 23. von Rostock dahin auf. Um sich leichter bewegen zu können, ertheilte er dem Lieutenant Bärsch den sehr schwierigen Auftrag, das Gepäck, die Kranken und die nicht unbedeutende Kriegskasse in Rostock einzuschiffen und nach der Insel Rügen in Sicherheit zu bringen. Drohungen und selbst Gewaltmaßregeln mußten von Bärsch und François, der ebenfalls mit der Dömitzer Besatzung in Rostock eingetroffen war, gegen den Magistrat und die Bürgerschaft angewendet werden, um die nöthigen Schiffe und Lebensmittel zu erhalten. Am 27. Mai hatte endlich Bärsch 19 Kauffahrtei-Schiffe beisammen, auf denen er mit einer Mannschaft von über 500 Mann mit 10 Officieren, 75 Pferden und 8 Kanonen um Mitternacht desselben Tages unter Segel ging. Der unterdessen in Warnemünde eingetroffene Feind eröffnete gegen die Schiffe ein lebhaftes Feuer, so daß zwei derselben sich ergeben mußten; mit den übrigen 17 erreichte Bärsch glücklich die Insel Rügen.

Stralsund gehörte damals zu Schwedisch-Pommern, hatte jedoch eine geringe Besatzung von 100 polnischen Ulanen und einigen mecklenburgischen Truppen unter des französischen Generals Candras Befehl. Da die Festungswerke zum größten Theil verfallen und demolirt waren, zog der Commandant es vor, den Angriff nicht abzuwarten, sondern mit den ihm zu Gebot stehenden 2 Bataillonen Mecklenburger, 150 Ulanen und Husaren und einer Batterie Vierpfünder Schill entgegenzugehen. Candras hatte eine gute Stellung an der Stecknitz gewählt, die Brücken abtragen, die Uebergänge besetzen lassen. Er empfing das Schillsche Corps, welches am 24. Mai des Nachmittags bei Dammgarten den Uebergang versuchte, mit lebhaftem Feuer. Während Schill durch seine Infanterie den Feind hier beschäftigte, ließ er einen Theil seiner Husaren unterhalb durch den Fluß schwimmen und Candras in den Rücken fallen. Das Gefecht währte vier Stunden und endete damit, daß die Mecklenburger, Polen

und Franzosen niedergehauen, zersprengt oder gefangen wurden. Unter den Letzteren befand sich 1 Major, 33 Officiere und gegen 600 Mann. Die braven Mecklenburger bezeigten sehr geringe Lust gegen die Preußen zu fechten. Zwanzig Mann mecklenburgischer Husaren, die sich gütlich in einem Wirthshause thaten, ergaben sich dem Lieutenant v. Pannewitz, welcher nur drei Infanteristen bei sich hatte, mit der Erklärung, daß sie nur den Dienst der Bettelvögte versähen und gar nicht Soldat zu spielen verständen.

Den Weg nach Stralsund hatten sich Schill und die Seinen durch eine glänzende Waffenthat geöffnet und er beeilte sich, diesen Sieg zu benutzen. Als er mit nicht mehr als 38 berittenen Jägern und 15 Husaren am 25. Mai in aller Frühe vor dem Trübseer Thore erschien, wurde er von sämmtlichen Wällen mit Kanonendonner empfangen, der jedoch nicht ihm galt, sondern ein Freudenfeuer war, mit welchem die in der Stadt zurückgelassene französische Artillerie die so eben dort eingetroffene Nachricht von dem Einzuge Napoleons am 13. Mai in Wien feierte. Ungebeten und unerwartet nahm Schill an diesem Jubel Theil, sprengte mit seiner Handvoll Husaren und Jäger in die Stadt mitten auf den Markt, wo er den, die französische Artillerie befehligenden Capitain gefangen nahm. Unvorsichtiger Weise entließ er diesen auf sein Ehrenwort in die Caserne zu seinen Leuten, welche er zur Niederlegung der Waffen aufzufordern versprochen hatte. Diese dagegen zwangen ihn, sich an ihre Spitze zu stellen, verbarrikadirten sich in der engen Haakenstraße und fuhren dahinter vier Geschütze auf. Als Schill einige Stunden später mit einer unterdessen angekommenen Infanterie-Compagnie nach dem Zeughause vorrückte, um dort die Gefangenen, wie er sich schmeichelte, in Empfang zu nehmen, wurde er mit einem Hagel von Kartätschen empfangen, so daß an seiner Seite der Lieutenant v. Goltz und zehn Mann getödtet und einige zwanzig verwundet wurden.*)

Für solchen Verrath, wie Schill es ansah, wurde blutige Rache genommen. Der schwedische Artillerie-Lieutenant Peterson erbot sich, eine Abtheilung der Schillschen Truppen auf Schleichwegen den Franzosen in den Rücken zu führen.

*) Unter den Letzteren befand sich der Lieutenant v. Blankenburg, dessen mündlicher Mittheilung wir, nachdem er später königlich preußischer General-Lieutenant geworden war, so manche Einzelheit aus jenem Feldzuge verdanken. Neuerdings hat Bärsch in seinen Beiträgen zur Geschichte des Tugendbundes interessante Einzelheiten über Schills Unternehmen mitgetheilt.

Dies wurde mit glücklichem Erfolge ausgeführt und fast sämmtliche französische Artilleristen, darunter auch ihr wortbrüchiger Capitain, wurden niedergestochen.

Anstatt nun sich mit den Seinen auf den in dem Hafen von Stralsund vorhandenen Schiffen, ohne auch nur eine Stunde länger zu verweilen, einzuschiffen, um die englische Flotte aufzusuchen, oder die schwedische Küste zu erreichen, faßte Schill den zwar heldenmüthigen, aber doch sehr verkehrten Entschluß, sich in Stralsund behaupten zu wollen und, wie er mündlich und brieflich gegen seine Freunde sich äußerte, Stralsund zu einem deutschen Saragossa zu machen und sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Er ließ bei diesem Vergleiche nur außer Acht, daß es die Bürger von Saragossa, Frauen, Kinder und Greise mit eingeschlossen, waren, welche die Vertheidigung führten; die Bürger und Bürgerinnen von Stralsund aber, viel mehr schwedisch als preußisch gesinnt, bezeigten nicht das mindeste Verlangen, sich dem tollkühnen Unternehmen eines Verzweifelten anzuschließen. So wenig aber kannte Schill die Lage, in der er sich befand, daß er sogar noch eine Proclamation erließ, in welcher er die Provinz Pommern für die Krone Schweden als rechtmäßige Landesherrschaft in Besitz nahm. Er setzte eine provisorische Verwaltung der Landeseinkünfte ein, zu deren Chef er einen Lieutenant v. Alvensleben-Schlippenbach ernannte.

Auf der Insel Rügen ließ Schill die, von dem verjagten Könige Gustav II., dem Wahnwitzigen, errichtete, längst wieder auseinandergegangene Landwehr zusammentrommeln und brachte, nicht ohne Anwendung von Zwangsmaßregeln, 400 Mann davon zusammen, die in Stralsund mit Schanzarbeit beschäftigt wurden. Nicht allein die Bürgerschaft der Stadt und diese erpreßte Miliz zeigten den größten Unwillen über das unvermeidliche Unheil, welches sie der Stadt bereitet sahen, auch unter seinen eigenen Truppen, selbst unter dem Officiercorps, wurde die Unzufriedenheit immer lauter, die Unordnung immer größer. Anstatt hier entschlossen durchzugreifen, zeigte sich Schill den Seinen entweder im Zustande großer Aufgeregtheit, wenn er der Flasche stark zugesprochen hatte, oder großer Entmuthigung, wenn er die Lage der Dinge nüchtern betrachtete. In einem solchen gedrückten Zustande erließ er am 30. Mai einen Parolebefehl, in welchem es heißt: „Es ist der sehr unglückliche Ton im Corps eingerissen, daß meine Befehle nach Willkür abgeändert und oft gar nicht befolgt werden. Bisher verhinderte es das beständige Marschiren, daß mir eine solche Abweichung

nicht noch mehr aufgefallen ist. Es muß in dem Corps eine tausendmal größere Ordnung wieder zur Gewohnheit werden, wenn uns, nach so schönen Stunden, dennoch nicht ein Unglücksfall treffen soll. — — Es schmerzt mich nicht wenig, hie und da einen Mangel an Zutrauen zu bemerken, welches mir sonst, wo ich noch mit lauter Freunden und mit keiner Opposition umgeben war, nicht fehlte . . . . . Es ist kein Fall vorhanden, wo mich mit Recht ein Vorwurf träfe, und mit Fug und Recht kann ich daher, so wie bei Colberg auch jetzt, vorzüglich jetzt, um ein ähnliches Zutrauen bitten. Strenge werde ich auf Ordnung unter meine Befehle halten und es nie dulden, daß man mir öffentlich und in Gegenwart Mehrerer widerspricht oder mich wohl gar persiflirt. Der nächste Vorfall dieser Art würde mich sogar bestimmen, ein Beispiel einziger Art aufzuführen. Noch nie habe ich mich compromittiren lassen und jetzt darf ich es am allerwenigsten geschehen lassen. . . . . Meinerseits werde ich den Beweis geben, daß ich für Alles gesorgt habe, um jedem Individuum, welches sich um mich gesammelt hat, die Früchte hiervon am Abend seines Lebens genießen zu lassen. Nächstens werde ich mich über diesen Gegenstand näher und deutlicher erklären können.

„Dringend bitte ich das Corps der Herren Officiere, nur den Geist der Einigkeit unter sich zu dulden, der die Seele des Krieges, die Bahn zum Ruhme öffnet. Ebenso dringend bitte ich die Herren, mir ihr Zutrauen und ihre Freundschaft zu schenken, damit ich mit ihnen die Tage unseres Seins gleichwie in einem Familienkreise verleben möge."

Obwohl davon in Kenntniß gesetzt, daß ein vereinigt holländisch-dänisches Corps von mehr als 5000 Mann gegen Stralsund heranrückte, in welchem Schill kaum 1500 streitfähiger Mannschaften zählte, glaubte er dennoch den Angriff ruhig hinter den verfallenen Wällen und nothdürftig hier und da ausgeflickten Schanzen abwarten zu können. So sehr auch einsichtigere Officiere in ihn drangen, einen Ausfall auf die noch in getrennten Abtheilungen anziehenden Feinde zu unternehmen, war er nicht dazu zu bewegen.

Noch am 31. Mai schrieb er an den Erzherzog Karl, als ob dieser von der Donau her ihm irgend Hülfe senden könnte: „Unbesorgt für meinen Rücken, wie es bisher nicht mein Fall war, kann ich nunmehr meine Operationen vorwärts mit mehrerem Spielraum und größerer Sicherheit beginnen. Meine, mit der größten Anstrengung betriebenen Arbeiten an der Wiederherstellung der

Werke sind glücklicher Weise von einem solchen Erfolge, daß ich dreist behaupten kann, das demolirte Stralsund werde sich gleich einem andern Saragossa nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern selbst gegen ein noch größeres Corps zeigen."

Am 31. Mai ließ der General Gratien die vereinigten Holländer und Dänen in drei Sturmcolonnen gegen Stralsund vorrücken. Die von Schill ausgestellten Vorposten zogen sich fechtend in die Stadt zurück, in welcher Schill, so gut er als Husarenmajor es verstand, Anstalten zur Abwehr des Sturmes traf. Während die gegen das Triebseer und das Frankenthor anstürmenden Colonnen von den dort aufgestellten Schützen und Geschützen übel empfangen und zurückgewiesen wurden, richtete Gratien seinen Hauptangriff gegen das am wenigsten befestigte und am schwächsten vertheidigte Knieper Thor. Die Holländer und Dänen drangen mit großer Entschlossenheit trotz dem, von dem Lieutenant Peterson gut unterhaltenen, Kanonenfeuer über Schanzen, Gräben und Pallisaden in die Stadt, die schwedisch-pommersche Landwehr warf die Gewehre fort und rettete sich auf einigen Fahrzeugen nach der Insel Rügen. Auf die Meldung, daß der Feind durch das Knieper Thor hereingebrochen sei, sprengte Schill, von einer Anzahl Getreuen zu Pferd und zu Fuß gefolgt, Schrecken verbreitend, wo er den blutigen Säbel schwingt und mit donnernder Stimme zum letzten verzweifelten Kampf aufruft.

An einer Ecke der Knieperstraße, in der Nähe der Johanniskirche, hatten sich die holländische und dänische Generalität aufgestellt, um ihre Truppen nach dem alten Markte, und von da weiter den Vertheidigern der anderen Thore in den Rücken zu führen. Kaum wurde Schill den Trupp der feindlichen Officiere gewahr, als er sich mit dem Ruf: „Hier wollen wir unsere Haut theuer zu Markte tragen!" mitten in den Haufen stürzte und den ersten besten, der ihm vor die Klinge kam — es war der holländische General-Lieutenant Carteret — vom Pferd herunterhieb. Von hier sprengte er zurück nach dem Fährthore. Auf dem Wege dahin wurde er durch den Gruß eines zum Tod verwundeten Husaren, dem mitleidige holländische Jäger an einem Brunnen die Wunden auswuschen und der, als er seinen Führer vorübersprengen sah, ihm ein „Vivat Schill!" zurief, den Feinden bemerkbar, welche sogleich auf ihn anlegten, und ihn, da er für kugelfest galt, umringten und vom Pferde herunterhieben. Die Hände, durch die er fiel, hatten seinen Leichnam noch mit mehreren Bajonnetstichen und Säbel-

hieben bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt, ihm die Orden und Kleider abgerissen und ihn dann im Triumphe nach dem alten Markte geschleift, wo er unter den offenen Hallen des Rathhauses auf eine der dort stehenden Fleischbänke ausgestreckt wurde.

Der General Gratien ließ durch die kunstfertige Hand eines holländischen Chirurgen das edle Haupt des Helden vom Rumpfe trennen und schickte es, um irgend wem das ausgesetzte Blutgeld zuzuwenden, an den König Hieronymus nach Cassel, von wo es in das Naturalien-Cabinet der Universität Leyden kam und hier, mit einer klaffenden Schädel-Wunde über dem linken Auge, zur Schau gestellt blieb, bis es endlich im Jahre 1837 aus dieser unwürdigen Haft befreit und in Braunschweig in ehrenvolle Gruft gesenkt wurde. Den Körper überließ der General Gratien einem treuen Diener zur Bestattung auf dem Gottesacker zu Stralsund, wo jedoch, selbst nachdem Napoleons Gewaltherrschaft vernichtet und in Stralsund wieder das preußische Banner wehte, sich kein Denkmal zum Gedächtniß des Helden erhob, der allen anderen voran sein Leben für die Güter eingesetzt hatte, deren sie sich jetzt erfreuen.*)

Nur noch einen Blick haben wir auf die, mit zahllosen Schlachtopfern bedeckten Straßen Stralsunds zu werfen. Die Gefährten Schills folgten seinem Beispiele und verkauften ihr Leben nicht um geringen Preis. Der Lieutenant Halletius, Führer einer Schwadron Ulanen, stürzte sich mit den Seinen in

*) Da alsbald nach Besiegung der äußeren Zwingherrschaft die innere als Reaction gegen die Freiheitskämpfer auftrat, reichte die Erwähnung des Namens Schill hin, um den Verdacht demagogischer Umtriebe auf sich zu ziehen. Der Verfasser dieses, empört über die Schaustellung des Kopfes Schills in Leyden, trat 1816 mit einem holländischen Freunde, Dr. van Vollenhofen, deshalb in Unterhandlung. Der Vorstand des Leydner Museums erklärte sich zur Auslieferung des Kopfes bereit, wenn eine Autorisation der Familie und des Gouvernements beigebracht werden würde. Es gelang mir in Erfahrung zu bringen, daß Schills Vater, ein achtzigjähriger Greis, damals in Zurückgezogenheit im österreichischen Schlesien lebte. Ich bat ihn um eine beglaubigte Vollmacht und erhielt sie; eine gleiche erhielt ich von einem damals noch lebenden Bruder Schills. Ich wandte mich hierauf im Jahre 1818 an den General Gneisenau, Gouverneur von Berlin, der mir im Kriege und nachher Beweise des Wohlwollens gegeben, und suchte ihn als den alten Waffengefährten Schills für die Angelegenheit zu interessiren. Er versprach es, verwies mich aber später an den Oberbürgermeister Bärensprung, der sich jedoch ebensowenig der Sache anzunehmen geneigt erwies. Auf anderem Wege hatte ich Nettelbecks Vermittelung in Anspruch zu nehmen gesucht: dieser wendete sich an den Staatskanzler, allein ebenfalls ohne Erfolg. Späteren Bemühungen anderer Freunde ist es gelungen, die Auslieferung des Kopfes, der in Braunschweig beigesetzt wurde, gewährt zu erhalten.

eine überlegene Schaar: sein Pferd wird ihm erschossen, er ficht zu Fuß weiter und sticht fünf feindliche Cürassiere herunter, der rechte Arm wird ihm abgehauen, er nimmt die Lanze in die Linke und wehrt sich, bis er, mit 21 Wunden bedeckt, niedersinkt. An seiner Seite fielen v. Heiligenstadt II., v. Eyb, v. Billerbeck und viele Andere.

Der Lieutenant v. Blankenburg bahnte sich, mit dem Säbel in der Faust, von einer Anzahl Husaren gefolgt, einen Weg zu den Schiffen und entkam nach Rügen. Dem Lieutenant v. Brünnow, der, nachdem Schill längst gefallen war, mit seinen Schwadronen auf dem Markte die Dänen niedermähte, gelang es, auf einem blutgetränkten Wege durch Kartätschen- und Gewehrfeuer hindurch das Frankenthor zu sprengen und das freie Feld zu erreichen. Auch hier sah er sich bald von feindlicher Uebermacht umringt. Als der feindliche General ihn auffordern ließ, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben, war Brünnows Antwort: „Freien Abzug auf der Stelle mit Pferden und Waffen, oder nach zehn Minuten zum Angriff auf Tod und Leben." Der freie Abzug wurde ihm bewilligt; er führte gegen 200 Reiter nach Demmin und 300 Mann Infanterie, die sich ihm angeschlossen, wurden auf Greifswald und Anklam dirigirt. Die Unterofficiere und Gemeinen wurden, nachdem sie auf preußischem Gebiete ihre Waffen abgegeben hatten, an ostpreußische Regimenter vertheilt, die Officiere auf Befehl des Königs aufgefordert, sich vor eine, in Colberg unter Vorsitz des Oberstlieutenants v. Jechner niedergesetzte, Untersuchungscommission zu stellen. Sobald die Untersuchung geschlossen war, wurden die Acten zum Spruch an ein, in Stargard in Pommern unter Vorsitz des Generals Blücher aus 18 anderen Officieren aller Grade und einem Regimentsauditeur zusammengesetztes, Kriegsgericht geschickt. Hier wurde eine möglichst milde Praxis geübt. Die von dem holländischen General Gratien mit dem Lieutenant v. Brünnow vor Stralsund abgeschlossene Capitulation, in welcher dem Ueberreste der Truppen ausdrücklich „bewaffnete Rückkehr zur Gnade des Königs von Preußen zugestanden", wurde zu ihrem Vortheil ausgelegt. „General Gratien" — heißt es in dem Spruch des Kriegsgerichts — „durfte dies nicht thun, wenn er den Trupp für das ansah, was er war, vielmehr mußte er alsdann selbigen gefangen nehmen, desarmiren und dem Arme der Gerechtigkeit für ihre, seit der Invasion verschuldeten, Unternehmungen überliefern. Da nun der General Gratien hierbei als Repräsentant der auswärtigen Macht handelte, so hat das diesseitige Kriegsgericht geurtheilt,

57*

daß hierdurch die Ueberreste des Schillschen Corps sich Amnestie aller ihrer Unternehmungen im Auslande erkauft haben; besonders, da auch die einzelnen Mitglieder des Regiments nur auf Befehl und unter Autorität des Majors v. Schill handelten." — In Beziehung hierauf wird bemerkt, „daß die Officiere mit Major Schill am 28. April zum Exercieren hinausgeritten und nach gehaltener Anrede an das Regiment mit diesem zugleich den Befehl erhielten, sogleich zu marschiren. Da nun selbige nach der Anrede des Majors v. Schill, welche er durch beziehende Aeußerungen wiederholentlich bekräftigte, glauben mußten, daß Alles auf Befehl Sr. Majestät des Königs geschehe, so war es ihnen, nach den in der Königl. Preußischen Armee bestehenden Subordinationsverhältnissen, als Untergebenen nicht erlaubt, nach der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der gegebenen Marschordre zu fragen; vielmehr würde bei Vernachlässigung des Befehls ein solcher Officier eines wichtigen Subordinationsvergehens schuldig sein. Das Kriegsgericht hat daher nichts anderes machen können, als Selbige frei zu sprechen." Nur gegen diejenigen Officiere, welche trotz der an sie ergangenen Verwarnung ihre Regimenter verlassen und sich zu Schill begeben hatten, wurde auf Festungsarrest von 6 Monaten bis 3 Jahren erkannt. — Der König bestätigte den Spruch unter dem 10. September mit der Abänderung, „daß der gegen den Major v. Schill erkannte Desertions-Proceß, da er todt sei, dahin abgeändert wurde, daß blos der Confiscations-Proceß gegen ihn stattfinde." So entging der Name Schill der Schmach, an den Galgen angeschlagen zu werden.

Auf die blutige Tragödie von Stralsund folgte ein noch mörderischeres Nachspiel zu Wesel. Die in Stralsund in Gefangenschaft gerathenen 11 Officiere und 557 Unterofficiere und Soldaten, zum großen Theil mit Wunden bedeckt oder krank, schleppte der holländische General Gratien zuerst nach Braunschweig, dann nach Cassel, wo sie wie Straßenräuber in Gefängnisse geworfen wurden. Der König Jerome holte weitere Verhaltungsbefehle von dem Kaiser ein, welche dahin lauteten: die Unterofficiere und Gemeinen auf die Galeeren von Cherbourg und Brest zur Zwangsarbeit abführen, die Officiere in Wesel vor eine militairische Special-Commission zu stellen und sie binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Am 16. September 1809 trat dies Blutgericht, von dem Divisions-General d'Allemagne berufen, unter dem Vorsitze des Bataillonschefs Grond in einem Zimmer der Citadelle der Festung Wesel zusammen. Es erschienen vor demselben die Lieutenants: Leopold Jahn (31 Jahre alt) aus Massow in

Pommern; Karl v. Wedell (23 J.) und dessen Bruder Albert v. Wedell (20 J.), beide aus Braunsförth in Pommern; Adolph v. Keller (25 J.) aus Trasburg in Preußen; Constantin Gabain (25 J.) aus Preußisch-Holland; Ernst Fr. v. Flemming (19 J.) aus Rheinsberg; Karl v. Kaffenbringh (18 J.) aus Krien in Pommern; Friedrich v. Trachenberg (25 J.) aus Rathenow; Daniel Schmidt (29 J.) aus Berlin; Friedrich Felgentreu (22 J.) aus Berlin; Ferdinand Galle (29 J.) aus Berlin.

Die Anklage wider die vor das Kriegsgericht Gestellten lautete, „daß sie zu der Bande von Schill gehörend, mit gewaffneter Hand die öffentlichen Kassen im Königreich Westphalen, im Herzogthume Mecklenburg und in andern Ländern weggenommen, und unter Bedrohung der Todesstrafe die Einwohner jener Länder gezwungen hätten, unter Schills Befehlen zu dienen.“ Der Referent, Capitain Cavain, der als kaiserlicher Procurator fungirte, hielt aus den ihm mitgetheilten Actenstücken die Anklage aufrecht. Den Angeklagten stand in dem Advocaten Perwetz ein beredter und unerschrockener Vertheidiger zur Seite, der ihre Sache mit Geschick und Nachdruck führte. Hierauf stellte der Vorsitzende die Frage: „Die Genannten, angeklagt zur Bande Schills gehört zu haben, sind sie schuldig? Sind sie mit den Waffen in der Hand ergriffen worden?“ Die Beisitzer der Special-Commission bejahten diese Fragen einstimmig. Der Procurator verlas hierauf den 1. Artikel des Gesetzes vom 29. Nivose Jahr 6 (1797) also lautend: „Diebstahl mit offener Gewalt, oder durch Gewaltthätigkeit auf öffentlichen Wegen und Straßen begangen, Diebstahl in bewohnten Häusern mit Einbruch von Außen, oder Einsteigung mit Leitern, sollen, vom Tage der Verkündigung dieses Gesetzes an, mit dem Tode bestraft werden.“ Demnach lautete der Spruch der Special-Commission so, wie der Kaiser es zum Voraus befohlen hatte, auf Todesstrafe und Vollstreckung derselben binnen 24 Stunden.

Die Verurtheilten hörten den Spruch mit muthiger Fassung; man vergönnte ihnen nicht einmal eine kurze Frist, um den Ihrigen zu schreiben und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wie die gemeinsten Verbrecher wurden diese edlen deutschen Jünglinge, die für Freiheit, König und Vaterland in manchem Gefechte ihr Leben in die Schanze geschlagen, jetzt zu zwei aneinander gefesselt nach einer Wiese an der Lippe vor die Festung hinausgeführt, wo ein Commando französischer Grenadiere für sie die scharf geladenen Gewehre bereit hielt.

Nach einer letzten Umarmung warfen sie ihre Mützen in die Luft, riefen dem Könige von Preußen ein Lebehoch! stellten sich in gerader Linie, zwölf Schritt den Grenadieren gegenüber, auf, blickten den sicheren Tod mit offenen Augen an, commandirten selbst „Feuer!" stürzten zusammen und nach kurzem, grauenvollem Todeskampfe lagen diese hoffnungsvollen Blüthen von eigenem Blute geröthet auf dem grünen Teppich. Wunderbarer Weise stand einer noch aufrecht, nur am Arme verwundet. Die Grenadiere stellen das Gewehr beim Fuß, sie erwarten, daß der Commandeur Pardon ertheilen werde, sie zeigen auf ihre abgeschossenen Gewehre. Da ruft der Verwundete — es war der 20jährige v. Wedell, der seinen Bruder todt zu seinen Füßen liegen sah:*) — „Keinen Pardon! zielt besser, Grenadiere, hier, hier schlägt das Herz für meinen König!" Drei Grenadiere mit frisch geladenen Gewehren treten vor; v. Wedell commandirt: Feuer! und stürzt entseelt nieder zu seinen Cameraden.

*) Nach Anderen war es Felgentreu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die östreichische Heerstellung nach dem Fall Wiens. — Die Schlacht bei Aspern den 21. und 22. Mai 1809. — Der Prinz von Oranien soll König von Norddeutschland, Friedrich Wilhelm III. des Thrones für verlustig erklärt werden. — Franz tritt mit Friedrich Wilhelm III. durch den Obersten v. Steigentesch in Unterhandlung. — Graf Stadion zweifelt, daß Preußen an dem Kampfe Theil nehmen werde. — Diplomatische Durchstechereien. — Die Schlacht bei Wagram. — Der Erzherzog Karl erbettelt den Waffenstillstand von Znaim. — Napoleons Verlegenheiten. — Zerwürfnisse mit Bernadotte, Talleyrand, Fouché. — Der Friede zu Schönbrunn am 14. October 1809. — Die Tyroler werden ihrem Schicksal überlassen. — Der Sandwirth Hofer wird vor ein Kriegsgericht gestellt und nach abgeschlossenem Frieden erschossen. — Der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels errichtet ein Freicorps. — Sein Feldzug in Böhmen und Sachsen; — er schlägt sich durch bis zur Weser und schifft sich mit seinem Corps nach England ein. — Preußen an der Spitze der Reaction gegen napoleonischen Despotismus. — Der Gewaltherrscher verletzt Freiheit, Recht, Gesetz und vermählt sich mit einer östreichischen Prinzessin.



it dem Fall der Kaiserstadt war noch nicht der östreichische Kaiserstaat besiegt; denn Wien ist keineswegs für diesen ein Mittelpunkt von solcher Bedeutung, wie es Paris für Frankreich ist. Der östreichische Kaiserstaat stand damals noch auf der niederen Stufe derjenigen Organismen, welche in dem Naturreiche Polypen genannt werden, halb noch dem Pflanzenleben, halb dem Thiereben angehörig. Wien versah allerdings die Functionen des Alles verschlingenden Magens des vielgliedrigen Reiches, allein für dieses

Organ trat, wenn es unterbunden oder abgetrennt wurde, sogleich ein anderes stellvertretend ein. Der Kaiserstaat Oestreich konnte das Erzherzogthum dieses Namens Preis geben; er regte und reckte noch ungeschlachte Riesenglieder, stark genug, um den Feind zu erdrücken, der ihm das Messer an die Kehle setzte. Noch stand der Erzherzog Johann in Oberitalien, unterstützt von dem Aufstand in Tyrol und Vorarlberg, die Erzherzöge Karl und Ludwig in Mähren und Böhmen, der Erzherzog Ferdinand in Galizien und Polen, wo das zum Losschlagen bereite Preußen ihm zur Seite stand, der Erzherzog Palatinus in Ungarn, wo die treuen Magyaren nur den Aufruf ihres Kaisers erwarteten, um die Hauptstadt, wie früher von den Osmanen, jetzt von den Franken zu befreien.

In der That schien Oestreich im Gefühl dieser ungeheuren Macht, welche ihm noch zu Gebote stand, sich noch zu ermannen; auch den Feldherren kehrte die Besinnung zurück, und der Erzherzog Karl war entschlossen, noch einmal das Glück in einer Hauptschlacht zu versuchen. Napoleon, den die bisherigen Erfolge seiner Waffen übermüthig gemacht, der auch wohl einsah, daß, wenn er den Krieg nicht schnell beende, der Ausgang für ihn zweifelhaft werden könne, unternahm das Wagniß, seine Armee auf das linke Ufer der Donau zu führen, um die, unter dem Erzherzoge Karl versammelte, öftreichische Hauptarmee zu vernichten. Die Franzosen hatten drei, für die Anlage von Schiffbrücken zum Uebergang günstige, Stellen ausgewählt. Die erste Brücke wurde oberhalb Wien bei Nußdorf, die zweite bei Spitz, die dritte bei Ebersdorf erbaut. Diese letztere, die Hauptbrücke, führte zunächst nach der in der Donau gelegenen Insel Lobau, welche zwar einen Umfang von 8000 Ruthen hat, groß genug, ein zahlreiches Heer aufzunehmen, jedoch sehr sumpfig und ungesund ist; von dem linken Ufer ist sie nur durch einen schmalen, jedoch sehr reißenden Arm der Donau getrennt. Der Erzherzog Karl hinderte den Uebergang nicht, empfing aber das, unter dem Schutz von Brückenköpfen herübergekommene französische Heer mit einem mörderischen Feuer. Am 21. und 22. Mai lieferte der Erzherzog dem Kaiser Napoleon die in der Kriegsgeschichte Oestreichs ewig denkwürdige Schlacht bei Aspern, durch welche die Franzosen nach hartnäckiger Gegenwehr und einem Verluste von siebenzehntausend Todten gezwungen wurden, das linke Ufer zu verlassen und nach der Insel Lobau zurückzukehren. Die heftige Strömung hatten die Oestreicher benutzt, durch Brander und Balken die Schiffbrücken der Franzosen zu zerstören, so daß diese nun auch vom rechten Ufer abgeschnitten,

vom 23. bis 25. Mai in äußerster Noth sich auf der sumpfigen Insel zusammengedrängt befanden.

Der Siegesruf von Aspern wurde von allen redlichen deutschen Herzen, zu denen wir leider! die Rheinbundfürsten und ihre nach dem Orden der Ehrenlegion begierigen Soldaten nicht mitzählen dürfen, wie die Verkündigung des Auferstehungsmorgens deutscher Freiheit begrüßt.*) Allein weder der Kaiser Franz, noch der König Friedrich Wilhelm III. hatten ein Vertrauen zu der begeisterten Kampflust ihrer Völker. „Der Geist der östreichischen Bevölkerung," schrieb damals Stein aus Brünn an die Prinzeß Luise Radziwill, „ist fortdauernd vortrefflich, in allen Ständen herrscht für die gute Sache eine Aufopferung, die wahrhaft rührend und schön ist. Jeder drängt sich, die größten Opfer aller Art zu bringen, welche die Gewalt der Umstände erheischt, und es giebt keine Familie, die nicht Freiwillige unter den Vertheidigern des Vaterlandes zählte. Der Sieg von Aspern muß besonders dem großen Muthe zugeschrieben werden, welchen das Fußvolk den, durch eine vortreffliche Stellung begünstigten, Franzosen entgegengesetzt hat. Der Heldenmuth der Tyroler erringt ihnen den Beifall aller Freunde des Vaterlandes; es ist unmöglich, nicht für ihre Erfolge zu fühlen. Wenn in diesem Augenblicke der König seinen wahren Vortheil befragte, so würde er sich der Kriegsmittel von Norddeutschland bemächtigen und die Gunst der Umstände benutzen können, um eine ehrenvolle Stellung unter den Mächten des Festlandes wieder einzunehmen."

Der Prinz von Oranien erzählte dem Minister Stein bei einem Besuche in Brünn damals, daß er dem Könige von Preußen alle Diamanten seiner Familie als Beitrag zu den Kriegskosten angeboten habe, und war nicht ohne Hoffnung auf einen der deutschen Sache günstigen Entschluß. Der Prinz (nachmals König der Niederlande) hatte sich die rühmliche Aufgabe gestellt, der Befreier Norddeutschlands und Hollands von dem drückenden Joche der Fremdherrschaft zu werden. Er erklärte sich bereit, sich auf den Thron eines, durch einen allgemeinen Volksaufstand neugegründeten, norddeutschen Königreichs erheben zu lassen, wozu er von Stein und Gentz aufgefordert worden war. Er durfte sich der Zustimmung Alexanders und des Kaisers Franz für versichert

*) Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar zählt in seiner Reise durch Amerika zu den glücklichsten Tagen seines Lebens den, wo er für die Schlacht von Wagram, welcher er als sächsischer Gardeofficier beiwohnte, den Orden der Ehrenlegion erhielt.

halten, und wollte nur die Landung eines englischen Hülfsheeres abwarten. Den fortwährend zurückhaltenden König von Preußen wollte man zum Anschluß an Oestreich und zum Losschlagen drängen. Würde er sich nicht fügen, so waren Einleitungen getroffen, ihn des Thrones für verlustig zu erklären und eine Regentschaft einzusetzen. Man wollte sich hierzu — wie wir sogleich aus officiellen Noten mittheilen werden — zuvor der Einwilligung des Kaisers Franz versichern. Daß Stein nicht unbetheiligt hierbei gewesen, berichtet der Bischof Eylert.

So günstig auch der von dem Erzherzoge Karl bei Aspern erfochtene Sieg auf die allgemeine Stimmung in Oestreich gewirkt hatte, so war man doch überzeugt, daß es noch großer Anstrengung bedürfe, um Napoleon zum Rückzuge über den Rhein zu zwingen, und daß ohne die Theilnahme Preußens und die Erhebung Norddeutschlands der Süden den Kampf nicht glücklich zu Ende führen könne.

Der Kaiser, so schwer es ihm auch ankam, mußte sich herbeilassen, dem Könige Friedrich Wilhelm III. ein freundnachbarliches Wort zu gönnen; zur Unterhandlung wurde als Bevollmächtigter der Oberst v. Steigentesch nach Königsberg gesandt. „Mein Herr Bruder," schreibt der Kaiser unter dem 8. Juni 1809 an den König, „der Prinz von Oranien hat mir in meinem Hauptquartier zutraulich und ohne Rückhalt die Unterhaltungen mitgetheilt, in denen Ew. Majestät ihm während seines letzten Aufenthaltes in Königsberg Ihre vollständige Ueberzeugung nicht verbargen, daß nur durch eine vollständige und energische Vereinigung der Entschlüsse und Anstrengungen die Existenz der Staaten Ew. Majestät, so wie der meinigen, gegen die Angriffe und das Beraubungssystem des Kaisers Napoleon sichergestellt werden kann. Seit langer Zeit schon mit der Weisheit und Einsicht Ew. Majestät bekannt, sagte mir ein Vorgefühl, daß Sie sich einem Entschlusse nicht entziehen würden, welcher eben so sehr durch die Macht der Umstände, als durch die vollständige Hingebung der Völker, welche die Vorsehung unserer Führung anvertraut hat, gerechtfertigt erscheint.

„Da es unter den gegenwärtigen Verhältnissen von Wichtigkeit ist, so schnell als möglich diejenigen Maßregeln ins Werk zu setzen, deren Beschleunigung von jetzt an eine Pflicht des gemeinschaftlichen Vortheils wird, veranlaßt mich, mein Herr Bruder, an Sie den Oberst Baron v. Steigentesch, einen

ausgezeichneten Officier meiner Armee, abzusenden. Er ist genau von der gegenwärtigen Stellung meiner Heere unterrichtet und wird es sich angelegen sein lassen, denjenigen Personen, welchen Ew. Majestät Ihr Vertrauen schenkt, über die für die sofortige Disposition und die wirksame Verwendung der gegenseitigen Hülfsmittel, welche der gegenwärtige Moment erheischt, erforderliche Auskunft zu ertheilen. Ich schmeichle mir, daß Sie, mein Herr Bruder, mit Theilnahme und Wohlwollen dasjenige aufnehmen werden, was der Baron Steigentesch Ihnen unterbreiten wird, und daß Sie geneigt sein werden, die Befehle zur Beschleunigung des Abschlusses und der Vollziehung einer Uebereinkunft zu ertheilen, welche eben so unerläßlich, als heilsam für das Interesse unser beiderseitigen Staaten ist."

Der Kaiser benachrichtigt zugleich den König, daß er seinem Gesandten in Berlin habe Auftrag ertheilen lassen, mit dem Grafen Goltz sich über diese Angelegenheit in Einvernehmen zu setzen. —

Während der Kaiser in seinem Briefe dem Könige einreden will, als ob dieser sich gar nicht lange besinnen werde, sich mit Oestreich zu verbinden, sehen wir aus einem Briefe, welchen, ebenfalls unter dem 8. Juni, der dirigirende Minister Graf Stadion an den östreichischen Gesandten Baron v. Wessenberg in Berlin schreibt, daß es mit der Geneigtheit des Königs zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge noch im weiten Felde war. Stadion will den Eröffnungen des Prinzen von Oranien nicht unbedingten Glauben schenken, da die von dem Grafen Goltz gemachten Mittheilungen in einigen wesentlichen Punkten davon abweichen.

Nach den Versicherungen des Prinzen von Oranien hatte der König, in der Ueberzeugung, daß der Untergang Oestreichs auch den Preußens unwiderruflich nach sich ziehen werde, sich bereit erklärt, sein Heer und sein Volk zu den Waffen zu rufen und sofort ein Armeecorps unter den Befehl des Erzherzogs zu stellen, jedoch angefragt, welche Hülfe Oestreich an Geld, Waffen und Pulver gewähren könne. „Der Prinz von Oranien" — heißt es in diesem Briefe — „fügte diesen Eröffnungen die Bemerkung hinzu, daß bei dem besten Willen des Königs mindestens fünf bis sechs Wochen erforderlich seien, um das Heer in marschfertigen Stand zu bringen und die Operationen zu beginnen; allein er versicherte uns, daß die Befehle dazu bereits gegeben seien und daß man in ihre Ausführung die größte Beschleunigung setzen werde. Sie sehen,

daß nach dem, was der Prinz uns sagte, die Partie des Königs unwiderruflich ergriffen war; es handelte sich nur noch um einige Aufklärungen und gegenseitige Zusicherungen . . . . . . Ihre letzten Berichte stellen jedenfalls die Anerbietungen Preußens unter einem anderen Gesichtspunkte dar. Nach dem Benehmen des Grafen Goltz zu urtheilen, hat der König noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Es wird sich vor Allem darum handeln, sich über die beiderseitigen Absichten auszusprechen, sich über zukünftige Aussichten zu verständigen und diese Dinge in Form eines Vertrages zu fassen, von dessen Ratificirung die Frage: ob Preußen für seine Erhaltung, welche so vollständig von der Oestreichs abhängt, zu handeln entschlossen sei? Wir müssen alle diplomatischen Formen bei Seite setzen, bevor wir irgend eine Rechnung auf die Mitwirkung der preußischen Trupen machen können, denn es könnte sonst leicht geschehen, daß das endliche Schicksal des Hauses Oestreich entschieden sein würde, eine lange Zeit bevor die beiden Höfe zu irgend einem Schluß ihrer diplomatischen Verhandlungen gekommen wären."

Da von Seiten des Königs der Argwohn gehegt werde, daß Oestreich, wie es in früheren Zeiten geschehen, einen Separatfrieden mit Frankreich schließe und seine Verbündeten ihrem Schicksale überlasse, erhält Wessenberg den Auftrag, die allerbestimmtesten Zusicherungen zu geben, „daß der Wiener Hof die Interessen Oestreichs und Preußens im Krieg und Frieden als innigst verbunden, ganz als dieselben betrachte und niemals einen Frieden ohne Hinzuziehung Preußens schließen werde, daß aber nur eine sofortige Theilnahme an dem Kriege den Kaiser Franz bewegen könne, sich durch einen solchen Artikel die Hände zu binden." Was das Verlangen des Königs betreffe, Geld und Waffen von Oestreich zu erhalten, so möge der Gesandte die große Geldklemme, in welcher sich die öſtreichischen Finanzen befänden, bemerklich machen und daß zu Anfang des Krieges Waffen bereit gelegen hätten, welche nun an die Landwehr vertheilt worden seien. Daß der Minister Goltz die Frage berührt habe, „welche Organisation der kaiserliche Hof nach dem Kriege Deutschland zu geben gesonnen sei?" findet Stadion sehr vorzeitig und will darin ein Anzeichen finden, daß es dem preußischen Minister nicht Ernst mit dem Bündnisse sei. — Erst müsse der Feind aus Preußen und Oestreich, dann aus den Ländern, deren Herrschaft er sich angemaßt habe, hinausgeworfen sein, bevor man über die Organisation Europas Pläne machen könne. — Für den Fall, daß der König auf eine förm-

liche Punctation eines Vertrags bestehen sollte, wird dem Gesandten ein Entwurf mitgetheilt; jedoch hauptsächlich auf den Erfolg der Sendung des Oberst Steigentesch gezählt. Dieser fand jedoch nicht das Entgegenkommen in Königsberg, auf welches man in Wien mit Sicherheit gerechnet hatte.

So oft es uns vergönnt wird, einen Blick in die geheimen Papiere der Diplomaten jener Zeit zu thun, öffnet sich vor unsern Augen fast immer ein wahrer Höllenpfuhl, voll von Erbärmlichkeit und Spitzbüberei. Ein östreichischer Gesandter wird an den König von Preußen mit Aufträgen von allerhöchster Wichtigkeit abgeordnet; er verräth die ihm von dem Könige im höchsten Vertrauen gemachten Eröffnungen dem Gesandten des Königs Jerome Napoleon in Berlin, welcher sie sofort wiederum einem deutschen Minister nach Cassel meldet, mit der naiven Bitte, doch ja seiner wegen dieser Schurkerei bei dem Kaiser Napoleon bestens zu gedenken.

Der östreichische Oberst v. Steigentesch nahm seinen Rückweg von Königsberg über Berlin, gab hier dem königlich westphälischen Gesandten Baron v. Linden genaue Auskunft über die gepflogenen Unterhandlungen und dieser beeilte sich seinem Chef, dem Grafen Fürstenstein in Cassel, sofort ausführlichen Bericht zu erstatten. Nachdem er in einer Depesche vom 20. Juni 1809 die Ankunft des Oberst Steigentesch in Königsberg, mit dem er bereits in Wien in näherem Verhältniß gestanden, gemeldet, schreibt er in der nächsten Depesche: „Ein glücklicher Zufall hat den Baron Steigentesch nach Berlin geführt, und ich verdanke seinem Vertrauen, seinem Leichtsinn und vielleicht auch seinen noch weitergehenden Plänen die Mittheilung mehrerer Einzelheiten, welche ich für wichtig genug halte, um sie Ihnen, Herr Graf, durch einen Courier zukommen zu lassen.“ Er legte die, durch spitzbübische Durchstecherei in seine Hände gelangten, Schreiben des Kaisers an den König und des Ministers Stadion an den Baron Wessenberg bei, und schätzte sich glücklich, über die geheimen Unterredungen, welche Steigentesch mit dem Könige, der Königin und den bedeutendsten Männern in Königsberg gehabt, genaue Mittheilung machen zu können. „Der König,“ meldet er, „nahm Steigentesch in einer ziemlich trockenen Manier auf und fragte: was der Gegenstand seiner Sendung sei, worauf Steigentesch antwortete, daß der Brief des Kaisers, dessen Ueberbringer er sei, hierüber vollständige Auskunft ertheilen werde. Der König äußerte: der Kaiser verlangt gegenwärtig Hülfe und schließt vielleicht später einen Separatfrieden, mich mei-

nem Schicksal überlassend. Steigentesch entgegnete: der Kaiser verlange keine Hülfe, da die Schlacht von Aspern zur Genüge gezeigt habe, daß Oestreich hinreichende Mittel zur Vertheidigung besitze. Da indessen der ausgesprochene Zweck des Krieges der sei, daß die Mächte ihre früheren Besitzungen wieder erhielten, so sei es angemessen, daß sie dazu ebenfalls beitrügen. Der gegenwärtige Moment sei geeignet, jenen Zweck schnell zu erreichen, überdem sei er nicht abgesendet worden, um über eine bereits entschiedene Frage zu verhandeln, sondern nur um sich über die Mittel der Ausführung zu verständigen. Der König verbreitete sich hierauf über seine unglückliche Lage, daß er sehr wohl wisse, wie sein Loos an das Schicksal Oestreichs geknüpft sei und daß er nothwendig mit diesem fallen werde. Er fügte hinzu, daß er 1805 sich sehr gern mit Oestreich verbunden haben würde, allein dieses habe damals einen Separatfrieden geschlossen. Diese Erfahrung müsse ihn vorsichtig machen, zumal seine unglückliche Lage ihn nöthige, Rußland gegenüber vorsichtig zu sein. Einem Souverain sei es nicht gestattet, es den jungen Leuten seines Landes nachzumachen, welche das Beste im Sinne hätten, aber sich von dem Feuer der Leidenschaft fortreißen ließen, ohne auf guten Rath zu hören; er für seine Person werde nicht eher handeln, als bis er gehörig vorbereitet sei. Trotz der Besorgnisse, welche er habe, daß ihn Oestreich im Stiche lassen werde, sei er dennoch entschlossen, sich später mit ihm zu vereinigen. „„Noch ist es nicht Zeit,““ äußerte Se. Majestät, „„setzen Sie nur immer den Krieg fort, unterdessen sammle ich Streitkräfte und werde dann um so mehr von Nutzen sein. Mir fehlt es an Pulver, an Gewehren, an Geld; meine Artillerie besteht aus jungen Leuten. Es ist gewiß sehr peinlich für einen König von Preußen, einen östreichischen Officier zum Vertrauten seiner unglücklichen Lage zu machen, allein ich muß es thun, damit der Kaiser erfährt, was mich noch zurückhält. Sie werden sich überzeugt haben, daß ich dem Kaiser, so viel es in meinen Kräften steht, nützlich zu sein suche. Ihre Blessirten und Kranken finden in meinen Staaten Aufnahme, ich bewillige allen Officieren meiner Armee, wenn sie es verlangen, den Abschied, um bei Ihnen Dienste zu nehmen; allein mich gegenwärtig zu erklären, das hieße meinen Ruin verlangen. Bringen Sie den Franzosen noch so einen Schlag (wie bei Aspern) bei und ich werde einen Officier, aber ohne Uniform, in Ihr Lager schicken, um über die Mittel zu unterhandeln.““

„Den König setzte es in Verlegenheit, daß Steigentesch sich in Königsberg in

seiner östreichischen Obersten-Uniform zeigte. Als er ihm hierüber eine Bemerkung machte, entgegnete Steigentesch, daß er nach dem Tage bei Aspern zu stolz auf diese Uniform sei, um sich jemals von ihr zu trennen. —

„Die Königin sah Steigentesch täglich in ihrem Cabinet: sie sprach sich in demselben Sinne wie der König aus. „„Ich bin überzeugt,““ sagte sie, „„daß der Haß, welchen der Kaiser der Franzosen gegen Preußen hegt und sein Plan, sämmtliche alte Dynastien auszurotten, uns keine Hoffnung übrig läßt. Ich bin Mutter von sieben lebenden Kindern, denen ich ihr Erbtheil zu erhalten wünsche; Sie können also leicht denken, welches meine Wünsche sind. Der König meint: er müsse seine Kriegsmacht noch verstärken; mein Gemahl ist langsam in seinen Entschlüssen, allein unerschütterlich, wenn er sie erst gefaßt hat. Wir können sehr bald vereinigt stehen; nur noch einen Schlag fügen Sie dem Feinde zu, und wir sind es.““

„Der König erklärte sich bereit, seine Truppen unter den Befehl des Erzherzogs Karl zu stellen.

„Herr v. Nagler, erster Chef im Bureau des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, sprach dieselben Ansichten aus und legte den schon früher mitgetheilten Plan wieder vor, welcher in nichts geringerem bestand, als daß Preußen das ganze ehemalige preußische und östreichische Polen, Anspach und Baireuth, einen Theil von Sachsen und die sämmtlichen im Tilsiter Frieden abgetretenen preußischen Provinzen verlangt.

— — „Einer der entschiedensten Feinde des französischen Systems ist der Kriegsminister Scharnhorst. Er hat dem Könige eine Denkschrift eingereicht, in welcher er sagt: „„Ich will nicht entehrt in das Grab steigen, ich würde es, wenn ich Ew. Majestät nicht riethe, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, um Frankreich zu bekriegen. Wünschen Sie, Sire,““ heißt es weiter darin, „„daß das siegreiche Oestreich Ihnen Ihre verlorenen Staaten wie ein Almosen zuwerfe, oder daß der siegreiche Napoleon Ihr Heer wie eine Compagnie Stadtsoldaten entwaffne?““ Er bemüht sich, dem Könige zu beweisen, daß bei dem ersten Kanonenschuß sein Heer 120,000 Mann stark sein würde, daß man in Schlesien Kanonen gieße, daß es nicht an Pulver und Pferden fehlen werde und die nöthige Anzahl Recruten bereits in den Waffen geübt sei. Er vertraute Herrn v. Steigentesch, daß er in mehreren vom Feinde besetzten Festungen Einverständnisse unterhalte. Ohne genauere Kenntniß hierüber erhalten zu können,

muß ich doch nach einer Aeußerung Steigenteschs vermuthen, daß Magdeburg durch preußische Emissäre bearbeitet wird und daß dort eine strenge Wachsamkeit sehr Noth thut.

„Der Großkanzler Beyme, früher ein Gemäßigter, gegenwärtig sehr laut preußisch, bat Hrn. v. Steigentesch, sich auf Niemand als auf Scharnhorst zu verlassen und auf einen Adjutanten, Namens Ivernois.*) „„Der König,““ äußerte Beyme, „„ist schwach, er möchte sich gern mit Ihnen vereinigen, allein der Muth des Entschlusses fehlt ihm. Da indessen alle seine Umgebungen östreichisch gesinnt sind, hoffe ich, daß wir ihn mit fortreißen werden.““

„Der General Blücher hat dem Könige einen sehr heftigen Brief geschrieben, in welchem er seinen Abschied fordert, da er, wie er sich ausdrückt, nicht Zeuge des Umsturzes des Thrones sein will und es vorzieht, in einem ausländischen Corps zu dienen, um gegen die Franzosen fechten zu können. —

„Der König läßt merken, daß er in Petersburg Verbindlichkeiten eingegangen, welche selbst seinen Ministern unbekannt sind. Als man eines Tages in ihn drang, rief er aus: „„Ach! ihr wißt nicht, was ich in Petersburg versprochen habe.““

„Der König gestand Hrn. v. Steigentesch, daß es ihm, gegen die Neigung seines Herzens, nicht gestattet sei, ihm die gehörigen Aufmerksamkeiten zu beweisen, indem er Alles vermeiden müsse, was ihm eine russische Nase zuziehen könne. Er bat Hrn. v. Steigentesch, vorzugeben, daß die Veranlassung zu seiner Reise der Auftrag sei, in Schlesien Korn und in Preußen Pferde zu kaufen; worauf dieser Unterhändler, getreu seinem Plane, den König nicht zu schonen, antwortete: er selbst könne dergleichen nicht verbreiten, doch wolle er, wenn man solche Gerüchte aussprenge, nicht widersprechen. Der östreichische Adelstolz,**) obschon er Hülfe in Anspruch nimmt, verachtet die preußische Regierung und macht sich durch seinen Abgeordneten vernehmlich, welcher außerdem noch andere Absichten hat.

„Die Prinzeß Wilhelm bat Hrn. v. Steigentesch um Entschuldigung, daß

---

*) In der Correspondance inédite de Napoleon (Paris 1820 Bd. VII. p. 395), aus welcher wir diese Depesche entnehmen, sind die Namen ganz entstellt: Beyme ist „Beyine“, Nagler „Nazler“, Scharnhorst „Scharnhort“, Ivernois „Guvenois“ genannt.

**) „La morgue autrichienne“; ein doppelsinniger Ausdruck; Morgue heißt auch das Leichenhaus.

sie ihn nicht zu Mittag eingeladen, indem es ein ausdrücklicher Befehl des Königs ihr verboten habe. Der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, äußerte: „„Sie werden hier nicht die Geneigtheit finden, welche Sie wünschen; die Unentschlossenheit des Königs wird ihn zum zweiten Mal ins Verderben stürzen.““

„Die von dem russischen Gesandten und dem französischen Consul an den Grafen Goltz über die Anwesenheit des Hrn. v. Steigentesch gerichteten Noten bestimmten den König, denselben wissen zu lassen, er möge abreisen, um ihn nicht zu compromittiren. Beim Abschiede wiederholte der König, daß er einen Officier ohne Uniform in das österreichische Hauptquartier schicken werde, sobald dort ein zweiter Sieg erfochten worden sei. „„Ich hoffe zu kommen,““ fügte er hinzu, „„und zwar nicht allein.““ Hr. v. Steigentesch vermuthet, daß eine neuerdings aus Petersburg eingetroffene Depesche sich in diesem Sinne ausspreche.

„Der Krieg mit Preußen ist, nach meiner Ansicht, in den beiden Fällen unvermeidlich: wenn Rußland sich von Frankreich trennt, oder wenn die Oestreicher noch eine große Schlacht gewinnen und der Sieg einen Augenblick die unbezwinglichen Legionen Sr. Majestät des Kaisers Napoleon verlassen sollte.

„Die Königin ließ Herrn von St. vor seiner Abreise noch einmal zu sich kommen und wiederholte ihm „en pleurant et en comédienne“, wie er sich ausdrückt, dieselben Fragen und daß sie hoffte, ihn recht bald wieder zu sehen.

„Nachdem ich Ew. Excellenz über Alles, was dieser Officier mir über seinen Aufenthalt in Königsberg mitgetheilt hat, genauen Bericht erstattet habe, muß ich nun auf das Princip seiner Mission, auf seine gegenwärtigen Projecte und Pläne zu sprechen kommen.

„Der Erzherzog Karl, offenbar zu schwächlich, um sich gelassen an die Idee des Ruhmes, mit welchem er sich, wie er glaubt, bei Aspern bedeckt hat, verachtet die Hülfe der Preußen. Er sagte zu Herrn v. Steigentesch: „„Mein Bruder will es so, also muß es geschehen; ich würde niemals dazu gerathen haben. Behandeln Sie den König grob (brusquez le roi) und will er sich nicht entscheiden, so stellen Sie ihn blos (compromettez-le).““ Dies Mittel scheint den Oestreichern das angemessenste zu sein, um den König selbst wider seinen Willen in den Krieg zu verwickeln. Nur auf diese Weise kann ich mir einen Theil der mir von Steigentesch gemachten vertraulichen Mittheilungen erklären.

„Dieser Officier besitzt eine genaue Kenntniß der Verbindungen aller der Personen, welche den König in diesen Krieg stürzen wollen. Er versicherte mich,

daß man des Königs dabei gar nicht bedürfe; daß 30,000 Mann sich auf der Stelle erheben würden, daß Scharnhorst 70,000 Mann bereit hält, sobald der König den Krieg erklärt.... Bis gestern hielt es noch schwer, bei Steigentesch hinter alle Geheimnisse zu kommen, indessen wurde er gestern Abend nach einer partie de plaisir, die ich für ihn arrangirt hatte, gesprächig, ließ sich gehen und hat mir sehr Wichtiges entdeckt. Er sagte mir: „„Heute habe ich diejenigen gesprochen, die mir vor vier Wochen in Person in Wien ein unfehlbares Mittel, des Beitrittes Preußens gewiß zu sein, angaben, welches jedoch die dumme Gewissenhaftigkeit des Kaisers bisher zurückgewiesen habe, indem er einen legitimen König nicht entthronen will; giebt man in dem Cabinet des Kaisers hierzu die Einwilligung, dann sind alle Schwierigkeiten gehoben““ .... Mit dem alten Kurfürsten von Hessen, welcher von aller Welt verachtet wird, ist der östreichische Hof sehr unzufrieden und Hr. v. St. hofft in Prag die Ermächtigung vorzufinden, ihm zu erklären, daß, im Falle er nicht die den gegenwärtigen Umständen angemessenen Opfer zu bringen sich bereit erkläre, er die östreichischen Staaten zu verlassen habe. Der alte Knauser hat dem General Dörnberg, als dieser sich nach dem mißlungenen Aufstande bei ihm meldete, eintausend Gulden in Bankscheinen gegeben, die ungefähr den Werth von vier und dreißig Louisdors haben. Dörnberg warf dem Kurfürsten die Bankscheine vor die Füße und verließ ihn, ohne ein Wort zu sagen....

„Dies ist das Hauptsächlichste, was ich von des Hr. v. St. Aeußerungen bis jetzt zusammengerafft habe; wahrscheinlich gelingt es mir, ihn zu überreden, sich noch einen Tag länger den Vergnügungen Berlins zu überlassen und ich werde nicht versäumen, davon zu profitiren....

„Ich habe diese verschiedenen Einzelheiten dem französischen Minister mitgetheilt und ich wünsche nur, daß er sein Wort hält, welches er mir gab: Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon wissen zu lassen, wem er diese Nachricht zu verdanken hat u. s. w.“

Der große Schlag, von welchem der König von Preußen seinen Entschluß abhängig gemacht hatte, erfolgte am 5. und 6. Juli in der Schlacht bei Wagram, allein er traf nicht, wie man hoffte und wünschte, Napoleon, sondern das Haus Oestreich. Niemals in der Kriegsgeschichte haben sich Feldherrn von Ruf, Namen und Verdienst so große, an Blödsinnigkeit grenzende Fehler zu Schulden kommen lassen, als die östreichischen Erzherzöge, Feldmarschälle und Generale in den

Tagen vom Siege bei Aspern (21. und 22. Mai) bis zum 5. Juli, wo Napoleon zum zweiten Male den Uebergang über die reißende Donau von der Insel Lobau Angesichts der ganzen östreichischen Armee unternahm, ausführte und jenseits den auf seinen Empfang Monate lang vorbereiteten Feind angriff, schlug und vernichtete. Noch bei keinem Feldzuge hatte Napoleon so kühnen Unternehmungsgeist, so großes Feldherrntalent, so unermüdete Ausdauer gezeigt. Von zweiundsiebzig Stunden brachte er vom 4. bis 6. Juli sechszig zu Pferde zu. In der menschenmordenden Kunst des Krieges mußte heut ihn der Fürst der Hölle als ebenbürtig anerkennen und ihm als Meister den Preis zusprechen. Wieder einmal hatten dreimalhunderttausend Brüder, von zwei Kaisern für nichts und wieder nichts auf einander gehetzt, einander zerfleischt, zerhackt, zerschossen und zerhauen, so lange noch eine Klinge aushielt, noch eine Kugel nebst Pulver vorhanden war. An vierundzwanzigtausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, eben so viel und vielleicht noch mehr Verwundete schleppten sich noch Tage lang verblutend und verschmachtend in brennender Sonnengluth umher, oder sanken, vom Pesthauch der unbeerdigten Leichname angeweht, auf dem Schlachtfelde nieder.

Der Erzherzog nahm seinen Rückzug nach Znaim in Mähren. Napoleon bot Alles auf, um das in Unordnung fliehende Heer zu vernichten, allein seine Regimenter waren von der Hitze des Kampfes und der Sonnengluth zu sehr erschöpft. Indessen hatte er dennoch den Erzherzog Karl so ins Bockshorn gejagt, daß dieser sich beeilte um Waffenstillstand zu bitten.

Die Verhältnisse des Erzherzogs Karl zu dem Hof und seinen Brüdern werden von wohlunterrichteter Seite als hemmend und drückend für ihn geschildert. „Der Erzherzog," berichtet Schlosser, „war im ewigen Streit mit den Parteien am Hofe und mit seinen Brüdern. Seit der Schlacht bei Aspern hatte er mehrere Male das Commando niederlegen wollen, nach der Schlacht von Wagram war er desselben ganz überdrüssig. Er mochte einsehen, daß er mit Leuten umgeben sei, auf welche bei einem heldenmüthigen Wagstück nicht zu rechnen wäre und ließ daher, als er in Znaim angelangt war, auf einen Waffenstillstand antragen." Fürst Schwarzenberg, der den Antrag machte, wurde anfänglich von Napoleon sehr schnöde abgewiesen; als er nochmals de- und wehmüthig herankroch und die Versicherung gab, daß der Fürst Lichtenstein, an welchen der Erzherzog Karl den Oberbefehl abgab, selbst in das Lager kommen und jede Bedingung bewilligen werde, fand sich Napoleon gemüßiget, die Punctation

eines Waffenstillstandes, welche die Grundlage zum Frieden enthielt, zur Unterzeichnung vorzulegen. In Folge dieses Waffenstillstandes wurde den Franzosen beinahe die Hälfte des Reiches zur Brandschatzung überlassen. Als vorläufige Anzahlung wurden sofort 237 Millionen Franken erhoben, alle Vorräthe an Tuch, Leinwand und Kleidungsstücken mußten abgeliefert, mehrere Festungen und Citadellen übergeben und fast unerschwingliche Lieferungen an Fleisch, Brod, Wein und was sonst zum Unterhalt von Menschen und Vieh mit ansehnlichem Ueberschuß für die Commissaire von Nöthen, geleistet werden. Der gute Kaiser Franz gerieth über die ihm vorgelegten Bedingungen des Waffenstillstandes so außer sich, daß man eine Zerrüttung des Geistes besorgte, von der seine Umgebungen unfehlbare Spuren darin zu erkennen glaubten, daß er, als der Erzherzog Karl das Commando niederzulegen erklärte, selbst den Degen zog und in größter Gemüthsruhe ausrief: „schaun's, jetzt werde ich ganz allein commandiren!“ Das war vor dem Frühstücke am 18. Juli; als nun aber die Minister und Geheimen Kriegsräthe, die niemals fehlten, wenn zum Einhauen in die backnen Hähndl geladen wurde, Sr. Majestät bemerklich machten, „daß die Unordnung im Heere und die Uneinigkeit der oberen Befehlshaber, besonders der Herren Brüder-Erzherzöge, keine Aussichten auf einen vortheilhaften Ausgang des erneuten Kampfes hoffen lasse, daß also nichts übrig bleibe, als sich der Franzosen sobald als möglich durch Bewilligung ihrer Forderung zu entledigen,“ kehrte Sr. Majestät, nachdem er noch einige Gläser Wermuth — in Ermangelung von Wehr-Muth — als Stärkungsmittel zu sich genommen, das Bewußtsein seiner Ohnmacht zurück und er unterzeichnete den — vorläufig auf zwei Monate abgeschlossenen — Waffenstillstand.

Von den östreichischen Ministern war Graf Stadion der Einzige, der die Erneuerung des Krieges betrieb und deshalb die Friedensunterhandlungen in die Länge zu ziehen suchte. Napoleons Lage wurde von Woche zu Woche mißlicher. Das östreichische Heer ergänzte seine Verluste, die tapfern Tyroler führten auf eigene Faust den Krieg fort, der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels hatte in Böhmen ein Freicorps organisirt, mit dem er glückliche Streifzüge nach Sachsen unternahm und, mit besserem Erfolge als Schill und Dörnberg, Norddeutschland zum Aufstand zu bringen drohte. Eine englische Flotte war (den 30. Juli 1809) bei der holländischen Insel Walcheren vor Anker gegangen und hatte 38,000 Mann Truppen an das Land gesetzt, in der Absicht, die Nieder-

lande von den Franzosen zu befreien. Die Ankunft der Armee, welche der Kaiser von Rußland zur Unterstützung der Franzosen nach Polen senden sollte, verzögerte sich und als sie endlich erschien, blieb sie unthätig. Von Stunde zu Stunde stand zu fürchten, daß der russische Ober-General Fürst Galizin sich mit dem Erzherzoge Ferdinand verständigen und der König von Preußen durch seine kriegslustigen Officiere zum Losschlagen auf die Franzosen gezwungen werden würde. Von allem Bedenklichen für Napoleon das Bedenklichste war, daß unter seinen eigenen Marschällen und Generalen die üble Stimmung gegen den sich täglich steigernden Despotismus und die unerträgliche Grobheit des Kaisers einen heftigen Ausbruch drohte.*) Bernadotte verließ auf Befehl des Kaisers das Heer an der Donau, um den Oberbefehl der 24. Militair-Division, zu welcher Antwerpen gehörte, zu übernehmen. Hier zog er sich aufs Neue den Unwillen des Kaisers zu, der ihn im Verdacht hatte, daß er mit Fouché und Talleyrand conspirire, weshalb er ihn — um ihn unschädlich zu machen — mit einem Einkommen von zwei Millionen Franken zum Gouverneur von Rom ernannte.

In der Erwartung, daß die allerdings bedenkliche Lage, in welcher sich Napoleon befand, ihn geneigt machen werde, erträgliche Friedensbedingungen zu gewähren, suchten Stadion und Metternich, welche in dem ungarischen Städtchen Altenburg mit dem französischen Minister Champagny unterhandelten, den Abschluß zu verzögern. Anfänglich hatte Napoleon auf eine rasche Beendigung

---

*) An der Spitze der beleidigten Marschälle stand Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, nachmaliger Kronprinz und König von Schweden. Napoleon hatte ihn mit seinem Corps, wie es schien absichtlich, während der Schlacht bei Wagram längere Zeit einem heftigen Artilleriefeuer ausgesetzt, dem sich endlich Bernadotte durch eine Linksschwenkung, welche in Kehrt ausartete, zu entziehen suchte. Er hatte jedoch in Zeitungsartikeln ausposaunen lassen, daß sein Corps und die seinem Befehl untergebenen sächsischen Regimenter wie eine eherne Mauer gestanden. Napoleon rüffelte seinen Marschall deshalb erst persönlich, dann aber stellte er ihn und seine Sachsen in einem Tagesbefehl vom 11. Juli noch vor der ganzen Armee an den Pranger. „Seine Majestät" — heißt es darin — „bezeigt dem Marschall Prinzen von Ponte-Corvo sein Mißfallen wegen seines Tagesbefehls vom 7. Juli, welcher fast zu gleicher Zeit in fast allen Zeitungen erschien. Das Heer des Prinzen von Ponte-Corvo hat keineswegs fest wie eine eherne Mauer gestanden, es hat zuerst zum Rückzuge geblasen. Der Kaiser sah sich genöthigt, dasselbe durch das Corps des Vice-Königs, durch die Division des Marschalls Macdonald und des Generals Nansouty decken zu lassen. Diesem Marschall gebührt das Lob, welches der Prinz von Ponte-Corvo sich zutheilt. Seine Majestät wünscht, daß die Bezeigung seines Mißfallens zur Warnung diene, daß kein Marschall sich den Ruhm anmaße, welcher einem anderen gebührt."

des Friedensgeschäftes nicht gedrungen, da er hierdurch den Vortheil hatte, sein Heer in Feindes Lande zu unterhalten und den Soldaten auf Kosten Oestreichs gute Tage zu bereiten. Als nun aber sämmtliche Löffelgardisten ganz vollständig herausgemustert waren und sich auswärts der Himmel mehr und mehr umzug, ließ Napoleon den Grafen Bubna und den Fürsten Lichtenstein kommen und trat durch beide mit dem Kaiser Franz in geheime Unterhandlung, von der weder die französischen noch die östreichischen officiellen Unterhändler Kenntniß erhielten. Ganz unerwartet erhielt Metternich Befehl vom Kaiser Franz, sich zu ihm nach Totis zu begeben, wo er dem erstaunten Minister das Friedensinstrument mit den Worten einhändigte: „hier haben's die Bescheerung, die ganze S . . . rei ist halt fertig." Am denkwürdigen 14. October 1809 wurde der Schönbrunner Frieden unterzeichnet. Außer den bereits schon gezahlten Contributionen mußten die ausgeplünderten kaiserlich königlichen Unterthanen noch 86 Millionen baar in bestimmten Fristen zahlen! An Land verlor Oestreich 2058 Geviert-Meilen, ein Blutsold, womit vornehmlich die Rheinbund-Vasallen beschenkt wurden.

Napoleon hatte seinen Adler mit neuen Siegeskränzen geschmückt, auch das östreichische Heer hatte bei Regensburg, Aspern und Wagram, wenn auch zuletzt besiegt, mit Ruhm gefochten; die beiden Kaiser aber, der Sieger wie der Besiegte, finden wir aus diesem Feldzuge mit einem Schandfleck heimkehren, wie ihn die Weltgeschichte niemals schimpflicher aufzuzeigen hat.

Der Kaiser Franz hatte die ihm treu ergebenen Tyroler zum Kampfe wider die Baiern und Franzosen aufwiegeln lassen, sie hatten dem Rufe zu den Waffen Folge geleistet und mit heldenmüthiger Aufopferung, arme, einfache Bauern und Hirten, die bairischen und französischen Legionen aus ihrem Lande hinausgetrieben; der Sandwirth Andreas Hofer von Passeyr und der kühne Gemsenjäger Joseph Speckbacher von Ryn hatten es mit berühmten Marschällen und Generalen aufgenommen. Nach der Befreiung des Landes durch die Gebirgsschützen, ohne daß sich das erwartete und zugesicherte östreichische Hülfs-Corps hatte blicken lassen, schickten die Tyroler im April eine Botschaft an den Kaiser nach Wien, der, als ob halt Alles noch beim Alten geblieben wäre, die alten Stände zu einem Landtage nach Innsbruck berief, bei welchem freilich die Rechte und Freiheiten derjenigen, die ihr Leben für die Befreiung des Landes eingesetzt hatten, gar nicht vertreten waren. Diese Stände richteten in

herkömmlichem Kanzleistil eine Ergebenheitsadresse an den Kaiser, welche dieser in einem Handbillette vom 26. Mai mit allergnädigster Versicherung beantwortete: „daß er keinen andern Frieden schließen werde, als einen solchen, der Tyrol und Vorarlberg unauflöslich an seine Monarchie knüpfe."

Wir haben bereits in einem vorhergehenden Kapitel auf das Zerwürfniß der östreichisch-aristokratischen Partei mit dem Erzherzoge Karl und allen denen, welche den Krieg zu einem wahrhaften Volkskriege machen wollten, aufmerksam gemacht. Jener Partei war die Erhebung der Tyroler, in der sie nur aufrührerische Bauern sah, im Grunde des Herzens verhaßt und deshalb geschah auch von Wien aus nichts, weder zur Unterstützung des Aufstandes beim Beginn, noch zur Rettung des Landes, als es zu Ende ging. Außerdem aber hatte man in Deutschland eine viel zu günstige Meinung von der Befähigung und dem Geiste der östreichischen höheren Officiere. „Was nun" — sagt Schlosser*) — „in diesem Kriege von den östreichischen höheren Officieren und Generalen, die in Oestreich über dem Gesetze stehen, erzählt wird, ist fast noch ärger, als wir im Kriege 1805 dort erlebten. Bei der Hauptarmee war der General am Ende ganz ohne Scham; bei dem Heere des Erzherzogs Johann dienten mehrere vornehme Herren, von denen uns Hormayr unglaubliche Niederträchtigkeiten erzählt. Dieser Augenzeuge fügt dem Bericht von des Generals Chastelers unmännlichem Betragen eine Anekdote über Jellachich bei, die ihn in eine Reihe mit den preußischen Generalen und Commandanten des Jahres 1806 bringt. Er übergab nämlich am 25. Mai bei St. Michael 4500 Oestreicher durch Capitulation in die Hände der Feinde, obgleich er im offenen Felde stand, und weder eingeschlossen, noch von einem überlegenen Feinde bedroht war. Noch schimpflicher war die Uebergabe von Laibach. Die ehrlosen Anführer, welche diese schändliche Ueberlieferung ihrer wackeren Leute durchsetzten, erregten den Unwillen derselben in so hohem Grade wider sich, daß sie Franzosen und Italiener herbeirufen mußten, um gegen die von ihnen verrathene Besatzung geschützt zu werden. Eine andere Capitulation ist fast noch schändlicher als die von Laibach. Der Oberst-Lieutenant v. Plunquet stand nämlich mit drei östreichischen und zwei steiermärkischen Landwehr-Bataillonen noch drei Märsche vom Feinde, als dieser bei Bruck ankam; er schickte darauf sogleich einen Officier hin und ließ

*) A. a. Bd. VII. S. 538.

eine Capitulation anbieten. Plunquet, der den guten Geist seiner Leute fürchtete und denselben nur mit vieler Mühe niedergehalten hatte, ließ dieselben die Gewehre auf dem Platze niederlegen und sodann die Mannschaft außer der Stadt lagern, damit sie unfähig sei, sich im letzten Augenblicke gegen die Capitulation zu setzen. Ein Officier der östreichischen Landwehr ward als Courier mit der Post nach Bruck geschickt, den Feind herzubitten und zu holen. Dem Hauptmann Napotnik von der Cillyer Landwehr, welcher Miene machte, sich der Capitulation zu widersetzen, drohte Plunquet: Er werde ihn dem Feinde als Verräther ausliefern. Endlich erschien das heiß erflehte Piquet von 30 Mann französischer Cavallerie, um fünf Bataillone Oestreicher, unter denen fünf altgediente Stabsofficiere waren, als Gefangene zu übernehmen."*)

Für ihre Hingabe und Aufopferung wurde den tapfern und treuen Tyrolern weder in dem Waffenstillstande zu Znaim, noch in dem Frieden zu Schönbrunn auch nicht im Entferntesten günstige Bedingungen ausgewirkt, vielmehr wurde ihr verblendeter Patriotismus von derjenigen Partei, welche eine Fortsetzung des Kampfes wünschte, dazu benutzt, irgendwo noch einen Feuerbrand glühend zu erhalten, an dem sich der Krieg auf's Neue entzünden sollte. Stadions Freund Balducci schickte von Zeit zu Zeit mit Vorwissen des Kaisers Agenten nach Tyrol, welche statt zu rathen, den unnützen Widerstand aufzugeben, vielmehr durch allerlei Versprechungen zur Verlängerung desselben ermunterten. Einer dieser Sendboten, Anton v. Roschmann, verließ Warasdin in demselben Augenblicke, als Fürst Johann von Lichtenstein und Bubna mit dem Friedensultimat nach Wien reisten. Er kannte dessen Inhalt und ging dennoch. Am 16. October — also zwei Tage nach der Unterzeichnung des Friedens — erreichte Roschmann Hofers Hauptquartier in Innsbruck. Von der Kriegspartei einseitig instruirt, konnte er nicht anders und mußte den Friedensgerüchten widersprechen und somit die Verblendung und das Unglück mehren.**) Dies und die grausamen Unmenschlichkeiten, welche Baiern und Franzosen in Tyrol begingen, trieb die Bergbewohner, den Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Ihr Kaiser gab sie jetzt Preis und Napoleon ließ nun ein scheußliches Treibjagen „gegen das rebellische Landvolk von Tyrol, welches die Frechheit habe, den Befehlen ihres Kaisers nicht gehorsam zu sein," eröffnen. So sprach derselbe

*) Hormayr Lebensbilder III. S. 372.

**) Ebendaselbst III. S. 399. Bei Schlosser ausgeführt VII. 1. 375.

Napoleon, welcher, als es in seinen Kram taugte, die Ungarn zur Empörung wider ihren Kaiser aufgerufen hatte. Der französische General Baraguay-d'Hilliers — ein über deutsche Lippe schwer gehender Schandname — drang mit drei Divisionen in Tyrol ein und ließ überall brennen, hängen, erschießen, bis endlich in der Mitte Decembers die Häupter sich durch die Flucht retteten und die Bauern durch Kälte und Schnee genöthigt wurden, sich von den Berghöhen zu entfernen. Als sich der Aufstand gelegt, die bewaffneten Haufen zerstreut hatten, setzten Baraguay-d'Hilliers und die anderen Generale ihre Executionen auf eine schauderhafte Weise fort. Sie ließen unter Anderem im Pusterthale Galgen errichten, an welchen die auf ihren Befehl erschossenen Bauern von ihren eigenen Verwandten aufgehängt werden mußten.

Der Sandwirth Hofer hatte Zuflucht in einer, auf dem Passeyer Hochgebirge in schneebedeckter Felsschlucht einsam gelegenen, Sennhütte genommen. Ein Judas Ischariot aus der Schaar seiner Kampfgenossen verrieth für 300 Ducaten seinen Aufenthalt an den französischen Bataillons-Chef Courtier, welchem es mit leichter Mühe gelang, sich des wehrlosen einzelnen Mannes zu bemächtigen (den 27. Januar 1810). Nachdem ihn die Franzosen, die Hände auf den Rücken gebunden, durch die Dörfer und Städte Tyrols wie ein wildes Thier zur Schau umhergeführt, wurde er nach der italienischen Festung Mantua gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 14. Februar 1810 erschossen, ohne daß Napoleon ihn begnadigte und, was noch entsetzlicher zu sagen ist: ohne daß der Kaiser Franz, welcher an demselben Tage seine Tochter dem verachteten und gehaßten corsischen Advocatensohne verlobte, für seine Begnadigung eine, gewiß erfolgreiche, Fürbitte eingelegt hätte! —

Neben Schill und Hofer wird als ein Vorkämpfer für die Befreiung des Vaterlandes der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels genannt. Er war der Sohn des bei Jena tödtlich verwundeten Herzogs Ferdinand und errichtete, von Oestreich und England unterstützt, in Böhmen „die schwarze Legion", mit welcher er sein vaterländisches Erbtheil wieder zu erobern gedachte. Erst am 14. Mai hatte er sein Corps auf marschfertigen Fuß gebracht und brach zugleich mit einem östreichischen Corps unter dem unfähigsten aller Generale, mit dem es beim Anfang schon am Ende war,*) in Sachsen ein. Frie-

*) Sein altadliger Familien-Name war nicht von, sondern „am Ende".

drich August hatte bereits auf eine aus Ingolstadt den 19. April ihm von Napoleon ertheilte Weisung Dresden über Hals und Kopf im Stich gelassen, welches im Mai die Oestreicher besetzten. Nach dem Mißlingen Dörnbergs, „den alten Corporal und Wucherer" nach Cassel zurückzuführen, und nach dem Rückzuge Schills nach Stralsund war für den Herzog von Braunschweig keine Aussicht auf Erfolg vorhanden. Entlaufene Sträflinge, relegirte Studenten, wüste Burschen der tollsten Art sammelten sich bei der schwarzen Legion, ließen sich den bleiernen Todtenkopf an den roßschweifumflatterten Filzczacko anheften und rabuschirten flotter, als jemals die Holkischen Jäger und die andere Wallensteiner Bande. Dadurch aber konnte dem Landvolke keineswegs die Lust beigebracht werden, sich für Freiheit, Vaterland und worauf es auch bei Braunschweig hauptsächlich abgesehen war, für die vertriebenen Landesväter zu erheben. Ein sächsisches Armeecorps unter General Thielmann trieb die Schwarzen und Oestreicher nach Böhmen zurück und brandschatzte hier, wie jene es in Sachsen gethan. Thielmann mußte vor einem östreichischen Corps, welches aus Franken heranrückte, sich zurückziehen und Dresden wurde am 14. Juli wieder von den Oestreichern besetzt.

Nach dem Abschlusse des schimpflichen Waffenstillstandes von Znaim erhielt General am Ende Befehl, Sachsen zu räumen und dem Herzoge, der mit seiner schwarzen Legion den wohlhäbigen Bauern des Altenburger Landes seinen kostbaren Besuch machte, wurde angekündigt, daß Oestreich ihn weder ferner unterstützen, noch ihm irgend eine Entschädigung verschaffen könne. Vielmehr richtete es an ihn, den es bei dem Beginn des Krieges feierlichst als rechtmäßigen Herzog von Braunschweig anerkannt hatte, das Ansinnen, daß er, um dem Kaiser Franz keine Ungelegenheiten bei Napoleon zuzuziehen, sofort jedem Anspruch an sein väterliches Erbtheil entsagen möge. Herzog Wilhelm verweigerte es, sich in so schmachvolle Bedingungen zu fügen; er faßte den heldenmüthigen Entschluß, sich mit seiner Schaar von dem sächsischen Erzgebirge bis zum Ausflusse der Weser, wo er Aufnahme auf englischen Schiffen zu finden hoffen durfte, durchzuschlagen. Der kühne Zug des Herzogs begeisterte die Gemüther der Deutschen, welche seitdem einsahen, daß die Schlaffheit und Servilität ihrer Regierungen und Bureaukratien allein Schuld an ihrer Unterdrückung sei. Jedermann schloß sich seit dieser Zeit immer enger an die wenigen Patrioten des preußischen Bundes an, welche Alles wagen wollten, um Alles zu gewinnen

oder doch mit Ehren unterzugehen. Daß eintausend leichte Reiter von Altenburg nach Brake an der unteren Weser sich durch die überlegenen sächsischen, westphälischen, holländischen und französischen Armeecorps, welche von allen Seiten heranzogen, durchschlugen, glich einem Wunder. Am 30. Juli bestand die Legion ein hartnäckiges Gefecht in Halberstadt, schlug die westphälischen Söldlinge am 1. August bei Oelper und hielt am 3. August offene Tafel auf dem Marktplatze zu Hannover. Am 7. August erreichte der Herzog mit seiner schwarzen Legion Elsfleth und Brake, wo Transportschiffe in hinreichender Anzahl für ihn bereit gehalten wurden, um die tapfere Schaar der englischen Flotte, welche die Wesermündung blockirte, zuzuführen. Hätte der Herzog und die Seinen dem ihm verpfändeten Worte Oestreichs und dessen Schutzherrlichkeit vertraut, sie würden dem Schicksale Schills, Hofers und deren Kampfgenossen nicht entgangen sein. — „Auf Oestreich ist kein Verlaß!" pflegte Friedrich Wilhelm III. zu sagen und sein Mißtrauen 1809 erscheint vollkommen gerechtfertigt.

Daß das verrottete und versumpfte Europa durch Napoleon, der wie eine Geißel Gottes mit tausend Donnerwettern über dasselbe daherfuhr, zu neuer Lebensäußerung aufgeschreckt wurde, war Allen zum Heil. Deutschland und Preußen insbesondere haben dies dankbar anzuerkennen; denn hätten der Corporalstock, Zopf und Kantschuh bei Jena, Austerlitz und Wagram den Sieg über die dreifarbige Fahne der Revolution davongetragen, dann würde das arme Deutschland auf Jahrhunderte dem Pfaffen- und Junkerregiment anheimgefallen sein. Nachdem uns aber von Napoleon das Selbstgefühl eingebläut worden war, regte sich gegen sein despotisches Verfahren die Reaction, welche ihm gegenüber die Fahne der Freiheit aufpflanzte. An die Spitze dieser Reaction hatte sich Preußen bereits unter der Verwaltung Steins gestellt und wenn es auch 1809 an dem Kriege keinen thätigen Antheil nahm, so nahm es dafür im Frieden durch die Begünstigung der freien Entwickelung in der Wissenschaft, dem Staatsleben und der Kirche eine herausfordernde Stellung dem Gewaltherrscher Frankreichs gegenüber ein. Denn dies wurde Napoleon nach jedem Feldzuge, aus welchem er siegreich heimkehrte, mehr und mehr, und für jeden Lorbeerkranz, den er nach einer gewonnenen Schlacht an der Siegessäule aufhing, riß er, wie wir dies schon oben zu erwähnen hatten, von dem Baume der Freiheit eine Errungenschaft der Revolution herab. Der große Weltbezwinger, dem damals Oestreich und Preußen gedemüthigt zu Füßen lagen, bei dem die deut-

schen Rheinbundsfürsten sich nach Lakaiendiensten drängten, der Spanien, Holland, Italien, Neapel Könige gegeben, der den Papst auf den Schub gebracht, vor dem der allgewaltige Zar von Rußland sich zum Schmeichelredner und Bundesgenossen erniedrigte, dieser Napoleon I. war so kleinlich despotisch, daß er gegen drei geistreiche und liebenswürdige Frauen in Paris, weil in ihren Salons das ungezwungene Gespräch über Politik eine Freistatt gefunden, ein Geiergeschrei erhob, welches die verschüchterten Täubchen in ferne Lande trieb. Frau v. Staël-Holstein, die berühmte Romanschreiberin und Freundin August Wilhelm Schlegels, Frau v. Recamier, in näherem Verhältniß mit dem Prinzen August von Preußen und unzertrennliche Lebensgefährtin des berühmten Chateaubriand, und Frau v. Chevreuse, welche nicht einmal Anspruch auf Geist oder Liebenswürdigkeit machen konnte, wurden, die ersteren aus Frankreich, die letztere auf 40 Stunden Weges von dem Weichbilde von Paris, verbannt. Aber nicht nur bei diesen Salon-Plänkereien und Stänkereien, auch bei dem ernsten Handhaben der Staatsregierung setzte er Willkür an die Stelle des Rechts und erhob die Polizeigewalt über den Spruch des Gerichtshofes. Dadurch verletzte er seine eigene Gesetzgebung und führte russische Einrichtungen ein, die mit französischen Sitten und mit der von ihm selbst gegebenen Staatsverfassung ganz unverträglich waren.*) Jede Regierung nämlich, welche nicht für ganz eigentlich despotisch gelten will, erkennt den Grundsatz an, daß körperliche Haft nur nach Gericht und Recht erkannt werden darf; der Codex Napoleons enthielt diese Bestimmung in wohlgeordneten Paragraphen. Nun erließ der Kaiser unter dem 3. März 1810 ein Decret, in welchem es heißt: „es sollten fortan für diejenigen Gefangenen, welche nicht wohl passender Weise vor Gericht gestellt werden könnten, die man aber auch nicht in Freiheit lassen dürfe, acht Staatsgefängnisse eingerichtet werden." Das Schloß Ham, in welchem später der Neffe des Onkels brummen mußte, wurde schon damals vorsorglich für solche Gäste eingerichtet. Als Savary an Stelle Fouché's Polizeiminister wurde, erließ der Kaiser als eine Ergänzung jenes Decrets die Verordnung, „daß auf den Vortrag des Ministers der Justiz oder Polizei der Geheime Rath über die Freiheit jedes Staatsbürgers solle verfügen können." Dabei wurden die härtesten Maßregeln zur Bewachung der eingesperrten Opfer der Staatspolizei vor-

*) Schlosser VII. 1. 589.

geschrieben. „Ein jeder, an einem Staatsgefängnisse angestellte Ober- oder Unterbeamte, der von einem Gefangenen einen Brief annimmt, oder besorgt, verliert seine Stelle und kommt sechs Wochen lang ins Gefängniß." Auch die Confiscation der Güter wurde für einzelne Fälle wieder eingeführt.

Wie gering der Kaiser von dem gesetzgebenden Körper, den Deputirten und Repräsentanten der Nation, dachte, darüber wurde schon oben ein eigenhändiges Zeugniß von ihm angeführt. Hier sei nachträglich noch dies erwähnt: als das Corps législatif von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht und einen, ihm von der Regierung vorgelegten, Gesetzentwurf durch Kugelung beseitigt hatte, schrieb der Kaiser an den Erzkanzler Cambacères: „Das Corps législatif ist aus vielen Individuen zusammengesetzt, welche sich wichtig machen wollen und welche, da sie die Revolution mitgemacht haben, sich gern als Nationalversammlung constituiren möchten." Dies genügte jenen Beschluß zu beseitigen; auch Napoleon stand eine „Kugelung" und zwar mit Kartätschen zu Gebot, vor der das Corps législatif allen Respect hatte.

In Beziehung auf die Pflege der Wissenschaft erwarb sich Napoleon bei den Philistern große Anerkennung dadurch, daß er nur die sogenannten exacten Wissenschaften begünstigte und alle Ideologie, wie er die philosophischen Wissenschaften nannte, aus den Schulen und aus dem Leben verbannte. Er ordnete, wie Schlosser bemerkt, als er das Unterrichtswesen ganz neu einrichten und seinen neuen autokratischen Zwecken anpassen wollte, eine Art chinesische Unterrichts-Commission, l'université, an, welche das gesammte Unterrichtswesen in die Gewalt der kaiserlichen Regierungspolizei brachte, die sich auch der Herrschaft über das Bücherwesen bemächtigte.

Nicht aber nur die ideellen Güter: freie Meinungsäußerung und freie Wissenschaft, wurden der französischen Nation verkümmert und ganz verwehrt, auch an die materiellen Güter, Person und Eigenthum, wurde von dem Alleinherrscher die frevelnde Hand gelegt. Ueber Leben und Freiheit, Tod und Einkerkerung entschieden Kriegsgerichte oder Polizeibefehle; die Conscription zum Militairdienste traf, da der Reiche sich einen Stellvertreter kaufen konnte, fast ausschließlich die ländliche Bevölkerung und den Arbeiterstand. Durch Stempelsteuer, Tabacksregie, Octroi und welche Gelderpressungserfindungen sonst noch eingeführt wurden, wurden dem Gewerbtreibenden unter den raffinirtesten Chikanen die unerschwinglichsten Lasten aufgebürdet. Die kaiserliche Schatulle und

die Civilliste waren dagegen sehr gut bedacht und jeder Controle durch die Volksrepräsentanten entzogen. Ungeheure Summen flossen aus dem Tribut, welcher den besiegten Völkern auferlegt wurde, in den Privatschatz des Kaisers. Die in den eroberten Ländern durch Secularisirung der Güter der Geistlichen, Einziehung der fürstlichen Domainen und Regalien, Confiscation und andere „kühne Griffe“ gemachte Beute wurde ebenfalls dem kaiserlichen Schatz zugewiesen, an welchen sogar Minister, Gesandte und Unterhändler die ihnen bei Friedensschlüssen und anderen Schein- und Schelmverträgen gemachten Geschenke, wenn auch nur zum Theil, abliefern mußten. Den schmählichsten Wucher trieb der Kaiser mit dem Verkauf der sogenannten Licenzen, welche nichts anderes als Erlaubnißscheine zum Schmuggel mit englischen Kauffahrteischiffen waren. Allen diesen Schmutzereien setzte die Krone ein durch Senatsbeschluß vom 30. Januar 1810 zum Gesetz erhobenes Decret auf, wodurch das Staatseigenthum zu Gunsten des kaiserlichen Privatvermögens auf die unverantwortlichste Weise bestohlen wurde. Der erste Artikel bestimmte die Güter, welche hinfüro der Krone gehörten; der zweite schuf unter der Bezeichnung „außerordentliche Domainen“ eine neue Art von Schatullgütern. Der dritte Artikel überwies dem Kaiser als ausschließliches Privateigenthum so reiche Güter und Schätze, daß man meint ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht zu lesen. In Goldbarren und baaren Napoleondors hatte der Kaiser im Jahre 1812 bereits zweihundert Millionen Franken in den Kellern der verschiedenen Festungen und in der englischen Bank niedergelegt; er besaß für fünfzehn Millionen Diamanten.

Schien es doch, als ob Beelzebub die eingefleischtesten Teufel ausgesendet habe, um diesen großen Charakter, denn als solchen erkennen wir ihn während der ersten Jahre seines öffentlichen Auftretens an, immer weiter und weiter von seinem Urquell, der durch die Revolution hervorgerufenen Freiheit, abzulenken. Der Kriegsteufel trieb ihn unaufhörlich auf neue Schlachtfelder, der Goldteufel machte ihn heißhungrig auf klingende Münze, Güter und Kronjuwelen. Der Hochmuthsteufel hieß ihn die Menschheit verachten; allein diese sehr respectable Höllenbrut würde ihn noch nicht vom Stuhl gestürzt haben, hätte sich nicht seiner zuletzt der Wahn bemächtigt: der Emporkömmling bedürfe, um fest auf dem Kaiserthrone zu sitzen, der Begründung einer Dynastie auf den Principien der Legitimität. Ob die ersten Anträge in dieser Angelegenheit von dem östrei-

chischen Gesandten v. Thugut oder von dem französischen Minister Grafen Delaborde ausgegangen, dürfte schwer nachzuweisen sein.

Der östreichische Hof wußte, daß Napoleon schon länger mit dem Plane umging, sich von seiner Gemahlin, mit der er keine Kinder zu erzielen Hoffnung hatte, zu scheiden und bereits wegen der Hand einer russischen Großfürstin hatte anfragen lassen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes von Znaim soll nun der Baron v. Thugut sich in dem Hauptquartier Napoleons eingefunden und, angeblich ohne höheren Auftrag, Napoleon die blühend-jugendliche Tochter des Kaisers, Marie Luise, als vollkommen geeignet, seinen dynastischen Gelüsten eine sichere Unterlage zu geben, zur Gemahlin empfohlen haben. Daß derselbe Kaiser von Oestreich, der vor wenigen Jahren mit Heeresmacht nach Frankreich aufgebrochen war, um eine östreichische Prinzessin, welche von dem Königsthron auf das Schaffot geschleppt wurde, ihren Henkern zu entreißen, daß derselbe Kaiser Franz seine eigene Tochter dem Erben der Revolution, dem corsischen Advocatensohne, welcher nach den Ansichten des Wiener Hofes den legitimen Thron der Bourbons als Usurpator einnahm, zur Gemahlin antragen ließ und das geliebte Kind, als er nach der verlorenen Schlacht bei Wagram die Zeche bezahlen mußte, mit in den Kauf gab, war eine Verleugnung aller Scham und Scheu, die uns schaudern macht.

Als Napoleon des Besitzes der Gattin aus dem erlauchten Hause Habsburg-Lothringen sich versichert hatte, rief er triumphirend aus: „Noch ehe zehn Jahr vergangen sein werden, wird meine Dynastie die älteste in Europa sein!“ So sprach der Dynastieteufel aus ihm und — war er sonst noch nicht verloren, er mußte nun zu Grunde gehen. Lüge, Verrath, Haß, Bosheit, Neid, Hoffahrt und was der Furien mehr sind, standen als lauernde Zeugen um den Traualtar.

Obschon die erste Ehe Napoleons mit Josephine nach dem bürgerlichen Gesetz in aller Form vollzogen und von dem Cardinal Fesch kirchlich eingesegnet worden war, so wurde sie, da der Papst die Scheidung verweigert haben würde, wegen eines angeblichen Formfehlers für ungültig erklärt, so daß ohne weitere Umstände derselbe Cardinal Fesch die zweite Ehe einsegnete.

Sonderbar war es, daß Napoleon zu derselben Zeit sich durch die römisch-katholische Kirche mit den legitimen Fürstenhäusern verbinden ließ, als das Haupt derselben Kirche ihn verfluchte und aus der Gemeinde ausstieß und alle legitimen

Regenten alter Zeit gegen ihn conspirirten. Uebrigens leitete ihn derselbe Irrthum bei der Ehe mit dem alten Regentenhause, der ihn bewog, eine neue Adelskaste zu gründen und die alte vom Tode zu erwecken. Er glaubte eine Stütze zu finden, und doch war er eigentlich die einzige Stütze des Adels und einer Monarchie, die längst alle Bedeutung verloren hatte.

Sich auf dem durch Genie und Glück eroberten Throne dadurch befestigen zu wollen, daß er eine Nichte der in Paris hingerichteten Marie Antoinette heirathete und zu glauben, die französische Nation werde seinem dereinstigen Nachfolger mit Treue und Hingebung huldigen, weil er „ein halber Oestreicher" sei, war der Anfang einer Bethörung, welche nothwendig zu einem traurigen Ende führen mußte. Ganz Frankreich sah diese Vermählung als eine feierliche Lossagung von den durch die Revolution geheiligten Principien und als die vollständige Rückkehr zum Aberglauben der Legitimität und absoluter erblicher Monarchie an. Diese Verbindung mit einer Prinzessin aus einem alten Hause, welche gewohnt war, nur Personen des sogenannten hohen Adels um sich zu sehen, bewirkte bald, daß am Hofe der Tuilerien und sogar auch in den Aemtern die Geburt ersetzte, was an Verdienst abging. Der Kaiser schuf nämlich fast in demselben Augenblick, als er an eine zweite Vermählung dachte, eine bedeutende Zahl der Kinder der Revolution zu Fürsten, Herzögen, Grafen, Baronen um und gab dem alten Adel seine Geltung wieder. Von jetzt an adelte der alte Feudaladel durch Verbindung mit dem neuen diesen, wie Oestreich den Helden des Jahrhunderts durch die Hand der Marie Luise seiner eigenen Meinung nach vornehmer machte. Sobald der Kaiser aufhörte, seine Macht und sein Ansehen vom Volke herzuleiten und Beides, gleich den alten Fürstenhäusern, nur der Gnade Gottes allein verdanken wollte, mußte er auch Alles, was er mit Hülfe des Volkes und mit dessen Blut erworben hatte, als Privateigenthum betrachten, und er that es auch.

Die alten Vicomtes und Marquis, deren Zahl Legion war, erschienen sogleich von selbst wieder im Leben, als Napoleon aus den Söhnen der Revolution eine neue Adelshierarchie gebildet hatte. Er hatte freilich keine Vicomtes und Marquis neu gebacken, weil eine Art Lächerlichkeit an diesen Titeln haftete, aber er hatte doch die Titel derer, die sie vor 1789 geführt hatten, förmlich anerkannt. Durch den Senatsbeschluß vom 11. Mai 1808 wurde der Erbadel mit seinen feudalistischen Unterscheidungen wieder eingeführt. Fürsten,

Herzoge, Grafen, Barone bildeten wieder, wie zur Zeit Ludwigs XV., eine beinahe kastenmäßige Trennung der Stände. Die **Betitelten** allein erhielten das Vorrecht, Majorate oder Substitutionen für ihre Descendenten zu stiften. „Die Großwürdenträger des Reichs“ — so lautet das Decret — „führen den Titel Fürsten und erlauchte Hoheit — Altesse serenissime — ihre Söhne sind Herzöge, sobald der Vater ein Majorat von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte stiftet. Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, Erzbischöfe führen den Titel „Grafen“. Mit dem Titel „Baron“ wurde in Frankreich damals so verschwenderisch umgegangen, wie später in Rußland mit den Stanislauschen. Nannte man doch die Tuilerien Fabrique de cire (des Sires), Fabrik der Schuhwichse (der Könige), da konnte man an Herzogs- und Fürstentiteln etwas drauf gehen lassen. Ernannt wurden nach und nach Talleyrand zum Fürsten von Benevent, Bernadotte zum Fürsten von Ponte-Corvo, Davoust zum Herzog von Auerstädt, Fürsten von Eckmühl, Berthier zum Fürsten von Neufchatel und Wagram, Massena zum Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen, Ney zum Herzog von Elchingen, Fouché zum Fürsten von Otranto, Savary zum Herzog von Rovigo und so noch hundert Andere.

Die kleinen deutschen Fürsten — jetzt sämmtlich durch Napoleon souveraine Sklaven, oder, wenn ihr lieber wollt, sklavische Souverains geworden — suchten es im Baronisiren, Gräfeln und Fürsteln ihrem hohen Vorbilde gleich zu thun; sie sahen aber nicht einmal, wie Napoleon, in den Titeln Belohnungen fürs Verdienst, sondern nur ein neues Flittergold zum Putz der Figuranten ihrer Hofsäle.*)

Wie Napoleon durch das Verleugnen und Aufgeben der Geschichte, deren Sohn er war, seinem Untergange entgegen ging, werden wir später zu erwähnen haben. Jetzt haben wir nachzuweisen, wie **Preußen** durch eine kräftige und gesunde Reaction gegen den Napoleonismus zuerst in seinem Innern, dann auch nach Außen für die Grundsätze wahrer Freiheit in die Schranken trat. Diese Aufgabe, in welcher Preußen dazumal seinen **weltgeschichtlichen** Beruf erkannte, in dem Sinn und Geiste, wie Stein es begonnen, ihrer Lösung entgegenzuführen, ward Hardenberg von Friedrich Wilhelm III. an die Spitze der Verwaltung berufen.

*) Schlosser a. a. O.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zur Charakterisirung des Ministeriums Altenstein 1809 und 1810; — dessen Denkschrift über die Lage des Staats 1810. — Er verlangt für die Regierung von Seiten der Regierten eine „mystische Verehrung". — Als einziges Rettungsmittel schlägt er die Abtretung Schlesiens an Frankreich vor. — Der König verwirft diesen Vorschlag mit Unwillen. — Er läßt Hardenberg den Wiedereintritt in das Ministerium durch Wittgenstein antragen. — Hardenberg stellt seine Bedingungen; — sie werden ihm bewilligt. — Napoleon ertheilt seine Genehmigung. — Hardenbergs Unterhandlung mit dem dänischen Trotzkopfe Niebuhr. — Hardenberg legt Stein seinen Finanzplan vor. — Steins Gutachten. — Graf Arnim v. Boytzenburg nimmt Rücksprache mit Stein. — Steins und Hardenbergs heimliche Zusammenkunft auf dem Riesengebirge im September 1810. — Neue Vertheilung der Ministerien. — Die Gesetzgebung vom Jahre 1810. — Hardenbergs Entwurf einer Constitution.



ir erinnern daran, daß nach Steins Verbannung durch kleinliche Hofintriguen ein Ministerium unter dem Vorsitze Altensteins gebildet worden war, welches sich als ganz unbefähigt erwies, in so bedenklicher Zeit das Ruder des Staats zu führen. „Seit der Rückkehr des Königs nach Berlin" — schreibt Graf Reden den 18. Januar 1810 an Stein — „hat sich die Schwäche der Charaktere, die Elendigkeit gewisser Leute (der Minister), die befürchtete Planlosigkeit und der Mangel an Consequenz mehr als je bewiesen. Wir erhalten nichts als Bruchstücke, kein

Ganzes, blos Mittel, keinen Zweck — und zwar blos Reizmittel, keine Ueberzeugung von wohlthätiger Absicht, von Achtung des Eigenthums, von Würdigung der öffentlichen Meinung oder von absoluter Nothwendigkeit dieser zweckdienlichen Maßregeln; denn kein Zweck wird angedeutet. Alle gestehen von oben herunter ihre Unbekanntschaft mit den getroffenen Maßregeln, auch sehr naiv ihre Unzufriedenheit ein." Noch stärker drückte sich der pommersche Sack aus. „Man hat in der That keinen Begriff davon," schreibt er den 17. April 1810 an Stein, „wie unzusammenhängend, kleinlich, thöricht und erbärmlich Alles behandelt wird, und daher auch so schlecht geht. Da alle meine Bemühungen vergeblich gewesen, darin etwas Anderes zu bewirken, da ich von den Ministern mit gütigen Worten, statt mit kräftigem Handeln abgefunden, von dem Könige gar nicht gehört, meine Thätigkeit durch Mangel an Entschluß und totales Liegenlassen, besonders im Ministerio des Innern, ganz gelähmt wird, so habe ich mich auf meine eigentliche Dienstpflicht zurückgezogen und erwarte so in trüber, unglücklicher Stimmung das Weitere, was erfolgen wird . . . ." In einem andern Briefe heißt es: „Nirgends geschehen Fortschritte; schon fängt man an, nicht mehr zu verhehlen, daß Rückschritte geschehen sollen. Unter geht man in niederdrückendem Detailkram; Alles, was im Großen geschehen müßte, um dem Staate Verfassung, Haltung zu geben, unterbleibt. Alles lenkt ins alte Geleis. Für den rechtschaffenen Mann giebt es gar keine Aussicht; der Patriot trauert."

Während des östreichischen Krieges hatte Altenstein die noch rückständige Tributzahlung an Frankreich eingestellt, in der Hoffnung, man werde Napoleon an der Donau einen Strich durch die Rechnung machen. Der Kaiser wollte während jenes Krieges nicht mit Execution einschreiten, um Preußen nicht zum Aufruhr zu drängen. Als nun aber die Gefahr vorüber war, wurde auf unverzügliche Zahlung gedrungen, und Napoleon ließ dem Könige durch den General v. Knobelsdorf einen sehr derben Mahnbrief zugehen. Der König ließ Altenstein rufen, verlangte, daß er wegen der Bezahlung Rath schaffen und überhaupt ihn doch endlich einmal über seinen Organisationsplan und wie es mit den Staatsangelegenheiten überhaupt stehe, in Kenntniß setzen solle. Altenstein reichte hierauf dem Könige eine Denkschrift ein, in welcher er sich selbst das glänzendste Zeugniß gänzlicher Unfähigkeit ausstellte und eine Verzagtheit zeigte, die fast an Verrath streifte.

„Die schwankenden Verhältnisse Europas“ — heißt es in jener Denkschrift — „die Ungewißheit über die letzten Absichten des Kaisers Napoleon verstatten nicht, ein festes politisches System aufzustellen und zu verfolgen. Das letzte Ziel ist die verständige Benutzung der augenblicklichen Conjuncturen; der preußische Staat muß die Ereignisse abwarten, er kann sie nicht erzeugen und herbeiführen. Diese Unsicherheit der Existenz, zusammengenommen mit der durch den Krieg herbeigeführten Erschöpfung, macht es unräthlich, ja unmöglich, große außerordentliche Aufopferungen für die Finanzen zu verlangen und große Reformen in der Organisation im Innern zu wagen. Durch jene würden wir fremde Gewalt und Willkür noch immer nicht mit Sicherheit beseitigen, durch diese neue Unzufriedenheit erregen und völlige Auflösung herbeiführen. — — Es ist unmöglich, gleichzeitig für die Zahlung der französischen Contributionen, für die Verzinsung der Staatspapiere und für die Provinzial- und Communalschulden zu sorgen, ja die gesammten Hülfsmittel reichten nicht hin, um dem ersten Punkte zu genügen. . . . . Eine offene Darlegung aller Verhältnisse dürfte den Muth ganz niederschlagen, unnütze Kritiken erregen und dem Ansehen des Gouvernements, welches durch eine mystische Verehrung besser erhalten wird, großen Nachtheil bringen.“ Als einziges Rettungsmittel, aus der drückenden Geldklemme herauszukommen, schlug der Minister Altenstein dem Könige die Abtretung Schlesiens vor und trug darauf an, ohne Verzug einen Unterhändler nach Paris zu senden, welcher Napoleon deshalb sondiren solle.

Friedrich der Große hatte einst, als der in seinem Zimmer spielende Neffe einen weggenommenen Ball trotzig von ihm zurückforderte, geäußert: „der da läßt sich Schlesien nicht wiedernehmen!“ Selbst nach den verhängnißvollen Tagen bei Jena und Friedland war Schlesien in dem Frieden von Tilsit und später gegen die Intriguen Sachsens behauptet worden; jetzt mitten im Frieden wagte es der Premierminister, jenem „trotzigen kleinen Neffen“, der unterdessen König geworden war, die Abtretung Schlesiens in Vorschlag zu bringen. Voll Entrüstung verwarf der König dergleichen Ansinnen, und nachdem der Fürst Wittgenstein vergebens versucht hatte, Altenstein zu vermögen, sich mit ihm über einen Plan zu verständigen, übernahm er es, sich mit Hardenberg wegen seines Wiedereintritts in das Ministerium in Verbindung zu setzen.

Zur Entschuldigung Altensteins wird angeführt, daß er niemals selbst-

ständig und aus eigenem Antriebe gehandelt und auch bei dieser Gelegenheit nur von Nagler und Niebuhr vorgeschoben worden sei. Aeußerlich freilich erschien Altenstein wie ein Charakter von Gußeisen; ein Mann von hohem Wuchs, starkem Knochenbau, struppigem Haar, groben Gesichtszügen, welcher den Vortrag, der ihm gehalten wurde, fortwährend mit einer Art Bärgebrumme begleitete. In den „handschriftlichen Denkblättern eines hochgeachteten preußischen Staatsmannes jener Zeit“ findet sich über die damaligen Verhandlungen Folgendes aufgezeichnet. „Den Vorschlägen Wittgensteins entgegen wirkten am meisten zwei andere Staatsbeamte, die sich in dem damaligen Ministerium die größte Geltung zu verschaffen gewußt hatten: Der Geh. Rath Nagler, der im auswärtigen Departement arbeitete, und der Geh. Rath Niebuhr, welcher im Finanzministerium beschäftigt war. Beide waren gewohnt über Parteigeist und Ränke zu klagen, Andere zu beschuldigen, sich zu erheben, während hauptsächlich sie von blinder Selbstüberschätzung und maßlosem Ehrgeize getrieben, eines ränkesüchtigen Treibens und trüben Einwirkens schuldig waren. Die Minister Goltz und Altenstein standen in einer Art von Abhängigkeit zu diesen ihren Untergebenen. Nach mannigfachen Verhandlungen, die Vorschläge Altensteins betreffend, reichte dieser am 20. März 1810 eine umständliche Ausführung ein, an welcher er mit Niebuhr fünf Tage und mehrere Nächte angestrengt gearbeitet hatte und durch welche, den Rathschlägen Wittgensteins entgegen, der frühere Antrag gerechtfertigt werden sollte. Diese Schrift war in leidenschaftlichem Tone verfaßt, voll Bitterkeiten und gehässigen Seitenblicken, gegen Wittgenstein geradezu verleumderisch und für den König selbst beleidigend, der seinen Unwillen darüber nicht verhehlte. Es wurde beschlossen, einen Courier an Hardenberg, der in Grohnde bei seinem Bruder lebte, abzusenden, mit der Einladung seine Rückkehr nach dem Hoflager zu beschleunigen, und zuvörderst in dem vorliegenden Streite seinen Ausspruch abzugeben. Wittgenstein fügte dieser Einladung von höchster Hand seinerseits ein ausführliches Schreiben vom 24. März noch hinzu, durch welches er den Freund vollständig mit der ganzen Lage der Sache bekannt machte.“*)

Hardenberg leistete der an ihn ergangenen Aufforderung sogleich Folge, brach den von Napoleon über ihn verhängten Bann, der ihm verbot sich der

*) Klose, Hardenberg S. 257.

Residenz des Königs auf zwanzig Meilen zu nähern und kam nach der Pfauen-insel bei Potsdam, wo ihn der König und die Königin insgeheim sprachen. Mit der Königin hatte er bei Frau v. Berg eine zweite geheime Zusammen-kunft, und mit dem Könige in Beeskow in der Nähe von Potsdam. Harden-berg gab über die ihm vom Könige mitgetheilte Altenstein-Niebuhrsche Denk-schrift erst mündlich, dann auch schriftlich ein Gutachten ab, in welchem er das seit dem Tilsiter Frieden von Preußen befolgte System einem strengen Urtheil unterwarf. „Preußen," heißt es darin, „mußte Oestreich gleich beitreten, oder die Contribution an Frankreich fortzahlen, unsichere Schritte und halbe Maß-regeln vermeiden. Ein festes politisches System wird den Kaiser Napoleon eher befriedigen, als ein schwankendes, Aufrichtigkeit wird ihm eher genügen als Rückhalt. Daraus entsteht Sicherheit für das Bestehen des Staats, Credit im Auslande, Vertrauen im Inlande." Den Grundsätzen und Befürchtungen Altensteins trat Hardenberg sehr entschieden entgegen: „Die Behauptung," sagte er, „es sei unmöglich im Inneren große Aufopferungen zu machen, erklärt in-direct, daß man den Staat aufgiebt; die Behauptung: es würde dadurch nicht unbedingt Ruhe und Sicherheit erworben, kann zwar nicht durchaus widerlegt werden; allein da das negative Verfahren, das Nichterfüllen der Verpflichtung, augenblicklich ganz gewiß den Untergang herbeiführt, so ist eine Argumentation über künftige Möglichkeiten keineswegs von erster und nächster Wichtigkeit.

„Gleich irrig erscheint die Behauptung, daß innere Reformen nicht an der Zeit wären und nur Unzufriedenheit erregen würden. Im Gegentheil kann das Bedürfniß der Reformen nie größer, der Wunsch der Nation nie dringender, der Augenblick nie günstiger sein."

Ganz besonders rügt Hardenberg „die mystische Verehrung", welche Altenstein von dem Volke für die Regierung verlangt. „Es ist sträflich," sagt er, „und dem Vertrauen der Nation zum Gouvernement höchst nachtheilig, Hoffnungen zu erregen, die man nicht halten kann oder will. Die Verhüllung der Maßregeln der Regierung in ein mystisches Dunkel erregt die Vermuthung einer falschen Einsicht oder eines bösen Willens. Nur der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde kann, obgleich unsichtbar, doch verehrt und angebetet werden; menschliche Handlungen müssen offen dargelegt und vor Mitmenschen gerecht-fertigt werden. So wie die Bürger der Regierung von ihrem Thun Rechen-schaft abzulegen bereit sein sollen, so soll die Regierung offen zu den Bürgern

sprechen, damit eine Einigung entstehe, ohne welche niemals auch nur der geringste Erfolg möglich ist.

„Bei allem Temporisiren erkennt die Nation nur Mangel an Einsicht und Kraft, in allen kleinen Maßregeln sieht sie nur eine Last, nicht die Hülfe. Der große Mann kann zu großen Zwecken große Anstrengungen verlangen und erhalten, während der ängstliche zu verborgenem Ausflicken nicht das Mindeste erschwingen kann.

„Es ist im Innern des Landes auch noch nicht Eine große Maßregel unternommen, viel weniger durchgeführt; noch dauern die entsetzlichsten Uebelstände fort, welche die Kräfte der Nation lähmen; noch hat man keinen Schritt gethan, ein buntscheckiges verkehrtes Abgabensystem zu berichtigen und doch wagt man zu behaupten, das Maximum sei bereits erreicht, man wagt eine Territorial-Abtretung als Final-Rettungsmittel vorzuschlagen! — dahin also hätte das Temporisiren, die kleinen Mittel, die ängstliche Geheimhaltung geführt; und wer hat denn zuletzt des Kaisers Napoleon Final-Absichten enthüllt, daß er dies ein Finalmittel nennen kann? Und würde der Kaiser nicht leicht aus einer Provinz, die man ihm preis gäbe, mehr als seine Forderungen betragen, herausgezogen haben, welche die Minister aus dem ganzen Staate nicht erschwingen könnten? Wer verzagt, verliert gewiß!" Und dies waren nicht leere Worte eines Diplomaten oder phantastische Redensarten eines Romantikers, sondern praktische Ansichten eines Staatsmannes im vollsten Sinne des Wortes.

Der König erklärte sich sofort geneigt, Hardenberg die oberste Führung der Geschäfte wieder zu übertragen, es kam jetzt nur darauf an, daß der Bann, den Napoleon über ihn ausgesprochen, aufgehoben würde. Der französische Gesandte Graf St. Marsan, der sich schon bei der über Stein verhängten Acht schonungsvoll und theilnehmend bewiesen hatte, erbot sich ein — allerdings in unterwürfigen Ausdrücken abgefaßtes — Schreiben Hardenbergs an den Kaiser nach Paris zu befördern und begleitete dasselbe mit den besten Zeugnissen über Hardenbergs Ergebenheit und wie er der einzige Staatsmann wäre, welcher die Mittel zur Abzahlung der Contribution herbeizuschaffen im Stande sei. Napoleon zeigte sich über alle Erwartungen mild gesinnt. Die Zeiten und Zustände hatten sich freilich seit einem Jahre sehr geändert. Nach den Siegen an der Donau und nach dem Frieden zu Schönbrunn, nach den verunglückten Versuchen Dörnbergs, Schills und des Herzogs von Braunschweig-Oels hatte Na-

poleon sobald keine Volkserhebung in Norddeutschland und noch viel weniger eine Kriegserklärung Preußens zu besorgen. Zunächst war ihm daran gelegen, daß die rückständigen Zahlungen des auferlegten Tributes in seinen Schatz flössen und da Hardenberg dafür die befriedigendsten Zusicherungen gab, erließ Napoleon aus dem Schlosse Laeken bei Brüssel unter dem 16. Mai 1810 an das preußische Cabinet den Bescheid: „Der Kaiser habe schon seit längerer Zeit die Ansichten, welche er über Herrn v. Hardenberg gehabt, berichtigt. Se. Majestät hätten durchaus nichts gegen die Ernennung des Baron v. Hardenberg zum Minister des Innern einzuwenden und würden es sogar mit Vergnügen sehen, daß er auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhalt e."

Hardenberg hatte erkannt, daß unter den damaligen Verhältnissen Preußen durchaus keine andere Wahl gelassen sei, als sich für jetzt unbedingt Napoleon zur Verfügung zu stellen. Dieser war von Hardenbergs Hingebung so sehr überzeugt, daß er selbst die fortwährend von Scharnhorst und Blücher betriebene Vermehrung und Einübung des Heeres, von der er sehr wohl unterrichtet war, ruhig geschehen ließ, weil er davon in dem Kriege gegen Rußland, den er schon damals im Schilde führte, eine gute Verwendung zu machen gedachte.*)

Durch eine Königl. Cabinetsordre vom 7. Juli 1810 wurde das Ministerium Altenstein aufgelöst: mit diesem traten Beyme, Nagler, später auch Graf Dohna zurück und dem Freiherrn v. Hardenberg wurde die oberste Leitung der Staatsgeschäfte unter der für ihn neubegründeten Stellung eines „Staatskanzlers" übertragen. Hardenberg fand eine große Aufgabe zu lösen und sie wurde ihm doppelt erschwert durch Feindseligkeit, Eigensinn und kleinliche Eifersucht, die ihm bei jedem Schritt, den er vorwärts that, Dornen in den ohnedies ungebahnten Weg legten.

Daß das Fortbestehen des preußischen Staats zunächst vom pünktlichen Einhalten der Zahlungstermine der französischen Contribution abhängig war, leuchtete Allen ein; an allerhand Vorschlägen, wie Geld zu beschaffen sei, fehlte es nicht, und was das Schlimmste war, ein Jeder bestand darauf, daß sein

*) Ueber die geringe Unterstützung, welche ihm Alexander im Feldzuge 1809 geleistet, hatte Napoleon ihm bittere Vorwürfe gemacht. Als er erfuhr, daß der russische General Gortschakoff im Einverständniß mit dem Erzherzog Ferdinand gestanden, äußerte er auf dem Wege von Ebersdorf nach Schönbrunn den 31. Mai 1809 gegen den Officier, welcher ihm Depeschen aus Polen überbrachte: „So muß ich also doch noch einmal Alexander den Krieg erklären!" **Pelet, mém. sur la guerre de 1809. Vol. III. p. 71.**

Plan durchgeführt werde. Während der Steinschen Verwaltung hatte Niebuhr sich Verdienste um das Bankwesen erworben; unter Altenstein hatte er in der allgemeinen Finanzpartie gearbeitet und hielt sich für so unfehlbar und unentbehrlich, daß er mit einem wahrhaft dänischen Trotzkopfe dem Staatskanzler, der ihm mit Vertrauen und Wohlwollen entgegenkam, die eiserne Stirn bot. Hardenberg hatte während seiner Zurückgezogenheit die Angelegenheiten des Staats nicht aus den Augen verloren und einen, auf das System gleicher Vertheilung der Steuern, Befreiung des Grundeigenthums von drückenden Lasten, Belebung des Verkehrs und Befestigung des Staats-Credits gegründeten, Finanzplan entworfen. Da er wünschte, Niebuhr fernerhin im Finanzministerio eine bedeutende Stellung anzuweisen, theilte er ihm seinen Plan mit und bat um sein Gutachten. „Niebuhrs Gutachten" — schrieb Hardenberg damals an Fr. v. Raumer — „ist eingegangen. Er verwirft meinen Plan nicht allein im Ganzen, sondern in allen einzelnen Theilen von einem Ende zum andern und das obenein zum Theil in sehr bitteren, hämischen Ausdrücken. Ich habe ihn hiernach aufgefordert, einen anderen Plan aufzustellen, den ich gern annehmen wollte, wenn er besser sei. Darauf hat er erwidert: er sei dazu außer Stande und es helfe auch nichts, wenn er nicht die alleinige und oberste Ausführung habe, das heißt also Finanzminister sei." Mit einer, jede persönliche Empfindlichkeit überwindenden, liebenswürdigen Ausdauer suchte Hardenberg in schonender Weise Niebuhr zu bewegen, sich mit ihm zu verständigen. Der Letztere beharrte auf seiner Weigerung und war so stolz auf sein Arcanum, daß er dem Staatskanzler schrieb: „er wolle um so weniger etwas als bloßen Stoff zur Discussion mittheilen, da er es für Unrecht halte, tüchtige Mittel zu offenbaren, so lange sie neben anderen verkehrten Maßregeln gebraucht werden könnten, die zum Untergange führen würden."

Er verlangte, daß, bevor er seinen Finanzplan vorlege, erst darüber entschieden sei, „daß wir auch ein Drittes zwischen Alles und Nichts suchen wollen." — Hierauf erwiderte Hardenberg unter dem 4. Juli 1810 . . . . „Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie keinen Plan bearbeiten, der nur als Stoff zur Discussion dienen soll; Sie glauben dies nur dann thun zu können, wenn Sie selbst Ihre Vorschläge vertreten und in der Ausführung zu leiten hätten. Aber dehnen Sie denn dies auch bis auf eine Discussion mit mir aus? Das scheint so und ich gestehe, daß ich dieses weder nach Dienst-

verhältnissen, noch nach den vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnissen, die ich mir schmeichelte zwischen uns zu befestigen, erwartet hätte. — Die Frage: ob wir auch ein Drittes zwischen Alles oder Nichts suchen wollen, bedarf keiner Voruntersuchung. Wir wollen das, was das Beste ist, was uns retten kann und hierüber, dächte ich, würden Ew. gar kein Bedenken finden, sich gegen mich vollständig auszusprechen, dieses vollständig mit mir zu discutiren .... Den Glauben an Unfehlbarkeit habe ich keineswegs und Sie verkennen mich wahrlich sehr, wenn Sie mir nicht die sorgfältigste Rücksicht auf Ihre Ideen zutrauen. Diesem nach muß ich Sie wiederholt und angelegentlich ersuchen, einen Plan, wie ich ihn meine, zu entwerfen, und die Folgerung aus den Grundsätzen, darauf Sie bauen, in Zahlen auszudrücken, dann aber solches Punkt für Punkt mit mir zu erwägen. Ich kann nicht glauben, daß Ew. sich der Erfüllung der Bitte entziehen wollen, da es Ihnen gar nicht schwer werden wird, die Ideen zusammenzustellen, die aus Ihren Kenntnissen und Ihrem Verstande resultiren und da mir Ihr Herz dafür bürgt, daß Sie mit lebhaftem Interesse zur Rettung des Staats beizutragen gesonnen sind."

Niebuhr aber war von so widerborstiger Gemüthsart, daß mit Güte und selbst mit aufrichtiger Anerkennung seiner Verdienste nicht an ihn heranzukommen war, sobald er sich unterordnen sollte, wo er allgebietend sein wollte. Gegen den abwesenden Stein spricht er sich damals in eben nicht diplomatisch zurückhaltender Weise über Hardenberg aus. „Ueber die Lage eines unglücklichen Staats, der Ew. Excellenz nicht gleichgültig sein kann, läßt sich in wenigen Worten schon deshalb nichts sagen, weil Alles klein und jämmerlich ist. Ein Ministerialwechsel, welcher das Reich dünkelvoller Egoisten (Altenstein — Beyme — Nagler) beendigt hat, gründet dasjenige einer noch schlechteren Race. Was sagen Ew. Excellenz zu Scharnweber und Oeltsen als den Begeisterern des durchaus unfähig gewordenen, durch die Kabrunsche Schrift zu einer finanziellen Tollheit instigirten Herrn v. Hardenberg? und zu dem Fürsten Wittgenstein, als seinem anerkannten Patron, unter dessen Schutz und durch dessen Schliche er in das gelobte Land des Ministeriums zurückgekehrt ist? Stumm muß man werden bei der Frechheit, womit die flache Unwissenheit Orakel verkündet, bei der Selbstzufriedenheit, womit der schwache Thor sich unter den Klippen Glück wünscht, worauf seine ungeschickte Hand das morsche Schiff in wenigen Tagen unfehlbar wirft. Es scheint mir die letzte Phasis unserer Verwirrung vor dem völligen Untergange zu sein."

Und selbst, wenn Niebuhr aus reinster Ueberzeugung, frei von Selbstsucht und eingebildeter Allweisheit, Hardenberg für einen Unheilbringer gehalten hätte, so macht es seinem Charakter wenig Ehre, den, der ihm so offen und vertrauensvoll entgegen kam, gegen Stein, den er eng mit ihm befreundet wußte, hinterrücks anzuschwärzen. Niebuhr begnügte sich aber hiermit noch nicht; um den von ihm gehaßten Vorgesetzten zu stürzen, bevor er festen Fuß gefaßt hätte, überreichte er dem Könige eine gegen Hardenberg gerichtete Anklage, in welcher er ihn umwälzender, den Staat dem Verderben entgegenführender Pläne anklagte, mit Hinzufügung der, in keiner verleumderischen Denunciation fehlenden, Bitte: dem Verklagten den Ankläger zu verschweigen. Friedrich Wilhelm III. hatte ein viel zu ehrliches Gemüth, als daß er sich durch dergleichen Schmähschriften beirren ließ. Er schickte sie auf der Stelle an Hardenberg, welcher Niebuhrs Beirath und Gutachten ferner nicht weiter in Anspruch nahm.

Hardenberg sah sich hiermit auf sich und seinen schon früher in Riga ausgearbeiteten Finanzplan angewiesen. Es lag ihm daran, über die Lebensprincipien, durch welche er den preußischen Staat aus ohnmächtiger Lähmung zu erneuter Gesundheit kräftigen wollte, mit demjenigen sich in Einvernehmen zu setzen, als dessen Testamentsvollstrecker er vom Könige berufen worden war. Der Staatskanzler ließ dem damals (Juli 1810) in Prag wohnenden Freiherrn v. Stein durch den Staatsrath Kunth, den er heimlich an ihn absendete, seinen Finanzplan mit den Schriften, die er darüber mit Niebuhr, Schön, v. Heydebreck, Sack, Scharnweber, Labbaye u. A. gewechselt hatte, vorlegen, um darüber sein Urtheil zu vernehmen. Stein unterwarf Hardenbergs Plan einer gründlichen Prüfung und schon am 2. August übersendete er ihm das verlangte Gutachten, in welchem er sich wie immer als erleuchteter, den Forderungen der Zeit Rechnung tragender Staatsmann zeigt. Hardenberg hatte vorgeschlagen, 23 Millionen Provinzialschulden auf die gesammte Staatsschuld zu übernehmen; Stein erklärte dies für eine Unbilligkeit gegen diejenigen Landestheile, welche, wie Ostpreußen, ihre Schuld zum Theil getilgt, oder, wie Schlesien, Alles aus eigenen Kräften aufgebracht hätten; „es ist bekannt," bemerkte er, „wie heillos leichtsinnig die kurmärkischen Stände verfahren haben, wie unverantwortlich sie noch jetzt bei Bezahlung der Zinsen und Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen handeln."

Den Ankauf der Grundsteuer der Willkür zu überlassen, hielt er für

bedenklich, er verlangte bestimmte Nöthigung, damit der steuerfreie Adel der Kurmark und Pommerns sich nicht der Mitwirkung enthalten könne. Er empfahl die damit in Verbindung stehende Verwandlung der unfreien Bauern in freie Eigenthümer. — Die Ausgabe von 16 Millionen Papiergeld billigte er, verlangte jedoch Zwangscours dafür, da Einwechselung nicht thunlich sei. — Mit der Einziehung der geistlichen Güter erklärte er sich einverstanden, jedoch sollte ein Theil davon zu Ausstattung der Religions- und Lehranstalten verwendet werden, da man diese wichtigen Bildungsmittel nicht von den öffentlichen Kassen abhängig machen müsse. — —

Als die gleichförmigste und einträglichste Steuer empfahl er die Einkommensteuer, wodurch vornehmlich die privilegirten Stände zur Mitleidenheit herbeigezogen würden.

Auf Hardenbergs Bemerkung: daß er noch entschiedener vorschreiten würde, wenn sich nicht in Betreff der Einkommensteuer, der Aufhebung der Befreiung von der Grundsteuer, der Creirung von Papiergeld u. s. w. „die Opinion“ so heftig dagegen erklärte, antwortet Stein: „Auf die Opinion ist im Preußischen wenig Rücksicht zu nehmen. Hier herrscht ein tief eingewurzelter Egoismus, halbe Bildung, Ungebundenheit, vereinigt mit der nordischen Gemüthslosigkeit und Rohheit. Diese verwilderte öffentliche Meinung muß durch ernsthafte Strafmittel berichtigt und nicht durch Schonung und Nachgiebigkeit noch mehr irre geleitet werden. Es ist schwer, mehr üblen Willen und Mißstellung in dem Grade vereinigt zu finden, als in den Protokollen und Verhandlungen der kurmärkischen Stände über die Einkommensteuer.“

Der Graf Arnim zu Boytzenburg in der Uckermark, ein unabhängiger, gebildeter Edelmann, welcher sich gleich zu Anfang für Steins Reformen erklärt hatte und mit Hardenbergs Maßregeln einverstanden war, reiste nach Prag, um mit dem edlen Geächteten Rücksprache über die Weiterführung der Staatsreformen in seinem Geiste zu nehmen. Hardenbergs Finanzplan wurde gründlich erörtert und Stein vertraute dem Grafen Arnim eine ausführliche Denkschrift zur Ueberbringung an Hardenberg an, worin er sich ausführlich und Punkt für Punkt über die Vorschläge desselben zur Bezahlung der Kriegscontribution, Deckung der Staatsschulden durch Papiergeld, Anleihen u. s. w. ausspricht; als das Wesentlichste aber empfiehlt auch er eine Reform an Haupt und Gliedern. Die Umtriebe der Demagogen, welche der Minister v. Kamptz

1818 als staatsgefährlich verfolgte, erscheinen uns als ein wahres Kinderspiel im Vergleich mit der revolutionairen Schreckensherrschaft, welche damals die Freiherren Stein und Hardenberg verabredeten, wobei ein Graf Arnim v. Boytzenburg den Zwischenträger machte. „Eine der wesentlichsten Maßregeln," schreibt Stein an Hardenberg, „ist bessere Zusammensetzung des Ministeriums: Entfernung des schwachköpfigen, geist- und willenlosen Grafen Dohna, des durch Leerheit, Schlaffheit und elende sonstige häusliche Verhältnisse unbrauchbaren und verächtlich gewordenen Grafen Goltz; die Stelle des Ersteren könnte mit Vincke, die des Letzteren mit Humboldt besetzt werden, der zugleich die Section des öffentlichen Unterrichts verwalten würde. Das Finanzministerium müßte man Schön, aber unter ausdrücklicher Verpflichtung, einen verabredeten Finanzplan zur Ausführung zu bringen, übertragen. Labbaye ist ein Buchhalter, Stägemann ein gewandter pfiffiger Justizcommissar, Oeltsen ein schlauer Mann, der sein Glück zu machen sucht, Heydebreck besitzt Verstand und Charakter; ihn würde man, wenn mit Schön nicht auszukommen wäre, an die Spitze der Finanzen setzen. Den redlichen äußerst geschickten Klaatsch empfehle ich zum Rendanten der Hauptkasse. — — —

„Der Geist, welchen Adel und Beamte gezeigt haben, ist so verderbt, so widersetzlich, daß seine Wiedergeburt kräftige Maßregeln erfordert. Man müßte die bedeutendsten Individuen von beiden Klassen genau beobachten lassen, die Beamten, die sich durch Frechheit in ihren Reden, Tadelsucht der Regierung oder Unfähigkeit, das Neue zu begreifen und zu wollen, auszeichnen, entfernen und ihre Stellen mit bessern, kräftig gesinnten Menschen ersetzen. Sollte ein Anhänger des alten Schlendrians, wie Herr v. Massow, im Stande sein, mit Verstand und Geist einer großen Provinz, wie Schlesien, vorzustehen? Würde nicht Graf Dohna von Wundlacken besser sein?"

Er schlägt vor, die adligen Corporationen, die vom Staate unabhängig sind, die Domstifte und den Johanniter-Orden, aufzulösen, wodurch die Auflösung der kurmärkischen ständischen Verfassung herbeigeführt werden würde, da man die Sinecuren (Stiftspräbenden) einzöge, welche nur der Faulheit und dem Adelstolz Vorschub leisten.

„Den Adel selbst würde man an Geburt und Güterbesitz heften und ihn demnach klassificiren, denn diese große Menge armen, güterlosen oder verschuldeten Adels in Preußen ist dem Staate äußerst lästig; er ist ungebildet, hülfs-

bedürftig, anmaßend, er drängt sich in alle Stellen vom Hofmarschall bis zum Posthalter und Polizei-Inspector, er steht allen übrigen Bürgerklassen durch die Stellen, die er ihnen entzieht, durch die Ansprüche, die er aufstellt, im Wege und er sinkt unter sie durch seine Armuth und seine wenige Bildung herunter." Als ein geschworener Feind der Bureaukratie will er mit unnachsichtiger Strenge gegen die Beamten, welche sich dem neuen System nicht anschließen, verfahren wissen.*) „Der Frechheit und Verwilderung in der Stimmung besonders des größten Theils der öffentlichen Beamten wird nicht anders entgegengewirkt werden können, als durch sehr strenge Maßregeln, plötzliche Entsetzungen, Verhaftungen, Verbannung nach kleinen Orten der Menschen, die sich bemühen, schändliche Meinungen zu verbreiten, oder die Beschlüsse der Regierung zu untergraben, wo sie isolirt sind und beobachtet werden, z. B. Nagler, v. Zastrow, v. Hagen. Unerbittlich muß man alle Versuche der Umgebung des Königs bestrafen, um dem Vorsteher des Staats zu schaden; diese Personen müssen gleich entfernt und ihr Benehmen an ihnen geahndet werden und die vom Cardinal Richelieu befolgten Maximen (warum nicht auch die von Robespierre und Napoleon?), eine verwilderte, ungehorsame, ränkesüchtige Nation zu beherrschen, sind zu befolgen. Man lasse sich durch das Geschrei nicht stören; eine große Gegenpartei wird man sich bilden durch eine weise, kräftige, wohlthätige Verwaltung, durch zweckmäßige Vertheilung der Stellen, Leitung der Literatur.

„Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr, als auf andere Nationen wegen seiner Leselust und der großen Anzahl von Menschen, auf welche die öffentlichen Lehranstalten einen Einfluß irgend einer Art haben.

„Diese Leselust der Nation ist eine Folge ihrer Gemüthsruhe, ihrer Neigung zu einem inneren, besonnenen Leben und ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der National-Angelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und

---

*) Der Minister Stein pflegte nicht nur mit ernster Rüge, sondern auch mit ironischen Scherzworten die Schreibseligkeit seiner Collegen, der Geh. Räthe und Excellenzen, zu strafen. „Dem Minister v. Hagen," so erzählte er, „überreichten die Beamten seines Bureaus einst an seinem Geburtstage ein Gratulationsgedicht. Sie hatten es sich etwas kosten lassen, es war in der geheimen Oberhofbuchdruckerei gedruckt, in Sammet mit goldenem Schnitt gebunden. Der Minister nahm es mit vornehmer Herablassung an, und dankte verbindlichst. Als er aber das Gedicht aufschlug und bemerkte, daß es gedruckt und nicht geschrieben war, gab er es mit den Worten zurück: „„Sie wissen, ich lese nichts Gedrucktes, reichen Sie mir das schriftlich ein."" —

nicht der Nation anvertraut. Die Anzahl der Schriftsteller ist in Deutschland größer, als in irgend einem anderen europäischen Lande, da die große Anzahl von wissenschaftlichen Anstalten einer Menge von Gelehrten Beschäftigung und Versorgung verschafft. Auf diese müßte man wirken, um das Reich der Wahrheit und des Rechts aufrecht zu erhalten und den elenden verderblichen Schriftstellern entgegen zu wirken, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge als wohlthätig darstellen.

„Es ist aber nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu leiten, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich kräftig geschehen durch Anwendung der Pestalozzischen Methode, die die Selbstthätigkeit der Geister erhöht, den religiösen Sinn und die edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert oder ihm entgegen wirkt. Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Kenntnissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist der Nation erweckt und der Besitz kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Uebungen allgemein verbreitet werde“ u. s. w.

Aus diesen Mittheilungen überzeugte sich Hardenberg, daß es zur schnellen und sicheren Verständigung einzelner zweifelhafter Punkte unerläßlich sei, eine persönliche Zusammenkunft mit Stein zu haben. Bei dem durch Napoleon und seine Gehülfen organisirten Spionirsystem mußte ein solches Stelldichein sehr insgeheim verabredet werden. Hardenberg begleitete den König am 31. August nach Schlesien, machte dem Grafen Reden auf seinem schöngelegenen Schlosse Buchwald einen Besuch und dieser ließ durch einen vertrauten Boten Stein, der sich in Prag befand, in Kenntniß setzen, daß ihn Hardenberg in einer einsam gelegenen Baute (Sennhütte) des Riesengebirges am 16. September erwarten werde. Es hielt nicht schwer sich zu verständigen. Hardenberg hatte ja, wie bereits oben erwähnt wurde,*) in seiner Denkschrift aus Riga vom 12. September 1807 dieselben Grundsätze niedergelegt, zu denen Stein sich bekannte. Daß das Wesentliche jener Grundsätze sofort in das Leben eingeführt würde, war die nächste Aufgabe, die der Staatskanzler zu lösen hatte. Daß bei der Uebertragung von dem Papier in die Wirklichkeit noch manches verabredete Wort mußte fallen gelassen werden, lag in den Verhältnissen; genug, daß der Geist

*) Neuere preuß. Geschichte, S. 207.

des Inhaltes gerettet wurde. Später gingen die Ansichten Steins und Hardenbergs wiederum weit auseinander; daß sie für jetzt eines Sinnes waren und mit gegenseitiger Achtung von einander schieden, unterliegt keinem Zweifel.

„Es wird,“ schrieb Stein den 27. September 1810 an die Prinzessin Wilhelm, „die Wiederanstellung eines verständigen, fähigen und rechtschaffenen Mannes, wie Herr v. Hardenberg, in die Geschäftsführung Leichtigkeit und Einheit bringen.“ Und an die Prinzessin Louise Radziwill den 24. September: „Es giebt in diesem Augenblick nur eine Pflicht: sich dem öffentlichen Wohl zu weihen; die Pflicht einer völligen Selbstenttäuschung, völligen Vergessens aller persönlichen Rücksichten. Man mußte sich um einen achtungswerthen Mann wie Hardenberg sammeln, seine Arbeit theilen, erleichtern, ihm Anhänglichkeit zeigen und aufrichtiges Verlangen ihm beizustehen. . . . . . Ich messe die gegenwärtige Unzufriedenheit und die Ursache, woraus sie entstanden ist, großentheils dem Umstande bei, daß die achtungswerthen Männer, welche Anfangs zur Theilnahme eingeladen waren, sich aus Schroffheit ihrer Grundsätze zurückgehalten haben, ein Verhalten sehr verschieden von dem des braven General Scharnhorst, dem es durch eine weise und vorsichtige Haltung, durch abgemessene, regelmäßige und beharrliche Thätigkeit, durch Selbstverleugnung gelungen ist, einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu bewahren, viel Gutes zu thun, viel Uebles zu verhindern.“ —

Mit noch weniger Zurückhaltung verurtheilt Stein das Benehmen Niebuhrs in einem Briefe an W. Humboldt vom 28. October 1810. „Ich kann,“ schreibt er ihm, „Schöns und Niebuhrs Betragen schlechterdings nicht billigen; man bot Letzterem die Finanzministerstelle an, er lehnte sie ab wegen seiner abweichenden Ansichten mit dem vorgeschlagenen Plan, und weil der König kein Zutrauen zu ihm habe.“ Stein rügt es, daß Niebuhr gegen den Staatskanzler, der ihm vertrauensvoll entgegengekommen sei, eine heimliche Eingabe bei dem Könige gemacht habe und nun, da dies mißlungen sei, als Märtyrer der Wahrheit erscheinen wolle. „Alles dieses,“ heißt es am Schluß, „ist nichts als ein versteinerter Egoismus und die an der Spree so sehr überhand nehmende Manier, über eine ganz gewöhnliche Handlungsweise eine Sauce hochtönender, precieuser Phrasen zu gießen.“

Ermahnungsschreiben, welche Stein an Niebuhr und Schön richtete, blieben ohne Erfolg, und so sah Hardenberg sich genöthigt, sich der Unterstützung

zweier Gehülfen zu begeben, auf die er sehr gerechnet hatte. Niebuhr trat aus der Staatsverwaltung zurück, erhielt auf seinen Wunsch die seit Joh. Müllers Abgang erledigte Stelle eines königl. preußischen Historiographen und benutzte diese ihm gewährte Muße dazu: sehr gelehrte Studien über die römische Geschichte vor Erbauung Roms zu machen.*) Schön kehrte von Berlin in sein bisheriges Dienstverhältniß nach Gumbinnen zurück. Hierdurch ward Hardenberg gezwungen, theils einige der bisherigen Minister beizubehalten, theils Männern von untergeordnetem Talent eine bedeutendere Stellung anzuweisen, als wozu sie befähigt waren. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behielt Graf Goltz, das des Innern Graf Dohna; an Beyme's Stelle erhielt der Präsident Kircheisen das Ministerium der Justiz; das Kriegsdepartement wurde dem General v. Hake übertragen, weil der König mit diesem, der sich gern auf die Einzelheiten des kleinen Paradedienstes einließ, lieber persönlich verkehrte, als mit dem genialisch schöpferischen Scharnhorst, der jedoch fortwährend im Kriegsministerium beschäftigt blieb.

Die Finanzen behielt der Staatskanzler in eigenen Händen, ohne irgend wem Rechenschaft abzulegen. Niemals aber ist ein Zweifel an seiner treuen Verwaltung laut geworden; weder gegen ihn noch gegen die unmittelbar in seinem Büreau beschäftigten Räthe ist auch nur der leiseste Verdacht erhoben worden, daß sie der Bestechlichkeit zugänglich gewesen, oder sich auf unredlichem Wege Reichthümer erworben hätten. Erster Director im Finanzministerium war der Staatsrath v. Heydebreck, die Verwaltung der königl. Bank, der Seehandlung und der andern Kassen- und Geldinstitute war den Staatsräthen Labbaye, Stägemann (dem Dichter) und v. Oeltsen übertragen. Viel zu wenig

---

*) Diese Studien fortzusetzen, fand Niebuhr noch mehr Gelegenheit, als er den Gesandtschaftsposten in Rom erhielt. Friedrich Wilhelm III., der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, konnte es Niebuhr nie vergessen, wie er sich gegen den Staatskanzler benommen hatte. Besonders erfuhr Niebuhr bei mehreren Gelegenheiten, daß der König darüber sehr unangenehm werden konnte, einen preußischen Historiographen zu haben, der sich nur mit römischer Geschichte beschäftige. Als Niebuhr den König in Rom 1822 empfing und herumführte, langweilte er den Allergnädigsten mit seinen gelehrten Erklärungen eines jeden alten Scherben so sehr, daß dieser, als Niebuhr mit Humboldt wegen einer verwitterten Inschrift in einem Winkel der Bäder des Diocletian in Streit gerieth, dazwischen rief: „wollen preußische Historiographen sein, hätten die Berliner Inschriften besser studiren sollen; wird hier wohl dasselbe stehen: „„dieser Ort darf nicht verunreinigt werden."" Und in der That hieß die Inschrift: qui hic pinxerit aut minxerit etc.

aber sind in den bisherigen Geschichtsbüchern und Biographien dieser Zeit die Verdienste des, damals noch eine untergeordnete Stellung einnehmenden, späteren Präsidenten der Seehandlung Rother gewürdigt worden. Eines Bauern Sohn hatte er sich, da er als gemeiner Soldat eintreten mußte, zum Feldwebel und Regimentsschreiber emporgearbeitet. Nach dem Tilsiter Frieden aus dem Militairdienst entlassen, hatte er in Königsberg mit Mühe und Noth eine Stelle als Büreauschreiber erhalten. Stägemann machte den Staatskanzler auf Rother aufmerksam, welcher sich besonders darin auszeichnete, in der größten Geldklemme Credit und klingend Courant zu verschaffen zu wissen. Später bei den Rothschild'schen Anleihen, Seehandlungs-Prämien-Scheinen und anderen Finanzoperationen fand Rother Gelegenheit, en gros zu zeigen, was er anfänglich nur im Kleinhandel versucht hatte.

So sehr nun aber auch Hardenberg und Stein früher und auch jetzt noch gegen eine „Cabinets-Regierung" geeifert hatten, so können wir doch die Stellung, welche Hardenberg sich durch eine königl. Verordnung vom 27. October 1810 zu sichern wußte, nicht anders bezeichnen, als daß er der Chef einer Cabinets-Regierung wurde, mit so unbeschränkter Gewalt, wie es vor ihm noch kein preußischer Minister gewesen war. „Ein Richelieu thut dem preußischen Staat noth," hatte Stein ihm in der Sennhütte des Riesengebirges mehrmals wiederholt und dies Wort wurde beherzigt. Nach jener früheren Verordnung, welche das Verhältniß der Staatsbehörden festsetzte, wurden die fünf Staatsminister angewiesen, ein jeder für seinen Geschäftskreis an den König, dem sie unmittelbar verantwortlich, zu berichten. „Die Berichte der Staatsminister aber" — so lautete die neue Ordonnanz — „gehen durch die Hände des Staatskanzlers und dieser ist ermächtiget, nicht blos von den Ministern jede ihm erforderliche Auskunft zu verlangen, sondern auch bereits getroffene Anordnungen der Minister durch die seinigen aufzuheben, oder jene einstweilen zurücklegen zu lassen. Er ist nächst den königl. Prinzen, welche das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben, Mitglied des Staatsrathes und Präsident desselben und hat, in Gemeinschaft mit einem geheimen Rathe und besonders zu ernennenden Kriegskundigen, im Cabinette bei dem Könige, dessen erster und nächster Rath er ist, den Vortrag. Insbesondere sind dem Staatskanzler noch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und der Staatseinkünfte, die Angelegenheiten des königl. Hauses, die vor die höchste Behörde gehörigen Verhandlungen mit den Ständen, die

höhere Polizei und Alles, was die Thronlehnen, die höchsten geistlichen Würden, als die bischöflichen Erbämter, die höheren Hofämter, Orden, Rang, Hofceremoniel und andere Hofsachen betrifft, übertragen. Das Archiv und die Oberrechenkammer sind ihm unmittelbar untergeordnet."

In dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten konnte nichts ohne Mitwissenschaft und Gutheißung des Staatskanzlers vollzogen werden. „Der Staatskanzler," so lautete die Verordnung, „wird durch ununterbrochene Mittheilung der eingehenden Berichte unserer Geschäftsträger und der Noten, auch der mündlichen Eröffnungen der Gesandten, in fortwährender Kenntniß der Verhandlung erhalten. Wöchentlich einmal wohnt derselbe dem Vortrage des auswärtigen Departements bei . . . Wir selbst wollen stets die genaueste Uebersicht und Kenntniß sämmtlicher auswärtigen Verhältnisse haben, daher legt Uns der Minister dem diese anvertraut sind, alle Berichte der Gesandten und Geschäftsträger, so wie die von Fremden übergebenen Noten oder gemachten Eröffnungen vor, oder thut Uns Vortrag daraus in Gegenwart des Staatskanzlers. . . . . Die Concepte der Verfügungen an die Gesandten und andere Personen, welche Wir vollziehen, werden vor der Reinschrift dem Staatskanzler zur Mitunterzeichnung mitgetheilt. Eben dies findet auf die Signatur der Concepte wichtiger Noten an fremde Gesandten und Geschäftsträger statt." —

„Die rein militairischen Sachen," welche sich der König vorbehielt, „bedürfen zwar der Sendung an den Staatskanzler nicht, damit er aber das Ganze übersehe, soll ihm wöchentlich zweimal ein Auszug aus dem Cabinets-Journal darüber mitgetheilt werden."

Mit einer solchen Vollmacht ausgestattet, ließ sich schon in der wirklichen Geheimen Staatsrumpelkammer etwas aufräumen und der Staatskanzler war der Mann dazu, von der ihm verliehenen Gewalt den ausgedehntesten Gebrauch zu machen.

Der Staatskanzler eröffnete seinen Feldzug gegen die privilegirte Kaste der steuerfreien großen Grundbesitzer, also zunächst gegen den hohen, ritterbürtigen Adel, durch ein „Edict über die Finanzen des Staats."*) Der König legte darin Rechnung über die an Frankreich nur erst zur Hälfte abgetragene Kriegscontribution. Er versichert, daß zur Tilgung der anderen Hälfte und

*) Gesetz-Sammlung 1810. S. 33. Das Edict vom 27. October.

um den übrigen Verpflichtungen zu genügen, von welchen das öffentliche Vertrauen abhänge, der unabänderlich feststehende Verkauf der Domainen hinreichen würde, allein die Zeit erlaube nicht, diese Güter sofort in baares Geld zu verwandeln. Unter Anerkennung der bereitwilligen Hülfe der Einzelnen der Stände und des Handelsstandes wurde die Nothwendigkeit fernerer und großer Opfer nicht verhehlt, aber möglichste Erleichterung derselben in Aussicht gestellt durch Abschaffung der Grundsteuerbefreiungen, des Zunftzwanges, der Bann- und Zwanggerechtigkeiten, der Natural-, Brod-, Korn- und Fourage-Lieferung und des Vorspanns. Alle Einwohner der Monarchie sollten gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern herbeigezogen werden, welche vornehmlich die Consumtion und den Luxus treffen, auch mit einer Patentsteuer und höheren Stempelsteuer verbunden sein sollten. Zur Deckung der Staatsschuld sollten die Domainen verkauft und die geistlichen Güter, mit Ausnahme derer, welche für reichliche Ausstattung der Pfarreien, Schulen und frommen Stiftungen erforderlich, eingezogen werden; für jetzt aber solle eine, auf beide zu versichernde gezwungene Anleihe und eine ausländische Anleihe das erforderliche Geld herbeischaffen; die auswärtige Staatsschuld sollte vom 1. Januar 1811, die inländische vom 1. Januar 1814 an verzinst und über die rückständigen Zinsen Scheine ausgestellt werden, welche bei dem Domainenkauf und bei den Anleihen zu $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ für voll gelten sollten; die Provinzial- und Communal-Kriegsschulden durch eine General-Commission in Berlin geordnet werden. Die Bezahlung der rückständigen Besoldungen wurde für den 1. Januar 1814 verheißen. Das Edict schloß mit der von dem Könige seinen getreuen Unterthanen gegebenen Versicherung: auf jede Art durch polizeiliche und finanzielle Einrichtungen das allgemeine Wohl zu befördern und behielt Er sich zu dem Ende vor:

„Der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath Wir gern benutzen und in der Wir nach Unseren landesväterlichen Gesinnungen gern Unseren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staates und der Finanzen sich bessere und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volk immer fester knüpfen."

Also am 27. October 1810 vernahmen die getreuen Unterthanen zum

Erstenmale das große Wort von einer „Repräsentation der Nation", an welches von Zeit zu Zeit, nicht immer unter allgemeiner Zustimmung, jedoch immer von dem Gesetzgeber selbst, wie dies die Gesetzsammlung der Jahre 1815, 18 und 20 nachweist, erinnert wurde.

Bevor aber der Staatsbaumeister am Richtfest das Gebäude mit dem Kranze der Constitution schmücken konnte, mußte noch mancher alte Stock mit Stumpf und Stiel ausgerottet, mancher Baum gefällt, mancher Stein gebrochen und behauen werden. Bei dem gänzlichen Mangel an politischem Sinn und Freiheitsgefühl der in Armuth, Unwissenheit und Knechtschaft geborenen und großgezogenen Masse des Volkes hätte der Staatskanzler eine leichtere Arbeit gehabt, wenn er dem Adel die angemaßte Herrschaft und Steuerfreiheit gelassen, den Bürgermeistern nebst Vetterschaften die unbeschränkte Verwaltung des städtischen Vermögens wiedergegeben, den Zunftmeistern die Gesellen und Gehülfen in frühere Abhängigkeit untergeordnet hätte: mit dem alten Schlendrian läßt sich der Deutsche am leichtesten regieren und „ein mäßig hungerndes Volk ist das gehorsamste." Nicht also dachte Hardenberg und er dachte in der That, d. h. er führte seine Gedanken in der Praxis aus. Schon früher hatte er erklärt: „Mein System" — damals war es einem Minister gestattet, ein System zu haben — „beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats gänzlich frei sei, seine Kräfte auch frei benutzen und entwickeln könne, ohne durch die Willkür eines Anderen daran behindert zu werden; daß die Gerechtigkeit strenge und unparteiisch gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne und daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung im Vaterlande ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf die unser Wohlstand im Vaterlande gegründet werden könne." Und aus diesem Gedanken sprangen jene geharnischten Gesetze hervor, unter deren Schilde der unter Jammer und Wehgeschrei neugeborene preußische Staat in wenigen Jahren zu einem waffenfähigen Jüngling erstarkte, welcher mit dem allgefürchteten Weltbezwinger den Kampf aufnahm und ihn mit Ehren bestand. Das bereits angeführte Finanzedict vom 27. October 1810 hob die Steuerfreiheit des Adels auf.

„Das Drückende der neuen Auflagen," heißt es in diesem Edict, „soll dadurch möglichst vergütigt werden, daß Wir mittelst einer gänzlichen Reform des Abgaben-Systems alle nach gleichen Grundsätzen für Unsere ganze Monarchie

von Jedermann wollen tragen lassen. Auf dem kürzesten Wege wird daher auch ein neues Kataster angelegt werden*) (Vermessung der Grundstücke), um danach die Grundsteuer zu bestimmen. Unsere Absicht ist hierbei keineswegs auf eine Vermehrung der bisher aufgekommenen gerichtet, nur auf eine gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung auf alle Grundsteuerpflichtigen. Alle Exemtionen (Befreiungen) sollen wegfallen, da sie weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geiste der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind. Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen also ohne Ausnahme damit belegt werden und Wir wollen, daß es auch in Absicht auf Unsere Domanialbesitzungen geschehe. Wir hoffen, daß diejenigen, auf welche diese Maßregel Anwendung findet, sich damit beruhigen werden, daß künftig der Vorwurf sie nicht weiter treffen kann, daß sie sich auf Kosten ihrer Mitunterthanen öffentlichen Lasten entziehen, so wie mit den Betrachtungen, daß die von ihnen künftig zu entrichtenden Grundsteuern dem Aufwande nicht gleichkommen, den sie haben würden, wenn man die ursprünglichen, auf ihren Gütern haftenden Ritterdienst-Verpflichtungen von ihnen forderte, für welche die bisherigen, ganz unverhältnißmäßigen Abgaben gegen die Grundsteuer wegfallen; wie auch, daß freie Benutzung des Grundeigenthums, völlige Gewerbefreiheit und Befreiung von anderen Lasten, die sonst nothwendig gewesen sein würden, stattfinden sollen; endlich, daß die Grundsteuer schon in einem großen Theile unserer Monarchie von den Gutsbesitzern wirklich getragen wird."

Am 28. October 1810 erschienen vier Verordnungen, von denen die erste eine neue Consumtions- und Luxussteuer einführte, wodurch alle bisherigen Befreiungen nebst den bisherigen ständischen Accisen aufgehoben wurden. Zu den Luxusartikeln wurden gerechnet: Bediente, Stubenmädchen, Köche, Kunstgärtner, Hunde, Reit-, Wagenpferde und Kutschwagen. Eine neue Patent-Klassensteuer wurde eingeführt. Die zweite dieser Verordnungen hob die Vorspann-Verpflichtung der Bauern auf, welche bisher den in Dienstgeschäften reisenden Beamten und Militairs Wagen und Pferde zur Verfügung stellen mußten. Eine dritte hob die Bannrechte, welche Mühlen, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien bisher ausgeübt hatten, auf. — Nach jenen Bannrechten waren die Dorfbewohner gezwungen, für theures Geld das auf dem Rittergute oder in der Stadt,

*) Wegen des Kostenpunktes ein frommer Wunsch geblieben.

an die sie gebannt waren, gebraute saure Bier zu kaufen, was sie anderwärts wohlfeiler und besser haben konnten. — Eine vierte setzte eine neue Mühlenordnung fest.

Von zwei Verordnungen vom 30. October hob die eine die Verpflichtung zur Lieferung für Futter und Brod für das Heer in Friedenszeiten auf; die zweite ordnete die Einziehung sämmtlicher Klöster, Ordens-Ballcien und Stifter, mit Ausnahme derer, welche der Krankenpflege oder der Erziehung der Jugend gewidmet waren. Durch eine Verordnung vom 2. November wurde eine allgemeine Gewerbesteuer eingeführt, welche der Zunft- und Innungs-Tyrannei ein Ende machte, die bisherige Beschränkung mehrerer dem Ackerbau unentbehrlicher Gewerbe auf die Städte aufhob.*)

„Aehnliche Decrete," bemerkt Benzenberg, „hatte die französische National-Versammlung zwanzig Jahre früher erlassen und der preußische Staat hatte in seiner Gesetzgebung innerhalb sechs Tagen einen Cyklus durchlaufen, den zu durchlaufen die Revolution zwei Jahre gebraucht hatte; ein Zeichen, wie diese Ideen die Gesellschaft schon ganz anders durchdrungen hatten, als zwanzig Jahre früher." **)

Den Schlußstein dieser durchgreifenden Reformen sollte nach dem Systeme Hardenbergs eine auf Repräsentation oder Volksvertretung gegründete Verfassung bilden, worüber er Stein bei der heimlichen Zusammenkunft auf dem Riesengebirge seine — für damalige Zeit! — Riesengedanken, in wenigen Paragraphen abgefaßt, mitgetheilt hatte. „Es ist nicht nöthig" — so lautet diese leider! im Schreibtisch vergraben gebliebene Magna Charta — „die Mängel der jetzigen sogenannten Verfassung darzulegen. Die Mitglieder derselben über die neue Einrichtung der Repräsentation befragen, hieße das Verkehrte verewigen wollen; sie über die Verhältnisse der Provinzen und der einzelnen Stände befragen zu wollen, hieße das Isolirungssystem verstärken und die Ueberbürdung der geringeren

*) Von dem Unsinn und der Ungerechtigkeit der Zustände vor den sogenannten Revolutions-Verordnungen Hardenbergs macht man sich jetzt kaum noch eine Vorstellung. Eine Schmiede durfte in einem Dorfe von dem Gutsherrn angelegt werden, aber Stellmacher, Tischler, Sattler, Riemer, Schuhmacher, in einigen Gegenden sogar Leinweber und Strumpfwirker durften sich nicht auf den Dörfern niederlassen und der arme Bauer war oft gezwungen Meilen weit zu gehen, um sein zerbrochenes Ackergeräth oder Pferdegeschirr ausflicken zu lassen. „Es erbten sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort!"

**) Die Verwaltung des Staatskanzlers Hardenberg. S. 25.

Klassen legalisiren. Es muß daher schlechterdings eine neue Repräsentation, eine neue Communal-Verfassung organisirt werden.

„1. Die neue Repräsentation u. s. w. muß unmittelbar von der Regierung allein ausgehen, sie muß wie eine gute Gabe von oben herab kommen.

„2. Die Repräsentation kann blos consultirend sein, weil sonst die in diesem Moment nothwendige monarchische Form leiden würde.

„3. Die Repräsentation ist streng von der Administration zu scheiden, ja ihr entgegen zu setzen, damit der verschiedene Standpunkt auf verschiedenen Wegen zur Wahrheit leite.

„4. Eine consultirende Repräsentation bedarf keines Oberhauses; unser Adel ist in seiner jetzigen Gestalt unfähig ein solches zu bilden.

„5. Die innere Berechtigung, an einer Repräsentation Theil zu nehmen, beruht auf drei Grundlagen: Besitz, Einsicht, Sitten.

„Je mehr eine Repräsentation auf alle drei Grundlagen basirt ist, desto vollkommner erscheint sie. —

„6. Das Recht, an den ersten Wahlversammlungen Theil zu nehmen, darf nicht von einem großen Vermögen abhängig gemacht werden, sonst wirken die Einrichtungen nicht auf die Gemüther des Volks und arten in aristokratische Einseitigkeit aus.

„7. Die Zahl der Reichsdeputirten darf nicht zu groß sein. Die Regierung hat allein das Recht, zusammenzuberufen, zu entlassen, zu proponiren; es sind mit großer Vorsicht Maßregeln zu treffen, daß sich kein hemmender Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung zu allgemeinem Verderben organisire.

„8. Die neuen Finanzeinrichtungen müssen jetzt von der Regierung allein ausgehen, sonst ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Widersprüche ohne Ende, der Zeitverlust unersetzlich und der Untergang Aller die Folge sein werde.

„9. Die Rechnungen über die Verwaltung der Einkünfte werden den Repräsentanten zur Nachricht vorgelegt. Ein Regierungsblatt nach Art des westphälischen Moniteurs ist das erste Bedürfniß der neuen Administration.“

Der Staatskanzler erkannte mit richtigem Blick, daß er seine neuen Gesetze nur mit Hülfe der Bureaukratie, d. h. der freisinnigen, gebildeten Staatsbeamten, durchzuführen im Stande sein würde; mit der vielgepriesenen kurmärkischen Sandritterschaft und den uckermärkischen Granden war nichts aufzustellen; diese

Ansicht hatten die höheren Staatsbeamten gewonnen. „Ein Theil des kurmärkischen Adels," schrieb der Oberpräsident Sack den 31. August 1810 an Stein, „hat Alles aufgeboten, um die Verbesserung des Staates zu hemmen und noch kürzlich den Minister Dohna vermocht, die vernünftigen Pläne der Herren Friese und Borsche für eine verbesserte Ständeversammlung zu beseitigen und die ganze Sache auf zwei Jahre auszusetzen: sie (die Junker) wollten alle Lasten von sich ablehnen und die anderen Stände allein darunter seufzen lassen, alle Unterschiede der Provinzen und Lasten verewigen."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Staatskanzler beruft eine Versammlung „der Notabeln" nach Berlin. — Eröffnung den 23. Februar 1811. — Adam Müllers Denkschrift für die Junkerpartei; — er blitzt in Berlin ab und wird in Wien katholisch. — Erneuter Sturmlauf der Ritterschaft gegen Hardenberg; — er hebt sie aus dem Sattel. — v. d. Marwitz und Graf Finkenstein spazieren nach Spandau; — sie rufen die königliche Gnade an und erhalten ihre Freiheit wieder.



Die Verordnungen, welche der Staatskanzler in den letzten drei Monaten des Jahres 1810 unter königlicher Autorität erlassen, brachten die Reste des aristokratisch-ritterbürtigen Sauerteigs in gewaltige Gährung. Dem Staatskanzler blieb dies nicht verborgen, obschon bei der strengen Handhabung der Censur, bei dem Mangel an Besprechung der Staats-Angelegenheiten in parlamentarischen Versammlungen und Zeitungen, die öffentliche Meinung sich nirgend vernehmen lassen konnte. In der Absicht, die Reactionsgelüste der Ritterschaft sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen und zugleich zu zeigen, daß es ihm mit einer Repräsentation des Volks Ernst sei, berief der Staatskanzler im Februar 1811 eine Versammlung der Notabeln als General-Commission der Landes-Repräsentanten aus sämmtlichen Provinzen der Monarchie, einige sechzig der angesehensten,

ihm als wohlvertraut mit den Angelegenheiten ihrer Provinz und ihres Berufs empfohlene Männer, nur wenige aus dem Bürger- und Bauernstande, die Mehrzahl aus dem Stande der Rittergutsbesitzer, nach Berlin, um ihre Meinung über die bereits erlassenen, ihren Rath über die ferner noch zu erlassenden Verordnungen zu vernehmen.

Am 23. Februar 1811 eröffnete der Staatskanzler diese Versammlung in einem Saale des königlichen Schlosses; Hardenberg wußte sowohl in der Gesellschaft wie in größerer Versammlung durch eine seltene Vereinigung von edlem, ungezwungenem Anstande, Achtung gebietender Persönlichkeit und eine entgegenkommende Liebenswürdigkeit, die selbst dem Sechziger noch manches jugendliche Frauenherz gewann, sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Sein Organ war wohllautend, seine Rede einfach, den Gegenstand mit Schärfe auffassend, mit Klarheit, ohne überflüssige, bombastische Worte darlegend. „Der König," sagte Hardenberg in seiner Eröffnungsrede, „fordert nicht bloßen stummen Gehorsam, er wünscht bei Ihnen die Ueberzeugung hervorzurufen, daß die Opfer, welche er höchst ungern von Ihnen fordert, zur Rettung und Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, des Ganzen, von dem das Heil des Einzelnen abhängt. — Das Edict über die Finanzen und die neuen Abgaben vom 27. October 1810 athmet diesen Geist; es enthält die königliche Zusage, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das ganze Königreich zu geben, deren Rath der König gern benutzen und in der Se. Majestät nach Ihren landesväterlichen Gesinnungen gern Ihren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben wollen, daß der Zustand des Staates und der Finanzen sich bessere und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. Wäre es möglich gewesen, diese Repräsentation schnell genug zu Stande zu bringen, wodurch allein ein Geist, ein National-Interesse an die Stelle der ihren Statuten nach immer einseitigen Provinzial-Ansichten treten kann; wäre nicht die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Hülfe gleich zu benutzen, welche die neuen Abgaben darbieten, nicht die Unmöglichkeit, etwa einstweilen Mittel auswärts zu finden; so würde der König gern die Meinung der Repräsentanten der Nation über das Steuersystem gehört haben, ehe er solches festgesetzt hätte. Eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern

können. Dieses bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Mit sorgfältiger Ueberlegung aller Verhältnisse ist daher das neue System hingestellt worden in seinen Grundzügen und die Absicht ist nicht und darf nicht sein, diese umzuändern; aber indem verständige und mit den örtlichen Verhältnissen bekannte Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen hier versammelt werden, soll die Ausführung eines Systems dadurch gesichert und erleichtert werden, daß genaue Kenntniß desselben bewirkt, die Mißverständnisse gehoben und die Berufenen in Stand gesetzt werden, nach ihrer Zurückkunft in die Provinzen auf die allgemeine Stimmung heilsam zu wirken und Vertrauen und Folgsamkeit zu begründen; daß die Mitglieder der Regierung Uebereinstimmung in ihre Ansichten bringen und dann dazu beitragen, die königlichen Anordnungen überall nach einerlei Grundsätzen und ohne Aufenthalt in Ausübung bringen zu lassen . . . ." Im Verlauf der Rede forderte der Staatskanzler die hier Versammelten auf: „einen höheren Standpunkt als den in dem speciellen Interesse ihrer Provinz zu nehmen, sich als Bürger (citoyens, nicht bourgeois) des ganzen Staates zu betrachten, das einzelne Interesse dem des Ganzen unterzuordnen und hiernach ihre Meinung zu bestimmen."

Die Rede und die den Notabeln gemachten Vorlagen wurden von den aus dem Stande der Bauern und Bürger Berufenen mit Befriedigung und Vertrauen aufgenommen; die Mitglieder der Ritterschaft und einige in dem alten Schlendrian sich wohlbefindende Staatsräthe waren keineswegs geneigt, mit Leuten, „die nicht ihres Standes seien", gemeinschaftlich die Angelegenheiten, welche sie allein angingen, zu berathen. Die Herren von der Ritterschaft verstanden sich vortrefflich darauf, zu brambiren und zu raisonniren, allein gegen die gewandte Rede des Staatskanzlers war damit nichts auszurichten und um gegen die, mit Berufung auf ein System und den ausgesprochenen Willen des Königs erlassene, Gesetzgebung in die Schranken zu treten, bedurfte es der Kenntniß der Geschichte, der früheren Staatsverfassung, philosophischer Bildung, nicht sowohl einer scharfen Lanze, als eines guten Stils.

Es ist bezeichnend für den Unterschied der geistigen Einflüsse, unter denen in neuerer Zeit Oestreichs und Preußens Gesetzgebung sich entwickelt, daß die, wenn auch in einseitiger und beschränkter Richtung befangenen, dennoch geistreichen Männer zuerst ihr Heil in Preußen versucht und wenn ihre Staatsweisheit hier abgeblitzt, sich nach Oestreich wandten und allda ihr Glück machten.

Gentz und Friedrich Schlegel haben wir früher zu erwähnen gehabt; jetzt buhlte der Professor Adam Müller, berühmt durch staatswissenschaftliche Schriften, bei den Damen empfohlen durch ästhetische Vorlesungen, um die Gunst des Staatskanzlers. Er that dies auf eine eigenthümliche Weise. Um ihm zu zeigen, wie gefährlich es werden könne, ihn zum Gegner zu haben, gab sich der feile Scribent dazu her, die faule Sache der Junkerpartei, die zu ungeschickt war, um eigenhändig das Wort und die Feder zu führen, zu vertreten. Bereits im Februar 1811, unmittelbar nach der Eröffnung der Versammlung der Notabeln, wurde dem Staatskanzler eine, angeblich im Auftrage des preußischen Adelsstandes, aber nur von dem Major v. d. Marwitz unterzeichnete Denkschrift überreicht, in welcher mit großer Schlauheit dem Staatskanzler zugleich Weihrauch gestreut und assa foetida unter die Nase gerieben wurden. „Wir wissen," heißt es im Eingange, „Ew. Excellenz nicht anders zu huldigen, als durch die Wahrheit und unsere Freimüthigkeit. In den Zeiten, da sich die Nation mit einem Scheine von Glück und Frieden täuschte und da wir beinahe unsere Ehre vergessen hätten, in den Zeiten, da wir durch Sorglosigkeit den unglücklichen Grund zu allem Elende legten, welches uns jetzt bedrückt, in jenen Zeiten war der Name Hardenberg, wo er gehört wurde, ein Wecker der Ehre für alle edleren Gemüther . . . . Ew. Excellenz wußten sehr wohl, daß Ihr politischer Charakter und Ihre persönliche Gesinnung gegen den Feind der bürgerlichen Ordnung noch ein Stützungspunkt für Tausende war, für Tausende der Besten in diesem verderbten Jahrhunderte; dennoch negociirten und capitulirten Sie öffentlich und persönlich mit dem Befehlshaber von Frankreich. Indem Sie es thaten, waren Sie, unserer innigsten Ueberzeugung nach, Ihrem politischen Charakter vollkommen treu. Der Name Hardenberg war kein Aergerniß, er besiegelte vielmehr die größte politische Lehre, welche diese Zeit ans Licht gebracht, daß nämlich Alles zu retten ist, so lange die vaterländische Gesetzgebung aufrecht steht. Der König, der alte Stamm des Adels und des Besitzes waren in Preußen noch vorhanden: kein Gesetz war zertreten, keiner der großen Grundcontracte dieses Staats gebrochen worden und was der voreilige Eifer des Herrn v. Stein und seine, öfters unüberlegte, Nachgiebigkeit gegen die Systeme des Jahrhunderts zerstört, ließ sich wieder herstellen, weil das Neue mit dem alten Kern der Gesetze noch nicht verwachsen war . . . . Dem Lenker der äußeren Schicksale Europas mußten Sie sich als Staatsmann, wie als Privatmann,

wie alle Anderen vorläufig unterwerfen: aber dem vermeintlichen Gesetzgeber und Staatsreformator Napoleon war Preußen noch nicht unterworfen; vor seiner tödtenden und versteinernden Hand konnte die preußische Verfassung noch gerettet werden; Preußen konnte noch ein alteuropäischer Staat (d. h. Junkerthum mit etwas Zopf) an Sitte und Gesetz bleiben; es brauchte nicht herunter zu sinken in die Reihe der neugeschnitzten, form- und bodenlosen Staaten, die nur Armee, Polizei und Gegenwart, aber keine Vorzeit und keine Zukunft haben — deshalb konnten Ew. Excellenz mit Ehre und vollständiger Behauptung Ihres bewunderten politischen Charakters das Heft der preußischen Administration im Jahre 1810 übernehmen."

Nach beiden Seiten hin sich anschmeichelnd in seiner Denkschrift sagt Adam Müller weiter unten: „Ew. Excellenz, mit dem Beifall der ganzen Nation, vereinigten alle Administrationszweige, alle Macht und allen Impuls in Ihrer Hand, indem Sie zugleich der Nation eine ständische, repräsentative Verfassung versprachen, durch welche die Bedürfnisse und Wünsche aller Stände fortdauernd dem väterlichen Herzen des Monarchen nahe gebracht und dergestalt die in Hochderoselben Händen concentrirte Macht mit den Neigungen und Rechten des Volkes in Einklang gebracht werden sollte. Dem alten Preußen hatte wenig gefehlt, als diese administrative Einheit einerseits und diese Ausbildung und Concentrirung seiner alten, leider! vernachlässigten Provinzialstände-Verfassungen andererseits: mit der Rückkehr Ew. Excellenz schien alles Wünschenswürdige erfüllt zu werden." —

Die Denkschrift zählt nun die verschiedenen Schwierigkeiten auf, welche sich dem Staatskanzler entgegengestellt.

Als das erste Hemmniß wird „der ungeheure Civil-Etat von Pensionirten und Beamten" genannt; als zweites die noch in Kraft bestehende Gesetzgebung Friedrichs II. und die noch unvollendete des Herrn v. Stein, welcher „ein großer Scizzirer" genannt wird, stärker im Entwurf, als in der Ausführung, welcher das Unglück gehabt, keine Zeit zur Ausführung und dagegen Nachfolger zu haben, welche mit großer Emsigkeit und Philanthropie, aber ohne alle praktische Kraft nach seinem Leisten fortphantasiren.

Als drittes Hemmniß für eine gesunde Staatsorganisation wird aufgeführt, daß der Staatskanzler bereits das Verlangen nach Gewerbefreiheit und Ablösbarkeit der Hörigkeitsverhältnisse durch Stein allgemein angeregt ge-

funden. Die Denkschrift erklärt sich für die Sperrung der Gewerbe und Zunftzwang und empfiehlt eine gelinde Leibeigenschaft. „Es ist" — heißt es darin — „ärmeren Ländern (wie Preußen) sehr angemessen, daß sich die Dienstverhältnisse bei dem ersten unter allen bürgerlichen Geschäften, beim Ackerbau, unauflöslich befestigen, theils damit die Auseinandersetzung des Tagelohns und der Dienste vermittelst baaren Geldes, welches fehlt, nicht nöthig sei, theils damit Herren und Unterthanen dauerhaft und für ihr ganzes Leben ihrer gegenseitigen Hülfe ohne britische Armentaxe gewiß sein können."

Als viertes Hinderniß wird angeführt: „der traurige Zustand der Ermattung und des Unglaubens an die Reorganisation des Staates, welche Hardenberg bei allen Ständen, insonderheit bei dem Adel, vorgefunden."

„Der Adel war durch den, durch die Gesetzgebung herbeigeführten, Güterhandel zum Wucher und zu allen halsbrechenden Speculationen banqueroutirender Kaufleute verleitet worden, demnach seines alten Charakters entblößt und mit den übrigen Ständen vermischt: die träge, philosophische Administration (Altenstein), die Ew. Excellenz voranging, hatte die große Wahrheit nicht empfunden, daß: den preußischen Staat reorganisiren, nichts heiße, als: den Adel reorganisiren und die Gesetzgebung des Grundeigenthums reformiren."

Wo es dem Verfasser darauf ankommt, Hardenberg durch Schmeichelreden zu gewinnen, fehlt es der Denkschrift nicht an leichten, sogar glänzenden Stellen, die aber nur zur Verblendung dienen sollten. „Ew. Excellenz fanden einen Zustand und eine Stimmung vor, wobei sich von der Majorität keine freiwilligen Opfer erwarten ließen; da überdies der Augenblick drängte, so schlugen Hochdieselben den Weg des Zwanges und der Edicte ein. Es galt das Ganze zu retten; auf dem Wege der Negociation und der freien ständischen Bewilligung schien keine Hülfe zu erwarten!" — Hierauf nun sucht der Verfasser auszuführen, daß jene Zeit drängender Noth überwunden, jetzt nicht mehr Gefahr im Verzuge, mithin die Zeit des Zwanges und der Edicte vorüber sei, da das allgemeine Vertrauen wiedergekehrt sei. „Wenn sich aber ein großmüthiges Verlangen, den Staat zu retten, durch alle Stände, zumal unter dem Adel, äußert, dann ist der Augenblick gekommen, wo die Hardenberge glänzen! Ew. Excellenz hat die Natur jene bezaubernden Eigenschaften gegeben, vor denen alle egoistischen Rücksichten schweigen und jeder Einzelne sich wie von einem Vater angeredet und berathen glaubt. Hochdieselben sind zum Negotciateur mit

freien Völkern geboren, viel mehr noch als zum Herrscher durch Edicte!" — Nun — so mochte Adam Müller im Stillen denken — kann dir die Berufung in das Büreau des Staatskanzlers nicht fehlen. Indessen wollten doch auch die Junker ihre Rechte gewahrt wissen und ihr Fürschreiber fügte hinzu: „Wir begehren kein Selbstbesteuerungsrecht: dem Könige und seinen Räthen kommt es zu, zu bestimmen, wenn und wie viel gezahlt werden muß, aber bekräftigt durch die alte Verfassung dieses Landes und durch das alte ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Landesherrn und dem Adel, begehren wir das ächt adlige Recht, das heiligste Opfer des Staatsbürgers, dasjenige, welches dem Staate selbst dargebracht wird, mit Freiheit als Bewilligung und in Folge einer ehrenvollen Unterhandlung zwischen unserm Herrn und uns, seinen freien Vasallen und Unterthanen, darzubringen, nicht aber als einen erzwungenen Tribut, wie man ihn überwundenen und unterjochten Völkern abnimmt. Wir streiten hier nicht um die Form der Besteuerung, obgleich wir behaupten, daß ohne den Beistand einer allgemeinen ständischen Rathsversammlung, durch welche alle die verschiedenen Localitäten dieses Landes zur Sprache kommen, jede noch so systematische Form der Besteuerung falsch sei."

So oft nun auch in dieser Denkschrift der Adel die Versicherung wiederholt, „daß er keine unbedingte Beibehaltung der bisherigen Rechts- und Verfassungsform begehre," so wird doch mit allem Nachdruck als unerläßlich die Wiederherstellung der Provinzial-Verfassung und die Erhaltung der bisherigen Grundeigenthümer bei ihren Besitzungen und Rechten gefordert, da es „nur eine Art der radicalen Revolution gebe: das Zerschneiden der Bande, welche den Eigenthümer an den Boden knüpfen." Es wird verlangt, „alle Dienst- und Unterthänigkeits-Verhältnisse, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit, selbst die verrufenen Gemeinheiten (gemeinschaftliches Gemeinde-Eigenthum) wieder herzustellen, zu erhalten, zu festigen." Am Schluß nun wird Weihrauch und Teufelsdreck durch einander gerührt, daß man nicht mehr unterscheiden kann, was man zu riechen bekommt. „Der politische Charakter Ew. Excellenz ist der Welt bekannt: die Nachkommen, die Genossen der Zeiten, welche Hochdieselben herbeiführen können, werden ihn bewundern. Diesem revolutionairen Charakter, der Ew. Excellenz in dem Jahre 1805 in den Augen aller Gutgesinnten zu dem — leider verschmähten! — Schutzgeiste der Monarchie erhob, können Hochdieselben nicht widersprechen. Sie können mit dem vorgänglichen Repräsentanten

der Revolution capituliren, weil es darauf ankommt, das Vaterland zu retten, unmöglich aber können die reinsten Hände, welche je die bürgerliche Gesellschaft besorgten, sich mit jenen Grundsätzen der Revolution befassen, die, wie das Böse selbst, nur in die Welt gekommen sind, damit die wahren Grundsätze der Ordnung und der Erhaltung sich an ihnen läutern und durch sie befestigen."

Herr Adam Müller hatte sich mit seiner Denkschrift zwischen zwei Stühle gesetzt; der Adel ließ ihn fallen, weil er dem Staatskanzler darin viel zu viel Reverenzen gemacht, der Staatskanzler, weil er zu sehr den Sancho Pansa des edlen Ritters v. d. Marwitz spielte; der durchgefallene Staatsretter zog sich hierauf nach Oestreich zurück, schwor den evangelischen Glauben ab und leistete auf den ihm angewiesenen verschiedenen Kundschafter-Posten dem Fürsten Metternich überall, wo es darauf ankam, Preußen zu verunglimpfen oder zu übervortheilen, vortreffliche Dienste.

Von der Schrift selbst nahm der Staatskanzler keine weitere Notiz, sondern ließ sie „ad acta" legen. Die Ritterschaft dagegen beruhigte sich nicht hierbei. In geschlossener Colonne rückten eine Anzahl Grafen, Barone und Ritter — auch eine schöne Fürstin und ein zartes Fräulein hatten sich anwerben lassen — geradesten Weges auf die Hofburg des Königs los und überreichten eine aus Frankfurt a. d. O. den 9. Mai 1811 datirte „allerunterthänigste Vorstellung", unmittelbar an des Königs Majestät gerichtet. Eine Anzahl an- und auffässiger Rittergutsbesitzer hatten es sich herausgenommen, die Schrift als „die Stände des Lebusschen, Storkowschen und Beeskowschen Kreises" zu unterzeichnen, obschon nur nachstehende geringe Anzahl ihren Namen darunter setzten; nämlich: C. Reichsgraf v. Finkenstein; v. d. Marwitz, auch in Vollmacht der Fürstin v. Schönburg-Waldenburg auf Gusow; v. Burgsdorf; Lehmann, auch in Vollmacht der Frl. v. Viereck; v. Flemming; v. Eckardstein; v. Massow; v. Alvensleben; Karbe; Wilhelm v. Schütz; v. Löschbrand u. A. „Wir hatten," heißt es in dieser Klageschrift, „eine Verfassung, die den Zeiten angemessen war, in denen sie sich gebildet hatte,*) wir hatten eine Folge von wohlwollenden und weisen Regenten in einer Folge von Jahren des

---

*) Der Staatskanzler versah diese ihm von dem Könige mitgetheilte Eingabe mit Randbemerkungen, welche wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen:

„Angemessene Verfassung: Wohl jenen Zeiten verflossener Jahrhunderte angemessen, aber nicht den gegenwärtigen."

Glücks und des Wohlstandes; wir überließen uns ihrer weisen Führung mit dem unbeschränktesten Vertrauen und die Formen unserer Verfassung fanden keine Gelegenheit hervorzutreten, deswegen weil Niemand ihrer zur Erhaltung seines Glücks und bürgerlichen Wohlstandes bedurfte, ja, sie wären vielleicht ganz in Vergessenheit gerathen, wenn nicht diese Regenten selbst, mehr aus eigenem, wohlwollendem Antriebe, als durch unsere Stimme vermocht, bei allen Gelegenheiten sie beachtet hätten, wo Einrichtungen zu treffen waren, die unsere Gerechtsame berühren.*) In dem unseligsten aller Kriege, wo unsere Provinz in die Hände des Feindes gerieth und wo die administrativen Behörden für Ew. Königl. Majestät nicht mehr wirken konnten, traf uns die Bestimmung, die Forderungen des Feindes zu befriedigen. Während wir also in Person oder durch unsere Söhne und Brüder noch unter den Fahnen Ew. Königl. Majestät in den entferntesten Provinzen versammelt waren, mußten wir hier die Angelegenheit der Unsrigen betreiben. Kein Wunder, daß es unter diesen Umständen und bei unserem ersten Auftreten, den übereilten Handlungen eines plötzlich aus der Vormundschaft entlassenen Unmündigen vergleichbar, nicht mit der möglichsten Vollkommenheit geschah. Dessen ungeachtet können wir uns rühmen, mit Aufopferung unseres Vermögens die Besitzungen Ew. Königl. Majestät erhalten zu haben. Wir haben den vom Feinde gemachten Vorschlag der Verpfändung und des Verkaufs der Domainen abgelehnt und vielmehr sie in der Contribution übertragen**) . . . . Nach der Räumung des Landes und der beglückten Wiederkehr Ew. Königl. Majestät erforderte die Noth die Anerkennung unserer Verfassung. Wir wurden zu einem Landtage zusammenberufen, um die Garantie von zwölf Millionen in Pfandbriefen und Obligationen zu übernehmen und

*) Randbemerkung des Staatskanzlers. „Die preußischen Regenten seit mehr als einem Jahrhundert würden dieses Hervortreten veralteter, nicht mehr passender Formen auch nicht mehr gestattet haben." „Beachtet:" „Dieses ist keineswegs gegründet. Wenn die Stände bei neuen Gesetzen und Einrichtungen um ihre Meinung befragt wurden, wo es die Regenten für gut fanden, so geschah dies bei den wichtigsten Fällen, besonders bei Auflagen, gar nicht. Fragte Friedrich II., als er die Regie einführte? Fragten die Könige, seine Vorfahren und Nachfolger, in so vielen anderen Fällen?"

**) „Wie? Mit Aufopferung eures Vermögens? Ihr littet durch den Krieg und leidet noch durch den Druck der Zeitumstände, ihr machtet große Schulden auf die Provinz, aber wo opfertet ihr euer Vermögen? Ganz anders waren die Aufopferungen Preußens und Schlesiens. — Wer zahlt denn jetzt die Contribution? Etwa die kurmärkischen Stände? Wird sie nicht aus den Domainen, aus den geistlichen Gütern getragen? Nicht aus den Steuern, die das Ganze treffen?"

das alte Grundgesetz der Kurmark (Landreceß von 1602 und von 1653) wegen Unveräußerlichkeit der Domainen zu lösen. Wir haben es mit Freuden gethan und nachher auch unsere Noth vorgetragen und um Hülfe gebeten; wir sind zwei Jahre lang fortgefahren, haben aber bisweilen nur Versprechungen, mehrentheils gar keine Antwort erhalten. — Wir haben Alles mit Aufopferung unseres Vermögens und mit Verleugnung unserer wohlerworbenen Gerechtsame getragen, in der Hoffnung von Ew. Königl. Majestät Gerechtigkeitsliebe endlich Genugthuung zu erhalten und in der Ueberzeugung, daß in diesen Zeiten pecuniäre Opfer unvermeidlich sind, daß aber nichts verloren ist, so lange die Gesetze des Landes, seine Eigenthümlichkeiten und die Heiligkeit der Verträge aufrecht erhalten werden. In dieser Hoffnung, in dieser Ueberzeugung wurden wir bestärkt, da im verwichenen Sommer bei der Veränderung im Ministerium bekannt wurde, daß nunmehr die bisherigen Uebel aus dem Grunde gehoben werden sollten!*)

. . . „Wir priesen uns schon glücklich, daß die fremden Grundsätze keinen Eingang bei uns gefunden hätten und glaubten, daß der Verlust an äußerer Macht und Größe sich bei veränderten äußeren Umständen leicht ersetzen lassen würde, sobald wir nur unseren Grundsätzen treu blieben und uns noch mehr darin befestigten. Es schien uns nämlich, als wenn die Geldnoth, welche uns drückte, wie schon erwähnt, größtentheils aus unserer Unkenntniß der öffentlichen Geschäfte und daraus entstanden sei, daß uns die Landesbehörden in den schwierigsten Augenblicken uns selbst überließen und daß die moralische Noth, welche, wir können's nicht leugnen, unsern Staat gedrückt hat, nämlich der Mangel an Patriotismus und Selbstverleugnung, der sich in manchen Individuen zeigte, nur dem Mangel an Zusammenhang der Einzelnen mit dem Staate zuzuschreiben sei. Es schien uns, als ob sich der Staat seinen Bürgern nicht genug offenbarte, und wenn gleich die Regierung weise und gesetzmäßig geführt wurde, als wenn es doch dem Bürger nicht merklich genug gemacht würde,

*) „Eure Garantie, davon so viel Lärm gemacht wird, ist gar kein Opfer, da Domainen dafür wieder käuflich überlassen sind und gerade die kurmärkischen Stände haben sich durch Schwierigkeiten ausgezeichnet und fahren fort, sich dadurch auszuzeichnen. Wo sind eure Aufopferungen? Wo eure Verleugnung? Läge beides in den Gesinnungen der Unterzeichner, so würde eure bombastreiche Vorstellung unterblieben sein. — — Der wahre Grund der Uebel soll also nach eurer Meinung darin liegen, daß man nicht alten Vorurtheilen und Privilegien einer geringen Zahl von Staatsbürgern huldigt?"

daß der Staat und er nur eine und dieselbe Sache wären, sondern als wenn man ihn dem Staate nur gegenüberstellte, gleichsam als wäre der Staat eine ihm fremde Sache, in der er nur Geld zu geben hätte und die alsdann für sich selbst sorgte."*)

Zwar wiederholen die Ritterschaftlichen, daß sie auf ein buchstäbliches Verharren auf der ihnen „durch die heiligsten Verträge zugesicherten Abgabenfreiheit" verzichten, daß sie bereit seien, sowohl von ihren persönlichen, als realen Rechten dem Bedürfnisse des Staats die nothwendigen Opfer zu bringen; allein sie fügen im drohenden Tone die Warnung hinzu: die Regierung möge sich hüten, an den Grundgesetzen des Staats, an diesen, durch die heiligsten Verträge und durch das königliche Wort des Monarchen befestigten, Grundsätzen zu rühren, „daß, je mehr ihr, der Regierung, bekannt sein müsse, daß ohne unser, der Landstände, Vorwissen, Rath und Bewilligung in Sachen, davon des Landes Gedeihen oder Verderben abhinge, nichts geschlossen oder vorgenommen werden soll (Landtagsreceß von 1653), um so angenehmer es ihr sein müsse, zu erfahren, daß wir in jegliche nothwendige Einrichtungen und Veränderungen einzugehen im Voraus bereit wären, daß es ihr mithin ein Leichtes sein werde, allen diesen Handlungen den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufzudrücken und dadurch ihr Werk gegen Eingriffe künftiger Zeiten eben so sicher zu stellen, wie das der vergangenen Zeit Jahrhunderte lang bis auf diesen Tag fest bestanden hatte. Wir wurden durch das Edict vom 27. und 28. October belehrt, daß alles dies nur Träume gewesen waren und daß von nun an der Staat nach jenen fremden Grundsätzen regiert, also eigentlich der bisher bestandene preußisch-brandenburgische Staat aufgelöst sein sollte, denn:

„Erstens wurde die alte ständische Verfassung durch Nichtachtung dieses ihres Rechtes der Rathgebung und Bewilligung de facto über den Haufen geworfen und sowohl dadurch das Land als auch die Städte ihrer bisherigen und

*) „Fragt die große Mehrzahl des Volkes, ob es an der bisherigen ständischen Verfassung hänge, ob es sein Heil darin erblicke! Viel weniger an der, die ihr aus alten Zeiten und ganz veränderten Verhältnissen herzuleiten bemüht seid. Nicht fremde Grundsätze haben Eingang bei uns gefunden, sondern bessere, billigere, wodurch das Wohl aller Staatsbürger, nicht blos das einer Kaste bezweckt wird. Euer Geständniß von Unkenntniß und Mangel an Patriotismus paßt leider auch jetzt noch zu sehr. Und dennoch wollt ihr Mitregenten eures Königs sein! — Wann offenbarte der Staat sich seinen Bürgern am mehrsten? Etwa in den Zeiten, die ihr preiset, oder jetzt. Wer sind aber die Bürger des Staats? Doch nicht blos die Rittergutsbesitzer?"

sonach einzig gesetzmäßigen Repräsentation beraubt. Ja, es wurde sogar der Ritterschaft, ohngeachtet im Eingange des Edicts die Hülfe, die sie bei Sicherstellung der Contribution geleistet, rühmlich anerkannt wird, im Verfolge desselben öffentlich vorgeworfen, daß sie sich auf Kosten ihrer Mitbürger öffentlichen Lasten entzogen hätte, und später bei einer feierlichen Gelegenheit vom Staatskanzler gesagt und durch alle Zeitungen verkündigt: „„eine Berathung mit den jetzt berathenden Provinzialständen würde kein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können.““ Wir müssen mit Bedauern hinzusetzen, daß hierdurch vom Throne aus ein Same des Mißtrauens und des Zwiespaltes ausgestreut worden ist, wo man ein Band der Vereinigung zu finden gehofft hatte.

„Zweitens sind durch diese Edicte alle Exemtionen und Freiheiten, nicht etwa geschenkte, sondern ursprünglich vertragsmäßige und durch königliches Wort geheiligte, mit ihnen das bestehende Grundgesetz des Staats, die Heiligkeit der Verträge und der Worte, folglich die Grundsätze, nach welchen wir bisher gelebt haben und regiert worden sind, mit einem Federzuge vernichtet und eben dadurch jene fremden Grundsätze auch in diesem Lande eingeführt und dessen Revolutionirung begonnen worden. — — Sobald einmal gegen die Gesetze gehandelt worden und die gefährliche Entschuldigung: „„der Drang des Augenblicks heilige Alles““ einmal gestattet worden, so werden sich Ew. Königl. Majestät Nachfolger und deren Minister auch wieder darauf berufen und einen jeden Eingriff in das Eigenthum der Unterthanen dadurch sanctioniren wollen, bis endlich auch dem Volke die Scheu vor dem Gesetze entweichen und es Gewalt ausüben wird, sobald es dieselbe erlangt haben wird.*) Wenn ferner dem Volke eine neue Repräsentation zum Ersatze der verlorenen versprochen worden ist, so kann auch diese nichts helfen. Denn es kommt nicht auf eine Repräsentation überhaupt, sondern auf eine gesetzmäßige

---

*) „Daß mit den jetzigen Provinzialständen und durch einzelne Verhandlungen mit ihnen kein den Zweck erfüllendes Resultat hervorgebracht werden könne, wird wohl jeder Vernünftige eingestehen. Man denke nur an den Provinzial-Egoismus, an den Neid einer Provinz gegen die andere. — Ihre Exemtionen, Befreiungen und Privilegien will die Ritterschaft aufrecht erhalten. Hier werde der oben gerühmte Patriotismus gezeigt. Uebrigens sollen die Veränderungen in der Gesetzgebung und Steuerverfassung gerade der Revolutionirung zuvorkommen, die durch Fortsetzung des Drucks der Menge und der Befreiung einiger Begünstigten entstehen möchte. — In Oberschlesien haben wir vor Kurzem erlebt, daß das Volk Gewalt wegen des gutsherrlichen Drucks ausübte. Das wird es nicht gegen eine Regierung, die das Wohl Aller gerecht beherziget und befördert.“

an; eine gegebene Repräsentation ist gar keine.*) Es wird sich auch, sobald das Thor zu dergleichen Experimenten im Großen einmal eröffnet ist, ein jeder neue Minister oder Regent berufen glauben, wieder eine neue Verfassung von seiner Art herauszugeben: theils, um zu zeigen, daß er das Nämliche und noch besser verstehe, was sein Vorgänger verstanden hat, theils um sich diejenigen geneigt zu machen, die mit jenem und seinen Einrichtungen unzufrieden waren. Und so wird jener verderbliche Wechsel der Einrichtungen und Verfassungen auch bei uns in Schwung kommen, der die Gemüther der Menschen ganz und gar vom Staate losreißt und ihnen nichts Ehrwürdiges mehr erscheinen läßt, als den augenblicklichen Besitz. Wir haben auf jedem gesetzmäßigen Wege versucht, der Erfüllung dieser unheilbringenden Grundsätze Einhalt zu thun, haben aber niemals eine befriedigende Antwort erhalten.

„Wir sind in einem speciellen Falle, wo uns, demselben zu Folge, geradezu unser Eigenthum geraubt wurde, bis zu Ew. Königl. Majestät vorgedrungen; wir haben keine Befriedigung erhalten; wir haben um eine persönliche Audienz durch unsern Deputirten angesucht, um unsere Beschwerden und zugleich unsere Bereitwilligkeit, uns ins Erforderliche zu fügen, vorstellen zu können, — wir haben sie nicht erlangen können. Der Deputirte des Lebusschen Kreises hat die Urkunde, wodurch Ew. Königl. Majestät Allerhöchstselbst bei der feierlichsten Gelegenheit Ihres Lebens unsere Rechte bestätigt hatten, nebst einer Erläuterung, wie wir sie nicht verstanden wissen wollten, sondern von ihrem sonst ganz klaren Inhalte nachzulassen bereit wären, fruchtlos zu Ew. Königl. Majestät Füßen gelegt und während wir solchergestalt nicht gehört wurden, werden alle officiellen Blätter mit schmähenden Aufsätzen gegen unsern Stand angefüllt, unsern Vertheidigungen hingegen, wenn sie auch noch so zweckmäßig sind, die Aufnahme versagt.**)

„Es bleibt uns also nichts Anderes übrig, als uns dem Zwange zu unterwerfen, den es Ew. Königl. Majestät durch Allerhöchst Ihre Zustimmung zu sanctioniren gefallen hat. Aber wir sind es in diesem Lande, wir sind

---

*) „Also wohl auch eine Repräsentation, wie sie die ritterschaftlichen Gutsbesitzer wollen und vorschreiben?"

**) „Das betraf die Landarmenkasse; war diese Eigenthum der Stände? Als Deputirter hatte sich der Major v. d. Marwitz ganz unbefugter Weise aufgeworfen. — Er hätte dafür noch größere Ahndung verdient."

es uns und unseren Nachkommen schuldig, zu erklären: daß wir nur diesem Zwange weichen, daß wir unserer wohlerworbenen und festgegründeten Gerechtsame uns nicht begeben haben, sondern sie so lange als noch bestehend betrachten, bis es Ew. Königl. Majestät gefallen wird, über diejenigen derselben, welche dem allgemeinen Wohle zuwiderlaufend erscheinen möchten, Verträge mit uns abzuschließen und sie solchergestalt auf gesetzmäßigem Wege zu lösen; daß wir uns lossagen von den Folgen, die die Einführung der fremdartigen Grundsätze für dieses Land, für diesen Herrscherstamm nothwendig haben müssen, indem wir sie eingesehen haben, aber mit unseren Warnungen nicht gehört worden sind. Wir sind nämlich überzeugt, daß nicht nur die Grundsätze, nach welchen die neuen Verordnungen abgefaßt sind, sondern sogar ihre Tendenz ganz dahin gerichtet ist, Unheil und Verderben über unser Land zu bringen. Wir können es nicht genug bedauern, daß, anstatt mit einheimischen, des Landes kundigen und angesessenen, dem Lande also nothwendigerweise ergebenen, Männern vor der Ausführung zu Rathe zu gehen, man es jungen Fremdlingen, die Ew. Königl. Majestät Minister influiren, verstattet hat, gerade an unserem Lande die Probe mit ihren neumodischen Theorien zu machen, da doch ein jedes andere Land ihnen eben so nahe lag, mit diesen Theorien, die allein auf den Erwerb des Geldes und auf die Emporbringung ihrer eigenen Person gerichtet sind, die Gesinnungen des Volkes, auf welchen der Staat fester ruht, als auf dem Gelde, zu erfüllen."*)

Nach einem Ausfall gegen „die gepriesene Gewerbefreiheit" werden als zwei Hauptanklagepunkte genannt und erörtert:

„1. Die Gleichmachung aller Stände; wir glauben aber, daß eine Monarchie ohne einen Mittelstand (nämlich den Adel) zwischen dem Könige und dem Volke nicht bestehen kann, weil dieser Mittelstand die Masse theilt, also ihre Beherrschung erleichtert und sie fester an den Staat knüpft. Eine Unzufriedenheit, sie sei jetzt bei dem Volke oder bei dem Adel, kann keinem Regenten Sorge

*) „Diese Stellen sind höchst unverschämt und anmaßend. Sie beleidigen in dem Minister die höchste Person des Königs und greifen diese an, da nur von dieser jener seine Autorität hat, die durchaus aufrecht erhalten werden muß, wenn er wirken soll. Dergleichen Behauptungen von Influenz sind mir übrigens nicht neu. Ich habe sie oft in Beziehung auf mich und auf Andere erlebt. Sie sind eben so unwahr als ungerecht." —

machen. Man wage es einmal, wenn eine große ungetheilte Masse dem Throne gegenübersteht, Unzufriedenheit zu erregen!

„2. Hierzu kommt noch die Tendenz der Mobilisirung alles Grundeigenthums. Alles soll gekauft und verkauft werden und in den Handel und Wandel kommen und doch ist es gerade der Grundbesitz, der am festesten an den Staat knüpft, der Kaufmann befindet sich überall gleich wohl.

„Diese doppelte Tendenz leuchtet aus allen Verordnungen und Schriften, die Ew. Königl. Majestät Minister herausgeben, hervor. Schon giebt man uns und unsern Besitzungen den Namen nicht mehr, der uns zukommt, weil man ihn für zu gut für uns hält. Der uns mitgetheilte Entwurf zu einem Edicte über die bürgerlichen Verhältnisse unter einander redet von den großen ländlichen Besitzungen, die man sonst wohl Rittergüter nennt. Den Juden hingegen giebt man auch ihren Namen nicht mehr, aber aus dem entgegengesetzten Grunde, nämlich, weil man ihn für zu schlecht für sie hält. In der der Verordnung, wo ihnen Grundeigenthum zu acquiriren erlaubt wird, heißen sie Bekenner der mosaischen Religion.

„Diese Juden sind, wenn sie ihrem Glauben treu sind, die nothwendigsten Feinde eines jeden bestehenden Staates, wenn sie ihrem Glauben nicht treu, dann sind sie Heuchler und haben obenein die Masse Geldes in ihren Händen. Sobald das Grundeigenthum so in seinem Werthe gesunken sein wird, daß es mit Vortheil zu acquiriren ist, wird es sogleich in ihre Hände übergehen, sie werden als Grundbesitzer die Hauptrepräsentanten des Staats und so wird unser altes, ehrliches, brandenburgisches Preußen ein neumodischer Judenstaat werden. Wir wagen es zu sagen, daß wenn die Grundsätze der Willkür, der Gleichmachung der Stände und der Mobilisirung des Grundeigenthums wirklich durchgeführt werden, nun keine Rettung für diesen Staat und für Ew. Königl. Majestät hohes Haus mehr erscheint. Der mit seinem Eigenthume stets handelnde Grundbesitzer ist losgerissen vom Staate und will dahin, wo mehr Geld zu erwerben ist. Dadurch wird Alles Speculation und mit dem Verfalle des Ackerbaues tritt allgemeine Nahrungslosigkeit ein, die Gleichmachung aller Stände macht die unteren ungebildeten trotzig, sie sehen nur sich und den Werth ihrer Person, Niemand über sich, denn der König steht ihnen zu ferne, dazu das nothwendige Wechseln der Systeme und der Administration, da keines mehr durch Grundgesetze festgehalten und das Entgegengesetzte nicht ausgeschlossen

wird, alles dieses muß nothwendig einen solchen bürgerlichen Egoismus, eine solche politische Irreligiosität erzeugen, die den Staat wie eine bloße politische Zwangsanstalt betrachtet, daß ein Jeder den ersten Anlaß ergreift, sich von ihr loszumachen und lieber Gewalt selbst zu üben, als sie zu dulden. Wir haben das schreckhafte Beispiel solcher Zeit in unseren Tagen erlebt: wir sagen uns los von der Theilnahme an den Grundsätzen, die sie auch in diesem Lande herbeiführen werden.*)

„Möge der Zeitpunkt noch fern sein, und Ew. Königl. Majestät Erlauchtes Haus ihn nicht erleben; wir, die wir ihn voraussehen, werden diejenigen sein, die bei Ew. Königl. Majestät ausharren und an Ihrer Seite kämpfen werden, bis ans Ende, so wie wir schon für Allerhöchst Dero Ahnen gekämpft haben. Und wenn wir in diesem Kampfe für Ew. Königl. Majestät fallen werden, — denn der Sieg möchte alsdann schwer zu erringen sein, — so werden wir uns doch in dem Bewußtsein glücklich gefühlt haben, unserer Pflicht getreu geblieben und einer besseren Behandlung würdig gewesen zu sein, als diejenige ist, welche wir jetzt erdulden müssen.

„Wir ersterben in Ehrfurcht

Frankfurt a. d. O., am 9. Mai 1811.

Ew. Königl. Majestät

Die Stände des Lebusschen, Storkow- und Beeskowschen Kreises."

Der Staatskanzler überreichte Seiner Majestät „über die Vorstellung der angeblichen Stände des Lebusschen Kreises" ein vom 23. Juni datirtes Gutachten. Der König war geneigt, dem von dem Justizminister Kircheisen in

*) „Allerdings ist Gleichmachung aller Stände vor dem Gesetz und in Rücksicht auf Abgaben die gerechte Tendenz der Regierung. Wer will dem Edelmann seinen Adel nehmen? Er bewähre ihn durch vorzügliche Bildung, durch Patriotismus, durch edle Thaten, dann werden ihm immer Vorzüge genug bleiben. Der in der Vorstellung als nothwendig geschilderte adelige Mittelstand wird sich von selbst bilden. Es bedarf dazu keiner Exemtionen und Befreiungen von den Lasten, welche der Bauer und Bürger zu tragen haben. Sind diese in England, welches oben als Muster aufgestellt ist, dem Adel eigen? Bin ich weniger Edelmann, wenn ich mit meinen Mitbürgern gleiche Lasten trage, wenn ich über diese keinen Druck ausüben darf? Wird denn das Grundeigenthum nicht ferner fest an den Staat knüpfen? — Wird es nicht mobilisirt durch die Verschuldung? durch den gerichtlichen Verkauf? — Ihr wollt von Ungebildeten reden? Wer sind die Ungebildeten? Könnte man die Rittergutsbesitzer, welche die Anstifter dieser Vorstellung waren, nicht vor allen anderen dazu zählen? Das Ganze ist eine Rodomontade!" —

dieser Sache abgegebenen Votum beizustimmen: „daß ein ernstlicher Verweis hinreichen werde, die genannten Herrn auf das Ungeziemende und Unstatthafte ihrer Eingabe aufmerksam zu machen.“ Er ließ den Staatskanzler davon in Kenntniß setzen, worauf dieser rund heraus erklärte, wie er, der Staatskanzler, hierzu keineswegs rathen könne. „Der Cabinetsrath Albrecht,“ schreibt er dem Könige, „hat mich mit Ew. Majestät Absicht bekannt gemacht, den Gutsbesitzern des lebusischen Kreises, welche die anliegende Vorstellung unterzeichneten, nach der Meinung des Justizministers nur einen Verweis zu geben. Ich darf mir schmeicheln, daß Allerhöchstdieselben mich jeder persönlichen Rücksicht bei dieser Sache völlig frei glauben, weshalb ich auch gewünscht habe, daß sie ohne mein Zuthun entschieden werden möchte. Sie ist aber in ihren Folgen zu wichtig, als daß ich es bei dem Beschlusse, den Ew. Königl. Majestät zu fassen geneigt sind, nicht für unerläßliche Pflicht halten sollte, jenen Wunsch zu unterdrücken und Höchstdieselben auf die Folgen aufmerksam zu machen.“ Er weiß den König bei seiner schwachen Seite, welche die starke eines jeden Monarchen ist, der verletzten Souverainetät, zu fassen und wie Alles darauf ankomme, einer solchen unbefugten Anmaßung die Königliche Autorität fühlen zu lassen. „Jetzt wagt,“ heißt es weiter in dem Schreiben, „ein Theil, keineswegs die Majorität der Rittergutsbesitzer — und wie man sieht, nach einer genommenen Abrede in allen Kreisen der Kurmark, also gewissermaßen complottmäßig, nicht blos die seit 1807 erlassenen landesherrlichen Verordnungen, sondern auch die Grundsätze, darauf sie gebaut sind, in mehr oder weniger unschicklichen und den Verhältnissen gar nicht angemessenen Ausdrücken anzugreifen, sie als Eingebungen exaltirter Neulinge, die ihren Einfluß mißbrauchen, als unheilbringend und ungerecht darzustellen und dreist zu behaupten, daß der König ohne ihre Einwilligung dergleichen Verordnungen gar nicht hätte geben dürfen. Sie stellen sich als Mitregenten auf und wenn man die Auslegung wollte stattfinden lassen, die sie veralteten Stellen aus den Landtags-Recessen geben, so würden wenig Fälle übrig bleiben, wo bei der Ausübung der landesherrlichen Rechte und Pflichten, wie bei den Königlichen Beschlüssen, nicht erst ihre Zustimmung erforderlich wäre. Hiernach würde fast Alles ungültig sein, was die glorreichen Regenten Preußens seit dem großen Kurfürsten thaten. Sie geben sich das Ansehen, als ob sie wie Mittelspersonen für das Volk sprächen, da sie doch nur ihre Vorrechte zum Nachtheile des Volks ver-

fechten. Sie rühmen sich pomphaft patriotischer Gesinnungen und Aufopferungen, während es eben jene Aufopferungen sind, gegen welche sie streiten. Die Vorstellung ist in einem höchst unehrerbietigen Tone gefaßt. Es ändert nichts, daß sie die Aeußerung enthält, sich dem Zwang unterwerfen zu wollen, die Art, wie Alles gesagt ist, ist aufs Höchste strafbar und diese Strafbarkeit wird dadurch noch vermehrt und erhält einen Charakter von Aufwiegelung, daß schon seit mehreren Tagen Abschriften dieser Lebusschen Vorstellung in Berlin circuliren, so daß sie nicht nur im inländischen Publicum, sondern sogar in diplomatischen Kreisen Aufsehen erregt. Ich war äußerst verwundert, als der Graf v. St. Marsan (franz. Gesandter) mir vorgestern, ohne Veranlassung von meiner Seite, im Wesentlichen den ganzen Inhalt, ja das Datum der erwähnten Vorstellung erzählte und von der Sache als von einem aufrührerischen, gefährlichen und sehr strenge zu ahndenden Beginnen vesprach Ein bloßer Verweis, — worauf der Justizminister Kircheisen angetragen, — hilft nicht nur nichts, er wirkt schädlich. Man wird immer dreister werden. In unseren stürmischen Zeiten ist es in allen Stücken dringend nothwendig, halbe Maßregeln zu vermeiden und besonders den Gehorsam und die Autorität des Gouvernements kräftig zu sichern. Und dieses ist noch nothwendiger auf die vornehmeren Stände, die die gebildeteren sein wollen, als bei den geringeren; denn sonst wandeln wir auf trüglichem, grundlosem Wege."

Als der erste Markgraf aus dem Hause der Hohenzollern sein Hoflager zu Cöln an der Spree aufschlug, wollten die hochadeligen Raubritter der Mark Brandenburg, die Quitzows, Krachte, Lüderitze und Itzenplitze, sich dem gebotenen Landfrieden nicht fügen, machten fortwährend die Straßen zu Land und zu Wasser unsicher als Buschklepper und Wegelagerer und schleppten die dem Kaufmanne abgenommenen Pfeffersäcke und Weintonnen in die durch hohen Wall und starke Mauer wohlverwahrten Burgen. Da ließ Friedrich I. ein schweres Geschütz, wegen ihrer Unbeholfenheit in den Sandsteppen der Mark die faule Grete genannt, gegen die Burgen vorrücken, die Raubnester in Trümmer schießen und die Raubritter aufhängen. Die Zeiten waren menschlicher, die Ritter weniger gefährlich geworden; es war nicht mehr nöthig, mit der faulen Grete gegen sie in das Feld zu rücken, es wurde kein Schuß Pulver an sie gewandt, ein Blättchen Papier, Cabinetsordre genannt, reichte hin, ihren Trotz zu brechen. Diese, vom 24. Juni datirte, lautete dahin: „den Major

a. D. Rittergutsbesitzer v. d. Marwitz auf Friedersdorf und den Grafen Finkenstein auf Madlitz, wegen staatsgefährlichen Complottirens und einer in unehrerbietigem Tone abgefaßten Vorstellung an Se. Majestät, aufzuheben, nach der Citadelle der Festung Spandau in Gewahrsam zu bringen und den Criminial-Prcoeß gegen sie einzuleiten." Der Hofmarschall v. Massow, welcher als Besitzer von Steinhöfel die Vorstellung mit unterzeichnet hatte, wurde ohne Pension entlassen, eben so zwei Landräthe, und die übrigen Theilnehmer durch ein Schreiben des Staatskanzlers mit der Aufschrift: „An den rc. v. d. Marwitz und Consorten" von dem allerhöchsten Mißfallen, mit welchem Se. Majestät der König die Vorstellung aufgenommen, in Kenntniß gesetzt.

Eine Ritterschaft, welche sich dergleichen bieten ließ, ohne ihre reisigen Mannen aufzubieten, gen Berlin zu reiten und von dem Könige, wie einst die Barone Englands (1215) gethan, sich eine „Magna Charta" zu ertrotzen, verdiente kein besseres Schicksal. Hardenberg kannte diese Paradehelden, die im Wirthshaus ein großes Maul gehabt und bei Jena davongelaufen waren. Nun wollten sie gegen ihn und seine Verwaltung den Feldzug beginnen; auch hierbei ließen sie es nicht an prahlerischen Manifesten und großen Worten fehlen. Es ist unglaublich, in welcher dreisten Sprache diese Ritterschaft, welche so gern den Ruhm, die Stütze des Thrones im Krieg und Frieden zu sein, für sich in Anspruch nahm, auf ihre angeblich wohlerworbenen Rechte pochte. Welche Kämpfe Hardenberg zu bestehen hatte, als er schreiende Ungerechtigkeiten der Besteuerung der Landbewohner aufhob und die Freizügigkeit der mißbräuchlich an die Scholle gebundenen Knechte und Mägde nur erst in Vorschlag kam, grenzt an das Unglaubliche. Erklärte doch damals, wie der in dem Büreau des Staatskanzlers als vortragender Rath beschäftigte Friedrich v. Raumer erzählt, ein Edelmann: „er könne es gegen seine Gläubiger nicht verantworten, wenn er zu der auszuschreibenden Steuer auch nur eine Metze liefere, diese Steuer müsse allein dem steuerpflichtigen Bauernstande auferlegt werden." Ein anderer tapferer Ritter äußerte: „das Verhältniß des Bauern zum Edelmanne steht gar nicht fest, daher kann jener von diesem ganz nach Willkür behandelt werden." Ein, von einem reichbegüterten Grafen eingegangenes, Schreiben erklärte dem Staatskanzler: „Die Urheber solcher Ideen, wie der Freizügigkeit der Dienstleute zum Grunde liegen, sind Catilina's, welche den König und den Adel ermorden werden. Der König muß die Bürger und

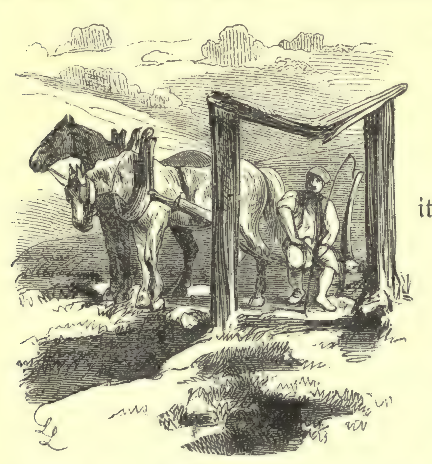
Bauern, welche den Staat umstürzen wollen, durch den hohen Adel in Ordnung bringen und zu dem Zwecke dessen sämmtliche Real- und Personal-Privilegien, sowie das ausschließliche Recht auf Staatsämter bestätigen und erhalten."

Die Untersuchung gegen Marwitz und Consorten wurde eingeleitet, allein nach fünfwöchentlicher Haft wurden Marwitz und Finkenstein von dem Könige „aus Gnaden" wieder in Freiheit gesetzt und sie nahmen diese Gnade nicht nur mit allerunterthänigstem Danke an, sondern zahlten auch noch 102 Thaler für die Untersuchungskosten.

Auf die größere Anzahl der Bevölkerung machte das Verfahren gegen zc. Marwitz und Consorten einen guten Eindruck; auch die Mehrzahl der als Landesrepräsentanten damals in Berlin versammelten Notabeln war damit einverstanden, daß die neue Gesetzgebung aufrecht erhalten werden müsse. Der Staatskanzler entließ diese Versammlung am 28. Juni und führte ihnen in einer staatsmännisch abgefaßten Rede noch einmal die hohe Bedeutung der Aufgabe vor, welche sie auf eine, die Erwartungen des Königs und des ganzen Landes zufriedenstellende, Weise gelöst hätten. — Er behielt sich vor, sie im Laufe des Jahres noch einmal zu berufen, was auch im September geschah.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Edict über die Finanzen und das Abgaben-System vom 7. September 1811. Gewerbefreiheit. — Die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom 14. September 1811. — Gesindeordnung. — Vortheile für die Rittergutsbesitzer durch die Ablösung der Dienste. — Beurtheilung der Hardenbergschen Verwaltung durch v. d. Marwitz. — Der Staatskanzler geschildert in seiner äußeren Erscheinung als Staatsmann und als Lebemann von dem Bischof Eylert, dem Ritter v. Lang und dem Präsidenten v. Hippel.



it großen Schwierigkeiten hatte der Staatskanzler zu kämpfen, um die neue Gesetzgebung aufrecht zu erhalten und weiter zu führen; denn noch lag die schwerste Aufgabe, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, ungelöst vor ihm. Auf ein Entgegenkommen von Seiten der Rittergutsbesitzer durfte er nicht rechnen, vielmehr mußte hier Gewalt an die Stelle des Privilegiums und der herkömmlichen Verfassung treten; so gebot es das allgemeine Wohl des Staates, gegen welches der Eigennutz und das Privilegium zurücktreten müssen. Um den am 7. September 1811 wiederum in Berlin als General-Commission versammelten Landesrepräsentanten jeden Zweifel über die Durchführung der neuen Gesetzgebung zu benehmen, erklärte der Staatskanzler in seiner Eröffnungsrede es für einen „Frevel“, wenn „man auch nur im Entferntesten daran denke, daß er sein System ändern könne;

seine Grundsätze seien: Gleichheit vor dem Gesetz, freie Disposition und Benutzung des Eigenthums, Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller Kräfte, Abgaben nach gleichen Grundsätzen." Durch ein fernerweites Edict über die Finanzen des Staats und des Abgaben-Systems vom 7. September 1811*) wurde die Accise auf dem Lande und in den kleineren Städten herabgesetzt, die zum Theil als eine Personensteuer erhoben werden sollte. Das Gesetz über Gewerbefreiheit vom 2. November 1810 erhielt durch ein Gesetz vom 7. September 1811 die größtmöglichste Ausdehnung. Von allen Gesetzen aber, welche unter Steins und Hardenbergs Verwaltung in das Leben getreten sind, das erfolgreichste, welches für ewige Zeiten tiefe Wurzeln geschlagen hat, so fest und unwiderruflich, daß selbst die radicale Reaction späterer Zeiten es nimmermehr ausroden wird, das Gesetz, welches den Bauern der östlichen Provinzen ein freies Eigenthum von Gottes und Rechtswegen zusprach, erschien am 14. September 1811. Es führt in der Gesetzsammlung den Titel: „Edict, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend." Und hätte Friedrich Wilhelm III. während seiner in vieler Hinsicht segensreichen Regierung nur dies einzige Edict gezeichnet und zur Ausführung gebracht, sein Name würde dauernder als in Erz und Marmor, er würde in den dankbaren Herzen einer, aus bedrückenden Banden der Dienstbarkeit zu freien Eigenthümern erhobenen, ländlichen Bevölkerung von Geschlecht zu Geschlecht fortleben. „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen 2c.," so lautet der Eingang, „thun kund und fügen hiermit zu wissen: daß Wir durch die bisher sowohl auf Unsern Domainen, als von verschiedenen Rittergutsbesitzern gemachten Erfahrungen noch mehr überzeugt worden sind, wie die Verwandlung der bäuerlichen Besitzungen in Eigenthum, da, wo solches bisher noch nicht statt fand und die Ablösung der Natural-Dienste und Berechtigungen gegen billige und gerechte Entschädigungen zum wahren Besten sowohl der Berechtigten, als der Verpflichteten gereiche." Es wurde durch dies Gesetz einem völlig rechtlosen Zustande der ländlichen Bevölkerung in den östlichen Provinzen ein Ende gemacht. Den unterthänigen Erb- und Zeitpächtern der Rittergüter wurde, gegen Abtretung eines Drittheils oder auch der Hälfte des zu dem Pachtgute oder Bauernhofe gehörigen Landes an die Gutsherrschaft, das

*) Gesetz-Sammlung 1811. S. 253.

Eigenthum übertragen, die Dienste abgelöst und freie Verfügung über das Grundeigenthum, Theilbarkeit und Vergrößerungsfähigkeit desselben verliehen.

In Betreff der Jagd wurde bestimmt: „Die Jagdgerechtigkeit bleibt auch nach der Auseinandersetzung bei dem ursprünglichen Dominialhofe, da die Ausübung durch kleine Gutsbesitzer viele Nachtheile hat. Um solche aber auch andererseits gegen Beschädigungen zu schützen, soll aller Schaden, welcher durch das Jagen oder Wildfraß erweislich entsteht, durch den Jagdeigenthümer vollständig ersetzt werden." Am Schluß des Edictes heißt es: „Der Eifer, Gutes zu wirken, hat hier ein großes und freies Feld, das allgemeinste Interesse ruft ihn hin auf dasselbe. Wir hoffen, ihn auf allen Punkten zu finden, wo es Schwierigkeiten zu lösen giebt. Hierauf sei das Bemühen wahrer Patrioten gerichtet. Unsere Absicht hierbei ist lediglich, Unsern getreuen Unterthanen, sowohl den Rittergutsbesitzern, als denen des Bauernstandes, neue Beweise Unserer Liebe und Sorgfalt für sie zu geben, und Wir werden Unsere desfallsigen Bemühungen belohnt finden, wenn die Wohlthaten, die daraus entspringen, erkannt und bald allgemein benutzt werden. Wir fordern wiederholt hierzu auf und befehlen allen Behörden, sich nach dieser Verordnung genau zu achten und sie, so weit es sie angeht, zum Vollzug zu bringen. Friedrich Wilhelm.

Hardenberg. Kircheisen."

Durch die Gesinde-Ordnung vom 8. November 1810 wurde einigermaßen für Erleichterung des oft sehr schweren Looses dieser Klasse der Arbeiter gesorgt. Das Gesinde war nicht mehr der Willkür der Herrschaft, was zumal auf dem Lande von Wichtigkeit war, preisgegeben; es fand zwischen Herrschaft und Dienstleuten das Verhältniß eines rechtlichen Vertrages statt.

Zwar mußte es sich noch mit der „herkömmlichen Kost" begnügen, welche auf vielen Rittergütern der Mark, Pommerns, Schlesiens nur in Brod, Hülsenfrüchten, Kartoffeln und jährlich nur an den drei hohen Festtagen in Fleisch bestand. Der englische Arbeiter ißt täglich sein richtig gewogenes Pfund Fleisch.

In Betreff der Behandlung wurde zwar noch immer festgesetzt: „Reizt das Gesinde die Herrschaft durch ungebührliches Betragen zum Zorn und wird in selbigem von ihm mit Scheltworten oder geringen Thätlichkeiten (worunter Ohrfeigen der gnädigen Frau, Jagdhiebe des gnädigen Herrn nebst Familie gehörten) behandelt, so kann es dafür keine gerichtliche Genugthuung fordern. Auch solche Ausdrücke (wie Racker, Spitzbube, Hund u. dgl.) und Handlungen,

die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, daß sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen." Es wurde das Gesinde nur gegen grobe Mißhandlungen geschützt. „Ist der Dienstbote durch Mißhandlungen der Herrschaft ohne sein grobes Verschulden an seiner Gesundheit beschädigt worden, so hat er von ihr vollständige Schadloshaltung zu fordern. Außer in dem Falle aber, wo das Leben oder die Gesundheit des Dienstboten durch Mißhandlungen der Herrschaft in gegenwärtige und unvermeidliche Gefahr geräth, darf er sich der Herrschaft nicht thätlich widersetzen." So karg die Wohlthat war, welche das Gesetz den dienenden Klassen zumaß, so war es doch immer eine den Fortschritten socialer Grundsätze dargebrachte Anerkennung; allein es blieb noch immer des Elendes und der Barbarei genug übrig, um Stoff zu „Onkel Toms Hütte" zwischen der Oder und Weichsel zu sammeln. —

Wenn die landsässige Ritterschaft noch so gewaltigen Lärm über die Verletzung geheiligter Rechte, über die gewaltsame Beraubung, die ihr widerfahre, erhob, so waren dennoch schon damals die einsichtigeren und praktischen Landwirthe davon überzeugt, daß sie durch die Ablösungsgesetze nicht nur nichts verloren, sondern vielmehr ihnen ein bedeutender Gewinn daraus erwachsen müsse. So lange es dem Gutsherrn und seinen Vögten und Wirthschafts-Inspectoren frei stand, die unterthänigen Bauern zu Robot, Frohn- und anderen „gemessenen und ungemessenen Diensten" mit der Peitsche zu treiben, mit Hunden zu hetzen und was dergleichen, zur Zeit, da noch slavisches Gesetz in Pommern, Preußen und Schlesien galt, erlaubter barbarischer Zwangsmittel mehr waren, gelang es wohl, das arme Volk neben dem andern Zug- und Lastvieh zur Arbeit anzuhalten. Je mehr aber unter preußischer Herrschaft deutsches Recht und christliche Sitte sich Eingang und Geltung verschafften, desto mehr löste sich das frühere Verhältniß der Sklaverei und selbst in die schmutzigsten Hütten Oberschlesiens und Westpreußens, in welchen der dienstpflichtige Bauer mit seinen Schweinen Fütterung und jeglichen Lebensgenuß theilte, warf die aufdämmernde Sonne der Freiheit einen matten Strahl. „Die Regierung des preußischen Staats," bemerkt ein mit jenen Gesetzen und Verhältnissen vollkommen vertrauter Jurist,*) „war längst der Ansicht, daß das Verhältniß der uneigenthümlichen Robot-, Gärtner- und Häusler-

*) Langer, Geschichte und Verhältnisse der gutsherrlichen Robot-Ackernahrungen, Gärtner- und Häuslerstellen in Oberschlesien. Breslau, 1849.

stellen bei den fortgeschrittenen Zuständen der Landescultur im Allgemeinen schädlich wäre, denn der Dienstpflichtige suchte sich den Dienst so leicht als möglich zu machen. Er kam möglichst spät zur Arbeit, vertrödelte den Tag, arbeitete schlecht und nachlässig. Die früheren Mittel, die Dienstpflichtigen zum Fleiße anzuhalten, waren durch neuere Principe den Gutsherrschaften entzogen. Ursprünglich berechtigte nämlich die Verfassung die Gutsherrschaft, diese Dienstpflichtigen dem Gesinde gleich zu behandeln; später und jetzt folgt fiscalische Untersuchung und Strafe bei der geringsten Züchtigung. Jede Dienstvernachlässigung durfte und darf nur im Processe gegen die Dienstpflichtigen im Wege der Entschädigung oder Exmission verfolgt werden, wozu der Gutsherr, oder sein Verwalter, bei den so häufig vorkommenden Fällen, weder Zeit, noch hinlängliche Rechtskenntniß hat. Es blieb und bleibt daher nichts übrig, als der wirklich oft bis zum System Seitens der Dienstpflichtigen gediehenen Sudelung mit Geduld nachzusehen. So hatte dieses, für die Gutsherrschaften früher so werthvolle, Institut immer mehr und mehr an Werth verloren. In der That litt dadurch die allgemeine Landescultur. Der uneigenthümliche Robotverpflichtete erhielt nun gleichsam erst ein rechtes Privilegium, ungestraft faul, nachlässig und sogar widerspenstig sein zu können. Er gewöhnte sich an Faulheit und übertrug diese selbst, da sie ihm durch die herrschaftliche Robot zur Gewohnheit geworden war, auf die Bewirthschaftung seiner im Nießbrauch und Pacht habenden Besitzung.

„Diese Robotdienst-Etablissements waren nicht allein der allgemeinen Landescultur höchst schädlich und brachten den Gutsherrschaften lange nicht den Nutzen, daß sie das Capital verzinset und die sonstigen Opfer vergütet hätten, welche sie auf den Bau dieser Etablissements und deren Unterhaltung u. s. w. verwenden mußten.

„Dem Bauer, welcher 3, 5 sogar 6 Tage in der Woche auf den herrschaftlichen Feldern arbeiten mußte, blieb keine Zeit, um sein eigenes Feld, so gering es war, zu bestellen, wie es sich gehörte. Ging er darauf zu Grunde, so hatte der Gutsherr das Recht, aus den anderen Dienstpflichtigen einen zu zwingen, in die verfallene Hütte einzuziehen und die wüste Wirthschaft zu übernehmen."

Die unter der Verwaltung Hardenbergs in das Leben gerufene Gesetzgebung der Jahre 1810—12 hat einen so glänzenden Erfolg gehabt, daß ihm von der Mitwelt schon eine Anerkennung gezollt wurde, wie sie selten einem

Staatsmanne zu Theil wird. Der Feldherr führt in einem einzigen Feldzuge, oft an Einem Tage, die Entscheidung herbei, nicht so der Staatsmann, der Jahre lang vorbereiten und vorarbeiten muß, damit die ausgestreute Saat Wurzel fasse und die Frucht heranreife.

Und nicht etwa irgend eine Gunst der Verhältnisse kam Hardenberg zu Gute; es galt Vorurtheilen entgegenzutreten und, was eine noch schwerere Aufgabe war, Vorrechte niederzukämpfen. Der König ließ ihn, aber doch nur mit Widerstreben, gewähren: die einsichtigen Staatsmänner der hohen Aristokratie zogen sich zurück, die Uebelwollenden dieser Kaste erschwerten ihm das Leben auf jede erdenkliche Weise.

Erst neuerdings sind durch die Enthüllungen, welche die nachgelassenen Aufzeichnungen des Generals v. d. Marwitz enthalten, die Gesinnungen der damaligen Reaction gegen Stein und Hardenberg uns vollständig bekannt geworden.

„Seit dem Abgange des Ministers Stein" — erzählt v. d. Marwitz — „war die Landesadministration in den Händen des Grafen Dohna für das Innere, Altensteins für die Finanzen, denen noch obenein Beyme mit der Justiz beständig entgegenarbeitete, ganz und gar zu Grunde gegangen. — Immer von Bonaparte gedrängt und bedroht wegen der Contributionszahlung, sah der König ein, daß er zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht Jemand fände, der ihm regieren helfe, und so fiel er — dem Minister Hardenberg in die Hände. Der Kaiser Alexander hatte es nämlich nach und nach bei Bonaparte dahin gebracht, daß er dem Könige erlaubte, ihn wieder anzustellen. — — Uebrigens war Hardenberg von hellem Blick, einnehmendem Wesen, aber leichtsinnig, liederlich und hatte die Art und Unerfahrenheit eines Jünglings mit in sein graues Alter (er war 60 Jahr alt) hinübergenommen, daher, wenn gleich nicht faul, doch immer seinen Geschäften nicht gewachsen, und jederzeit von augenblicklichen Eindrücken bestimmt. Mit ihm machte nun der König einen förmlichen Vertrag, durch welchen er ihm fast eine unbegrenzte Gewalt übertrug. Hardenberg wurde Staatskanzler, erhielt große Güter, eine ungemessene, unbestimmte Besoldung und das Recht, daß alle Staatsangelegenheiten theils von ihm geleitet wurden, theils doch jederzeit zu seiner Wissenschaft und zu seiner Einsicht gelangen mußten. Der König versprach, niemals den Glauben an ihn aufzugeben und Alles, was ihm Nachtheiliges oder klagend gegen Hardenberg berichtet werden möchte, diesem sogleich mitzutheilen. So bekam er die ganze Regierung in

die Hände, und jeder Möglichkeit, ihm, wenn es schlecht ginge, beizukommen, war im Voraus der Weg versperrt. Alle bisherigen Minister wurden entlassen, und alle Stellen mit Anhängern Hardenbergs besetzt." Zur Erklärung, wie es dem Staatskanzler ein Leichtes gewesen sei, die Grundsätze der Revolution in Preußen praktisch durchzuführen, giebt Marwitz eine Schilderung des Zeitgeistes, den er zwar verurtheilt, aber dennoch richtig aufgefaßt hat. „Im ganzen Deutschland," bemerkt er, „zumeist aber im Preußischen, hatte schon lange ein großer Zwiespalt bestanden zwischen der Erziehung des Volkes und der Regierungsverfassung. So wie der Geist der Zeit sich überhaupt auf die Seite des Verstandes hinlenkte und Alles zu erklären, zu erforschen begierig war, so war auch die Erziehung die liberalste, die Grundsätze des Unterrichts die freiesten, die Art zu denken die kühnste. Je weiter aber dies Streben nach Einsicht und nach dem Erforschen ging, um so weiter wendete es sich ab vom Handeln, um so weiter von den Staatsangelegenheiten, welche ihrer Natur nach durchaus irdisch sind, und in welchen der Augenblick muß in Acht genommen und erforscht werden. Es bildete sich der Wahn aus und verbreitete sich weit, daß man ein Weltbürger sein könne, ohne ein ordentlicher Staatsbürger zu sein, und eben daher kam es, daß die Staatsangelegenheiten nur von besoldeten Dienern betrieben wurden, ohne eigentliche lebendige Theilnahme von Seiten der Staatsbürger, daß diese letzteren sich je mehr und mehr isolirten und daß, je freier die Gedanken wurden, um desto mehr die Regierung einseitig und despotisch gehandhabt wurde. — — Wie nun gerade zu derselben Zeit der grübelnde und speculirende Geist anderswo (in Frankreich) zum Ausbruche gekommen und lange ungekannt und unbeachtet endlich auch gegen das preußische Staatsgebäude angerannt war, hatte er es ganz unhaltbar gefunden, und erst seine Militairmacht, gleich hinter ihr aber seine ganze Verwaltung vernichtet, in welcher Jeder an seinem Theil sich isolirte, seinen Platz fahren ließ, und auf kleinliche Art nur für sein Häusliches zu sorgen trachtete.

„Da nun wieder aufgebaut werden sollte, konnte es nicht anders geschehen, als im Geiste der Zeit; dieser erblickte in seinem bloßen Verstande viele Mängel des Alten und neue Theorien, die dem Uebel abhelfen würden, das aber sah er nicht, daß diese zwar ausgeführt werden, niemals aber Leben erhalten könnten, wenn nicht das Volk selbst vaterländischer gemacht und sein innerstes Leben mit dem Staatsleben verflochten würde.

„Schon seit 1807 waren mit manchen dieser Theorien Versuche gemacht worden, deren keiner Vollendung fand, weil der Minister Stein gestürzt wurde und seine Nachfolger den Hauptanstoß immer vom Könige erwarteten, der ihn nie gab, aus einem richtigen Instinct, daß es nicht gut sei.

„Als aber der leichtsinnige, eingebildete Hardenberg das Ruder in die Hand bekam, da brach eine wahre Revolution aus, und den verderblichsten Neuerungen wurden Thür und Thor geöffnet. Er wollte den Staat regeneriren, und that es — gewiß in guter Absicht — im Geiste der Zeit auf die verderblichste Art.

„Er war in Folge seines leichtfertigen Lebens von gemeinem Volke umringt; denn kein wahrer Mann vom Stande, und der von edler Sitte durchdrungen war, kam ihm je recht nahe: solche flößten ihm eine Art von Scheu ein. Diese Umgebungen warfen sich nun in die gemeinste Verbesserungsmethode, in die, die vom Gelde ausgehen sollte. Sie hatten den Adam Smith studirt und wollten dessen Theorien, die wohl für England, welches eine lebendige Verfassung hatte, taugten, in Preußen einführen. — —

„Ich war durchdrungen von der Richtigkeit dieser Ansicht und von der Verderblichkeit dieses Beginnens und sah ein, daß dem Staate nur zu helfen sei durch eine ordentliche Verfassung, durch Theilnahme der Staatsbürger an den Staatsangelegenheiten und durch eine feste Gesetzgebung, entgegengesetzt den willkürlichen Edicten, welche heut wieder umwerfen, was sie gestern befahlen, und daß alles dieses mit Gerechtigkeit und also mit der Hoffnung des Bestehens nur gegründet werden könne auf die alte, immer noch rechtlich bestehende, wenn gleich im Dunkeln liegende Landesverfassung." Hier eben lag der Hase im Pfeffer! Die alten Landstände mit ihren Privilegien, ihrer Grundsteuerfreiheit, ihrem Jagd-Unrechte, ihren unterthänigen Frohnbauern, ihrem Hundehafer, Gänserupfen, Roboten, Laudemien und hundert anderen, dem arbeitenden Landmanne aufgelegten Lasten, das war es, was die Ritter und Junker zu erhalten und zu behaupten verlangten.

„Was ich" — bemerkt Marwitz — „in dieser Zeit Alles gethan und gelitten habe, wie wenig Unterstützung ich bei meinen Mitständen, welche Despotie und Knechtschaft zugleich ich bei den Staatsbehörden gefunden habe, dieses findet man umständlich mit Actenstücken belegt in meinem Archive.*)

*) Das Interessanteste davon haben wir bereits in dem vorhergehenden Kapitel mitgetheilt.

Auf keine der Bittschriften der Landstände wurde geachtet oder geantwortet; als uns unser Eigenthum, die Land-Armenkasse, geraubt ward, als man die uns verkauften Domainen zum zweiten Male an Andere verkaufte, als man uns unsere landschaftlichen Einkünfte nahm, die darauf fundirten, die für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, als man uns unsere Hypotheken-Registratur raubte, wurden meine Klagen nicht gehört, ich erhielt auch dann keine Antwort, als ich dem Könige seine, bei seinem Regierungs-Antritt uns herkömmlich gegebene Assecuration, die uns in allen unseren Rechten und Freiheiten bestätigte und nach deren Ertheilung erst ihm, wie allen seinen Verfahren gehuldigt worden, durch den General Köckeritz vorlegen ließ. Hardenberg beharrte in seinem System, warf die Verfassung um, indem er alle Rechte mit Füßen trat, von Regeneration des Staats redete, aber die Tyrannei Bonaparte's in allen Stücken und selbst seine Gesetze, namentlich die westphälischen, nachahmte, und nicht etwa die einmal angenommene Theorie durchführte, sondern zwei Jahre lang von System zu System und von Gesetz zu Gesetz, je nachdem ihn der Geldmangel drückte, umherschwankte, so daß er im Sommer 1811, wie die Hauptkatastrophe eintrat und alle Provinzen mit Bittschriften an den König erschienen, denen Vieles nachgab und sie beschwichtigte, die nur von ihrem Geldverluste redeten, den König aber bewog, mich und den Grafen Finkenstein aus der Mitte der Lebusischen Stände, in deren Vorstellung vom Rechte und von Hardenbergs schlechter Verwaltung die Rede war, herauszugreifen, und fünf Wochen lang auf der Festung Spandau eingesperrt zu halten. Unsere Mitstände zeigten hierbei, daß sie verdienten, daß ihnen so mitgespielt wurde, wie geschah. Der größte und unheilbarste Schaden aber offenbarte sich in den Gerichtshöfen, welche keine Ahnung mehr von ihrer Würde hatten, seit Kircheisen, ein blinder Diener Hardenbergs, Justiz-Minister war, so daß gerade das Kammergericht zu unserer Arretirung, zu einem Gewaltstreiche ohne Urtheil und Recht sich mißbrauchen ließ und die Gewissenlosigkeit so weit trieb, uns die sehr hoch angesetzten Kosten wegen unserer Verhaftung mit Execution abzunehmen. — — —

„Es war offenbar von der Vorsehung so eingeleitet, daß Hardenberg ein schlechter Minister sein und dem Volke den letzten Groschen aus der Tasche ziehen und die letzten Stützen der alten Verfassung umwerfen mußte.“ —

Dadurch, daß sich Männer wie Schön und Niebuhr von dem Staatskanzler zurückzogen, sah er sich genöthigt, in der Wahl seiner Gehülfen, was ihren

Charakter und selbst ihre Unbescholtenheit betraf, nicht allzustreng zu sein; Talent, Fleiß und praktische Klugheit genügten ihm, im Uebrigen hieß es bei ihm: leben und leben lassen: denn, wie er selbst ein Lebemann war, bis in sein hohes Alter den Freuden der Tafel und den Frauen zugethan, so war er hierin auch gegen seine Umgebungen oft nur allzu nachsichtig.

Von seiner ersten Jugend an führte Hardenberg ein vielbewegtes Leben. Er wurde 1750 auf dem Rittergute Essenden in dem Hannöverschen geboren. Sein Vater, Feldmarschall in hannöverschen Diensten, war ein reichbegüterter Mann, so daß nach seinem Tode unser Hardenberg aus eigenem Vermögen ein jährliches Einkommen von 25 bis 30,000 Thalern hatte. Seine Mutter war eine geborene v. Bülow aus dem Hause v. Bayernaumburg. Nachdem er die Universitäten zu Göttingen und Leipzig besucht, arbeitete er eine Zeit lang bei dem Reichskammergericht in Wetzlar, dann beim Reichstag in Regensburg, worauf er zwei Jahre auf Reisen in Holland, Frankreich und England zubrachte. Nach Berlin zog ihn der Genius, welcher damals eine so gewaltige Anziehungskraft auf alle Geister ausübte, Friedrich der Große. Allein nicht mindere Anziehungskraft auf sein Herz übte die schöne, kaum fünfzehn Jahr alte Gräfin Reventlow, reiche Erbin eines dänischen Kammerherrn, aus, welche dem vierundzwanzigjährigen Referendar (1774) die Hand reichte. Die Ehe war keine glückliche. In Hannover, wo Hardenberg 1778 die Stelle eines Kammerraths erhielt, machte ein englischer Prinz, welcher in Göttingen studirte, der Frau v. Hardenberg so auffallend den Hof, daß der Gemahl es für gerathen hielt, die hannöverschen Dienste zu verlassen und sich 1782 nach Braunschweig zu begeben, wo er Geh. Rath und Kammerpräsident wurde. Allein auch hier wollte der häusliche Friede sich nicht wieder befestigen; die Ehe wurde 1788 getrennt. Im nächsten Jahre schon vermählte Hardenberg sich wieder mit einer geschiedenen Frau v. Lenthe, geborenen v. Haßdorf; „eine schöne, romantische Dame“ nennt sie der Ritter Lang, welche aus Schwärmerei für Hardenberg ihren ersten Mann heimlich verlassen hatte. Schwerlich würde der berühmte Dr. Gall an Hardenbergs Schädel das Organ ehelicher Treue — wenn es ein solches giebt — entdeckt haben; denn nach wenigen Jahren finden wir ihn schon wieder in neue Liebesabentheuer verstrickt. Eine Schauspielerin, Mlle. Schönknecht, geboren zu Berlin 1775, gastirte in Frankfurt 1795 als Madame Langenthal. „Sie hatte Hardenberg in Frankfurt am Main gegenüber

gewohnt, und dieser hatte von den Fenstern seines Hôtels aus ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft. Madame Langenthal verdrängte Frau v. Hardenberg, worauf diese sich gleichsam aus Rache noch ärger als ihr Gemahl vergaß, von Anspach wegzog und in Sachsen, in der Gegend von Leipzig, die Verborgenheit suchte.“ Die zweite Ehe Hardenbergs wurde 1801 getrennt. Von da an blieb Frau Langenthal die unzertrennliche Lebensgefährtin Hardenbergs, zuerst als Ehrendame, seit dem Einzuge der Franzosen in Berlin als Gemahlin, und nach dem Einzuge der Preußen in Paris als Fürstin. Ohne den Gemahl mit Eifersucht zu quälen, war sie nachsichtig gegen die ihn ganz beherrschende Frau des in seinem Bureau beschäftigten Geh. Raths v. Beguelin, und eben so gegen die durch den Dr. Koreff angeordneten Verjüngungs-Curen durch thierischen Magnetismus in der Person der Somnam-Buhle, Madame N. N. Daß aber „die Hellsehende“ die Fürstin, welche — nachsichtig gegen die Schwächen des Gemahls — ein Auge zugedrückt hatte, endlich beseitigen würde, war auch von denen, die nicht zu den clairvoyants gehörten, vorausgesehen worden. Im Jahre 1821 trennten der Fürst und die Fürstin ihre Ehe durch gütliche Uebereinkunft ohne eine gerichtliche Scheidung. Die Fürstin erhielt ein Jahrgeld von 6000 Thalern und zog sich nach Liegnitz zurück. Auf Anrathen seiner Aerzte begab sich der Staatskanzler, nachdem er die traurigen Protokolle des Congresses zu Verona (1822) mit unterzeichnet hatte, nach Genua, wo ihn am 26. November desselben Jahres in den Armen seiner Hellseherin die ewige Nacht umhüllte und er die Augen für immer schloß. Wir nahmen schon hier Veranlassung, Hardenberg zu seinem Lebensende zu geleiten, obschon wir ihm im ferneren Verlaufe der neueren Geschichte noch öfter begegnen werden, wie wir ihm bereits schon bei wichtigen Veranlassungen — bei der Ueberbringung des Testaments Friedrichs II. nach Berlin (1786) und bei dem Abschlusse des Baseler Friedens (1795) — begegnet sind, und wollen wir im Betreff dieses letzteren nur hier noch nachträglich erwähnen, daß seine Bemühungen um das Zustandebringen desselben von dem Könige von Preußen mit dem schwarzen Adler-Orden, von dem französischen National-Convent mit einem Porzellan-Service belohnt wurden.

Wir haben früher ein Portrait Steins nach Arndts Schilderung mitgetheilt: nicht minder getroffen und nach dem Leben wiedergegeben ist das Conterfei Hardenbergs von dem Bischofe Eylert, zwar mit etwas zu breitem Pinsel

vorgetragen, aber dennoch gut ausgeführt. „Hardenbergs Gesicht war der Spiegel seines Innern; die hohe gewölbte Stirn leuchtete, als ruhte auf ihr das Licht. Die Augen waren umsichtig, geistreich, klug, man fühlte, wenn er Einen mit seinen offenen, blauen Augen ansah, die Nähe eines außerordentlichen Mannes. Die Nase war etwas gebogen. Um den Mund schwebten Gutmüthigkeit, Wohlwollen und ein Anflug von Satire. Das Kinn war rund und fest; die ganze Physiognomie hatte etwas wahrhaft Vornehmes. Die Gestalt war von mittlerer Größe, schön geformt und stattlich, das Haar voll und lockig, die Stimme wohlklingend, die Sprache langsam, ruhig, bedächtig und verständlich. — Sein Verstand war klar, vor seinen geistigen Blicken standen enthüllt alle Hindernisse, die sich seinen Zwecken entgegenstellten. Er fühlte es von vorn herein, ob er sie besiegen könne oder nicht. Er war ruhig und konnte warten. Sah er, daß er nicht durchkommen konnte, so umging er mit gewandter Klugheit alle feindseligen Kräfte, ließ sie aus dem Spiele und erreichte seine Absicht auf einem anderen Wege. Durch seine vielen Reisen und sein beobachtendes Leben bei Höfen kannte er genau die regierenden Herren, ihren verborgenen Willen, ihre versteckten Triebfedern, ihre Einfluß habenden Umgebungen, auch die weiblichen; diesen widmete er eine vorzügliche Aufmerksamkeit, daher er für einen der galantesten und splendidesten Cavaliere galt. Unbefangen und heiter ging er durch alle Intriguen, als wenn sie nicht da wären, er that, als sähe er sie nicht, und doch sah und wußte er Alles. Er war ein durch und durch weltkluger Mann, konnte sich verstellen „und sagen: schön zu dem, was tief ihn kränkte." Er war ein geborener Diplomat, schlau, glatt, gewandt und geschickt im Wenden und Drehen der Verhältnisse; dabei war er gutmüthig, wohlwollend, gegen Freunde treuherzig. Er scheute den Schmerz und mochte ihn bei Andern nicht sehen. Wohlwollen und Humanität war die Magnetnadel seines ganzen Wesens. Unterdrückung und Härte war ihm zuwider, er wirkte ihnen überall entgegen. Er war frei im vollsten Sinne des Wortes, und los geworden von dem Vorurtheile des Standes und der Geburt. Mit dieser ächt menschlichen Tendenz verband er große Thätigkeit, er konnte acht bis zehn Stunden ununterbrochen mit angestrengtestem Ernste arbeiten. Er hatte es zu thun am liebsten mit erfahrenen Männern; er liebte die Jungen, wenn sie Genie hatten, frisch und lebendig waren. Er verließ die befahrenen Wege des herkömmlichen Schlendrians und war ein Feind des todten Buchstabens und

Controlirens. Sich selbst frei bewegend entfernte er alle unnützen und lähmenden Fesseln. Wo er Talent fand, hob er es und gab ihm freien Spielraum." Einige das Bild vervollständigende Züge fügen wir aus eigener Bekanntschaft mit dem Fürsten und aus den Schilderungen von befreundeter Hand hinzu.

„Zu Berlin," schreibt der Ritter v. Lang in seinen Memoiren, „wurde ich von Hardenberg, den ich aus früheren Jahren kannte, wie ein Kind des Hauses empfangen. Ueberhaupt ist dem, der nur kleine, deutsche, steife, schulmeisterliche, hinter einem halben Dutzend Vorzimmer verschlossene und vom Bettelvolk belagerte Minister kennt, von der Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenbergs kein Begriff zu geben. Er lauschte seinen Untergebenen ordentlich in der Miene ab, was ihnen angenehm sein könnte, nahm Kenntniß von ihren innersten häuslichen Angelegenheiten, kam, wo er irgend einen von seiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorschüssen und Remunerationen entgegen und konnte beinah empfindlich darüber werden, wenn ein solcher zu versteckt war, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ Jeden möglichst in das Fach übergehen, worin er am liebsten arbeitete, riß wider Willen oder ohne große Verbesserung Keinen aus seinen Verhältnissen; wo er abschlagen mußte, suchte er ängstlich etwas Anderes auf, was einstweilen trösten und entschädigen konnte."

Hatte der strenge, unbeugsame Charakter Steins und seine rauhe Tugend, sowohl bei dem Könige, als bei dessen nächsten Umgebungen, oft Anstoß gegeben, so verletzte Hardenberg nicht minder durch seine an das Frivole streifende Gesinnung und Lebensweise. Stein näherte sich mehr in seiner Anschauungsweise dem sittenstrengen, das Familienleben hochachtenden, einen König ohne Parlament nicht anerkennenden englischen Lord, während Hardenberg sich mehr einen französischen Marquis, welcher sich zugleich zu den Grundsätzen der Revolution und der Galanterie bekannte, vor Allem einen Mirabeau zum Vorbilde genommen hatte. „Hardenberg und Stein," — erzählt der geschwätzige, oft aber fein beobachtende Bischof Eylert — „zwei große, originelle Männer, die sich unsterbliche Verdienste um die Welt und den preußischen Staat erworben haben, waren sehr verschiedener, ja heterogener Natur. Stein war Sturmwind; Hardenberg ein Frühlingssäuseln. Stein war hart und unbeugsam, wie ein Felsen; Hardenberg flexibel und nachgebend: jener ein Stoiker, dieser, wenn auch nicht ein Epicuräer, doch ein Mann, der die Freuden des Lebens genießt. Jener gebot selbstständig den Umständen; dieser beobachtete und sah zu, woher der

Wind wehte. Jener war für den Krieg, stieß, trieb und stürmte; dieser für den Frieden und seinen bedächtigen Aufbau. Jener paßte für glatte, verwickelte, diplomatische Verhältnisse nicht; dieser ganz und gar. Jener war in seinem ganzen Wesen auf presto und fortissimo, dieser auf andante und allegro gestimmt. — — Stein und Hardenberg paßten nicht zusammen, sie mieden sich, und jener machte diesem Platz."

Nach ihrem innersten Wesen auf dem sittlichen Standpunkte mußten Beide sich abstoßen; denn wenn auch der leutselige, jedes Verdienst und Talent anerkennende Staatskanzler sich wohl mit Stein verständigt und vertragen haben würde, so hatte dagegen Stein sich sehr bestimmt darüber ausgesprochen, daß er nie mit Hardenberg, den er einst gegen den nachherigen Minister Eichhorn „halb Fuchs, halb Bock" nannte, in eine gemeinschaftliche Verwaltung eintreten würde. Um so mehr verdient die Selbstüberwindung Steins Anerkennung, daß er, da es das allgemeine Wohl des Vaterlandes galt, der Einladung Hardenbergs zu jener geheimen Zusammenkunft auf dem Riesengebirge folgte. Auf dem grünen Rasenteppiche vor der Alpenhütte vertrugen sie sich; am grünen Ministertische würden sie heftig an einander gerathen sein.

Diesen verschiedenen Schilderungen der äußeren Erscheinung Hardenbergs im geselligen Umgange und seines inneren Werthes als Staatsmannes fügen wir zur Vervollständigung noch eine, von dem Präsidenten v. Hippel, welcher mit ihm abwechselnd in vertraulichem Verkehr und in Zerwürfniß lebte, niedergeschriebene, Beurtheilung hinzu. Dieser nennt ihn: „einen hellen, durch klassische Wissenschaft und vielfache Erfahrung gebildeten Staatsmann, mit freiem Geiste, jedem großen Gedanken zugänglich, in Verfolgung der Ideen und Zwecke, die er als die richtigen erkannt, beharrlich und ritterlich muthig; doch mehr Diplomat als Staatswirth, betrachtete er die ganze Verwaltung nur als ein dienstbares Mittel zu einem einzigen Zwecke: der politischen Sicherheit des Staates. Im jugendlichen Alter schon Minister, war er durch eine solche Centralstellung gewöhnt, die Dinge, auch die Verwaltung lediglich aus allgemeinem Standpunkte von oben herab, mithin oft oberflächlich, zu betrachten, und seine Untergebenen daher in ihren Arbeiten gewähren zu lassen, wenn er dadurch nur den Lichtpunkt, den er vor Augen hatte, festgehalten sah."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Staatskanzler macht Halt in der inneren Gesetzgebung. — Napoleons Grauen vor den Jacobinern des Nordens. — Jerome warnt den Herrn Bruder. — Das Continentalsystem Napoleons. — Das Decret aus Antwerpen vom 2. Juli 1810. — Alexander protestirt. — Napoleon im Zorne. — Er bricht mit Rußland. — Preußens allerbedenklichste Lage. — York schickt den Major v. Kleist als Spion nach Warschau. — Ukas vom 19. December 1810. — Hardenberg erklärt dem französischen Gesandten: der König wolle Preußens Schicksal unwiderruflich an das Frankreichs knüpfen. — Fürst Hatzfeld wird nach Paris geschickt, um wegen eines Bündnisses zu unterhandeln. — Ansichten Napoleons über Preußen. — Gneisenau an der Spitze der Kriegspartei. — Man fürchtet eine Aufhebung des Königs durch französische Truppen. — Friedrich Wilhelm an Alexander den 12. Mai 1811. — Antwort Alexanders vom 18. Juni 1811. — Friedrich Wilhelm an Napoleon den 14. Mai 1811. — Es erfolgt keine Antwort. — Scharnhorst weiß nicht, wer unser Freund, oder Feind sein wird.



Den glänzenden Sieg, welchen der Staatskanzler im Kampfe mit der Adelspartei durch die Niederlage der kurmärkischen Ritterschaft unter Anführung von Marwitz und Finkenstein erfochten hatte, wagte er nicht zu verfolgen; vielmehr sehen wir ihn seit dieser Zeit in der inneren Organisation des Staats nicht weiter vorschreiten. Wenn seine unbedingten Verehrer eine Entschuldigung für seine zunehmende Zaghaftigkeit darin finden wollen, daß ihm durch den König selbst die Hände gebunden worden seien, so sollten

sie nur nicht für ihn die Ehrenhaftigkeit eines Canning, oder die Charakterfestigkeit eines Stein in Anspruch nehmen, welche, wenn die Krone ihren Ansichten die Zustimmung versagte, ihre Entlassung einreichten.

Die feierlich verheißene Berufung allgemeiner Stände, als Repräsentanten der Nation, die Errichtung eines Staatsraths, selbst die Einführung einer Kreis- und Gemeinde-Ordnung, und noch viele der wichtigsten Einrichtungen zur Belebung des Nationalgefühls und zur Entwickelung eines freien Staatsbürgerthums wurden so lang vertagt, bis sie endlich verjährten. Dieser Versäumniß dürfen wir jedoch den Staatskanzler erst zehn Jahre später, als er mit Metternich karlsbaderte, nicht zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, zeihen; zu Gunsten der Entwickelung des verfassungsmäßigen Staats und des freien Nationalbewußtseins war durch die Gesetzgebung von 1810 und 11 eine Riesenarbeit vollbracht worden. „Ihr Verfassungsfreunde," hörten wir einst aus des Staatskanzlers Munde in vertraulichem Kreise, „könnt es mir nicht genug danken, daß ich mit der Constitution zurückgehalten habe und noch zurückhalte; sie würde unter dem Einflusse der Aristokratie und der Hofpartei nichts weniger als liberal ausgefallen sein, welche die von mir ins Leben gerufenen freisinnigen Institutionen aufgehoben, die Rechte des Volks und die Macht des Thrones in gleicher Weise beschränkt haben würden." In der That waren es auch in jener Zeit vornehmlich Stimmen aus der Ritterschaft und der hohen Aristokratie, welche eine Constitution verlangten. „In der großen Nationalsache der Constitution," schrieb Graf Arnim-Boytzenburg an Stein, „die man dem Volke versprochen hat, — die erste officielle Piece enthielt diese heilige Zusage, — ist bis jetzt auch nicht ein Schritt geschehen, es ist keine Rede mehr davon, nicht einmal nur von einem solchen Project. Die Nation glaubt auch nicht mehr daran, sie sagt sich: man will unser Geld, man will nur vermehrte Auflagen, der Roman einer Constitution ist uns nur hingeworfen, um uns zu tödten. Man hält den Chef für edel, aber schwach. Warum einen Wülknitz, einen Crelinger, und Andere in seiner Nähe dulden? Warum sie brauchen? Warum sich Menschen wie v. Cölln, Adam Müller, Friedrich Buchholz durch Pensionen und Zuvorkommenheiten attachiren?" *)

Die Aufgabe, welche der Staatskanzler jetzt zu lösen hatte, war: die auf-

*) Pertz, das Leben Steins. Vehse, Geschichte des preuß. Hofes. VI. 111.

keimende Saat gegen einheimische Wildschweinerei der Reaction und den jungen Staat, der wie das kaum ausgekrochene Rebküchlein mit der Eierschale, so mit dem Helm auf dem zarten Schädel auf- und davonlaufen wollte, noch im Neste zu halten und vor dem beutegierigen, neufränkischen Raubvögel zu wahren. Es galt nichts Geringeres, als den an Waffengewalt und den Künsten diplomatischen Betrugs uns bisher so überlegenen Gegner zu überlisten, um ihn später auch zu überwältigen. Napoleon mußte getäuscht und betrogen werden, und noch dazu vor seinen eigenen sichtlichen und vor Hunderten von Augen seiner Spione und der Verräther, welche er an jedem deutschen Fürsten-Hofe, den unseren allein ausgenommen, im Solde hatte.

Preußen war durch die unglücklichen Feldzüge 1806 und 7, durch den Tilsiter Frieden und durch seine Unentschlossenheit 1809 aus der Reihe der europäischen Großmächte ausgeschieden, und da ihm Selbstständigkeit und Verbündete fehlten, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden. Und dennoch regte sich etwas in diesem von der Natur dürftig ausgestatteten, von den Feinden ausgesogenen Lande, dessen Erwerbsquellen danieder lagen, dessen öffentlicher Credit gesunken, dessen Handel und Schifffahrt das Meer verschlossen worden war, dennoch, sagen wir, regte sich in diesem Altpreußen, in dieser Mark Brandenburg, in Pommern und Schlesien etwas, wobei dem allgewaltigen Kaiser unheimlich zu Muth ward; er nannte die Preußen: „die Jacobiner des Nordens“. Mit den Kaisern, Königen und ihren stolzen Wachtparaden hatte er vollständig aufgeräumt, allein in Spanien und Tirol hatte er einen gefährlicheren Geist heraufbeschworen, den seiner selbst sich bewußtwerdenden Volksgeist, der nun auch in Preußen sich immer mächtiger zu regen begann. Was half es ihm, daß er dieser tausendköpfigen Riesenschlange die einzelnen Häupter: Palm, Hofer, Schill heruntersäbelte, aus jedem bluttriefenden Rumpfe schoß ein Nachwuchs von Tausenden neuer Häupter hervor. Selbst da, wo noch im Jahre 1809 die Bevölkerung sich abgeneigt gezeigt hatte, sich der Empörung gegen die Fremdherrschaft anzuschließen, in Hannover, Hessen, Westphalen hatte der Druck und der Uebermuth der napoleonischen Soldaten und Beamten so zugenommen, daß der Haß gegen die Franzosen zum allgemeinen Nationalgefühl wurde. „Die Gährung,“ schrieb 1811 der König von Westphalen seinem kaiserlichen Bruder, „ist auf den höchsten Grad gestiegen; die thörichtsten Hoffnungen werden genährt und mit Begeisterung geliebkost, man hält sich Spaniens Beispiel vor, und

wenn der Krieg ausbricht, werden alle Landschaften zwischen dem Rheine und der Oder der Sitz eines ungeheuren und thätigen Aufstandes sein. Die mächtige Ursache dieser Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld über das fremde Joch; sie liegt noch viel wirksamer in dem Unglück der Zeiten, in der Zugrunderichtung aller Klassen, die dem Uebermaß der Auflagen, Kriegssteuern, Unterhalt der Truppen, Durchmärsche und unaufhörlich wiederholten Bedrückungen aller Art erliegen.

„Die Verzweiflung der Völker ist zu fürchten, die nichts weiter zu verlieren haben, weil man ihnen Alles genommen hat. Dieser Brand wird nicht nur in Westphalen und den Frankreich unterworfenen Ländern ausbrechen, sondern auch bei allen Rheinbundfürsten. Sie selbst werden die ersten Opfer ihrer Unterthanen sein, falls sie an deren Gewaltmaßregeln nicht Theil nehmen. Die Völker sind gleichgültig gegen die hohen Combinationen der Politik, sie fühlen allein das Uebel, welches sie gegenwärtig drückt."*)

Zu wiederholten Malen haben wir als den Endzweck, für den Napoleon einen Feldzug nach dem anderen unternahm: „die Befreiung der Meere von der Alleinherrschaft Englands" bezeichnet, und ihn als einen berechtigten anerkannt. Er würde ihn auch siegreich zu Ende geführt haben, wenn er die Völker des Festlandes, anstatt durch despotische Unterjochung, vielmehr durch Erhebung zu wahrer Freiheit sich verbündet hätte. Außerdem war er, wie ebenfalls schon angeführt wurde, in dem Wahnsinn befangen: das weltmeerbeherrschende England auf der Elbe und Oder, auf dem Rheine und der Schelde besiegen zu können, deren Mündungen noch dazu von den englischen Schiffen unter Verschluß gehalten wurden. Er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Englands Macht dadurch zu brechen, daß er dasselbe von allem Verkehr mit dem europäischen Festlande ausschloß; von Lissabon bis Archangel,

*) Als ein Zeugniß, wie brennender Haß gegen Napoleon damals die Gemüther der deutschen Jugend erfüllte, kann der Verfasser aus seinen eigenen Erlebnissen Folgendes anführen. Im August 1811 erließ der französische Präfect Erfurts eine öffentliche Einladung an die Studenten der Universität Jena zu der Feier des Geburtstags des Kaisers, „dessen Name die Welt mit Glanz erfüllt, vor dem Europa im Staube liegt." Wir waren empört über solche Zumuthung, und es wurde sofort eine Antwort aufgesetzt und an das schwarze Brett angeschlagen, welche die Einladung mit Verachtung zurückwies und mit den Worten schloß: „Wär' es die Todtenfeier des Tyrannen, gern würde ein Jeder von uns mit um seinen Galgen tanzen." Auf den Verfasser wurde gefahndet, allein so Viele darum wußten, keiner verrieth ihn.

von den Säulen des Hercules bis zu den Dardanellen sollten alle Hafenplätze gesperrt, die ganze Küste bewacht werden. In jeden Friedensschluß, den er vorschrieb, in jeden Vertrag, den er aufzwang, wurde als unerläßliche Bedingung: „Ausschluß des Handels mit England“ aufgenommen. Allein kaum hatte der Sieger den Rücken gewendet, so wurde mit den englischen Schiffen vor wie nach der Verkehr unterhalten und er selbst machte dabei durch den Verkauf von Erlaubnißscheinen (Licenzen) ein ganz gutes Geschäft. Dennoch ließ er nicht ab, mit eisernem Trotz sein „Continentalsystem“, wie er es nannte, durchzuführen. Da ihn hierbei selbst die eigenen Brüder nicht unterstützten, nöthigte er den König Louis Napoleon, ihm die Krone Hollands wieder zurückzugeben und den König Jerome, ihm die Hafenstädte seines Reichs abzutreten. In den Hansestädten Bremen, Lübeck, Hamburg wurde, wie es bereits in Stettin und Danzig geschehen, der französische Adler aufgepflanzt und der Herzog von Oldenburg im Vorbeigehen aus seinem Lande hinausgewiesen. Der Kaiser von Rußland hatte bei der ersten Umarmung auf dem Niemen ausgerufen: „Niemand haßt die Engländer mehr als ich!“ auch bei der Komödie in Erfurt die heiligsten Versicherungen gegeben, mit England jeden Verkehr abzubrechen. Und wenn er auch dazu den besten Willen gehabt hätte, wie wäre ein Zar jemals mächtig genug, um den Schmuggel zu hintertreiben. Noch mehr aber veranlaßte Napoleons Decret aus Antwerpen vom 2. Juli 1810: „daß kein Schiff aus einem französischen Hafen auslaufen dürfe, welches für einen fremden Hafen bestimmt sei, das nicht einen von seiner eigenen Hand unterzeichneten Erlaubnißschein habe,“ Rußland sich den übernommenen Verbindlichkeiten zu entziehen. Durch Ukas vom 19. December 1810 wurde die Einfuhr englischer Waaren in Rußland auf neutralen Schiffen gestattet und in dem neuen Zolltarif vom 29. December die vornehmsten Erzeugnisse der französischen Industrie gänzlich von der Einfuhr nach Rußland ausgeschlossen. Bald darauf gab Alexander seine gereizte Stimmung gegen Napoleon in einer, im Februar 1811 an alle europäischen Höfe gerichteten, Note kund, in welcher er feierlich gegen die Einverleibung Oldenburgs in das französische Kaiserreich protestirte und seine Rechte darauf wahren zu müssen erklärte. Napoleon versuchte es in einem Briefe, der halb in drohenden, halb in einschmeichelnden Worten abgefaßt war und den er dem Obersten Czernitscheff zur Einhändigung an den Kaiser übergab, sich zu rechtfertigen, was jedoch keinen Erfolg hatte. Die Einverleibung Oldenburgs ent-

schuldigt er damit, daß dies Herzogthum der Hauptstapelplatz für den Schmuggel mit England gewesen und er überdem dem Herzog eine Entschädigung nicht weigern werde. „Der Ukas wegen des Zolltarifs," heißt es in dem Briefe, „gilt für einen Wechsel des russischen Systems, und wird in den Augen Englands und ganz Europas so angesehen, als ob unsere Allianz nicht mehr existirte. Und wenn sie auch noch eben so sehr in dem Herzen Ew. Majestät, wie in dem meinen bestände, so würde nichtsdestoweniger jene allgemeine Meinung ein großes Uebel sein."

Nicht so rücksichtsvoll sprach sich Napoleon bald darauf bei einer feierlichen Veranlassung über sein Verhältniß zu Rußland aus. Als eine Deputation des Handelsstandes von Paris am 24. Mai 1811 von ihm in den Tuilerien empfangen wurde, um ihre Glückwünsche zur Geburt des Thronfolgers ihm zu Füßen zu legen, brach er die Gelegenheit vom Zaune, gegen den Kaiser von Rußland los zu brambiren in einer Sprache, wie man sie von „Damen der Halle" nicht stärker hören konnte. Er spottete über den Ukas des russischen Kaisers, er drohte, daß ihm ein Marsch nach Petersburg oder Moskau nicht mehr Unbequemlichkeit machen solle, als eine Spazierfahrt nach Fontainebleau. Sich mehr und mehr erhitzend, verrieth er im Eifer der Rede der Deputation der Kaufmannschaft mehr als ihm hernach lieb war. „O, ich habe zweihundert Millionen im Keller liegen, vollwichtige Napoleons, mein Privateigenthum; im Nothfall stelle ich sie dem Staat zur Disposition. Ich habe jährlich neunhundert Millionen Einkünfte in blanken Fünffrankenstücken; damit läßt sich schon ein Geschäft machen. Wer kann es mir wehren, in zwei Jahren hab' ich, wenn ich es will, eine Flotte von zweihundert Schiffen ersten Ranges. Die Engländer haben bessere Admirale — bah! was frag' ich danach" — und was dergleichen Großsprechereien mehr waren, durch die er nur ein Bekenntniß seiner Ohnmacht ablegte. Noch mehr am ungehörigen Orte war eine herausfordernde Zornrede, die er bei der Beglückwünschung zu seinem Geburtstage am 15. August in den Tuilerien vor einer glänzenden Versammlung dem russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, ins Gesicht schleuderte. Als dieser die Versicherung von den friedliebenden Gesinnungen seines Kaisers gab, unterbrach ihn Napoleon heftig: „Nein, nein, Ihr Kaiser will Krieg. Meine Generale melden mir, daß die russischen Heere gegen den Niemen vorrücken, der Kaiser täuscht mich, er verführt mir die Leute, die ich an ihn sende .... Schon gut, der Kaiser mag sich

vorsehen, wir haben uns kennen gelernt. Mag es dem Glück oder der Tapferkeit meiner Soldaten zuzuschreiben sein, oder mag es daher kommen, daß ich das Handwerk ein wenig verstehe, ich habe im Kriege immer den Vortheil gehabt. Ich will nicht sagen, daß ich die Russen schlagen werde; aber wir werden uns schlagen. Sie wissen, daß ich Geld habe, daß ich 800,000 Mann habe, daß jedes Jahr mir 250,000 Conscribirte zu Gebot stellt, daß ich also in drei Jahren meine Armee um 700,000 Mann vermehren kann und das ist genug, um den Krieg in Spanien fortzusetzen und um zu gleicher Zeit mit Rußland Krieg zu führen. Rechnen Sie etwa," fuhr er, mit einem drohenden Seitenblick auf den seitwärts stehenden östreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg, fort, „auf Oestreich, dann glaube ich, daß Sie sich verrechnen; denn wenn Oestreich wieder hervortreten und Krieg führen will, so wird es das nur thun, um Ihnen wieder zu entreißen, was es Ihnen im letzten Kriege hat abtreten müssen."

Daß es zwischen Rußland und Frankreich zum Bruch kommen müsse, daß der Ausbruch eines Krieges nah' bevorstehe, war seit dem Notenwechsel wegen Oldenburgs und den Zornreden des Kaisers in den Tuilerien nicht mehr in Zweifel zu ziehen.

Napoleons Plan war, wie bei allen seinen früheren Feldzügen, auch bei dem bevorstehenden darauf gerichtet: seinen Gegner zu überraschen, zu überfallen, ehe dieser genugsam vorbereitet zum Kampfe im Feld erscheinen könne. Rußland gegenüber, welches mindestens zwölf Monate bedurfte, bevor es eine hinlängliche Armee an dem Niemen und der Weichsel aufzustellen im Stande war, schien diese Aufgabe für Napoleon um so leichter, als er über die Kräfte des Großherzogthums Warschau, wo er Friedrich August von Sachsen als Drahtpuppenkönig am Schnürchen hatte, und über Preußen, wo er in Stettin, Cüstrin, Glogau, Danzig und Thorn starke Besatzungen hatte, verfügen konnte. Und doch, wie wenig verstand es Napoleon, so großen Vortheil zu benutzen; die Bewunderer seines Feldherrngenies müssen gestehen, daß er sich bei dem Kriege, den er gegen Rußland eröffnete, als den allerschlechtesten Politiker gezeigt hat. Frankreich, an der Spitze der europäischen Civilisation, unternimmt einen Krieg gegen das noch dem Barbarenthum angehörige Rußland; ein Heer von fünfmalhunderttausend Kriegern, geführt von dem ersten Feldherrn seines Jahrhunderts, bricht auf, um die politische, religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Bildung des

Westens nach dem, noch in dumpfer Sklaverei und Despotenthum versunkenen Osten zu tragen, eine Aufgabe, wie sie seit Alexanders des Macedoniers Zuge nach Indien die Weltgeschichte nicht dargeboten hatte. Und wie jammervoll wurde diese ruhmverheißende Aufgabe von dem, dem Wahnsinn eitler Selbstsucht anheimgefallenen, Corsen verflacht! Wäre es ihm darum zu thun gewesen, den Völkern des Ostens die Ketten der Leibeigenschaft abzunehmen, ihnen Bildung, das Bewußtsein der Freiheit und Brüderlichkeit zu bringen, dann durfte er nicht — und wenn er auch das neue Evangelium mit dem Schwert in der Hand verkündigen mußte — er durfte nicht die Völker, welche sich ihm als Verbündete, als Mitkämpfer anzuschließen bereit waren, als unterworfene Sklaven, an seinen Triumphwagen angeschlossen, mit sich schleppen wollen, um zur Befriedigung seiner persönlichen Gelüste für ihn sich zum Schlachtfeld, nein zur Schlachtbank schleppen zu lassen.

Spätere Jahrhunderte werden es unglaublich finden, daß der ruhmgekrönte, unüberwundene Frankenkaiser einen ganz ungeheuerlichen Heerbann gegen den Zar von Rußland aufbietet und die Weichsel überschreitet, ohne den Polen Wiederherstellung ihres Reiches in sichere Aussicht zu stellen und ohne in Deutschland und Preußen sich eine befreundete Völkerschaft als Rückhalt gewonnen zu haben. Wie trugvoll und falschen Herzens er eben so wie 1807 die tapfere Hand der Polen von sich wies, werden wir später zu erwähnen haben; hier geht uns näher sein Verhältniß zu Preußen bei Eröffnung des russischen Feldzuges an.

Nach dem Frieden von Tilsit hatte Napoleon mehrmals in seinem Gemüthe erwogen, ob es nicht für die Sicherstellung seiner Herrschaft in Deutschland unerläßlich sei, das preußische Königshaus in sichern Gewahrsam zu nehmen und das Königreich aufzulösen. Berlin sollte die Residenz des Königs von Westphalen, Schlesien sollte an Sachsen und Oestreich gegeben werden, und Ostpreußen anzunehmen, würde sich irgend ein russischer Großfürst geneigt gefunden haben. „Kleine Staaten," und zu diesen zählte man damals Preußen, „können nicht bestehen, wenn deren Existenz der Politik und den Vortheilen der großen Mächte entgegen ist, welche wie ein reißender Strom Alles verschlingen, worauf sie in ihrem Laufe stoßen." Diese von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen den russischen Gesandten in Paris mit Beziehung auf Preußen gemachte Aeußerung erweckte bei dem Berliner Hofe die gerechteste Besorgniß. Diese wurde noch vermehrt, als man im Februar 1811 erfuhr, daß auf Na-

poleons Befehl in Warschau Magazine angelegt, Kriegsmaterial angehäuft und Truppenaushebungen angeordnet würden. Diese Maßregeln waren zunächst wohl durch die Zusammenziehung russischer Truppen an der Grenze des Herzogthums Warschau veranlaßt; allein da zu derselben Zeit die französischen Besatzungen in Magdeburg, Stettin, Thorn und Danzig Verstärkungen erhielten, fürchtete man in Berlin, daß Napoleon den König von Preußen zusammt seinem Königreiche einmal über Nacht aufzuheben sich gemüßiget finden werde. Die preußische Armee bestand aus sechs Brigaden, der brandenburgischen, der pommerschen, zwei schlesischen und zwei preußischen. General York, welcher die westpreußische mit dem Stabsquartier Marienwerder befehligte, erhielt den Auftrag: „im tiefsten Geheimniß einen zuverlässigen Mann nach Warschau zu schicken, um über jene Rüstungen genaue Erkundigungen einzuziehen.“ Eine Anweisung auf 150 Thaler — mehr hatten wir nicht auf einen guten Spion zu verwenden — war beigefügt und York sah sich genöthigt, dem Major v. Kleist a. D., welcher die Sendung übernahm, noch 50 Thaler aus seiner Tasche zuzulegen. Kleist fand die Zusammenziehung herzoglich warschauischer Truppen bei Thorn so bedenklich, daß er sich veranlaßt fand, dem tapfern Feldmarschall Courbière, Commandanten von Graudenz, einen Wink zu geben, daß er eines Ueberfalls gewärtig sein könne. Ohne zuvor sich mit York in Einvernehmen zu setzen, beorderte Courbière eine Strandbatterie, welche in Gemeinschaft mit einer französischen den Wachtdienst an der Ostseeküste gegen die Engländer versah, von dort ab nach Graudenz und forderte die Regierung zu Marienwerder auf, seine Festung zu verproviantiren. Der französische Gouverneur von Danzig erhob über so feindselige Maßnahmen Beschwerde; York bot Alles auf, „die Besorgnisse des alten Courbière zu temporisiren“ und meldete dem König nach Berlin (d. 24. März 1811): „Ich wünsche sehnlichst, daß dies mein Benehmen den Intentionen Sr. Majestät entsprochen haben mag; eine Sache, die, da ich ohne alle Ansichten über unsere neuesten politischen Verhältnisse bin, in meiner Lage wahrlich nicht ganz leicht ist. Auch nur ein kleiner Wink könnte die Basis werden, worauf ich bei vorkommenden Fällen meine Ansicht und mein Benehmen begründen könnte. Ich glaube, es war schon früher ein Fehler bei uns, daß ein commandirender General *außer sich von nichts wußte* und also bei augenblicklich erforderlichen Entschlüssen unsicher war und lieber nichts that, um beim Handeln nicht verantwortlich zu werden.“ In noch

stärkeren Ausdrücken hatte Blücher, welcher die pommersche Brigade commandirte, sich beschwert, daß man ihn auf seine Anfragen zwischen „Boom und Borke" sitzen lasse, so daß er nicht wissen könne, ob uns Frankreich, oder Rußland, oder beide gemeinschaftlich verschlingen würden. Allein hierüber war man im Cabinet des Königs ebenso im Ungewissen. Nach dem unglücklichen Ausgange des östreichischen Krieges 1809 und zumal seit Hardenberg wieder an die Spitze der Geschäfte getreten war, ließ das Berliner Cabinet, wenigstens für die nächste Zeit, jede Hoffnung, der Macht Napoleons Trotz bieten zu können, fallen und Hardenberg rieth zu der unbedingtesten Unterwerfung; denn nur dadurch konnte nach seiner Ansicht das Schwert des Damokles, welches über dem preußischen Throne hing,noch schwebend erhalten werden. Unaufgefordert erbot er sich gegen Napoleon, nachdem Alexander durch den Ukas vom 19. December 1810 sich von dem Continentalsystem losgesagt, jeden Landesverkehr mit Rußland aufzuheben und eben so steigerte man freiwillig die Maßregeln zur strengsten Ueberwachung der Küste gegen den Schmuggelhandel mit England. Sehr ungelegen kam dem Könige Yorks Meldung der von Courbière zur Sicherung von Graudenz getroffenen Maßregeln; er ließ ihm (den 1. April) schreiben: „daß die anhero gemeldete Zusammenziehung warschauischer Truppen eine feindliche Absicht zum Grunde haben solle, sei ihm nicht wahrscheinlich."

Dem Grafen St. Marsan, französischem Gesandten in Berlin, welcher sich von Hardenberg eine nähere Erklärung über die in Graudenz getroffenen Maßregeln erbat, erklärte dieser: „der König ist fest entschlossen, seine Sache nie von der Frankreichs zu trennen und dem Kaiser treu und ganz ergeben zu bleiben; ich habe Ihnen öfter gesagt, daß ich nie für halbe Maßregeln bin; der König ist ganz derselben Meinung und sein größter Wunsch würde sein, sich auf die innigste Weise mit Frankreich zu verbinden, was alle Leidenschaften und Intriguen schweigen lassen, den Credit des Gouvernements herstellen, Sicherheit und Zutrauen in der ganzen Monarchie wieder erwecken würde. Der König hat ausdrücklich geäußert: er wünsche, daß sein Verlangen, Preußens Schicksal unwiderruflich an das Frankreichs zu knüpfen, dem Kaiser mitgetheilt und dessen Intentionen in dieser Hinsicht erkundet würden."

Dem Kaiser Napoleon ein Bündniß antragen, hieß sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben und um diese Erniedrigung ihm recht glaubhaft zu machen, wurde der Fürst Hatzfeld (wir kennen ihn aus den Jahren 1805 und 6) mit

Vollmachten zum Abschluß des Bündnisses nach Paris gesendet. „Hatzfeld seine Sendung“ — schreibt Blücher den 4. April 1811 an Eisenhardt — „ist einzig, aber es geschehen heut zu Tage lauter Dinge, die die Vernunft nicht einmal ahndet.“

St. Marsan betrieb auf Hardenbergs Anliegen den Abschluß des Bündnisses angelegentlichst. „Mit vieler Ungeduld“ — berichtet er den 3. April nach Paris — „erwarten der König und seine beiden Minister die Wirkung der von ihnen gemachten Eröffnungen in Betreff der Allianz mit Frankreich; der König hat auf entschiedene Weise seine Partei genommen.“

Der Eifer, mit welchem St. Marsan diese Angelegenheit betrieb, erweckte bei Napoleon Verdacht; St. Marsan, ein Piemontese, gehörte selbst zu den Verdächtigen, den der Kaiser durch den westphälischen Gesandten Freiherrn v. Linden, seinen reichlich besoldeten Hauptspion, überwachen ließ. Ueber Hardenberg hegte Napoleon damals noch eine günstige Meinung: „Man sieht“ — äußerte er — „daß in Preußen ein Mann von Geist an der Spitze der Geschäfte steht. Ich weiß sehr wohl, daß Herr v. Hardenberg mich nicht besonders liebt, aber er weiß, was der Vortheil seines Vaterlandes erheischt. So muß man verfahren, wenn man sich mit der Leitung der Geschäfte befaßt.“ Als in dem Staatsrathe das von Preußen angebotene Bündniß zur Sprache kam, äußerte Napoleon: „Preußen scheint gut gesinnt zu sein, aber ich kann mich nicht zuversichtlich auf dasselbe verlassen, es will sich seiner Verpflichtungen entledigen, es hat mir in dieser Beziehung so eben Vorschläge gemacht, aber ich bedarf Unterpfänder. Preußen ist mir nicht gleichgültig, es bildet eine Vorhut. Wissen Sie, daß es mir 120,000 Mann aufwiegt? Es hat 40,000 auf den Beinen. Bildet es die Vorhut Rußlands, so muß ich ihm 40,000 entgegenstellen, das ist ein Unterschied von 80,000 Mann. Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut. Sie haben nichts Tüchtiges geleistet; warum? weil es Niemand verstand sie anzuführen. Hätte ich sie geführt, sie würden sich geschlagen haben wie Franzosen. Der König von Preußen hat mir seine Truppen angeboten, allein ich brauche Bürgschaften. Der preußische Soldat liebt mich nicht, ich kann mich auf ihn nicht verlassen, wenn ich nicht Geißeln habe. Der König — er könnte freilich den Feldzug in meiner Gesellschaft machen, aber — ein Kaiser und ein König in demselben Heere, das beengt, das fordert gegenseitige Aufmerksamkeiten, das könnte Verlegenheiten herbeiführen. Ich will mir die preußischen Prinzen ausbitten, sie werden mir als Geißeln die Treue der Truppen

verbürgen. O, ich werde sie mit Auszeichnung behandeln und wenn der preußische Soldat und Officier seine Prinzen wird unter meinem Befehl dienen sehen, dann wird er gehorchen, verlassen Sie sich darauf, er wird sich fügen. Und die Prinzen? ei nun, die werden lernen, was es heißt: Krieg führen. Wenn das Benehmen Preußens unzweideutig ist, werde ich ihm so viel Gutes thun, als ich ihm Uebles zugefügt habe, ich werde es vergrößern, ich werde — was weiß ich!" — So sprach Napoleon in einer Anwandlung von guter Laune; allein darauf folgte eben so rasch eine Anwandlung von böser. Kaum erfuhr er von den Truppenbewegungen, welche in Pommern und Westpreußen von York und Blücher gemacht worden waren, ließ er an seinen Minister des Auswärtigen am 30. April 1811 schreiben: „die Einberufungen von Recruten, welche in Preußen stattfinden, sind verdächtig, weil sie unnütz sind; wenn Preußen Rüstungen macht, eh' wir uns verständigt haben, so sind sie gegen mich gerichtet. Ich werde das Land besetzen. Es ist lächerlich, uns einreden zu wollen, sie seien gegen die Engländer, von denen man keine Landung zu fürchten hat." Und einige Tage später äußerte er: „die Kriegspartei in Berlin intriguirt aufs Neue; sie will den König drängen, sich für Rußland zu rüsten: der arme König von Preußen! nach vier Wochen giebt es vielleicht nur noch einen Marquis de Brandebourg."

In Berlin betrieben Scharnhorst, Gneisenau und Boyen die Vorbereitungen zum Kriege eben so eifrig, als Hardenberg den Abschluß eines Bündnisses mit Napoleon. Die commandirenden Generale in Pommern, Ost- und Westpreußen erhielten aus dem Kriegsministerium „geheime Instructionen", in welchen der Fall eines feindlichen Angriffs der Franzosen, den man von Danzig und Warschau her vermuthete, vorgesehen war. In dem feindlichen Lager aber war schon damals der Glaube an die Unwandelbarkeit des Glückssterns Napoleons wankend geworden. Der französische Gouverneur von Danzig, General Rapp, welchem York im December einen Besuch machte, äußerte gegen diesen: „Die Schlachten von Eylau, Aspern, Wagram haben unter den alten Soldaten sehr aufgeräumt, es wäre Zeit, daß der Kaiser ferneren Feldzügen entsagte und auf seinen Lorbeeren ruhte. Glauben Sie mir, eine Armee mit jungen Generalen und alten Soldaten ist noch einmal so viel werth, als eine Armee mit alten Generalen und jungen Soldaten." Noch mehr zu bedenken gab die Aeußerung: „Uebereilt euch nur nicht, ihr Herrn Preußen; wir erleben vielleicht noch, daß ihr

den größten Theil eurer verlornen Länder wieder bekommt, entweder so, oder so." — Dies „so oder so" stand auch auf der Wetterfahne der preußischen Politik. In dem Feldlager hatte man keine Gewähr dafür, was die nächste Zukunft bringen werde: ob man mit Frankreich gegen Rußland, wie Hardenberg und das Cabinet, oder mit Rußland gegen Frankreich, wie die Kriegspartei es meinte, marschiren werde. „Diese ungünstige Lage des preußischen Staats," schreibt Boyen aus Berlin den 4. April 1811, „macht, wie man behauptet, es jetzt noch nicht möglich, entschiednere Maßregeln zu nehmen und man muß also die Entscheidung des wichtigen Augenblicks zum Theil von der Zeit erwarten, obgleich mir nach meiner geringen Privatansicht dieser Moment nicht mehr fern zu sein scheint." Mit mehr Eifer und Entschiedenheit brachte der feurige Gneisenau seine Entwürfe vom Jahre 1809 wieder in Anregung. „Die russischen Rüstungen," schreibt er einem vertrauten Freunde, „begannen; auf einmal erschienen französische Truppen in größerer Anzahl, als die bestehenden Tractaten feststellten und wichen von den Militairstraßen ab. Dies erfüllte mit Schrecken. Man rief mich und ich gab meine Rathschläge, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, sogleich die Truppen zusammen zu ziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und zu insurrectionellen Maßregeln vorzubereiten. Gruner eilte (Mitte April) nach Prag. Da ich mit den einzelnen, für die gute Sache bestehenden Verbindungen bekannt war, suchte ich mich mit diesen in Rapport zu setzen und jeden Keim zur neuen thätigen Selbsthülfe Deutschlands zu wecken; ich zweifle nicht am Erfolge, besonders da das Ganze unter russischem Schutze und Hülfe steht; auch Stein will thätig werden und nach Rußland gehn, um dort das Beste Deutschlands mit berathen und lenken zu helfen. Mein Zweck ist, durch Deutschland dazu mitzuwirken, erstlich durch die Bildung der deutschen Legion, zweitens durch die Bildung von Streifparteien im Rücken des Feindes, drittens Insurrectionen in den unterjochten Ländern zu befördern." In Pommern ließ Blücher alle drei Monat Recruten, damals „Krümper" genannt, in aller Stille einrufen und in unglaublich kurzer Zeit zu tüchtigen Soldaten ausbilden; an den Festungswerken von Colberg ließ er unausgesetzt arbeiten. Er war darauf gefaßt, daß die Franzosen in nächster Zeit mit dem Königreich Preußen ein Ende machen würden. „Man kann uns alle Tage gleichsam zusammenklappen," schrieb er den 29. April 1811 an York, „aber wir sind selbst Schuld daran . . . . Möchten die Russen endlich einmal

einen klugen Streich machen und die Polen überrennen; das könnte die Sache sehr aufhalten." Scharnhorst rief die Beurlaubten der Garnison von Berlin ein, und ließ an den Festungswerken von Spandau mit anhaltendem Eifer arbeiten, wodurch einem Ueberfall Berlins und einer Aufhebung des Königs vorgebeugt werden sollte. Nicht ohne Grund stand dies Letztere zu fürchten; Napoleon vermehrte die Besatzungen in den Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau von den ausbedungenen 10,000 Mann auf 23,000, deren Verpflegung monatlich 250,000 Thaler kostete. Vertragsmäßig hätte Glogau, nachdem die Hälfte der Contribution bezahlt war, geräumt werden müssen; statt dessen wurde die Besatzung verdoppelt. „Ich hatte vorher gesagt," schreibt Gneisenau aus Berlin den 29. Juli 1811, „die Absicht der Franzosen sei, in die Festungen der Oder, so wie auch nach Danzig nach und nach immer mehr Truppen zu legen, somit Berlin zu umstellen, dann schnell von der Elbe und aus Mecklenburg Truppen nach der Hauptstadt rücken zu lassen, sich der Regierung und des Hofes zu bemächtigen und diesen zu jedem Unterwerfungsvertrage zu nöthigen. Alles erfolgte, wie ich es vorhergesehen hatte, nur der letzte Act ist noch nicht begonnen, aber wir dürfen buchstäblich erwarten, daß in der nächsten Stunde die Nachricht komme, feindliche Truppen seien hierher im Anzuge. Es wird dann sehr viel Muth, Einsicht und — Glück dazu gehören, den König zu retten, der, er gehe nun nach Pommern, oder nach Schlesien, immer durch ein Nadelör gehen muß .... Ich dringe darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil er dort auch nicht durch so viele schlechte Menschen beirrt ist." — Unter dieser Bezeichnung konnte nur die, uns aus früherer Zeit bekannte, französische Hofpartei gemeint sein, die noch immer darauf ausging, den König zu überreden, daß der Beitritt zum Rheinbunde das einzige Rettungsmittel sei. Daß Preußen vor dieser Schmach bewahrt wurde, dankt es der Hochherzigkeit Friedrich Wilhelms III., der Schlauheit Hardenbergs und dem Muthe Scharnhorsts. Wie gering übrigens damals Napoleon von dem preußischen Hofe dachte, verräth uns sein Minister Bignon, welcher in seiner Geschichte Frankreichs unter Napoleon bemerkt: „der Kaiser habe damals den preußischen Hof und die preußische Regierung so tief verachtet, daß das preußische Volk, welches mehr Ehrgefühl hatte, sich dadurch erniedrigt gefühlt."

Je finsterer die Gewitterwolken von Westen und Osten gegen einander heranzogen, desto mehr hatte Preußen, auf dessen Boden sich die Hagelwetter

zu entladen drohten, zu fürchten. Wie Blücher ganz treffend in seiner pommerschen Kernsprache bemerkt hatte: „wir saßen zwischen Boom und Borke", zwischen Thür und Angel; der Untergang schien unvermeidlich, ob unter den Lanzen der Kosaken, oder unter den Bajonnetten der Franzosen, das eben war es, was sich nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen ließ. Napoleon ließ die Anträge zu einem Bündniß, welche Graf Goltz überbracht hatte, ohne Bescheid; indessen schienen seine Truppenvermehrungen in den preußischen Festungen, die Eröffnung neuer Militairstraßen durch das preußische Gebiet nicht für eine uns gewogene Stimmung zu sprechen. Nie war die Umgebung des Königs in gerechterer und größerer Besorgniß. Schloß man mit Napoleon ab, so konnte unaufgehalten in der nächsten Woche die russische Armee die preußische Grenze überschreiten und uns feindlich behandeln; erklärten wir uns für Rußland, so war der Untergang durch einen Gewaltstreich Napoleons unvermeidlich. Der König wäre gern als Vermittler aufgetreten; es soll damals ein guter Rath der Gräfin Goltz, einer bejahrten Dame, die durch ihren derben Mutterwitz sich ein Vorrecht in alle Staatsangelegenheiten drein zu reden erworben hatte, von Einfluß auf den Entschluß des Königs gewesen sein. „Was jetzt zu thun?" sagte sie in einer vertraulichen Abendgesellschaft, „ich will es Ew. Majestät sagen: man muß dem Bonaparte den Fuchsschwanz streichen, aber es doch nicht mit Alexander verderben. Soll indessen Eines sein, es ist immer besser, Alexander zum Feind zu haben, als Bonaparte. Dieser ist, wenn man ihn beleidigt hat, unversöhnlich; jener aber, der Russe, den überlassen Ew. Majestät nur mir, den wollen wir schon wieder zahm kriegen."

Der König schmeichelte sich, es käme nur darauf an, dem Kaiser von Rußland die ganze Kriegsangelegenheit von der vernünftigen Seite vorzustellen und er werde dann, zumal mit Rücksicht auf Preußen, das Schwert in der Scheide behalten. Friedrich Wilhelm schrieb an Alexander aus Potsdam den 12. Mai 1811:

„Sire!

„Ew. Kaiserl. Majestät begreifen ohne Zweifel die lebhafte Unruhe, welche mir Ihre Differenzen mit Frankreich verursachen und die allgemeine Besorgniß, daß sie einen Bruch herbeiführen werden. Die Freundschaft, welche uns verbindet, ermächtigt mich, Sire, zu Ihnen ganz offen (à coeur ouvert) zu sprechen.

„Ew. Majestät werden, bei dem ersten Ueberblick der geographischen Lage meiner Staaten, erkennen, daß im gedachten Falle die Neutralität Preußens eine

leere Einbildung sein würde; ich würde eine Partei ergreifen müssen, welche nothwendiger Weise durch meine Verbindungen mit Frankreich und die übernommenen Verpflichtungen bestimmt werden würde. Es würde mir sehr schmerzlich sein, mich dieser Partei nicht anschließen zu können, ohne die Beziehungen und das vollkommene Einverständniß, welche bisher zwischen uns so glücklich bestanden, gestört zu sehen.

„Ich halte mich versichert, daß der Kaiser der Franzosen den Krieg durchaus nicht will und eben so scheint es mir, als ob es nur von Ew. Majestät abhänge, ihn zu vermeiden. Ich will nach dem Ursprung der Differenzen mit jenem Souverain nicht weiter fragen, ich will mir kein Urtheil darüber anmaßen, in wie weit gewichtigere Interessen Rußlands dabei in Frage kommen; allein ich wage es zu glauben, daß, wenn von russischer Seite der Anwendung der Grundsätze des großen Continentalsystems etwas mehr nachgegeben würde, indem man dabei Mißliebiges vermiede und sich endlich mit dem Kaiser der Franzosen über dasjenige, was dessen Besorgnisse erregt, ausspräche, Ew. Kaiserl. Majestät einen Sturm beschwören könnte, dessen Folgen ganz unberechenbar sind. Möchten Sie doch sich aller der, Ihnen zu Gebote stehenden Mittel bedienen, um den Continentalfrieden zu erhalten, an welchen das Glück Ihrer Völker eben so sehr, als das des übrigen Europas geknüpft zu sein scheint.

„Vielleicht, daß, indem ich Ew. Majestät diese Ideen darlege, ich nichts Anderes als Ihre eigenen ausspreche; jedenfalls beschwöre ich Sie, denselben einige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn dieselben in einer Weise aufgenommen würden, welche mich auf den unschätzbaren Gewinn hoffen ließe, zur schnellen Rückkehr eines vollständigen guten Einvernehmens zwischen dem Kaiser der Franzosen und Ew. Majestät beigetragen zu haben; ich würde dann glauben, mir den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller Völker des Continents und eines neuen Anrechts auf die Hingabe meiner Unterthanen erworben zu haben. Bedarf es noch, Sire, einer Entschuldigung für die Offenheit, mit welcher ich zu Ew. Majestät gesprochen habe? Ich schmeichle mir, daß Sie in Allem, was ich gesagt habe, nichts Anderes erblicken als den lebhaften Wunsch, der mich beseelt, zwischen Ihnen und mir die Beziehungen, auf welche ich fortwährend den höchsten Werth gelegt habe, zu befestigen. Ich bitte 2c.

Friedrich Wilhelm."

Der Kaiser Alexander beantwortete diesen Brief in einer allerhöchst ungnädigen Weise, mehr vielleicht in der Absicht, Napoleon einen Hieb zu versetzen, dem ja diese Antwort von dem preußischen Cabinet nicht vorenthalten werden durfte, als dem Könige weh zu thun.

„Ich habe," so lautet die Antwort aus St. Petersburg den 18. Juni 1811, „den Brief, welchen Ew. Majestät für gut gefunden hat (a jugé à propos), mir unter dem 12. Mai zu schreiben, rechtzeitig erhalten. Ich hatte geglaubt, daß meine Weise zu sehen und meine politischen Principien Ihnen bekannt seien; demnach hat mich der Inhalt desselben nur überraschen können. Ich habe den Krieg niemals weder gesucht, noch dazu herausgefordert. Da mich nicht nach dem Eigenthum meiner Nachbarn gelüstet, da ich ein Bedürfniß der Vergrößerung durchaus nicht habe, so ist es nicht raisonnabel mir die Neigung zuzutrauen: den Frieden zu stören. Ich glaube im Gegentheil hinlänglich bewiesen zu haben, wie sehr ich bemüht bin, ihn zu erhalten. Meine Maßregeln waren nur Maßregeln der reinen Vorsorge, geboten durch dasjenige, was neben mir vorging. Es wird nur zum Kriege kommen, wenn man mich angreift und dann wird die Partei, welche andere Staaten ergreifen, mich nicht hindern, mich mit Nachdruck (avec vigueur) zu vertheidigen. Ich bitte 2c.

Alexander."

Zu derselben Zeit, fast unter demselben Datum wie an Alexander, ging ein Brief des Königs (den 14. Mai) an Napoleon ab, in welchem er schrieb: „Durch eine officielle Mittheilung über die Besorgniß eines nahen Krieges zwischen Frankreich und Rußland beruhigt, würde ich vielleicht in Verlegenheit sein, den an den Grafen St. Marsan gemachten ersten Eröffnungen weiter Folge zu geben, wenn mir nicht daran gelegen wäre, meine Gedanken noch bestimmter über die Mittel darzulegen: für immer und abgesehen von augenblicklichen politischen Conjuncturen, die Bande der Einigung und Freundschaft zu knüpfen, welche zu meiner großen Genugthuung schon zwischen Frankreich und mir bestehen."

Freiherr v. Krusemark, preußischer Gesandter in Paris, meldete von dort, daß der Kaiser gegen ihn ein Wort von dem Beitritt Preußens zum Rheinbunde habe fallen lassen, worauf der König seinem Gesandten unter dem 14. Mai (also zwei Tage nach dem Briefe an Alexander) nach Paris schreibt: „Mit Vergnügen benutze ich die Interpellation Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, um demselben für jetzt und für alle Fälle ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß

anzutragen, kraft dessen, bei allen Kriegen, welche den Interessen meiner Monarchie nicht fremd wären und in welche Frankreich, sei es in Deutschland oder an den Grenzen Preußens, sich verwickelt fände, letzteres ein, seinen Kräften angemessenes, Hülfscorps, über dessen Stärke man sich näher verständigen müßte, zur Verfügung Frankreichs stellen würde. Seiner Seits würde Se. Kaiserl. Majestät die Unabhängigkeit und den Bestand des gegenwärtigen preußischen Staats und seiner Besitzungen gewährleisten und mich seines mächtigen Beistandes und seiner nöthigen Hülfe, so oft ich in den Fall käme dieselben in Anspruch nehmen zu müssen, versichern. Se. Kaiserl. Majestät würde durch Ihre hohe Vermittlung die Mitglieder des Rheinbundes und das Herzogthum Warschau hinzuzutreten veranlassen. Die preußischen Hülfstruppen würden nur in einem einzigen Corps und unter Anführung eines höheren Officiers ihrer Nation agiren und dessen Specialbefehl zu gehorchen haben. Dies Corps würde vorzugsweise zur Vertheidigung Preußens und seiner Grenzen verwendet werden, jedoch bei der Ausführung des allgemeinen Planes der Operationen mitwirken. In dieser Beziehung würde es unter dem unmittelbaren Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs stehen, oder unter dem des Anführers, welchem Se. Kaiserl. Majestät den Oberbefehl über das gesammte Heer anvertrauen würde." Der König verlangt in seinem Antrage, daß die französischen Truppen die, durch die früheren Conventionen festgestellten, Militairstraßen inne halten und der Kaiser zur Verpflegung derselben Beihülfe leisten möge, da das Land gänzlich erschöpft sei. „Meine Verbindlichkeiten" — heißt es dann weiter in diesem, dem Kaiser zum Vorlegen bestimmten, Briefe — „können nur in so weit als solid angesehen werden, als sie auf ein vollkommenes, gegenseitiges Vertrauen gegründet sind, zu welchem ich mir den vollkommensten Anspruch erworben zu haben glaube: durch meine beharrliche Willfährigkeit (par ma constante déférance) gegen Se. Kaiserl. Majestät, durch meine unverletzliche Anhänglichkeit an sein politisches System und vor Allem durch das Anerbieten meiner Allianz, die bei den jetzigen Conjuncturen (Krieg mit Rußland) nicht den leisesten Grund des Verdachts bestehen läßt, welcher einige der Artikel der Convention vom 8. September 1808 dictirt hat." Der König spricht die Erwartung aus: 1. daß Glogau geräumt werde; 2. daß zur Mobilmachung des Heeres ein Nachlaß und bei dem Beginn des Krieges völliger Erlaß der rückständigen Contribution gewährt werde; 3. daß der Kaiser nicht mehr auf die, durch die Con-

vention vom 8. September 1808 festgesetzte, Beschränkung des Heeres auf 42,000 Mann bestehen werde. „Was die Vortheile betrifft“ — heißt es dann weiter — „welche sich Preußen im Fall der Erfolge, zu denen es durch die Verwendung seiner Truppen und seiner Hülfsquellen beigetragen, versprechen darf, seien dies nun Gebietsvergrößerungen, oder Entschädigungen anderer Art, so stelle ich dies mit Vertrauen der Gerechtigkeit und der Freundschaft meines erlauchten Verbündeten anheim. Allein es giebt noch einen Punkt, über welchen mich zuvor mit Sr. Kaiserl. Majestät verständiget zu haben, mir sehr am Herzen liegen würde (j'aurais à coeur). Da die geographische Lage Preußens von der Art ist, daß ein Theil seines Gebietes, wo nicht der Kriegsschauplatz werden, doch große Verwirrungen erfahren dürfte, würde ich wünschen, meiner Familie eine Freistatt zu sichern, wo dieselbe gegen mögliche Ereignisse in Sicherheit wäre. Ich schmeichle mir daher, daß der Kaiser nicht allein bereitwilligst seine Zustimmung geben, sondern auch selbst dafür Sorge tragen würde, daß ein Theil Schlesiens an der östreichischen Grenze zu diesem Behuf für neutral erklärt würde, so daß ich im dringenden Falle daselbst während der Dauer des Krieges meinen Aufenthalt nehmen könnte.“

Napoleon war klug genug, diese Ergebenheitsversicherungen zu würdigen zu wissen. Hardenberg wollte ein Scheinbündniß mit ihm schließen, damit Preußen die Oder-Festungen zurückerhalte, das Heer beliebig vermehren, die Contributionszahlung einstellen und der König Berlin, welches Napoleon dem Hofe zum Aufenthalt angewiesen hatte, mit einem neutralen Zufluchtsorte an der östreichischen Grenze vertauschen könne, von wo aus ihm mit den Seinen der Weg zu dem Kaiser von Rußland offen stand. —

Anträge dieser Art hielt Napoleon für jetzt nicht des Antwortens werth. Da er die Entscheidung über das nächste Schicksal, welches er Preußen zugedacht hatte, noch verzögerte, stand der Entschluß des Königs fest: der Entthronung oder Entführung sich nicht zu fügen, sich dem Schutze des Volkes, der Vertheidigung des Heeres anzuvertrauen und mit dem Schwert in der Hand sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Für diesen äußersten Fall hatten die in den Provinzen commandirenden Generale gemessene Befehle und ausgedehnteste Vollmachten erhalten. York trug aus allzugroßer Bescheidenheit Bedenken, eine so unbeschränkte Vollmacht anzunehmen, welche, wie er an den König schrieb, ihm „einen Theil Allerhöchst Ihrer Königl. Gewalt in besonderen

Fällen übertrage und ihn ermächtige, über Krieg und Frieden zu entscheiden." Vornehmlich aber war es wohl die Unbestimmtheit in der Fassung der Vollmacht, welche York veranlaßte, Scharnhorst zu schreiben, daß er ihn dringend ersuche, einen anderen Befehlshaber für die Provinz Westpreußen durch den König ernennen zu lassen; er werde sich ihm, wenn er auch ein jüngerer Officier sein sollte, willig unterordnen. Scharnhorst erwiderte ihm, daß der König darauf bestehe, daß er den Oberbefehl behalte, wußte ihm jedoch nichts Zuverlässiges über die politische Lage des Staats mitzutheilen. „Sehr gerne" — heißt es in Scharnhorsts Antwort vom 23. Mai 1811 — „gestehe ich Ihnen zu, daß die unbestimmte Lage, in der wir nicht wissen, wer unser Feind oder Freund sein wird, Ihre Verhältnisse unendlich schwierig und unangenehm machen wird und daß hierbei nur das Gute ist, daß unser König höchst billig, gerecht und gnädig ist und keine guten Absichten, wenn auch Irrthümer und Unglücksfälle eintreten, verkennt. Wir sind Alle in einer unangenehmen Lage und derjenige, der Aufträge hat, ist darin auf eine mehrfache Art. Diese Darlegung meiner Ansichten bitte ich als ein Zeichen meiner unbedingten Verehrung und meines aufrichtigen Vertrauens anzusehen." York nahm hierauf die ihm ertheilte Vollmacht an, wodurch ihm die allerschwierigste Aufgabe gestellt wurde: die französischen Befehlshaber in dem Glauben zu erhalten, daß er alsbald auf die Russen und zu gleicher Zeit letzteren die Zuversicht einzuflößen, daß er auf die Franzosen losschlagen werde. Dergleichen Achselträgereien ließ sich wohl ein geriebener Diplomat, nicht aber ein ehrliches Soldatenherz wie York anmuthen; für ihn war diese Lage peinlich. Seine Besorgnisse waren zunächst gegen einen Ueberfall Ost- und Westpreußens, der von Danzig und Warschau kommen könne, gerichtet. „Vergleiche ich," schreibt York Ende Mai's an Scharnhorst, „meine Stärke und meine Gewalt mit der von Danzig, ohne dabei noch auf die Gefahr von Warschau aus Rücksicht nehmen zu wollen, so muß auch dem Leichtsinnigsten meine Lage bedenklich vorkommen."

Dreißigstes Kapitel.

Fürst Hatzfeld kehrt zu Anfang Julis von Paris zurück ohne Bescheid. — Hardenberg neigt sich zur Kriegspartei. — Gneisenau wird als Staatsrath nach Berlin berufen. — Der Staatskanzler entscheidet sich dafür: „daß den König nach Lage der Sachen Treu und Glauben auf gegebenes Wort an Rußland knüpfe.“ — Am Bord des Staatsschiffes heftigste Seekrankheit. — York verlangt zu wissen, woran er ist. — Scharnhorst weiß es am 16. Juli noch immer nicht. — Der General Krusemark soll die Räumung Glogaus officiell fordern; er findet für gut dies zu verschieben. — Scharnhorst wird zur Unterhandlung eines Bündnisses nach Petersburg geschickt. — Hardenberg erklärt dem französischen Gesandten in Berlin: Preußen werde eher mit dem Degen in der Hand sterben, als mit Schande untergehen; versichert aber zu gleicher Zeit, daß Preußen bereit sei für Frankreich zu rüsten. — Gneisenau dringt darauf loszuschlagen; — will einen Insurrectionskrieg. — York hofft, daß der heilige Geist Rußland erleuchten werde. — Spuren der Landesverwüstung in Ostpreußen durch den Krieg. — York bittet um seinen Abschied, weil er nicht unter der Vormundschaft des Polizei-Departements stehen will. — Gneisenau und Blücher stoßen in die Kriegsposaune; Hardenberg raucht die Friedenspfeife. — York wird aus dem Cabinet bedeutet, daß der Friede werde erhalten werden. — Scharnhorst reist am 10. September von Marienburg nach Petersburg ab mit Vollmachten zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses. — Friedrich Wilhelm dringt in Napoleon, sein Schweigen zu brechen. — Drohende Anstalten von Seiten der Franzosen gegen Berlin. — Napoleon verlangt unverzügliche Einstellung der Rüstungen und Festungsarbeiten. — Der König befiehlt „scheinbar“ dem nachzukommen. — Blücher wird wegen eigenmächtiger Kriegsrüstungen zur Verantwortung gezogen und verliert sein Commando in Pommern. —

Fürst Hatzfeld kehrte zu Anfang Julis 1811 von Paris zurück „und brachte,“ wie Hardenberg dem Könige meldet, „als Erfolg seiner Sendung so wie aller Eröffnungen und Erinnerungen nichts mit als allgemeine leere Versprechungen.“ Anstatt, wie es die früheren Conventionen bedingten und wie es der König in seinem Schreiben an

Napoleon vom 14. Mai verlangt hatte: Glogau zu räumen, wurde die Besatzung noch verstärkt; das meiste Bedenken aber erregten die Anhäufungen französischer und polnisch-sächsischer Truppen in der Nähe von Bromberg. Nach Gneisenau's Ansicht, welche er schon im Mai ausgesprochen, ging die Absicht Napoleons dahin, in die Oderfestungen und nach Danzig immer mehr Truppen zu legen, somit Berlin zu umstellen, von Magdeburg und Mecklenburg aus gegen die Hauptstadt ganz friedlich vorzurücken und plötzlich sich der Regierung und des Hofes zu bemächtigen. „Man glaubte," schreibt er am 17. Juli, „ich sähe zu schwarz; nur der letzte Act ist noch nicht begonnen, aber wir dürfen buchstäblich erwarten, daß in der nächsten Stunde uns die Nachricht zukomme, feindliche Truppen seien im Anzuge; es wird dann sehr viel Muth, Einsicht und Glück dazu gehören, den König zu retten." Ein Bericht des Herzogs von Bassano an Napoleon, worin dieser mit sehr gewichtigen Gründen darlegte, „daß das Wohl Frankreichs noch vor dem Beginn des nahe bevorstehenden Krieges mit Rußland die Entthronung der Dynastie Hohenzollern und die Zerstückelung des Königreichs Preußen erfordere," war dem Staatskanzler durch seine geheimen Agenten in Paris zugegangen und es drängte die Gefahr, einen festen Entschluß zu fassen, um sofort zur That überzugehen. Hardenberg schloß sich jetzt mit aller Entschiedenheit den Ansichten Scharnhorsts und Gneisenau's an. Der letztere wurde von seinem Gute in Schlesien, wo er ganz zurückgezogen lebte, um die Mitte Julis nach Berlin berufen, um in dem Sackschen Departement als Staatsrath die Geschäfte mehrerer Commissionen zu leiten. „Ich rede und schreibe," meldet er damals seinem Freunde Münster, „im Verein mit dem vortrefflichen Scharnhorst, ich hauche Muth ein, ich gebe die Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen. Ich dringe darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil ich voraussehe, daß damit seine Entschlüsse kräftiger und rücksichtsloser sein werden und er dann auch nicht durch so viele schlechte Menschen beirrt ist. Gelingt mir das, so haben wir Alles gewonnen."

Aus einer, von dem Staatskanzler dem Könige später unter dem 2. November 1811 übergebenen, Denkschrift werden wir mit dem Standpunkte, in welchem sich die politischen Lebensfragen bereits im Laufe des Sommers befanden, genau bekannt. „Bis zum 16. Julius," heißt es in demselben, „hatte

der König noch die freie Wahl zwischen einer Verbindung mit Frankreich oder mit Rußland. Als der Fürst v. Hatzfeld die lang erwartete Antwort auf die, wegen einer Allianz gemachten, Anträge von Paris nicht mitbrachte, während alle Umstände und die Rüstungen um uns her das größte Mißtrauen bei uns rege machen mußten: da unterwarf der König die Lage der Dinge seiner eigenen, sorgfältigen Prüfung, die Gründe für und wider wurden ihm von seinen vertrautesten Dienern vorgelegt und nun entschied er höchstselbst — ich muß daran erinnern, wie oft und herzlich ich bat, diesen höchst wichtigen und folgenreichen Entschluß ja aus eigener Brust und Ueberzeugung zu schöpfen — Sich auf den Fall des Krieges an Rußland anzuschließen. Von Stunde an war es Pflicht, nach diesem Entschlusse Alles consequent einzuleiten, die Bewaffnungen wurden nun eifriger betrieben und der General v. Scharnhorst dazu bestimmt, nach Rußland zu gehen, um dort einen militairischen Verein zu bewirken und festzusetzen, auf welche Weise man russischer Seits Sr. Majestät kräftige Hülfe gewähren solle. Der König ertheilte dem General eine hierauf Bezug habende Instruction und gab dem Kaiser Alexander in dem eigenhändigen Schreiben vom 16. Julius die bestimmteste Zusicherung über jenen Entschluß. Nur fügte er Rathschläge, welche auf die möglichste Beibehaltung des Friedens abzielten, bei, so wie auf anzuknüpfende Verbindungen und Beilegung des Krieges mit der Pforte und was man als eine Bedingung ansehen kann, er bestand auf der Nothwendigkeit, Preußen nicht der Uebermacht Napoleons preiszugeben und demselben kräftige Hülfe zu sichern; er verwies dieserhalb auf die Anträge, welche der General v. Scharnhost in Petersburg machen würde und auf die mémoires desselben.

„Wenngleich jene Rathschläge nicht hinlänglich und in manchen wesentlichen Stücken gar nicht befolgt wurden, wenn man gleich lange Zeit auf bestimmte Nachrichten über das Detail der Entschlüsse des Kaisers Alexander warten mußte, so ließ er doch den König in der Hauptsache keineswegs in der Ungewißheit. Schölers Berichte zeigten die Freude des Kaisers und legten dessen Ansichten über den Stand der Angelegenheit klar vor Augen.“

Wir ergänzen hier Hardenbergs Denkschrift durch einen Auszug aus des Majors v. Schölers Bericht an den König aus St. Petersburg den 24. August 1811, worin er über zwei Unterhaltungen, die er mit dem Kaiser am 3. und 15. August gehabt, Mittheilung macht. Der Kaiser suchte Schöler über die von

ihm angeordneten Truppenaufstellungen an der polnischen Grenze vollkommen zu beruhigen, er legte dem preußischen Major eine Karte vor, auf welcher die Cantonnements der verschiedenen Divisionen angegeben waren, erklärte, daß seit zwei Monaten darin keine Veränderungen vorgenommen worden seien, so daß diese Aufstellung für Frankreich weder etwas Drohendes, noch etwas Gefährliches habe. „Nachdem der Kaiser" — berichtet Schöler — „über diese Lage der Sachen mit einer, in das Einzelne gehenden, Genauigkeit gesprochen, sagte er: er sei überzeugt, daß Ew. Majestät, wenn Sie seine Lage unparteiisch beurtheilen und über die Stellung seiner Truppen in Kenntniß gesetzt sein würden, ihm nicht rathen könnten, irgend etwas in seinen bloßen Vertheidigungsmaßregeln zu ändern, während Se. Majestät der Kaiser Napoleon es nicht angemessen finde, seine offenbaren Angriffs-Maßregeln zu vermindern. Was Rußland nach dem mit Frankreich bestehenden Bündnisse zu verlangen hat, sagte der Kaiser, was es verlangen muß, um ruhig sein zu können, ist klar, wie der Tag; seine Beschwerden, seine Forderungen sind offen ausgesprochen und wenn Frankreich thatsächlich den Frieden erhalten will, so bedarf es nicht einmal einer Unterhandlung, oder neuer Vorschläge, und mich auf dergleichen einzulassen würde für mich nutzlos und sogar bedenklich sein; denn ich würde dadurch auf mein Recht, auf meine begründeten Klagen Verzicht leisten, ohne daß Frankreich deshalb seine Rüstungen einstellen oder verringern würde, wodurch ein Zustand herbeigeführt werden würde, noch viel gefährlicher und unbehaglicher, als der gegenwärtige. Am Schlusse der Unterhaltung versicherte der Kaiser nochmals, daß, wenn Napoleon, der gegenwärtig überzeugt sein müsse, von Rußland mit keinem Angriffe bedroht zu werden, hiernach seine Maßregeln nehmen werde, er selbst (Alexander) sogleich Anordnungen treffen werde, wodurch die Besorgnisse des Königs zerstreut würden; „„bis dahin"" — fügte er hinzu — „„glaube ich zur Erhaltung des Friedens auf allen Punkten meine Maßregeln so zu treffen, als ob ich jeden Tag angegriffen werden könnte."*) —

Die Anträge, welche Scharnhorst überbrachte, fanden bei Alexander günstige Aufnahme und Hardenberg bemerkt ausdrücklich in seiner Denkschrift: „die in Vorschlag gebrachte Conferenz mit dem General Scharnhorst wurde angenommen, das Schreiben des Kaisers vom 27. September enthielt die be-

*) Correspondance inédite de Napoléon. T. VII. p. 433.

stimmteste Gegenzusicherung und Annahme des Königl. Entschlusses. Der Kaiser erklärte: der Vertrag werde bald unterzeichnet werden, aber auch bis dahin, daß Alles abgeschlossen sei, möge der König überzeugt sein, daß jede Feindseligkeit gegen die preußischen Staaten von Rußland als eine Kriegserklärung werde angesehen werden und daß nach einmal angefangenem Kriege die Waffen nur nach vorhergegangener Uebereinkunft niedergelegt werden sollten. . . . Endlich berichtete Schöler vom 18. October die Abreise des Generals Scharnhorst von Petersburg und daß er den Vertrag, der Absicht vollkommen entsprechend, abgeschlossen habe. Der Kaiser verspreche auf die erste Aufforderung des Königs mit der ganzen russischen Armee vorzugehen." Das Ergebniß, zu dem Hardenberg, selbst noch vor einer näheren Kenntniß der von Rußland gestellten Bedingungen, welche Scharnhorst mitbringen sollte, gelangte, war:

> „daß der König keine freie Wahl mehr zwischen einer Verbindung mit Frankreich und Rußland habe, vielmehr, daß nach Lage der Sachen Treu und Glauben auf gegebenes Wort ihn an Rußland knüpfe." —

Bevor es aber zu einem festen Entschlusse kam, wurde das Staatsschiff von der, aus Ost und West zu gleicher Zeit auf dasselbe andrängenden, Brandung so sehr ins Schwanken gebracht, daß ein Blick in die Zustände im Innern des Hofes, des Cabinets, des Geheimen Rathes und der Generalität uns den widerwärtigen Anblick der innern Räumlichkeiten eines Schiffs darbietet, wo der Patron, der Capitain, der Steuermann und das gesammte commandirende Personal, ohne sich mehr auf den Füßen halten zu können, seekrank, fluchend und betend gegen einander taumeln. Dieser beklagenswerthe Zustand war dadurch veranlaßt, daß das preußische Cabinet zu einer und derselben Zeit in Paris und in Petersburg um Gunst und Bündniß unterhandelte, weder von da, noch von dort erwünschten Bescheid erhielt und deshalb befürchten mußte, von da oder von dort verschlungen zu werden. Das Unbehagen wurde noch dadurch vermehrt, daß die tapferen Generale Blücher, York, Gneisenau zum Losschlagen drängten, während die Diplomaten noch Alles mit Pfiffigkeit ins rechte Geleis zu bringen bemüht waren, so daß Scharnhorst, wenn er heut befohlen hatte: scharf zu laden, am folgenden Tage befehlen mußte: blind zu feuern. „Unsere Lage," schreibt York an Scharnhorst den 13. Juli, „wird mit jedem Tage bedenklicher, die meinige ist unter allen gewiß die kritischste. . . . Erlauben Ew.

Hochwohlgeboren, daß ich noch eine wichtige Frage Ihrer Beurtheilung anheim gebe. Werde ich, wenn das Gewitter plötzlich losbricht, wohl Zeit genug haben, zu Allem die erforderlichen Arrangements zu treffen?" — Auf diese und andere Fragen versprach Scharnhorst, welcher auf seiner, vor den Franzosen geheim gehaltenen, Reise nach Petersburg seinen Weg über Marienburg nahm, mündlich zu antworten. Unterdessen wurde York von dem, unter seinem Commando in Neustadt in Westpreußen commandirenden, Oberst v. Corswant um Verhaltungsbefehle gebeten, wobei die Frage: ob die Franzosen oder die Russen als Feinde zu erwarten seien, ebenfalls zur Sprache kam, indem Corswant um gefällige Auskunft bittet, „ob bereits wirklich ein Allianztractat mit Frankreich abgeschlossen sei." York antwortet: „Es sind mir von Sr. Majestät keine ausdrücklichen Befehle über besondere Verhältnisse mit denen benachbarten Staaten, Provinzen oder Truppen zugekommen, es ist also mit Gewißheit festzusetzen, daß von Seiten Sr. Majestät der Wille zum besten Vernehmen mit allen ihren Nachbarn stattfindet. Da mir jedoch nach den allgemeinen Bestimmungen und insbesondere durch die Cabinetsordre vom . . . . die Sicherstellung der Provinz, so wie generaliter die Vertheidigung der westpreußischen Küste übertragen ist, so fordern diese allgemeinen Befehle schon hinreichend auf, die Lage der Provinz und ihre Sicherstellung nach denen obwaltenden Verhältnissen ins Auge zu fassen." Ohne nun eine bestimmtere Auskunft darüber zu geben, wer als Feind zunächst einbrechen werde, schreibt York am Schlusse seiner Antwort: „Sollte der Fall eintreten, daß ein Truppencorps unsere Grenze überschreitet, so ist vorauszusehen, daß man auf eine Desarmirung bedacht sein wird. Diesem für das Militair ehrenkränkenden, ja entehrenden Ereigniß muß man durch unablässige Wachsamkeit, durch alle ersinnlichen, den Zeitumständen angemessenen, ohne Aufsehen zu erregen möglichen Maßregeln zuvorzukommen suchen. Ueberleben werden Ew. Hochwohlgeboren gewiß dies Unglück eben so wenig, wie ich und ich hoffe, auch der größte Theil unserer Truppen nicht."

Auf eine nochmalige Anfrage bei Scharnhorst wegen der zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln, ertheilte ihm dieser noch aus Berlin den 16. Juli die beruhigende Versicherung: „der Staatskanzler glaubt, wir seien jetzt mit Frankreich besser daran, wie jemals; indessen erfordert es die Vorsicht, daß wir zu unserer Sicherung Alles thun, was nur möglich ist." Und einige Tage später schreibt er: „nach allen Nachrichten, die aus Paris kommen, ist an einen Krieg

Napoleons mit Rußland nicht zu denken; alle versichern, daß unser Vernehmen mit Frankreich das beste sei; wir müssen daher unsere Besorgnisse unterdrücken, so sagt mir der Staatskanzler Hardenberg." —

Zu derselben Zeit war General Krusemark beauftragt worden: die Räumung Glogaus in Paris officiell zu fordern. Der Gesandte berichtet unter dem 13. und 17. August: „daß er diese Forderung seines Hofes noch verschieben zu müssen geglaubt habe;" wahrscheinlich, um sich nicht ähnlichen Grobheiten von Seiten Napoleons, wie der russische Minister, auszusetzen, worauf es unfehlbar sofort zum Bruche gekommen sein würde. Für die nächsten Tage beruhigte sich das Berliner Cabinet hierbei und an York wurde geschrieben: „die Politik glaubt den Augenblick der Entscheidung noch entfernt und wird in dieser Ansicht noch dadurch bestärkt, daß die Anordnungen Napoleons zu einem Feldzuge gegen Dänemark mit vieler Wahrscheinlichkeit im Fortschreiten bleiben; aber eben so gewiß ist es, daß die Rüstungen nach Osten auch nicht unterbrochen werden und daß also große Sicherheit aus der obigen, mit Lärm angekündigten Expedition nicht hervorgeht." Gneisenau verfolgte mit seinem Falkenauge jene, angeblich gegen Dänemark gerichtete, Expedition. „Große französische Truppenmassen," schreibt er den 14. August aus Berlin, „kommen diesseits des Rheins; sie werden zum Theil auf Wagen fortgebracht, marschiren sogar des Nachts bei Fackelschein und die Dörfer, durch die sie ziehen, werden erleuchtet. Die Richtung des Marsches geht nach der Niederelbe, angeblich gegen Dänemark; doch verlassen 12,000 Mann diese Richtung und ziehen nach Magdeburg, wo auch schon Anstalten zu ihrer Aufnahme gemacht sind. Unser König ist noch immer hier und hat noch Zweifel, ob auch das Ungewitter gegen ihn gerichtet sei."

Unterdessen hatte Scharnhorst die Reise nach Petersburg angetreten, erhielt jedoch Befehl, noch eine Zeit in Dollstädt bei Marienburg zu verweilen. Von hier schreibt er den 24. August an York: „die Meinung, daß Napoleon sich gegen Dänemark wenden wolle, wiegt uns in Berlin in eine gefährliche Ruhe; man thut von außenher Alles, uns darin zu bestärken." Um diese Zeit traf der von uns oben im Auszuge mitgetheilte Bericht Schölers aus Petersburg ein. Durch diesen fand Hardenberg sich veranlaßt, aufs Neue durch St. Marsan und Krusemark in Napoleon wegen Abschluß eines Bündnisses mit Preußen gegen Rußland zu bringen; wie schon erwähnt, zu derselben Zeit, als Scharnhorst Auftrag erhielt, mit Alexander den Abschluß eines Bündnisses gegen Frank-

reich zu betreiben. An Krusemark schreibt Hardenberg unter dem 30. August: „Wenn die Gründe der Schonung für Rußland, welche den Kaiser Napoleon veranlaßten, eine jede Erklärung auf die, ihm von dem Könige im Laufe des Mai d. J. gemachten, Vorschläge eines Bündnisses zu verschieben, plausibel scheinen konnten, so ist dies jetzt nicht mehr der Fall, wo die Rüstungen Frankreichs gegen jene Macht täglich einen imposanteren Charakter annehmen und Se. Kaiserl. Majestät, viel zu großherzig, um zu heucheln, dem Hofe von St. Petersburg selbst den muthmaßlichen Zweck dieser Maßregeln nicht verhehlt. Indem die Besorgniß, ihm zu ungelegener Zeit Mißtrauen zu erregen, diese Erklärung nicht hinausschieben konnte, wie sollte es geschehen, daß sie zwischen Frankreich und Preußen verhinderte jene noch intimere Vereinigung, diesen Gegenstand der Wünsche des Königs, eine Vereinigung, welche, sei es, daß es nur auf eine Demonstration abgesehen wäre, die Aufrechthaltung der Ruhe des Nordens zu sichern, sei es, daß es in der That zu einem Bruche zwischen den beiden kaiserlichen Höfen kommen sollte, in dem einen, wie in dem anderen Falle Frankreich große Vortheile darbietet? Dies war das Raisonnement, auf welches der König die Hoffnung gründet, daß vielleicht jetzt der Kaiser Napoleon die Güte haben würde, in Antwort auf die von uns gemachten Eröffnungen sich näher gegen den König zu erklären." Der Staatskanzler macht nun darauf aufmerksam, daß nicht sowohl die Verlegenheit in den Finanzen, als vielmehr die politische Lage den König mit größter Besorgniß erfüllte: ringsumher stehe Alles unter den Waffen, die Russen, die sächsisch-polnische Armee, eine französische Armee in Danzig und die neuen Verstärkungen der Besatzungen der Oderfestungen. „Bedenken Sie, mein General, wie sehr bange Sr. Majestät sein muß, wenn er in dieser Lage vernimmt, daß bei den verschiedenen Armeen, die uns belagern, nur eine Meinung, nur eine Stimme darüber ist, daß es auf die Vernichtung Preußens abgesehen sei. Stark durch das Vertrauen zu Sr. Kaiserl. Majestät kann der König persönlich den Verdacht, welchen solche Gerüchte ihm einflößen, von sich weisen; allein vermag er es wohl zu verhindern, daß eine, inmitten seiner Staaten, von seinen eigenen Generalen laut ausgesprochene, Meinung nicht zur allgemeinen Meinung werde? Hängt es wohl von ihm ab, während da, wo Sie sich befinden, nichts zur Beruhigung jener Gerüchte geschieht, die verderblichen Folgen derselben auf den Credit Preußens im In- und Auslande aufzuhalten? Wird der König es wagen, bei der Ungewißheit, in welcher ihn

Frankreich ohne Hülfe läßt, trotz des wiederholten Anerbietens und des beharrlichen Wunsches Sr. Majestät: alle seine Mittel zur Verfügung des Kaisers zu stellen und zwar auf Bedingungen, über welche sich zu verständigen ein Leichtes sein würde; wird, so frage ich, der König es wagen, die Beunruhigungen seines Volkes so gering zu achten, um keine eventuelle Maßregel zu seiner Vertheidigung zu nehmen? Eine zu weit getriebene Sicherheit würde ohne Zweifel verdammenswerth sein und der Kaiser selbst, dessen erfolgreiche Freundschaft ihm über Alles geht, würde ihn deshalb mit vollem Rechte tadeln. Wir rüsten also, weil die Umstände dem Könige hierzu die gebieterische Pflicht auflegen und da es besser ist, wie ich Herrn v. Saint Marsan gesagt habe, zu sterben den Degen in der Hand, als mit Schande unterzugehn; allein wir rüsten für Frankreich, wenn es einen treuen Verbündeten verlangt, wenn es nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft unseren freiwilligen Beistand aufrichtig einem Kampfe vorzieht, mit welchem seine Krieger uns bedrohen, einem Kampfe, welcher von Seiten des Königs niemals ein anderer, als der der äußersten Verzweiflung sein könnte. Dies ist es, mein lieber General, was ich Herrn v. Saint Marsan ganz offen mitgetheilt habe, indem ich ihm zugleich amtliche Auskunft über die Mittel ertheilte, wodurch wir unser Bündniß seinem erlauchten Souverain angenehm machen können. Er weiß, daß unsere sämmtlichen Festungen sich in einem respectabeln Vertheidigungszustande befinden, er weiß, daß, auf ein erstes uns gegebenes Zeichen, es für uns nur einer kurzen Zeit bedarf, um mit 100,000 Mann in das Feld zu rücken. Der Graf Saint Marsan schien durchdrungen von der Aufrichtigkeit (loyauté) unserer Erklärungen und hielt sie für geeignet, einen günstigen Eindruck auf den hochherzigen Geist des Kaisers zu machen. Er hat ihm vor drei Tagen durch einen Courier Nachricht ertheilt. Ich hielt es für angemessen, Sie davon zu unterrichten; allein sehen Sie diese Mittheilung als eine vertrauliche an; sie darf Sie nicht zu einem Schritte von Ihrer Seite veranlassen, indem Alles, was ich in meiner Herzensergießung Herrn v. Saint Marsan mitgetheilt, in Ihrem Munde einen officiellen Charakter annehmen und demjenigen, was in einer bloßen Conversation gesprochen wurde, einen Anstrich von Drohung geben könnte, den meine Erklärungen durchaus nicht hatten, von denen der König vielmehr lebhaft wünscht, daß der Kaiser darin nicht einen Augenblick die Reinheit der Absichten, welche sie dictiren, verkennen möge." — Wenn Talleyrands Wort: „daß die Sprache nur dazu erfunden sei, um das zu ver-

bergen, was man denke," wahr ist, so haben wir hier ein schönes Pröbchen davon; doch gilt solches Gedanken-Versteckspielen nur von der Sprache der Diplomaten und an Hardenberg hatte Talleyrand einen gelehrigen Schüler, ja, seinen Meister gefunden. —

Ganz anders freilich lautete die Sprache, die eine Heldenseele wie Gneisenau führte, der alle Stunden bereit war, die Verschwänzelungen diplomatischer Rattenkönige mit dem Schwerte zu durchhauen. „Lähmt uns nicht," schreibt er an den Grafen Münster im Juli 1811, „die Schwäche der Diplomaten, so soll die Welt erstaunen, mit welchen Kräften wir auftreten werden." Er brennt vor Begierde je eher, je lieber loszuschlagen. „Wenn unser König" — schreibt er im August — „sich nur entschließen möchte, sogleich jetzt zu seiner Vertheidigung die passendsten Mittel anzuwenden, so wären wir wahrscheinlich in einer glänzenden Lage." Die mißlungenen Schilderhebungen Schills, Dörnbergs, Hofers und Braunschweig-Oels haben ihn nicht entmuthiget; ein allgemeiner Volksaufstand, Erhebung der Massen, von dem gesammten preußischen Heer unterstützt, soll und muß noch einmal zum letzten entscheidenden Kampfe auf Tod und Leben versucht werden. „Das von mir vorgeschlagene System," schreibt er den 10. September, „gewährt bei der größten Sicherheit die Möglichkeit, zu großen Resultaten zu gelangen, zu Resultaten, die vielleicht das Schicksal des Continents entscheiden werden." Er hat einen „spanischen Krieg" im Sinn. „Wir müssen dem Kriege einen insurrectionellen Charakter geben, er soll in die Länge gezogen werden, damit nicht an Einem Schlachttage in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichtet werden kann." Gneisenau nennt seinen Kriegsplan „einen Vertheidigungsplan, der, indem er uns für langhin gegen Unterjochung schützt, uns zugleich die Mittel darbietet, offensive Bewegungen zu machen. Dazu sind unsere acht Festungen treffliche Stütz- und Haltpunkte. Die in Schlesien sind so gelegen, daß sie sich gegenseitig souteniren: bei Spandau ist eine feste Stellung aufgefunden, die die Mittel gewährt, ein großes Truppen-Corps mit der größten Sicherheit aufzustellen; es wird dort ein verschanztes Lager von 20,000 Mann eingerichtet. Zugleich wird bei Colberg im ausgedehnten Maße gearbeitet, Blücher hat die Krümper aus mehreren Bezirken berufen, es sammeln sich deren zu den 7000 Mann Linie 20,000 Mann; täglich sind ihrer mehrere Tausend beim Schanzen beschäftiget. Die Nähe der See, die Verbindung mit Pillau giebt dieser Position doppelte Wichtig-

keit, schon liegen englische Schiffe auf der Rhede mit Waffen und Munition. Dörnberg mit großen Vollmachten vom englischen Gouvernement ist in Colberg angekommen. Auch bei Graudenz, bei Pillau wird eifrig geschanzt. Schon sind auch die wichtigsten Commandos vertheilt; York erhält das Gouvernement in Westpreußen, Blücher erhält das in Pommern. Nur noch die genügende Vereinigung mit Rußland und Preußen wird losbrechen." —

Scharnhorst benutzte seinen Aufenthalt in Dollstädt vornehmlich dazu, um mit dem Präsidenten Schön, dem für den Fall eines Krieges eine unbeschränkte Vollmacht als Civilgouverneur von Ost- und Westpreußen ertheilt worden war, nähere Verabredung zu treffen. Scharnhorst führte fortwährend „den spanischen Vertilgungskrieg, die sicilianische Vesper" im Munde; er rechnete darauf, „daß das Volk dahin gebracht werde, daß jeder Einzelne so viele Franzosen todtschlage, als er könne; wollten sich dazu als Polizeiwache Einzelne verbinden, so wäre dies zu befördern." Schön gab zu bedenken, daß dies zu den bedenklichsten Unordnungen und Auflösung aller Bande des Gesetzes führen werde. Er schlug vor: „National-Bataillone neben der Linie zu formiren." Scharnhorst gab endlich nach, überließ es aber Schön, den weiteren Plan mit York zu verabreden. Beide hatten Ende Octobers eine Zusammenkunft in Königsberg. „Als Schön in das Zimmer trat, empfing ihn York mit den Worten: „„Vor Allem, sollte dieser Plan mißlingen, so überleben wir dies Beide nicht."" Und in die dargereichte Hand einschlagend erwiderte Schön: „„Verstände sich das nicht schon von selbst, so würden Andere dafür sorgen.""*) York gab den Vorschlägen Schöns Beifall und entwarf damals den Plan zur Errichtung von National-Bataillonen, der im Wesentlichen mit dem der später ins Leben getretenen Landwehr übereinstimmte; nur daß York darin den Landsturm mit aufgenommen wissen wollte, indem er „ein Aufbieten des Volks en masse, zweckmäßig organisirt" verlangte. Ihm war, nachdem der alte, brave Feldmarschall Courbière, der tapfere Vertheidiger und Commandant von Graudenz, am 23. Juli gestorben war, durch Cabinetsordre vom 9. August 1811 der Oberbefehl in Westpreußen übertragen worden. Er giebt Scharnhorst in einem Briefe aus Marienburg vom 22. August Nachricht von den großartigen Vorbereitungen, welche die Polen in Modlin, Zamosk und Warschau machen, damit die Russen sich an

*) Droysen, Yorks Leben. I. S. 309.

den Wällen dieser Festungen die trotzige Stirn zerschlagen sollen. „Alle diese Maßregeln“ — fährt er fort — „zeigen deutlich, daß die Sache nunmehr bald zum Spruch kommen wird und ich dächte, es wäre jetzt der Zeitpunkt, auch unserer Seits ganz kräftige Vorarbeiten zu machen. Nur ein fester bestimmter Gang, der deutlich zeigt, daß, wenn wir untergehen sollen, wir diesem Unglück mit Ehre und Anstrengung muthvoll entgegengehen werden, kann uns Achtung und vielleicht auch Consideration erwerben. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß wir jetzt aus dem schleppenden Geschäftsgang heraussetzten und thätiger, als es bisher geschah, zu Werke gingen; man wird wahrlich oft ganz confuse gemacht und vom wahren Zwecke abgezogen. Die Verstärkung der Magazine der Russen in Wilna, die Revüe daselbst gewähren einigen Trost. Wenn sich doch der heilige Geist mit seiner Erleuchtung über die Russen ergießen und sie zu einer kühnen und gewiß glücklichen Offensive führen möchte; nur hierbei wäre für uns einige Hoffnung.“ — Für eine Erhebung des Volks in seiner Provinz findet er keine günstige Stimmung. „Die Anstrengungen der Polen,“ so schließt sein Brief, „verdienen wahrlich alle Achtung; man bringt dort unbeschreibliche Opfer. Wie anders ist es bei uns, wo man jeden Recruten von seiner Grundherrschaft erkämpfen muß und wo ein elender Egoismus die allein herrschende Leidenschaft ist.“ In Ostpreußen fand Scharnhorst die Stimmung ebenfalls nicht nach Wunsch; sie hatten den Krieg genugsam in der Nähe gehabt, um nach der Erneuerung der Bekanntschaft mit ihm kein Verlangen zu tragen. Im Jahre 1809 fand man noch im Ermelande, an der Alle und Passarge Ortschaften, wo nicht ein einziges Gebäude wieder aufgeführt, die Dorfstellen mit hohem Grase bewachsen, die ganze Feldmark seit drei Jahren unbestellt und mehr als drei Viertel der Einwohner ausgestorben, oder wegen Hungersnoth aus ihren Hütten fortgezogen waren. Die Aemter Allenstein, Heilsberg und Wormditt hatten z. B. noch damals respective 81, 200 und 300 wüste Höfe und nur wenige Aemter erfreuten sich eines besseren Zustandes. Drei Viertel der Güter erlag der erfolglosen Sequestration der Landschaft. Die Landstädte endlich waren großentheils in derselben Lage oder eingeäschert. Ueberhaupt hatte sich die Volkszahl im Jahre 1807 um den fünften Theil vermindert und betrug noch im Jahre 1809 ein Sechstheil weniger als 1805. Der Schadenstand der Provinz Ostpreußen 1807 wurde auf 65 Millionen Thaler geschätzt und z. B. ein Verlust von 168,663 Pferden angegeben.

Bringt man hierzu ferner die Lasten in Rechnung, welche damals den ganzen Staat gleichmäßig niederdrückten, nämlich die französische Kriegscontribution von 120 Millionen Franken, die Verpflegungsbeiträge für 150,000 Mann und 50,000 Pferde bis zum December 1808 und dann für die von den Franzosen besetzten Festungen, die Verluste von 15 Millionen Thaler an den Besitzthümern und Forderungen im Herzogthum Warschau nach der Räuber-Convention, welche Napoleon und Friedrich August von Sachsen zu Bayonne abschlossen, endlich die traurigen Folgen der Handelssperre, so läßt sich die tiefe Erschütterung des Wohlstandes dieser Provinzen ungefähr beurtheilen.*)

„In Königsberg" — schreibt Scharnhorst den 23. August 1811 an York — „ist man Hinsichts der Aufstellung der Streitmittel ziemlich lau; ich habe, um mich nicht zu compromittiren, nichts sagen können, dort wird gleich Alles Jedem mitgetheilt, was man nur beiläufig sagt. Die Zusammenziehung der Russen bei Wilna hat schwerlich etwas Offensives zur Absicht, wenn die Nachricht überhaupt wahr ist. Gott gebe, daß dort ein Geist einzieht, wenn es auch nicht der heilige ist!"

Als bald darauf Boyen aus Berlin York von den oben erwähnten Zornausbrüchen Napoleons gegen den russischen Gesandten in Paris Nachricht giebt, antwortet York: „Die mir gegebenen Aufschlüsse bestätigen mich nur um desto mehr in meiner Voraussetzung, daß der erste Schlag uns treffen soll und wird. Die Franzosen sind zu erfahrene Krieger, als daß sie unsere jetzige schlechte Stellung nicht kennen sollten. Wir müssen uns absolut militairisch aufstellen, wir müssen uns schlechterdings nicht auf den ersten Schuß auseinandersprengen lassen. Kurz, es muß gehandelt werden. Ich bitte, ich beschwöre Sie, dahin zu wirken, daß alle Streitkräfte hier vereinigt werden. Was soll geschehen, wenn hier der erste Schuß fällt. Meiner Meinung nach müssen die Landescollegien beim ersten Schuß fortgeschafft werden, Niemand muß auf seinem Posten bleiben, wer es thut, ist ein Verräther. Solche wichtige Beschlüsse sind schon jetzt von denen, die dereinst handeln sollen, zu überlegen, damit nicht Ueberraschung und Unordnung entsteht. Mit einem Worte: es muß Jeder und Jedes jetzt gleich auf seinem Platze sein."

Die kriegsmuthigen Heerführer aber sahen sich in ihrem entschlossenen Vor-

*) Militairwochenblatt 1846.

angehen bei jedem Schritt und Tritt gelähmt durch die Cabinetspolitik, die sich trotz der schnödesten Zurückweisung ihrer Anträge noch unausgesetzt um die Gunst Napoleons bemühte und die kriegerischen Anstalten, die sie heut gutgeheißen, am nächsten Tage zaghaft einzustellen befahl. Einem Charakter wie York war es unerträglich, in solchem Verhältniß auszuhalten. Er nahm Veranlassung von einem Streite mit der Regierung zu Marienburg wegen dortiger Magazinirung, dem Könige seine Beschwerde unmittelbar vorzulegen. „Unter solchen Umständen," — schreibt er ihm — „wo Dinge vorgehen, die mir unbegreiflich sind, riskire ich, meine Ehre ohne Nutzen und Ew. Majestät Gnade und Vertrauen ohne Schuld zu verlieren. Ich ringe nach keiner Gewalt, die meinem Posten nicht zukommt, ich bedarf jedoch der Mittel, die zur Erfüllung meiner Pflichten unumgänglich erforderlich sind, wenn ich wirklich nützen und verantwortlich bleiben soll. Ew. Majestät werden daher Ihren treuen Diener nicht verkennen, wenn ich in tiefster Unterthänigkeit die Bitte zu Füßen lege, mich entweder meines Postens und meiner Pflichten zu entbinden, oder mich vertrauensvoll in den Stand zu setzen, diesen Pflichten auch Genüge leisten zu können. Entbinden mich Ew. Majestät meines Postens, so werde ich willig und gern beim ersten Schuß in ein Grenadierbataillon eintreten und für Ew. Majestät bis auf den letzten Mann fechten; aber das Amt eines Generals ist meinen Schultern zu schwer, wenn mir in einem Augenblicke die Hände gebunden sind, wo die Existenz des Vaterlands durch den kleinsten Mißgriff verloren gehen kann." —

In gleichem gereizten Tone schrieb York an Boyen und Hake, welcher letztere dem Kriegsdepartement vorstand, nach Berlin und beschwerte sich über die eigenmächtige Einmischung der Civilbehörde in seine Angelegenheiten und daß es schon so weit gekommen sei, „daß ein preußischer Militair-Gouverneur einer Provinz unter die Vormundschaft des Polizeidepartements gesetzt werde." „Ich glaube nicht," fügt er hinzu, „daß die Absicht Sr. Majestät ist, im gegenwärtigen Augenblicke ein wienerisches Hofkriegsraths-System einschleichen zu lassen." Er schließt mit einer wiederholten Klage über den schlechten Geist in der Provinz und die Menge polnisch „Gesinnter," welche weit mehr Lust bezeigten, mit den Franzosen gegen Rußland, als mit den Russen gegen Frankreich zu marschiren. —

Während aber Gneisenau, Blücher, Boyen und York in die Kriegsposaune stießen, rauchte man im Cabinet zu Berlin die Friedenspfeife und überlegte sich die Sache wohlweislich. Der König nahm die von York eingereichte Ent-

lassung nicht an und ihm ward unter dem 8. September auf seine unter dem 2. September gemachten dringlichen Vorschläge wegen Zusammenziehung der Truppen, um gegen einen Ausfall aus Danzig geschützt zu sein, der Bescheid, daß Se. Majestät seine Vorschläge aufmerksam durchlesen habe und daß zur Beantwortung derselben vorerst eine Uebersicht der politischen Lage nothwendig sei: „die Erklärung, welche der französische Kaiser an den Fürsten Kurakin auf die Frage gemacht habe, ob Rußland Krieg oder Frieden wolle, ist späterhin sämmtlichen Höfen officiell mitgetheilt und die Versicherung hinzugefügt worden: daß der französische Kaiser den Frieden mit Rußland wünsche. Seit dieser Zeit nun sind keine neue Truppen über den Rhein gegangen und man glaubt allgemein, daß vor der erhaltenen Antwort aus St. Petersburg französischer Seits keine Feindseligkeiten angefangen werden und daß, wenn Kaiser Alexander auf den, ihm später noch gemachten, Antrag, eine Unterhandlung zu erneuen, gar noch eingehen sollte, für dieses Jahr es vielleicht gar nicht zum Kriege kommen könnte. Bei dieser Lage der Sachen werden Ew. 2c. es vorhersehen, daß Se. Majestät nicht in die vorgeschlagene Zusammenziehung der beiden preußischen Brigaden einzugehen gewillt gewesen sind und haben sich Allerhöchstdieselben dahin erklärt: daß Höchstsie in den gegenwärtigen politischen Verhältnissen keine Besorgniß zu einem augenblicklichen Ausfall aus Danzig finden und daß, da bei dem unentschiedenen Ausgang der zwischen Frankreich und Rußland noch schwebenden Negotiation eine Concentrirung der Truppen in Ost- und Westpreußen nicht zulässig wäre, es Ew. 2c. überlassen bleiben müßte, bei einem unerwartet eintretenden Ereignisse sich gegen Königsberg oder sonst nach Ihrem Gutbefinden zurückzuziehen."

Man horchte in dem Berliner Cabinet mit einem Ohre nach Osten, mit dem anderen nach Westen, allein weder aus Paris, noch aus Petersburg kam ein vernehmliches Wort. Scharnhorst hatte beinah einen Monat lang in Dollstädt bei Marienburg wie auf Kohlen gesessen, fertig zur Reise nach Petersburg, welche er endlich am 10. September antrat. Er nahm Vollmachten mit zu dem Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Alexander, der, wie Gneisenau sich damals äußerte: „eine schwache Partei in unserer Politik" war. Unterdessen wollten, konnten und durften wir es nicht mit Napoleon ganz verderben. Der König schrieb ihm: „die großen Rüstungen Rußlands und Frankreichs, Ew. Kaiserl. Majestät Schweigen, die Verzögerung der Rückgabe Glogaus

mußten mich beunruhigen; ohne meiner Pflicht und Ehre zu nahe zu treten, durfte ich nicht in einer beschämenden Unthätigkeit verharren. Dem Worte Ew. Kaiserl. Majestät vertrauend werde ich jetzt Alles, was ich zur Vermehrung meiner Streitkräfte angeordnet hatte, aufheben, wie ich denn keinen anderen Wunsch habe, als meine Beziehungen zu Frankreich auf einer festen und sichern Grundlage festzustellen." Napoleon, von den Rüstungen in Pommern und Preußen genau unterrichtet, fing an unangenehm zu werden und es kam, wie Gneisenau damals schreibt: „zu drohenden Erklärungen; wir sollen durchaus entwaffnen, oder gewärtig sein, daß der Graf v. Saint Marsan sofort abreise und Davoust in Berlin einrücke." Dasselbe meldet Boyen (den 26. September) an York, dem er schreibt: „der französische Kaiser hat mit neuen Freundschaftsworten durch den Grafen Saint Marsan sein Befremden über unsere Rüstungen erklärt, als einen Beweis des Zutrauens ihre Einstellung gefordert, mit dem Zusatz: wenn dies nicht geschähe, es als eine Kriegserklärung anzusehen. Der König hat in den gegenwärtigen Verhältnissen geglaubt, diesen Forderungen scheinbar nachgeben zu müssen. Es ist deshalb der Befehl ergangen, bei Spandau und Colberg die neu angefangenen Schanzarbeiten, die übrigens eigentlich schon fertig waren, einzustellen und auch zum Theil die Krümper zu entlassen. Dies soll indeß nur scheinbar ausgeführt werden und diese Leute unter dem Vorwande, daß sie, einmal aus ihren Verhältnissen gerissen, in der Heimath keine Beschäftigung finden würden, zu andern Arbeiten, als Besserung der Landstraßen u. s. w., verwandt werden, um sie so zusammen zu behalten und jeden Augenblick wieder heranziehen zu können." Yorks Antwort lautet nicht sehr tröstlich. „Unsere Lage," schreibt er, „wird mit jedem Tage peinlicher; von Osten her ist auch nicht viel Heil zu erwarten. Uns wird der erste Schlag treffen und ich fürchte sehr hart, wenn nicht unverzüglich ein energisches Unternehmen gegen Polen erfolgt. Allmächtiger Gott! Sieht denn der Kaiser Alexander nicht ein, daß unser Untergang den seinen unausbleiblich nach sich zieht!"

Blücher hatte, wie ihm von Berlin aus befohlen worden war, die Schanzarbeiten bei Colberg und die Einberufung der Krümper „scheinbar" eingestellt. Die Franzosen aber paßten ihm scharf auf den Dienst und der französische Gesandte reichte bei dem Kriegsministerium eine Anklage gegen Blüchers eigenmächtige Kriegsrüstungen ein, worauf dieser zur Verantwortung vorgeladen und trotz der Rechtfertigung auf die, von den Franzosen gegen ihn erhobenen, 14

Klagepunkte von seinem Commando in Pommern abgerufen und durch den General Tauentzien ersetzt wurde. Der König schrieb ihm, daß er sich nicht ohne Widerstreben endlich habe entschließen müssen, ihn „zu einem politischen Opfer zu bestimmen". York mußte sich darauf gefaßt halten, daß auch er auf Befehl der Franzosen sein Commando verlieren werde; „denn man sieht uns hier," schreibt er an Boyen, „unerträglich auf die Finger und an Nachrichten fehlt es unsern Nachbarn nicht. Der Geist unserer Officianten ist erbärmlich und das Gesetz ist nachsichtig . . . Die Erklärung Rußlands auf die mehr als kraftvolle Unterhaltung des französischen Kaisers mit Kurakin ist sehr sanftmüthig. Wehe uns! die Sachen werden wahrlich nicht besser und selbst die Waffen der Verzweiflung werden uns beschränkt."

Der französische Gesandte schickte einen seiner Secretaire in die westpreußischen Cantonnements, um nachzusehen, ob York die Schanzarbeiten eingestellt, die Krümper entlassen habe. Sein Bericht muß befriedigend ausgefallen sein, da York sein Commando behielt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Abschluß des Bündnisses Preußens mit Frankreich verzögert sich. — Hardenbergs politische Wetterfahne vom 2. November 1811 springt um. — Napoleon führt Arges gegen Preußen im Schilde. — York trifft Anstalten zur Organisirung der Insurrection. — Hardenberg unterhandelt mit Napoleon. — Geheime Sendung des Obersten v. d. Knesebeck an Alexander. — Knesebecks Feldzugsplan. — York erhält aus dem Cabinet und Kriegsministerium die entgegengesetzteste Befehle. — Eine Cabinetsordre vom 4. Februar 1812 stellt den Abschluß der Allianz mit Frankreich in sichere Aussicht. — Scharnhorst trifft mit dem russischen Gesandten in Berlin Verabredungen zum Kriege gegen Rußland. — In Paris wird über das Bündniß mit Frankreich unterhandelt. — Die Division Friant überschreitet die preußische Grenze. — Anclam und Swinemünde werden besetzt. — York befindet sich in keiner schlagfertigen Lage. — Die Wagen des Königs zur Flucht stehen bereit. — Die Vorbereitungen sich durchzuschlagen werden getroffen. — Am 3. März trifft der von Napoleon vollzogene Vertrag in Berlin ein. — Oeffentliche und geheime Artikel desselben. — Napoleon vor dem gefesselten Preußen in tausend Aengsten. — An dreihundert preußische Officiere fordern und erhalten den Abschied. — York wird unter Grawert gestellt. — Die Friedensunterhandlungen in Paris und Petersburg dauern fort. — Oberst v. d. Knesebeck erstattet dem Könige Bericht über seine Sendung nach Petersburg. — Yorks Briefwechsel mit Davoust. — Der Marschall Macdonald. —

Endlich ließ sich Napoleon herbei, auf die, ihm von dem Könige wiederholend gemachten, Anträge seinen Gesandten in Berlin in der Mitte Octobers zur Unterhandlung wegen eines Bündnisses mit Preußen mit einer Instruction zu versehen, deren Hauptforderungen waren: „der König von Preußen tritt ent-

weder dem Rheinbunde bei, oder schließt mit dem Kaiser der Franzosen ein Schutz- und Trutzbündniß für ewige Zeiten, für alle Fälle, für jeden Krieg in Europa zu Wasser und zu Lande." — Wie bereit nun auch das preußische Cabinet sich zur Erfüllung eines jeden an dasselbe gestellten Ansinnens erklärte, verzögerte Napoleon den Abschluß des Bündnisses dennoch bis zum 24. Februar 1812, so daß die von dem Kaiser unterzeichnete Urkunde erst am 3. März in Berlin eintraf. Wenn man nur dem Donner der Kriegskanonen Napoleons und dem Blitze seines Schwertes Auge und Ohr leiht, dann ist man leicht versucht, sich in ein heroisches Zeitalter großartigen Heldenthums versetzt zu glauben; wirft man aber einen Blick hinter den Vorhang in die Schreibstuben der Cabinette, dann überzeugt man sich, daß kaum zu Macchiavelli's und Richelieu's Zeiten Arglist, Betrug und jegliche Art der Verstellungskunst ausbündiger von den Diplomaten getrieben worden sind, als zu Napoleons Zeit, und er selbst war es, der durch seine vollendete Meisterschaft in dergleichen diabolischen Künsten seine Gegner nöthigte, sich derselben geheimen Gifte gegen ihn zu bedienen. Mit ehrlichen Waffen, wie Gneisenau, Scharnhorst, Blücher und York es verlangten, war damals nichts auszurichten; dies mag Hardenberg entschuldigen, wenn wir von ihm in so bestürmter Zeit eine politische Wetterfahne aufgesteckt sehen, die umspringt, je nachdem der Wind weht. „Ich mag es überlegen," — so schließt Hardenberg seine, dem Könige unter dem 2. November eingereichte, Denkschrift — „von welcher Seite ich will, so finde ich in der Lage, in der die Sachen sind, keine anderen Rathschläge, als folgende:

1. Sobald als immer möglich mit Rußland ins Geheim abzuschließen.

2. Eben so geheim mit England Unterhandlungen anzuknüpfen, um sich Geld, Waffen und Hülfe auf den Fall des Krieges zu verschaffen.

3. Mit Oestreich auf den Grund zu negociiren, den der Baron Jacobi gelegt hat.

4. In der Stille Alles vorzubereiten, um den Kampf gegen den Kaiser der Franzosen zu bestehen.

5. Unterdessen Alles beizutragen, was die Umstände irgend möglich machen, um den Frieden zu erhalten.

6. Vorerst die Unterhandlungen mit Frankreich fortzusetzen, Bemerkungen über die erhaltenen Gegenpropositionen zu machen, um sie dem Grafen v. St. Marsan mitzutheilen, die Bezug auf unsere früheren Anträge nehmen.

7. Auf die Sicherheit des Königs und seiner Familie Bedacht zu nehmen, daher Berlin bald zu verlassen, wenigstens sobald man irgend weitere Truppenbewegungen vernimmt. Die Berichte Levebvre's (den St. Marsan auf Kundschaft nach Westpreußen geschickt hatte) können täglich die Gefahr über uns bringen. Ich beziehe mich auf die anliegenden Billets des Fürsten Hatzfeld.*) Mich dünkt, es sei weit wichtiger, nach Schlesien zu gehen, als nach Preußen. Es ist näher und die Zuflucht sicherer, da nur die Oder zu passiren ist und die Weichsel die größte Gefahr bringen kann; auch deutet es weniger auf ein Anschließen an Rußland, zumal da Napoleon sich erklärt hat, die Neutralität Schlesiens zugestehen zu wollen. Das Asyl in die östreichischen Staaten und der Weg durch solche in die russischen und nach Preußen stehen offen. Es scheint mir unbedenklich, daß der König nach Schlesien abreise, wenn der Graf St. Marsan ersucht wird, ihm dahin zu folgen. Welchen Ort Se. Majestät zu Ihrem Aufenthalte zunächst wählen wollen und ob Breslau nicht zu nahe an der polnischen Grenze, zu entfernt von der östreichischen sei? stelle ich anheim. Vielleicht wäre Glatz der beste, zumal wenn die Kriegsgefahr sich vergrößerte.

8. Die von Sr. Majestät dem Könige verlangte russische Note behielte man zurück, um auf den Fall Gebrauch davon zu machen, daß Napoleon wider Vermuthen unseren früheren Anträgen beipflichtete oder sich ihnen sehr näherte."**)

Während der Staatskanzler auf diese Weise das Staatsschiff bald dem Winde, der es dem Bündnisse mit Rußland, bald der Strömung, welche es Frankreich zutrieb, überlassen mußte, verfolgte Napoleon ein bestimmtes Ziel. Der Krieg gegen Rußland war beschlossen; das ganze civilisirte westliche Europa sollte gegen den immer drohender anschwellenden, halbbarbarischen nordöstlichen Koloß vordringen, eine Völkerwanderung gen Osten hatte der Attila des neunzehnten Jahrhunderts im Sinn. Preußens Heer war von ihm dazu bestimmt, beim ersten Angriff vorgeschoben zu werden; ob es vortheilhafter sein werde,

---

*) Sie theilten das angedrohte Einrücken Davousts und die Aufhebung des Königs mit.

**) Die in dem letzten Bedenken Nr. 8 angeführte russische Note war ebenfalls eine Spiegelfechterei. Um den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich noch zu verzögern, hatte der König sich von dem russischen Gesandten in Berlin, Grafen Lieven, eine Note verschafft, worin der Kaiser Alexander den König auffordert, eine Vermittlung des Streites zwischen Rußland und Frankreich zu versuchen. Gegen Hardenbergs Anführung dieser Note bringt Bignon X. S. 334 eine Depesche Alexanders bei, worin dieser die ihm von Preußen angebotene Vermittlung schnöde zurückweist.

das preußische Königshaus noch vor dem Beginne des Kampfes zu beseitigen, kam zur Erwägung. „Der Augenblick“ — schrieb der Herzog von Bassano im Auftrage seines Kaisers an den preußischen Gesandten General Krusemark in Paris — „ist endlich gekommen, über Preußens Schicksal zu entscheiden; ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es eine Entscheidung über Leben und Tod Preußens ist. Sie wissen, daß der Kaiser schon zu Tilsit sehr strenge Absichten hatte. Die Absichten sind noch immer dieselben und ihre Erfüllung kann nur abgewendet werden, wenn Preußen unser Bundesgenosse und zwar unser ganz treuer Bundesgenosse wird. Die Augenblicke sind kostbar und die Umstände sehr ernst.“ Zu den sonderbarsten Vorwürfen, welche Napoleon fortwährend gegen das preußische Cabinet erhob, gehörten dessen frühere Unterhandlungen mit der französischen Republik. „Wie konnte,“ rief er öfter damals aus, „Preußen die Sache der Könige aufgeben! Es war dies eine furchtsame, interessirte Politik, wodurch man seine Würde und die gemeinschaftliche Sache der Throne kleinen Gebietsvergrößerungen aufopferte.“ So oft er auf der Landkarte die Grenzen Preußens verfolgte, rief er aus: „Ist's möglich, diesem Menschen noch so viel Land gelassen zu haben!“*)

Am 26. Januar rückte auf Befehl Napoleons die Division Friant aus Mecklenburg in Schwedisch-Pommern ein, und machte sich bereit, die preußische Grenze zu überschreiten. An General Rapp in Danzig war ebenfalls Befehl zum Einbruch in Preußen ergangen. „Vielleicht,“ sagt dieser, unterweilen noch deutsch gesinnte, Elsasser in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten, „hat der König von Preußen nie die Gefahr gekannt, in welcher er damals schwebte; ich kannte sie in ihrer ganzen Ausdehnung und war darüber sehr beunruhigt; ich beklagte den Fürsten, ich beklagte die Nation, ich wandte den Plan, so viel ich vermochte, ab.“

Die in den Provinzen commandirenden preußischen Generale hielten sich zufolge erhaltener Instructionen aus dem Kriegsministerium zum Losschlagen fertig. „Die Besitznahme von Schwedisch-Pommern,“ — schrieb York Ende Januars an den König — „das Vordringen gegen die Elbe erfordert die thätige Benutzung der noch kurzen disponibeln Zeit und machen eine Communication mit dem noch entfernt stehenden russischen General nothwendig. Die darüber früher erhaltene Weisung habe ich bis jetzt, wo die Umstände nicht dringend

*) Ségur, hist. de Napoléon pendant l'année 1812. T. I. p. 13.

waren, noch nicht in Ausführung gebracht. Die Weisung fordert eine Bestätigung von Ew. Majestät, um nicht in dem politischen System fehlzugreifen. Der Zeitpunkt scheint sich aber zu nähern und ich bitte Ew. Majestät sich selbst darüber auszusprechen." — Yorck beklagt sich über den Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Officieren und kommt dann auf Scharnhorsts und Schöns Vorschläge, das Volk zum Insurrectionskriege aufzubieten, nur will er die Masse zweckmäßig organisirt und den Aufstand nur in solchen Gegenden eingeleitet wissen, wo derselbe mit den Operationen des Heeres in keine unmittelbare Berührung komme. „Für den gegenwärtigen Augenblick," fährt er fort, „wird sich bei Ausbruch des Krieges die Insurrection ungefähr längs der warschauischen Grenze von Osterode über Ortelsburg, Lötzen bis Goldapp erstrecken müssen, von welchem letztern Orte bis zum Niemen man einstweilen Nationalgarden formiren könnte. Eine solche Insurrection, zweckmäßig geleitet, würde unendlichen Vortheil bringen; der Feind würde ihr bedeutende Corps entgegensetzen müssen und wir würden nicht wieder das Beispiel erleben, wie 1806, wo einzelne französische Troßknechte ganze Städte in Contribution gesetzt haben." Zum Chef der Insurrection schlägt er den Major Krusemark vor und schließt: „ich bin zu Allem bereit, ich sterbe jede Todesart mit williger Bereitwilligkeit auf dem Schlachtfelde, oder auf jede andere Art. Aber den Willen Ew. Majestät muß ich wissen." —

Das Traurigste aber für die Lage des Königs war, daß er selbst, als die Entscheidung auf die äußerste Spitze getrieben war, dem commandirenden General keinen bestimmten Befehl ertheilen konnte; denn während Hardenberg im Begriff war, mit Napoleon abzuschließen, wurde der Oberst v. d. Knesebeck von dem Könige mit einem vertraulichen Schreiben, von dessen Inhalt Hardenberg nicht in Kenntniß gesetzt worden war, an Alexander nach Petersburg abgesendet. Diese Sendung des Oberst v. d. Knesebeck war von dem allergrößten Einfluß auf den Gang des russischen Feldzuges, welcher den Sturz Napoleons herbeiführte, weshalb wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen. Nach dem unglücklichen Feldzuge 1807 hatte sich Knesebeck auf sein Landgut zurückgezogen, beschäftigte sich mit Feldbau und Tabackrauchen. Da kam ihm in einer müßigen Stunde, als er aus den Zeitungen von den Anstalten Napoleons zu einem Feldzuge gegen Rußland las, der Gedanke in den Sinn: „gegen den Feind der Ideologen zwei ideelle Mächte aufzubieten: Raum und Zeit; denen sich dann noch zwei sehr

reelle Bundesgenossen zugesellen würden: Hunger und Frost." Nun ging sein Plan dahin, daß Preußen, anstatt durch eine Vereinigung mit Rußland das Vordringen der französischen Armee über den Niemen aufzuhalten, wodurch der Schauplatz des Krieges zwischen Weichsel und Oder verlegt werde, vielmehr durch eine Vereinigung mit Napoleon dessen Einbruch in Rußland jeden Vorschub leisten solle. Als Knesebeck in den letzten Tagen des Januar 1812 nach Berlin kam, theilte ihm Scharnhorst mit, daß er mit dem russischen Gesandten, Grafen Lieven, im Geheimen unterhandle, um, sobald die Russen sich der Grenze nähern würden, durch die preußische Armee und einen allgemeinen Volksaufstand ihr Vordringen gegen die Weichsel und Oder zu unterstützen. Knesebeck hielt diesen Plan für unheilbringend, ohne sich darüber zu äußern. Da er sich des ganz besonderen Vertrauens des Königs zu erfreuen hatte, theilte er diesem seine Ansichten mit: „Der König möge sich in die Nothwendigkeit fügen, für den Augenblick mit Frankreich gegen Rußland zu kämpfen; auf 20,000 Preußen mehr in die Wagschaale Frankreichs komme es für jetzt nicht an; nur Festungen müßten Napoleon durchaus nicht mehr eingeräumt und dafür gesorgt werden, daß das preußische Corps möglichst zusammenbleibe und eine selbstständige Stellung erhalte, um, wenn das Glück sich wende, zur rechten Zeit umkehren und sich der Fesseln entschlagen zu können, in denen Frankreich jetzt Preußen geknebelt halte." Dies und noch Weiteres über die Bundesgenossen Raum und Zeit, Hunger und Frost hatte der etwas redselige Knesebeck dem Könige in aller Gemüthlichkeit auseinandergesetzt, worauf dieser in seiner kurz abgebrochenen Redeweise erwiderte: „Ist mir Alles auch wohl schon beigefallen; die Herren hier aber wollen alle das Gegentheil, soll mich auf der Stelle mit Rußland vereinigen, sehe aber wohl ein, daß dabei nichts Gutes herauskommen wird; mit Kaiser Alexander möcht' ich auch nicht gern ganz brechen; wissen ja, wie wir miteinander stehen; wird sich aber doch wohl schön bedanken, die Franzosen in sein Land einrücken zu lassen, wie Sie wollen, ohne sich zu schlagen u. s. w." Knesebeck erbot sich, eine Sendung nach Petersburg zu übernehmen, wozu sich insofern eine günstige Gelegenheit darbot, als Napoleon den Wunsch hatte andeuten lassen, der König möge noch einmal den Versuch machen, Alexander zur Vermeidung eines Krieges zu bewegen zu suchen, welcher ihn, seinen Freund, zwingen würde, als Frankreichs Bundesgenosse gegen Rußland ins Feld zu rücken. Ein Schreiben dieses Inhalts hatte der Staatskanzler ausgefertigt und war damit

einverstanden, daß Knesebeck es überbringe. Der König aber versah ihn mit einem zweiten, eigenhändigen Briefe, von dessen Inhalt weder Hardenberg, noch Scharnhorst, noch sonst einer „von den Herren“ das Mindeste erfuhren. In diesem Briefe (vom 31. Januar 1812) empfahl der König dem Kaiser Alexander „die Ansichten und Vorschläge des Obersten v. d. Knesebeck, welche ganz seine eigenen seien, zu geneigter Aufnahme und Erwägung.“ Vorgreifend können wir hier schon erwähnen, daß Knesebeck bei Alexander die freundlichste Aufnahme fand, daß seine Vorschläge die Zustimmung des, im Gefolge des Kaisers sich befindenden, Generals v. Phull und auch des Oberbefehlshabers Barklai de Tolly erhielten, demzufolge die bei Wilna genommene Stellung bei Annäherung der Franzosen aufgegeben und eine mehr rückwärts gelegene Vertheidigungslinie gewählt werden sollte; der Plan eines Angriffskrieges ward aufgegeben.

Auf der Durchreise nach Petersburg machte Knesebeck dem General York in Königsberg einen kurzen mitternächtigen Besuch, ohne ihn jedoch von dem geheimen Inhalte seiner Sendung in Kenntniß zu setzen. Vergebens bat York um Aufklärung über den Willen des Königs, da er nicht mehr wisse, wem er eigentlich angehöre, indem er von seinem unmittelbaren Vorgesetzten, Scharnhorst, die Weisung erhalten habe, die Russen als Freunde zu empfangen, von dem Staatskanzler dagegen: nichts Feindliches gegen die Franzosen zu unternehmen, vom Könige endlich: das Einrücken der Russen möglichst hinzuhalten. Knesebeck machte nur halbe Andeutungen, wodurch York noch mehr irre wurde; denn während er von einer Friedensvermittlung, welche er in Petersburg versuchen werde, sprach, deutete er zugleich an, York möge das Vorrücken der Russen keineswegs unterstützen. So erhielt York zu den bereits ihm ertheilten drei einander widersprechenden Weisungen noch eine vierte, so daß ihm, der alle Tage das Ueberschreiten der preußischen Grenze aus Schwedisch-Pommern durch die Franzosen, am Niemen durch die Russen erwarten mußte, die Sohlen unter den Füßen brannten. Noch am 12. Februar hatte York auf wiederholt dringende Anfragen um bestimmte Verhaltungsbefehle keinen Bescheid, da traf endlich nachstehende von Hardenberg eigenhändig geschriebene, von dem Könige unterzeichnete, vom 4. Februar datirte Cabinetsordre ein: „Der General-Major v. Scharnhorst hat Sie mündlich mit gewissen Unterhandlungen bekannt gemacht und mit Ihnen die Maßregeln verabredet, die Sie in Folge derselben zu nehmen haben würden, falls von französischer Seite feindliche Schritte gegen uns geschehen sollten.

Jetzt mache Ich Ihnen, unter der Bedingung der Verschwiegenheit, bekannt, daß die Umstände Mich nöthigen, mit Beiseitesetzung jener Unterhandlungen (mit Rußland) eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Die letzten Erklärungen Meinerseits sind vor wenigen Tagen nach Paris abgegangen und da man über die Hauptpunkte einverstanden ist, so ist es wahrscheinlich, daß der Abschluß bald erfolgen werde. Diesemnach haben Sie abseiten der französischen und polnischen Truppen wohl keinen Angriff zu befürchten und ich empfehle Ihnen nunmehr, Ihre Sorgfalt, wie Sie schon bisher gethan haben, desto eifriger dahin zu richten, daß das gute Vernehmen mit jenen Truppen unterhalten werde. Sollte dennoch gegen alles Vermuthen abseiten derselben etwas Feindliches geschehen, so ist wohl zu unterscheiden, ob es keine Vorfälle sind, denen durch Protestationen oder andere zweckmäßige Schritte abgeholfen werden kann, oder offenbar feindselige Unternehmungen, dahin z. B. vor unterzeichneter Allianz und Uebereinkunft eine Besetzung des Landes, oder des Weichselstromes auf Meinem Territorio, ein gewaltsamer Durchmarsch ganzer Truppencorps außerhalb der bestimmten Militairstraße gehören würden. Sie kennen nunmehr die Verhältnisse und müssen demnach Ihr Benehmen einrichten, damit auf der einen Seite alles Mögliche vermieden werde, was sie stören könnte, auf der anderen Seite aber auch, was der Sicherheit des Landes und der Ehre der Truppen zuwider wäre. Nur auf den ganz unwahrscheinlichen Fall offenbarer Feindseligkeiten werden Sie zu ernsten Vertheidigungsmaßregeln schreiten und dann auch nur außer denjenigen, darüber Sie schon längst mit Instructionen versehen sind, auch die noch ergreifen müssen, welche Folge der obenerwähnten Unterhandlungen (mit Rußland) sein sollten. Ich verkenne die großen Schwierigkeiten nicht, die Sie in einem solchen Falle zu bekämpfen haben würden, wobei immer Alles angewandt werden müßte, daß wir nicht als der angreifende, oder provocirende Theil erscheinen, verlasse Mich aber wegen Ihres ganzen Benehmens während der gegenwärtigen kritischen Lage der Sachen auf Ihre Klugheit und Vorsicht. Sobald die Verhältnisse ganz entschieden sind, werde Ich Sie mit weiteren Verhaltungsbefehlen versehen und füge hier nur noch hinzu, daß Ich den Obersten und General-Adjutanten v. d. Knesebeck nach Petersburg geschickt habe, um, wenn irgend möglich, auf Erhaltung des Friedens hinzuwirken, dazu noch nicht alle Hoffnung verloren ist."

Einen zu rascher That entschlossenen Soldaten, wie York, der mit gespanntem Hahn auf dem äußersten Vorposten stand, mußte eine so diplomatisch abgefaßte Cabinetsordre neben den anderen ihm zugegangenen, sich einander widersprechenden Befehlen und vertraulichen Mittheilungen in die peinlichste Lage versetzen. Er klagte Scharnhorst seine Noth; allein dieser befand sich in derselben, wo nicht in noch peinlicherer Lage in Berlin, wo er im tiefsten Geheimniß mit dem russischen Gesandten den Plan zum Angriffskrieg gegen Frankreich zu verabreden beauftragt war, während ihm Hardenbergs Unterhandlung wegen eines Bündnisses mit Napoleon nicht verborgen war und er im Dunkeln darüber gelassen wurde, was Knesebeck mit dem Kaiser Alexander „kiterpitern" sollte. Auf einen Brief Yorks vom 18. Februar 1812 antwortet Scharnhorst den 26.: „In einer so bestürmten, wankenden Lage, in einer so finstern Finsterniß der Zukunft, wie die unsrige ist, kommt jedes Gemüth in Bewegung und wünscht eine gegenseitige Mittheilung. Ich erlaube mir indessen keine Meinung über unsere politischen Schritte. Wir unterliegen einem labyrinthischen Gewirre, welches die Zukunft entwickeln wird und welches eben so sehr ein Resultat unserer besonderen Lage, als anderer Umstände ist. Ich habe jetzt keinen anderen Wunsch mehr, als einen ehrenvollen Tod, wenn das Verhängniß ein Unglück für den Regenten und den Staat herbeiführen sollte."

Ohne weitere Anfrage und Anmeldung überschritt am 26. Februar die Division Friant die preußische Grenze; Demmin, Anklam und Swinemünde wurden mit drei Regimentern französischen Fußvolkes, eben so die preußischen Schiffe im Hafen von Swinemünde besetzt. Und wie sah es mit unseren Vertheidigungsanstalten aus? Welche Streitkräfte standen York zu Gebot, um, wie der König ihm befohlen, bei offenbarer Verletzung des Gebietes die preußische Waffenehre zu wahren? „Mit Anklam," schreibt York aus Königsberg den 6. März an Bülow nach Marienwerder, „hat man vielleicht nur angefangen, um hinterdrein mit Elbing einen gleich größeren Coup auszuführen. . . Ohne Artillerie kann ich aber nicht gegen eine Besitznahme gültig protestiren; wenn ich aber Artillerie anwenden soll, so muß sie auch bespannt sein. Leider zeigt mir schon diese partielle Mobilmachung, daß ich allein zwölf Tage gebrauche, ehe ich mit einer einzigen Kanone zum Thor hinausmarschiren kann; so sehr ist das Calcül auf dem Papier von der wirklichen Ausführung verschieden, so wenig

paßt unsere nicht schlagfertige Lage zu der gegenwärtigen Lage des Staates und der Provinz insbesondere." —

In Berlin schmeichelte man sich, wie Boyen an York den 29. Februar schreibt, jene Besatzung pommerscher Städte möge wohl „durch ein Mißverständniß" entstanden sein und habe der König bereits in Paris und Hamburg Vorstellungen dagegen machen lassen. „Gott gebe," fügte er hinzu, „daß alle die trüben Besorgnisse, welche durch dies Ereigniß erweckt werden, nicht begründet sein mögen. Vielleicht sind Ew. Hochwohlgeboren von der Vorsehung noch dazu bestimmt, unsere Selbstständigkeit zu erhalten. Denn muß man unter diesen Umständen nicht auf das Aeußerste gefaßt sein?"

Noch gefahrdrohender erschien dem Könige und seinen Umgebungen das Heranrücken eines französisch-sächsischen Corps an die märkische Grenze, welches Potsdam und Berlin in einem Tagemarsche erreichen konnte. Der König war fest entschlossen, gegen einen Gewaltstreich der Feinde sich zur Wehr zu setzen. Die Wagen standen gepackt, die Dienerschaft war reisefertig; über nicht mehr als 8000 Mann Garden hatte der König zu verfügen; ein Aufgebot würde 20,000 Freiwillige zu den Waffen gerufen haben, an deren Spitze Gneisenau sich zu stellen bereit war, eine heilige Schaar, entschlossen ihrem Könige mitten durch die feindlichen Schwerter und Bajonette der Franzosen und Sachsen einen freien Weg zur russischen oder östreichischen Grenze zu bahnen.

Da traf endlich am 3. März in Berlin die von Napoleon am 24. Februar vollzogene Genehmigung des zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Bündnisses ein. Das alte diplomatische Taschenspielerstückchen mit dem Becher mit gedoppeltem Boden hatten die betheiligten Cabinette auch diesmal nicht verschmäht; es wurden ein öffentlicher und ein geheimer Vertrag abgeschlossen. Der öffentliche bestand aus vier Artikeln. Im ersten verpflichten sich Frankreich und Preußen, einander gegenseitig Beistand zu leisten gegen jede europäische Macht, welche mit einer derselben in Krieg gerathen würde. In dem zweiten Artikel verbürgen sich die beiden Mächte den Besitz ihrer Staaten in ihrem gegenwärtigen Umfange. Der dritte Artikel bestimmt, daß, wenn der casus foederis (der Fall des Bündnisses, d. h. der Krieg) eintrete, eine weitere Uebereinkunft das Nöthige bestimmen solle. Artikel 4 lautet: „Von allen Häfen und Küsten der beiden Mächte sind die Schiffe derjenigen Nationen ausge-

schlossen, welche gegen das, im Utrechter Frieden festgesetzte, Seerecht die Unabhängigkeit ihrer Flaggen haben verletzen lassen." *)

Der geheime Vertrag rückte ganz offen mit der Sprache heraus und erklärte im ersten Artikel, daß sich der Tractat auf den mit Rußland bevorstehenden Krieg beziehe. Die Hülfsmacht, welche Preußen zu stellen sich verpflichtete, bestimmte der zweite Artikel auf 14,000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter, 2000 Artilleristen. Artikel 3: „Das Contingent soll so viel als möglich in demselben Armeecorps vereinigt und vorzugsweise zur Vertheidigung der preußischen Provinzen verwendet werden, ohne daß Se. Majestät der König von Preußen gemeint ist, hierdurch auch nur im Geringsten die militairische Disposition der Armee, in welcher seine Truppen verwendet werden, zu geniren." — Die Artikel 4 bis 8 enthielten Bestimmungen über die Besetzung einiger preußischen Festungen durch französische Garnisonen außer den bereits besetzten drei Oderfestungen Stettin, Cüstrin und Glogau. Die Dauer der Besetzung wird im 14. Artikel einer spätern Uebereinkunft vorbehalten. Der geheime Tractat war von Napoleon einzig und allein darauf berechnet, Preußen als Verbündeten mit sich zu schleppen, aber mit Handschellen und Fußeisen gefesselt. Vergebens war vom preußischen Cabinet für den Fall, daß man ein Hülfsheer von 20,000 Mann gegen Rußland stellen müsse, darauf angetragen worden, die Bestimmung des Tilsiter Friedens, wodurch das Heer auf 42,000 Mann beschränkt worden war, aufzuheben. Artikel 11 des geheimen Tractats setzte ausdrücklich fest: „Preußen verpflichtet sich, keine Truppen auszuheben, kein Heer zusammenzuziehen, keine militairische Bewegung zu machen, so lange die Franzosen auf preußischem oder auf feindlichem Gebiete stehen, es sei denn, daß dies zum Vortheil der Verbündeten und nach einer ausdrücklichen Uebereinkunft beider Theile geschehe." Im 13. Artikel wird dem Könige von Preußen eine Gebietsvergrößerung als Entschädigung für die in diesem Kriege zu tragenden Lasten und für die Opfer, die das Land bringen müsse, versprochen. Die von der französischen Armee und deren Verbündeten in Preußen gemachten Requisitionen sollten entweder baar bezahlt, oder am Ende des Feldzuges von den noch rückständigen Contributionsgeldern in Abrechnung gebracht werden.

---

*) Eine dergleichen Bestimmung sucht man vergeblich in dem Utrechter Frieden vom Jahre 1713. Den Betrug und die Sinnlosigkeit dieses Artikels findet man nachgewiesen in: Mémoires d'un homme d'Etat. T. XI. 325 und 359.

Trotz aller Versicherungen der Ergebenheit und treuer Bundesgenossenschaft, trotz Brief und Siegel und jeder Verklausulirung, ja sogar trotz der Fesseln, in welchen Napoleon das preußische Cabinet hielt, das preußische Volk war und blieb für ihn ein finster drohender Geist. Marschall Davoust, der gestrenge Fürst von Eckmühl, der von Schwedisch-Pommern aus in Preußen einrückte, erhielt von Napoleon unter dem 24. April den Befehl: „auf die Bewohner Preußens ein wachsames Auge zu haben, im Fall sie etwa bei irgend einem unglücklichen Ereigniß zu einer Erhebung gegen die Franzosen gereizt werden sollten.“ In der dem Marschall Oudinot, Herzog von Belluno, ertheilten Instruction vom 21. und 22. April heißt es: „Er solle das Land zwischen Weichsel und Elbe überwachen, er sei beauftragt, Preußen im Zaum zu halten und den Rücken der Armee zu sichern. Er solle sich jederzeit genaue Kenntniß verschaffen, wo die preußischen Truppen sich befinden, welche nicht zum Contingent gehören, wo die Gewehre, Munition, Kanonen der Preußen aufbewahrt werden. Da Berlin einen französischen General zum Gouverneur erhalte, müsse das dortige Zeughaus von Franzosen besetzt werden. Französische Officiere müßten in Berlin commandiren, die Bürgergarde müßte unter ihrem Befehl stehen; jedoch solle sich der Herzog von Belluno, trotz der strengen Aufsicht, die er zu üben habe, nicht in die bürgerliche Verwaltung mischen. Er dürfe auch keine Tafelgelder nehmen; „„was ich ihm gebe, reicht hin, eine fürstliche Tafel zu halten.““

Die Bestimmungen des so eben abgeschlossenen Vertrags wurden willkürlich von Napoleon überschritten; die Festung Spandau mußte den Franzosen am 23. April, Pillau am 28. Mai mit allen Waffenvorräthen, selbst denjenigen, welche nicht zum Inventar der Festung gehörten, übergeben werden. „Alle Truppen,“ schrieb der Kaiser im April an den Fürsten von Eckmühl, welcher bis zu seiner Ankunft den Oberbefehl in Preußen führte, „müssen mit den Hülfsmitteln erhalten werden, die man aus den Gegenden ziehen kann, wo sie liegen; man soll die Vorräthe nicht anrühren, welche sorgfältig für den Augenblick müssen aufbewahrt werden, wo man über den Niemen geht.“ In dem Vertrage war bestimmt, daß für die Lieferungen baare Zahlung geleistet, oder diese in Abrechnung bei der rückständigen Contribution kommen sollten; weder das Eine, noch das Andere geschah. „Die beste Art,“ schrieb der Kaiser an Berthier, „sich der Ruhe Preußens zu versichern, ist die, daß man es in Unfähigkeit versetzt, sich im Fall eines Nachtheiles, oder eines Unfalls auf unserer

Seite auch nur regen zu können." Besorgniß und bange Ahnungen wandeln den allgebietenden Kaiser noch an, als er mit seinen unzähligen Legionen bereits das kleine, ausgehungerte Preußen überschwemmt hat. Die heiligsten Betheuerungen des Königs, Hardenbergs, Hatzfelds, des eigenen Gesandten in Berlin können ihn nicht zufrieden stellen. „Er dictirt, sobald er bei der Armee angekommen, wie jede kleine Einzelheit geordnet werden, wie viel Mannschaften nach Spandau und Pillau geschickt, welche Officiere als Aufpasser nach Colberg und Graudenz beordert, wie einzelne Bataillone und sogar Compagnien vertheilt, wie in Berlin Alles unter geheime Polizei gestellt werden soll. Er weiß alle Zahlen, er weiß jeden kleinen Punkt, wo eine Brücke geschlagen, oder befestigt werden soll; er weiß, wo die verborgenen Flinten und Munition der Preußen liegen, zählt die preußischen Truppen genau auf und befiehlt, streng darüber zu wachen, daß sie nicht um einen Mann vermehrt werden."*)

Als der Abschluß des Vertrages bekannt wurde, durch welchen der König von Preußen, als Verbündeter Napoleons, diesem verhaßten Feinde des Vaterlandes das Heer zum Kriege gegen Rußland zur Verfügung stellte, welches seit vier Jahren von den tüchtigsten und tapfersten Officieren herangebildet worden war, um gegen Frankreich zu fechten, gaben viele der edelsten Patrioten jede Hoffnung, die sie noch auf die Fahnen Friedrichs des Großen gesetzt hatten, auf. „Nicht Willens," schreibt Gneisenau den 10. März an Münster, „mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten." Clausewitz, Boyen, Barner, Pfuel, Chazot, Tiedemann und viele andere Officiere, gegen dreihundert sollen es gewesen sein, folgtem ihrem Beispiele und traten in die in Rußland errichtete russisch-deutsche, oder in die englisch-deutsche Legion in Spanien ein. Andere zogen sich auf ihre Landgüter zurück, oder wurden Schreiber und Schulmeister. Scharnhorst mußte, als ein dem Kaiser Napoleon Mißliebiger, aus der Nähe des Königs und von dem Kriegsministerium entfernt werden. „Die Vorsehung scheint den angefangenen Gang der großen Weltbegebenheiten vollenden zu wollen," schrieb er an York den 7. März. Er verließ Berlin und zog sich nach Breslau zurück.

Die schwerste Aufgabe ward York zugetheilt; in seinem Haß gegen Frank-

*) Chambray, la campagne de Russie 1812.

reich, in seinem Verlangen, die Waffen gegen den Feind des Vaterlandes zu richten, war er eines Sinnes mit Scharnhorst, Gneisenau und jenen anderen ausscheidenden dreihundert Officieren; allein der Befehl des Königs war für ihn als Soldat das allein Bestimmende. Der König schrieb ihm unter dem 12. März: „Es ist Ihnen bereits durch das allgemeine Kriegsdepartement bekannt gemacht worden, daß ein Theil Meiner Armee mobil gemacht werden soll, um der, mit der französischen Regierung eingegangenen, Verbindung zufolge als Hülfs-Corps zu der französischen Armee zu stoßen. Zum Oberbefehlshaber dieses Corps habe Ich nach dem Wunsche des Kaisers Napoleon den Generallieutenant v. Grawert ernannt . . . Da es Mir aber sehr wichtig ist, das ganze Corps noch einem General untergeordnet zu wissen, der sich durch seine Kriegserfahrenheit, seine Thätigkeit und seine Anhänglichkeit an Meine Person Mein Vertrauen in einem gleichen Grade erworben hat, so ernenne Ich Sie hiermit zum zweiten Befehlshaber desselben unter dem Oberbefehl des Generallieutenants Grawert, in der Ueberzeugung, daß Sie dieser neuen Bestimmung sich gern unterziehen und Mir in derselben bei eintretenden ernsten Vorfällen gewiß bald Gelegenheit geben werden, Ihnen Mein Wohlwollen besonders zu bethätigen." Am Schluß hatte der König eigenhändig hinzugefügt: „Es ist Mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da Mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt sind und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Corps und unter solchen Umständen unumgänglich nothwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür Meine Dankbarkeit zu beweisen."

Wenn der König in derselben Cabinetsordre dem General York in Beziehung auf ein etwaiges Vordringen der Russen den Befehl ertheilt: „der feindlichen Uebermacht haben Sie in diesem Falle zu weichen und Ihren Rückzug nach der Weichsel zu nehmen" — so war dabei nur vergessen, daß der General York dergleichen Befehle nicht mehr von Berlin aus zu empfangen hatte.

York folgte dem, von dem Könige ihm so dringend ans Herz gelegten, Wunsche, verhehlte jedoch in seiner Antwort nicht, welch' ein schweres Opfer er bringe. Er giebt die ihm früher ertheilte unbeschränkte Vollmacht in die Hände des Königs zurück und fügt hinzu: „Mit Resignation folge ich in eine

neue, weit untergeordnetere Bestimmung, obgleich mich dieselbe nach langen Dienstjahren der Kränkung aussetzt, hinter jeden französischen Brigade-General, oder hinter jeden rheinländischen Divisions-General zu treten, wovon mancher der letzteren vielleicht als Subaltern unter mir gestanden hat. Die Generale v. Massenbach und v. Bülow theilen mit mir gleiches Schicksal; der Stolz der preußischen Armee muß dahinscheiden. Nach der Lage der Provinz hoffte ich, auch hier Gelegenheit zu haben, gegen die Feinde Ew. Majestät fechten und meine Treue mit Blut und Leben besiegeln zu können. Ew. Königl. Majestät haben anders beschlossen und ich folge als treuer Unterthan, weil eine Weigerung in dem gegenwärtigen Augenblick ein noch größeres Verbrechen als zu jeder anderen Zeit sein würde.“

Länger indeß als während des Feldzuges eines Jahres gedenkt York nicht in diesem Kriege auszuhalten. Er fügt am Schlusse hinzu: „Nach Ablauf dieser Campagne getröste ich mich, daß Ew. Majestät meine Dienste mit einer Pension belohnen werden, die ich nicht zur Fristung meines siechen Lebens (er hatte mehrere Wunden und zwei Brüche), sondern nur zur Erziehung meiner vier noch unmündigen Kinder bedarf, welche nach meinem Tode sonst die Hülfe gutthätiger Menschen ansprechen müßten.“*) Er meldete sich sofort dienstlich bei dem französischen General-Gouverneur Rapp in Danzig, dessen Vertrauen er durch seinen offenen, graden Charakter schon früher gewonnen hatte. Aufs Neue aber wurde er in die widerwärtigste Lage durch geheime Befehle, welche ihm, wie es schien, nicht ohne Veranlassung des Königs, durch einen seiner Generaladjutanten zugingen, in welchen ihm auf eine, wenn auch zweideutige, Weise angedeutet wurde, zu unterlassen, dem General Rapp über die Bewegung der Russen die gehörigen Meldungen zu machen. Da Grawert noch nicht bei dem Corps eingetroffen war, ruhte die Verantwortlichkeit allein auf York. Dieser schrieb (24. März) jenem Generaladjutanten zurück, daß er nach den ihm zugegangenen zwei Cabinetsordres und einem Schreiben des Staatskanzlers ganz bestimmten Befehl habe: „dem General Rapp eine richtige und verbürgte Uebersicht von der militairischen Lage an unserer Grenze zu geben . . . . Ew. Hochwohlgeboren Schreiben stellt mir unerwartet eine andere Ansicht dar. Denn

*) York hinterließ bei seinem Tode 1830 seinem einzigen noch lebenden Sohne ein Vermögen von 6- bis 800,000 Thalern.

ich kann mir das Buchstäbliche wohl nicht als das Wahre denken, da man von mir wohl glauben kann, daß ich, ohne gelehrtes Studium in der Kriegeskunst, mir doch so viel Theorie aus meiner vieljährigen Erfahrung abstrahirt habe, daß ein Vorpostencommandant sein Handwerk nicht versteht, wenn er durch grundlose und ununtersuchte Nachrichten unnützer Weise das Hauptquartier alarmirt. Als Soldat aber habe ich nur eine einzige Pflicht und das ist: zu gehorchen . . . . Auf Ew. Hochwohlgeboren Schreiben würde mich kein Kriegsgericht freisprechen. Verzeihen daher Ew. Hochwohlgeboren, wenn ich so dringend als ergebenst ersuche, Sr. Majestät submissest vorzutragen, mir dergleichen wichtige Befehle allergnädigst selbst zu ertheilen . . . . Ich muß rein ausgesprochene Befehle haben, dann werde ich mich, ohne Se. Majestät oder irgend Jemand zu compromittiren, in allen Zeiten und unter allen Umständen zu finden wissen, ob ich mich nach Wahrheit oder Schein einer Sache ganz oder nur halb hingeben soll." —

Auch an den Staatskanzler richtet York in einem Briefe vom 24. März die dringende Bitte: „dahin bei seiner Majestät dem Könige zu wirken, daß mir alle wichtigen Befehle direct von Sr. Majestät zukommen, weil ich sonst in manchen Fällen fehlgreifen könnte und mein Fehlgreifen einen wesentlichen Einfluß auf den Willen Sr. Majestät haben müßte. Ich bin 87 Meilen von Berlin entfernt, ich weiß nicht, was da vorgeht; man sagt aber, daß dort verschiedene Meinungen obwalten . . . Sagen Sie, ich bitte Ew. Excellenz darum, dem Könige unter vier Augen, daß ich für sein Interesse Alles zu thun und zu unternehmen im Stande sei, daß ich für seinen Willen eben so ehrenvoll auf dem Schaffot, wie auf dem Schlachtfelde zu sterben glaube, daß ich aber wissen muß, was sein Königlicher Wille ist."

Die Art und Weise, wie York aus seiner bangen Ungewißheit gerissen wurde, war die in dergleichen Fällen oft vorgekommene: daß der, durch einen Generaladjutanten des Königs an ihn gelangte Befehl „auf einem Mißverständniß" beruhe.

Daß übrigens das Berliner Cabinet selbst in dieser Zeit, nachdem das erste französische Armeecorps unter Marschall Davoust am 28. März die Oder und eine Brigade Reiterei die Weichsel überschritten hatte, noch an die Möglichkeit des Friedens glaubte, geht aus einem Schreiben Hardenbergs vom 31. März an York hervor, in welchem er „ein Paar politische Winke im Ver-

trauen" beifügt. „Nach der wiederholt und noch ganz neuerlich gegebenen Erklärung des Kaisers Alexander und seines Ministerii will man den Angriff innerhalb der Grenzen des russischen Reichs erwarten: „„ich werde abwarten, daß der erste feindliche Kanonenschuß auf meinem Gebiet abgefeuert werde,"" dieses sind des Kaisers eigene Worte. Vermuthlich will man den Krieg dadurch mehr nationalisiren und den Angriff desto gehässiger machen." Daß diese Aeußerungen auf einem Berichte Knesebecks beruhen, werden wir sogleich nachweisen. Der Staatskanzler schließt seinen Brief an York mit der zweideutigen Bemerkung: „Noch scheinen jene Unterhandlungen (zwischen Alexander und Napoleon) fortzudauern, obwohl kaum mehr ein günstiger Erfolg davon zu erwarten sein möchte. Indeß kann man doch nicht wissen, ob nicht durch das Gewicht, welches der Wiener Hof in die Wagschaale legen möchte, etwas bewirkt werden kann." Dies Gewicht war der Allianztractat, welchen Oestreich am 14. März mit Frankreich unterzeichnet hatte, durch den es sich verbindlich machte, mit einem Heere von 30,000 Mann, welches am 14. Mai bei Lemberg versammelt sein sollte, in Rußland einzubrechen.

Während die französischen Armeecorps bereits die Weichsel überschritten und den Uebergang über den Niemen vorbereiteten, ließ Napoleon mit dem russischen Gesandten Fürsten Kurakin in Paris noch fortwährend wegen Erhaltung des Friedens unterhandeln, welcher, wie der Kaiser wiederholte, einzig und allein von dem Entschluß des russischen Cabinets abhänge. Kurakin ließ seine früheren Forderungen wegen des Herzogthums Oldenburg und des Ukas vom 31. December 1810 fallen und übergab den 18. (30.) April 1812 dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herzog Bassano eine Note dieses Inhaltes: „Ich bin beauftragt, Ew. Excellenz zu erklären, daß die **Erhaltung** des preußischen Staats und seiner Unabhängigkeit von einem jeden, gegen Rußland gerichteten politischen Bande (de tout lien politique) für die Interessen Sr. Kaiserlichen Majestät unerläßlich ist. Um zu einem gesicherten Friedenszustand mit Frankreich zu gelangen, ist es nothwendig, daß zwischen demselben und Rußland ein neutraler Staat bestehe. Die Politik des Kaisers, meines Herrn, ist bestrebt, zwischen beiden Mächten gesicherte und befestigte Beziehungen zu gründen, welches, so lange noch in der Nähe der russischen Grenzen fremde Heere lagern, unmöglich ist. Die erste Bedingung einer jeden Unterhandlung ist: **vollständige Räumung der preußischen Staaten**, eine Vermin-

derung der Besatzung Danzigs und eine Uebereinkunft mit dem Könige von Schweden." Rußland, hieß es dann ferner, mache sich verbindlich, in den Prohibitiv-Maßregeln gegen den englischen Handel nichts zu ändern, verlange aber die Befugniß, eben so wie der Kaiser Napoleon „Licenzen" ausgeben zu dürfen. Im Tarif von 1810 sei es bereit Abänderungen zu machen und wegen einer Entschädigung für Oldenburg zu unterhandeln.*) — Auf diese Forderungen, in welchen Napoleon eine Beschimpfung der französischen Waffen erkannte, antwortete er in seinem ersten Bülletin vom 22. Juni, mit welchem er den Feldzug eröffnete.

Wie in Paris, so ließen auch in Petersburg die notenschreibseligen Diplomaten es nicht an friedlichen Bemühungen fehlen.

Oberst v. Knesebeck war am 14. Februar in Petersburg angekommen, hatte am 16. Februar die erste, am 2. März seine Abschieds-Audienz. Am 7. März reiste er von Petersburg ab, traf am 28. März in Berlin ein und überreichte hier dem Könige einen schriftlichen Bericht über seine Sendung.**) Da wir aus Knesebecks eigenem Munde wissen, daß die eigentliche Veranlassung seiner Sendung für Hardenberg und Scharnhorst ein Geheimniß blieb, so ist dies Grund genug zu vermuthen, daß der uns vorliegende Bericht an den König so abgefaßt war, daß er dem Staatskanzler vorgelegt werden konnte, während die mit Alexander unter vier Augen getroffenen Verabredungen ein Geheimniß blieben, um welches außer Alexander und Knesebeck nur noch Friedrich Wilhelm III. wußte und welches sich erst enthüllte, als die immer tiefer in das Innere gelockte französische Armee von den Bundesgenossen, welche der preußische Oberst dem russischen Zar angemeldet hatte, von Raum und Zeit, Hunger und Frost, überwältigt worden war.

Dem officiellen Berichte Knesebecks zufolge war der Kaiser Alexander noch

---

*) Mémoires d'un homme d'Etat. T. II. p. 355.

**) In der Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte, Paris 1820, in welcher man eine große Anzahl wichtiger Depeschen findet, welche Napoleon durch seine Cabinets-Spione an sich zu bringen gewußt, befindet sich auch dieser, von Knesebeck im geheimsten Vertrauen an den König erstattete, Bericht, nur führt er in der Correspondance T. VII. p. 438 das Datum: Petersburg den 23. März 1812, was unrichtig ist, da Knesebeck am 7. März, wie er in der Depesche selbst meldet, von Petersburg abreiste. Die Angaben bei Droysen in Yorks Leben I. S. 333 über Knesebecks Abreise von Petersburg und Ankunft in Berlin sind ebenfalls unzuverlässig.

Anfangs März sehr geneigt den Frieden zu erhalten. Als Knesebeck ihm bemerklich machte, daß der Krieg nicht unter günstigen Umständen für Rußland beginne, indem die Armeecorps seines linken Flügels noch in der Türkei beschäftigt wären, Rußland eine Grenze von ungeheurer Ausdehnung ohne feste Plätze zu decken habe, während Napoleon an der Oder und Weichsel auf einer festen Operationsbasis stehe, gab ihm der Kaiser zur Antwort: „Das ist Alles wahr, und außerdem haben Sie vergessen hinzuzufügen, daß ich für meine Person kein so großer Feldherr wie Napoleon bin, daß ich keinen General habe, den ich ihm gegenüber stellen könnte, so daß alle diese Betrachtungen, welche ich wohl erwogen habe, die Welt überzeugen werden, daß ich den Krieg nicht wünsche und niemals der angreifende Theil sein werde." Er fügte hinzu, daß der Fürst Kurakin sich noch als russischer Botschafter in Paris befinde und er, Alexander, sehr bereit sei, Vorschläge zur Erhaltung des Friedens von dem französischen Botschafter, General Lauriston, entgegen zu nehmen. In einer folgenden Audienz (am 2. März) wiederholte der Kaiser die Versicherungen friedliebender Gesinnung und fügte hinzu: „der offenbarste Beweis, den ich von meinem Wunsche, den Frieden zu erhalten, gegeben habe, war wohl, daß ich den Feldzug nicht schon im Frühjahre des vergangenen Jahres eröffnete. Damals war ich eben so schlagfertig, wie ich es jetzt bin, ich konnte bis zur Elbe vordingen, Preußen zwingen mit mir zu ziehen, ohne auf Widerstand zu stoßen, der mich aufgehalten hätte. Noch jetzt könnte ich, wenn ich vorrückte, Terrain gewinnen, allein ich werde es nicht thun und beauftrage Sie, dem Könige zu sagen: ich würde den ersten Kanonenschuß auf meinem Gebiete erwarten."

Knesebeck faßt seine Ansicht von dem Stand der Angelegenheit schließlich also zusammen:

„Der Kaiser Alexander will zuverlässig und aufrichtig den Frieden; dem Anscheine nach werden über das, was Czernitscheff nach Petersburg bringen wird, Erklärungen stattfinden. Die Partei, welche Ew. Majestät ergriffen hat, wird dann von dem größten Einfluß sein, sowohl in Beziehung auf den Entschluß des Kaisers Alexander, wie auf die öffentliche Meinung der Nation und wird, für den Fall eines Krieges, dem Vortheile das Gleichgewicht halten, welchen Rußland durch den Anschluß Schwedens erlangen dürfte. Alles hängt daher von den Bedingungen ab, welche Frankreich stellen wird; sind sie von

der Art, daß sie der Zar der Nation vorlegen kann, ohne Vorwürfe befürchten zu müssen, welche der Würde eines Selbstherrschers zu nahe treten (selbst in Rußland hört man zuweilen auf die Stimme der Nation!), so wird der Friede erhalten werden; denn weder der Kaiser, noch die Nation, noch selbst die Umgebungen des Hofes, mit einem Worte: Niemand fordert oder wünscht den Krieg; aber einmal angefangen wird der Kampf, das darf man sich nicht verhehlen, furchtbar werden und die Russen werden sich wie Rasende schlagen.

„Die militairischen Massen werden beträchtlich sein. Der Russe im Allgemeinen ist brav und wenn die Nation, innerhalb ihrer Grenzen angegriffen, durch die Priester aufgeregt werden wird, was ohne Zweifel geschehen wird, dann könnte dieser Krieg sehr leicht ein religiöser und nationaler werden und von längerer Dauer sein, als wenn Alexander den Plan angenommen hätte, sich außerhalb seiner Grenzen zu schlagen.

„Ich habe nicht geglaubt Ew. Majestät diese Betrachtungen verschweigen zu dürfen, denn nur, wer an Ort und Stelle gewesen ist, kann von dieser Wahrheit überzeugt sein. Die Localitäten werden noch große Schwierigkeiten darbieten. Sümpfe, große Waldungen, wenig Wohnungen, keine in Stand gehaltenen Straßen, kein Strom, welcher die Operation begünstigt; im Allgemeinen ein unfruchtbares Land. Dies Alles hindert die Bewegungen und wird Veranlassung, daß die großen Massen nicht lange auf demselben Punkte versammelt sein können; man muß sie in einzelne Corps zerstreuen, um sie ernähren zu können. Die Vertheidigung bietet unter diesen Gesichtspunkten große Vortheile dar. Der Vertheidigende nimmt ein System der Verwüstung an und zieht sich nach zuvor gut ausgewählten Punkten zurück, das Feld mit Klugheit räumend, Schritt vor Schritt es vertheidigend. Man kennt diese Vortheile in Rußland, die Minister sprechen davon und machen sie geltend. Ich glaube, daß man dieses System des Krieges befolgen wird, obschon darüber ein bestimmter Beschluß nicht eher gefaßt werden dürfte, als bis sich der Kaiser über die Wahl des Oberfeldherrn entschieden haben wird."

Ueber das Verhalten, welches das, dem Kaiser Napoleon zur Verfügung gestellte, preußische Corps beobachten werde, hatte Knesebeck dem Kaiser ebenfalls schon damals vertrauliche Eröffnungen gemacht. Der schriftliche Bericht an den König schweigt davon, denn selbst den Staatskanzler wollte man jetzt noch nicht in das Geheimniß einweihen. Knesebeck hatte schon damals dem

Kaiser die Zusicherung ertheilt: „daß das preußische Corps, sobald das Glück Napoleons sich wenden würde, umkehren und sich der Fesseln entschlagen werde, in denen Napoleon Preußen geknebelt halte."

So hatte nun Preußen — wenigstens dem äußeren Scheine nach — sich von Rußland losgesagt; gern hätte es in gleicher Weise auch nur zum Scheine sich an Frankreich angeschlossen; allein Napoleon verlangte Bewährung durch thätige Theilnahme und seine Marschälle strenge Ausführung ihrer Befehle. Napoleon hatte sich genaue Kenntniß von der Gesinnung des Generallieutenants v. Grawert verschafft, welcher das preußische Armeecorps commandiren sollte. Er gehörte schon längst zu den enthusiastischen Bewunderern Napoleons, in welchem er, wie York in einer späteren Denkschrift bemerkt, „etwas Uebermenschliches, so wie in Davoust und Macdonald die Jünger eines Propheten zu erblicken glaubte." An York schrieb Grawert, bevor er das Commando antrat, den 29. März: „Wir können es nicht leugnen, daß von dem Benehmen unseres Corps das künftige Schicksal unseres Staats abhängt, sowie daß diese Gelegenheit, wenn sie mit gehöriger Kraft benutzt wird, den alten preußischen Waffenruhm wiederherstellen und uns von Neuem die Achtung der übrigen Mächte sichern kann." Auch York sah diesen Feldzug als eine Schule für die Officiere und Soldaten des preußischen Heeres an, welche unter dem größten Feldherrn seiner Zeit und unter seinen Marschällen Kriegserfahrung und Waffenübung gewinnen sollten, um, wenn die Stunde der Befreiung geschlagen, den übermüthigen, aufgedrungenen Bundesgenossen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. „Ich mußte ins Feld rücken," schrieb York in der erwähnten Denkschrift, „in einem Kampf gegen mein Gefühl und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit gegen den mir stets heiligen Willen meines Königs mir Gehorsam gebot. Der erste Theil des Feldzuges von 1812 war sehr niederdrückend für mich; mein Obergeneral Grawert hatte ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse, als ich."

Durch Pünktlichkeit und strenge Ordnung im Dienst erwarb sich York die Achtung der ihm vorgesetzten beiden Marschälle Davoust und Macdonald in höherem Grade, als es irgend einem der rheinländischen Generale durch Schmeichelei und Augendienerei jemals gelungen war. Als York erfuhr, daß der Marschall Prinz Eckmühl (Davoust) Mißtrauen in den Geist des preu=

ßischen Officier-Corps geäußert habe, schrieb er ihm, daß er als commandirender General sein Officier-Corps zu vertreten habe und daß er für jeden einzelnen die Verantwortlichkeit übernehme. Diese Entschiedenheit wußte Davoust zu würdigen: „Ich habe,“ antwortete er ihm, „mit Vergnügen diesen Ausdruck von Gesinnungen gelesen, welche die eines Soldaten, der sein Vaterland liebt, und eines Mannes von Ehre sind. Glauben Sie mir, Herr General, daß wir unserer Seits die glückliche Allianz zu schätzen wissen, die unsere alten Verbindungen hergestellt hat, und daß wir eben so erfreut sind, uns unter denselben Fahnen vereinigt zu sehen. Mir werden an meinem Theil die Beziehungen, die hinfort zwischen uns sein werden, nach der Loyalität und Offenheit, die Ihre ersten Schritte bezeichnen, sehr erwünscht sein. Ich hoffe, daß Sie, Herr General, in jener mündlichen Mittheilung über die Stimmung einiger Personen in Ihrer Armee nichts Anderes werden gesehen haben, als den Wunsch, Ihnen nichts vorzuenthalten, was Ihnen von Wichtigkeit sein kann. Ich wünsche annehmen zu dürfen, daß Sie in gleicher Weise gegen mich verfahren werden, wenn Ihnen irgend eine ähnliche Mittheilung, die Sie für mich für wichtig erachten, zukäme. Das sind Beweise guter Nachbarschaft, für die ich Ihnen sehr erkenntlich sein werde. Ich bin sehr erfreut, daß jene Gerüchte keinerlei Grund haben und daß Ihre Truppen von Ihrem Geiste beseelt sind.“ Bereits am 11. April nahm Davoust als Befehlshaber des ersten Armeecorps sein Hauptquartier in Thorn; seine Vorposten waren bis Soldau und Osterode vorgeschoben; hier schloß sich das Yorksche Corps an, welches die Grenze von Johannisburg bis Tilsit deckte und die Uebergänge über den Niemen bewachte. General Grawert war ebenfalls in Thorn eingetroffen und übernahm den Befehl über das preußische Corps, York war von dem Könige zum Generallieutenant ernannt worden, und hatte sich bei den französischen Befehlshabern, wie bei den preußischen Truppen bald eine so hohe Achtung erworben, daß man niemals von einem „Grawertschen“, immer nur von einem „Yorkschen Corps“ zu sprechen pflegte.

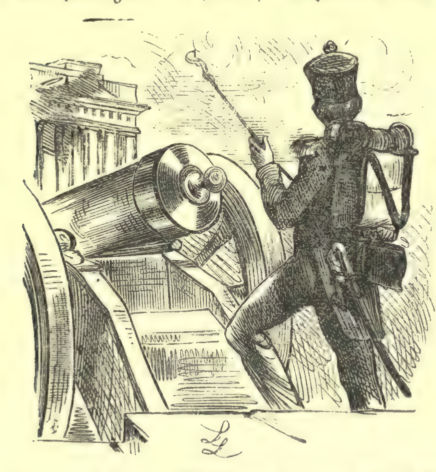
Sehr rücksichtsvoll war Napoleon bei der Wahl des Chefs, welchem er den Befehl über das preußische Corps anvertraute; er ernannte hierzu den Marschall Macdonald, der in seinem Wesen mehr noch an die schottische Herkunft seines Aelter-Vaters, als an das französische Blut seiner Aelter-Mutter erinnerte. „Macdonalds ganzes Wesen,“ schreibt einer der ihm zugetheilten

preußischen Ordonnanz-Officiere aus dem Hauptquartier zu Thorn, „verkündet den Mann von Ehre, von Verstand und Wohlwollen, sein Anstand hat etwas Vornehmes, militairische Haltung mit geselligem Anstande vereint.“ Major v. Brause, damals Adjutant bei Grawert, nennt ihn „einen Mann, dem der Umgang der feinen Welt tiefe Menschenkenntniß und Feinheit und eben damit eine so schöne Ruhe gegeben hat, daß er jederzeit und überhaupt im Vortheil steht. Gegen jeden preußischen Officier ist er äußerst artig und zuvorkommend; er zeichnet auch die geringsten merklich aus. Und was ihn mir besonders lieb macht; er begreift, was der preußische Staat für das Wohl der Welt war; er liebt Preußen und bedauert es.“

An die Friedenshoffnungen, welche Knesebeck noch in Aussicht gestellt, glaubte bald Niemand mehr. Alexander hatte sein Hauptquartier bereits nach Wilna verlegt und ließ Vorbereitungen zum Uebergang über den Niemen bei Maratsch, Grodno und Olita treffen. Napoleon traf den 17. Mai in Dresden ein, um sich hier noch einmal — es war zum letzten Male — der Welt im Glanze seiner Macht und Herrlichkeit zu zeigen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Napoleon verläßt St. Cloud am 9. Mai 1812. — Ankunft in Dresden am 17. — Festlichkeiten bei Hof. Illumination. Oper. Concert. Hochamt in der katholischen Kirche. — Der witzige Kaiser Franz. — Friedrich Wilhelm III. trifft von allen Gästen der letzte ein; — sein Brief an Napoleon vom 10. Mai. — Erstes Zusammentreffen in dem Zimmer der Königin. — Abreise Napoleons am 29. Mai. — Friedrich Wilhelm III. wird in Dresden vom Volke als der künftige Befreier Deutschlands vom französischen Joche begrüßt. — Empfang in Jüterbog, Großenhain und Meißen. — Heimkehr nach Potsdam.



apoleon I. nahm mit bewegtem Herzen — er war zuweilen auch menschlichen Regungen zugänglich — am 9. Mai 1812 von seinem, in goldner Wiege schlummernden, Erstgeborenen, dem er den vielverheißenden und doch nichts besagenden Titel eines Königs von Rom gegeben hatte, Abschied in dem Schlosse zu St. Cloud. Der Krieg gegen Rußland war beschlossen, der Feldzug durch die, über die Weichsel vordringenden, Armeecorps, wenn auch noch nicht durch Kanonendonner, so doch durch Trommelschlag und Marschcolonnen eröffnet.

Der Kaiser hatte sich entschlossen, einen kurzen Aufenthalt in Dresden zu machen, wohin ihn seine Gemahlin begleitete, um hier ihren Vater zu sehen, den Napoleon dahin entboten hattie. Der Zudrang der anderen, durch ihn gekrönelten und gefürstelten Häupter, um dem Allgewaltigsten ihre Huldigungen zu Füßen zu legen, war noch bei weitem größer als in Erfurt; Dresden bot zur Entfaltung der kaiserlichen Pracht, Macht und Herrlichkeit eine bei weitem günstigere Schaubühne dar, als jene thüringische Provinzialstadt.

Napoleon I. und seine Gemahlin, denen der König von Sachsen bis Freiberg entgegenfuhr, trafen, durch die berüchtigten, ausgebesserten sächsischen Landstraßen aufgehalten, anstatt zu Mittag erst gegen Mitternacht am 17. Mai in Dresden ein und zwar mit einem Gefolge, welches schon ganz dazu angethan war, die Pracht der Zare in Moskau, der Schachs in Schiraz, der Nabobs in Indien zu verdunkeln, im Fall den siegreichsten aller Kaiser sein Glücksstern in jene orientalischen Reiche führen sollte. Auf einer jeden Station in Sachsen, wo die Wege der Landstraßen, wie die der Vorsehung unergründlich waren, stellenweis auf jeder halben Station, mußten 500 Pferde bereit gehalten werden. In dem Gefolge des Kaisers befanden sich: der Prinz von Neufchatel; der Herzog von Bassano (Minister des Auswärtigen) nebst Gemahlin; der Herzog von Istrien; der Graf Daru (Minister des Innern); der Herzog von Friaul, Oberhofmarschall; der Herzog von Vicenza, Oberhofstallmeister; der Erzbischof von Mecheln de Pradt, der Oberkammerherr Graf v. Montesquiou; zwei General-Adjutanten, die Grafen v. Duresnel und v. Lobau; der Divisions-General Baron Caulincourt; der Commandeur der Jägergarde General Gugot; der General d'Allemagne; der Maréchal des Logis Baron Canouville; der Palast-Präfect Baron Bossat; der Kammerherr Graf v. Turenne; fünf Cabinets-Secretaire, die Barone Fain, Menneval, Monnier, d'Albe und Ponthou; der Leibchirurgus Baron d'Ivan; der Stallmeister Baron Lamberty; vier Pagen; sechs Kammerdiener; der Leib-Mameluck Rustan; drei Ordonnanz-Offiziere; zwei Hof-Fouriere; vier Stallsecretaire; 25 Tafeldiener; zwei Post-Inspectoren nebst der Büreaudienerschaft.

Im Gefolge der Kaiserin befanden sich: drei Palastdamen, die Herzogin v. Montebello und die Gräfinnen v. Brignole und v. Beauvau; der Chevalier d'Honneur, Graf Beauharnais; der Fürst Aldobrandini; vier Kammerherren, die Grafen Praslin, Pange, Noailles und Andlau; drei Stallmeister, die Barons Mesgrigny, Saluce und Lenep; vier Pagen; der Leibarzt Bourdier; der Leibchirurg Vareliand; acht Kammerfrauen; 50 Officianten und 100 Livréebedienten. —

Der Kaiser und die Kaiserin wohnten mit dem größten Theile ihres Gefolges im Königlichen Schlosse; doch war Napoleon viel zu stolz, um sich hier als Gast aufgenommen zu wissen; vielmehr machte er den Wirth und die anwesenden Kaiser, Könige, Fürsten wurden zu ihm zur Tafel befohlen. An

Glockengeläut und Kanonengruß, großer Illumination, Concert, Oper, solennem Hochamte und allem ersinnlichen Spectakel ließ es „mon cher papa de Saxe", wie Napoleon den gutmüthigen Friedrich August nannte, nicht fehlen und die verschwenderischen Zeiten der Augusteischen polnischen Wirthschaft sollten durch Schaugepränge und Teufelsblendwerk aller Art in Schatten gestellt werden.

Auch hier galt das bedeutungsvolle Wort: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Während Napoleon mit seinen Marschällen für den neuen Welteroberungsplan die Landkarten vor sich ausbreitete, erbat sich der Ober-Hofceremonienmeister den Allerhöchsten Befehl: ob die Damen zur Cour mit oder ohne Fischbein-Reifröcke, die Herren mit oder ohne Haarbeutel erscheinen sollten; während der Kaiser dem Chef des Geniecorps die Punkte zur Anlegung von Brückenköpfen, Parapets, Schanzen in Form des Sternes oder des Halbmondes angab, legte der Oberhofmarschall zugleich den Plan zur Anordnung der Tafel in runder, und in Hufeisenform vor. Das Eine, wie das Andere wurde von Napoleon mit gleicher Wichtigkeit behandelt und Allerhöchst selbst entschieden. Durch die Anordnung der Tafel hatte der Kaiser einen großen Strich gemacht, indem er dieselbe auf eine Ceremonientafel in Hufeisenform von 16 Personen zu beschränken befahl, an welcher nur die Personen der beiden kaiserlichen Familien, die königlich sächsische Familie und die Königin von Westphalen sitzen sollten. Als Nachbarin zu seiner Rechten wählte er die Königin von Sachsen, neben dieser saß der Großherzog von Würzburg, dann die Prinzessin Auguste von Sachsen. Zur Linken Napoleons saß die Kaiserin von Oestreich, neben dieser die Kaiserin von Frankreich, neben dieser der Kaiser von Oestreich, dann die Königin von Westphalen, der König von Sachsen u. s. w. Hochgeborne Grafen drängten sich zu der Ehre, dem Kaiser, hinter seinem Lehnsessel stehend, die gewöhnlichen Lakaiendienste zu erweisen, ihm die Gläser zu füllen, die Teller zu wechseln, die Servietten zu reichen, den Sessel zu rücken. Die Mittagstafel am 18., bei welcher Napoleon sich ausdrücklich das Ausbringen von Gesundheiten und Kanonensalven verbeten hatte, währte nicht länger als eine Stunde von 8 bis 9 Uhr Abends; der Kaiser stand, wie er zu thun pflegte, auf, sobald er satt war, ohne Rücksicht auf den Küchenzettel und den Appetit der anderen Gäste zu nehmen. Unterdessen brannte auf dem Platze zwischen dem Schlosse und der katholischen Kirche die prächtigste Illumination, durch welche sich jedoch die bereits so, daß ihnen die

Augen übergingen, aufgeklärten Dresdener diesmal nicht wie 1807 verblenden ließen. Der Architekt Thormeier hatte den großartigen Aufbau entworfen. Am Eingange zur Brücke, dem Balcon des Schlosses gegenüber, erhoben sich vier kolossale Obelisken von einigen sechzig Fuß Höhe, sie waren vom Fuß bis zur Spitze mit bunten Lampen behängt und durch Bogen verbunden. Aehnliche Obelisken erhoben sich an der katholischen Kirche und an der Augustusstraße. Rossebändiger, Löwenbezwinger und der französische Adler schmückten die Fußgestelle; in dem Hauptbogen schwebten die kaiserlich östreichischen und französischen Wappen. Minerva und Mars standen als Schutzgötter mit ihren Attributen darunter. In der Verlängerung der Augustusstraße und an der katholischen Kirche entlang waren Altäre in antiker Form aufgestellt, auf welchen Opferflammen brannten. So hell es aber auch heut an der Stelle war, wo der Hof illuminirte, so dunkel war es in der Stadt, als ob den Schuhmachern und Seifensiedern Witz und Oel ausgegangen wäre, mit welchen sie bei dem ersten Besuche des Kaisers so verschwenderisch gewesen waren. Anstatt der Thranlampen hätte man Thränenurnen aufstellen mögen. Die anfänglich bei Hof in Vorschlag gebrachte Ausfahrt durch die Straßen der Alt- und Neustadt fand man für gut diesmal zu unterlassen. Für den nächsten Mittag hatte Napoleon um 6 Uhr einladen lassen. Die Allerhöchsten, Höchsten und hohen Herrschaften hatten sich pünktlich eingestellt, allein der Wirth vom Hause war so sehr von Arbeiten in Anspruch genommen, daß er erst um 8 Uhr erschien; da gab es lange Gesichter und noch längere Magen und doch stand, wer sich nicht an die ersten Schüsseln gehalten, hungriger auf, als er sich niedergesetzt hatte; denn wie gewöhnlich hob Napoleon die Tafel, ehe der Küchenzettel zu Ende gegessen war, auf. An demselben Abende sollte der Hauptknalleffect aller Festlichkeiten: Aufführung einer, von dem Geheimen Kämmerer, Aufseher des grünen Gewölbes und Hofpoeten, Signor Orlandi gedichteten, von dem Capellmeister Morlacchi in Musik gesetzten, Fest-Cantate im italienischen Opernhause statt finden. An diesem Abende erschien Napoleon auf dem Gipfelpunkte des Glanzes seiner Ruhmessonne und seines Glückssternes; Ruhm und Glück des Allgebietenden neigten von diesem Abende an sich abwärts.*) Um 7 Uhr war das Theater für die Eingeladenen geöffnet; es erschien Alles in höchster Gala,

*) Der Verfasser darf es als eine besondere Gunst des Zufalls ansehen, daß er an diesem Abende, so wie bei allen damals stattfindenden Festlichkeiten sich in der Nähe des Kaisers befand.

man war geblendet von den Strahlen der Kronleuchter, der Diamanten und der schönen Frauen, unter denen die Kaiserin von Oestreich, eine geborne Prinzessin von Modena, den ersten Rang behauptete, obwohl eine zarte Gestalt, das Gesicht bleich wie Mondenschein mit herabwallendem, schwarzem Gelock. Die Kaiserin von Frankreich, eine materielle Schönheit, trug einen reicheren Schmuck, den sie ihrem Gemahl mit Trotz und Thränen abgerungen hatte, um ihre Stiefmutter zu überstrahlen, was ihr jedoch nicht im Entferntesten gelang. Unter den französischen Schönheiten machte sich die Herzogin von Montebello besonders bemerkbar. Sehr dürftig nahmen sich die anwesenden gekrönten Häupter aus. Der gute Kaiser Franz erinnerte in seinen rothen Höschen sehr an die Rokkokofiguren von Meißner Porcellan, wie er denn auch unterweilen während der Vorstellung zu nicken pflegte. Der König Friedrich August war just auch keine Heldengestalt und ein unangenehmes Zucken in den Gesichtsmuskeln gab seinem Ausdruck eine beängstigende Unruhe, die sich steigerte, als der Kaiser auch hier wieder sehr lang auf sich warten ließ. Endlich nach halb zehn Uhr trat er ein in die große Mittelloge, welche man durch Entfernung der Scheidewände der ersten Ranglogen gebildet hatte. Er trug, wie immer, die einfache Infanterie-Jägeruniform, grün mit weißen Rabatten, im Knopfloch das Band der Ehrenlegion und heut über Schulter und Brust das breite Band des Stephanordens. Er wußte sehr wohl, daß er in seiner einfachen Uniform sich vor allen Anderen auszeichnete; dies olivenfarbene Gesicht mit dem glatt anliegenden, glänzenden, schwarzen Hut, mit den großen, zwar blauen, aber dennoch unter dem Donnergewölk der schwarzen Brauen Blitze entsendenden Augen, erschien wie ein dunkler Kern, aus dem all der ihn umgebende Glanz ausströmte; denn erst als er in die Mitte dieses Hofes trat, kam Leben in die nüchternen, gelangweilten Gesichter. Alles erhob sich und rief unter Pauken- und Trompetenschall das so oft gerufene Vive l'Empereur! die Damen wehten ihm ihre Huldigungen mit den feinsten Battisttüchern zu, und wenn Blicke Pfeile wären, wie die Dichter sagen, an diesem Abende wäre er tausendfach durchbohrt worden. Die Cantate begann mit einem Chor der Priester und Priesterinnen vor dem Sonnentempel, über dem Gebirg im Hintergrunde stieg die Sonne empor. Nun trat der Oberpriester hervor und sang gegen den Kaiser gewendet ein Recitativ, welches an unverschämtester Schmeichelei Alles überbot, was in diesem Fache jemals geleistet worden war. „Groß und unaufhaltsam steigt der Sonnengott die Welt er-

leuchtend und erwärmend am Himmel empor. Du aber, größer als er, zwingst ihn durch deine Erscheinung seinen Wagen zurückzulenken und zu bekennen, daß die Welt nicht mehr seiner bedarf u. s. w." Ueber dem Eingange zum Tempel wurden jetzt, während die aufgehende Sonne erbleichte, die Worte sichtbar: „di Lui men grande e men chiaro il Sole" (weniger groß und weniger hell als Er ist die Sonne).*) Hätte man damals schon die Sonne des Meierbeerschen Propheten aufgehen zu lassen verstanden, so hätte die Schmeichelei noch etwas stärker aufgetragen werden können; eine solche Thranlampentheatersonne der damaligen Dresdner Oper in Schatten zu stellen, reichte das schon innerlich faul gewordene Holz des Napoleonischen Ruhmesscepters hin. Der Kaiser war über so plumpe Schmeichelei weit erhaben; er kehrte dem Sonnentempel, als der Oberpriester seine Anrede begann, den Rücken zu und da er bemerkte, daß man ihm wieder den ersten Platz auf dem rechten Flügel, seinem Schwiegervater dagegen den zweiten auf dem linken Flügel angewiesen, stand er auf und nöthigte mit freundlichster Aufmerksamkeit den Kaiser Franz mit ihm zu tauschen, so sehr sich dieser auch sträubte und vielleicht der Meinung war, daß er halt fester auf seinem eigenen Stuhle, als auf dem seines Schwiegersohnes sitze.

Durch dies Hin- und Hercomplimentiren wußte Napoleon geschickt sich dem Weihrauchsopfer des Oberpriesters zu entziehen und auch das Publicum nahm weit größeren Antheil an der Familienscene in der kaiserlichen Loge, als an der Cantate auf der Bühne. Es folgten noch einige Scenen aus der Oper „Sargines" von Pär, deren Ende jedoch der Kaiser nicht abwartete, da er nicht länger als eine Stunde im Theile verweilte. Das Publicum rief ihm, als er ging, wiederum Lebehoch! und Alle waren bezaubert von der Liebenswürdigkeit des gefürchteten Tyrannen.

Ein bei weitem zahlreicheres und gemischteres Publicum war in der katholischen Kirche am 24. Mai versammelt, wo der Kaiser, den die Beichtväter bisher vergeblich zur Messe eingeladen hatten, sich endlich dazu bequemte. Der berühmte und berüchtigte Erzbischof von Mecheln, Groß-Almosenier der Kaiserin, Herr de Pradt, hielt das Hochamt. Auch heut waren Aller Augen mehr auf den Heiland in grüner Uniform („notre Sauveur" pflegte ihn die Königin

*) „Auf den Theatern erniedrigten sich die Dichter so tief, daß sie den Kaiser vergötterten." **Ségur, hist. de Napoléon 1812. T. I. 104.**

von Sachsen zu begrüßen) in der Loge der Emporkirche, als auf den im Brodteig, welchen der Erzbischof emporhob, gerichtet.

Napoleon, welcher damals den widerspenstigen Papst Pius VII. aus Savona nach Fontainebleau hatte entführen und einsperren lassen, hatte eine Anwandlung protestantischer Gemüthsstimmung und wollte dies auch dem in der Kirche anwesenden Publicum, in dem er der Mehrzahl nach gute sächsische Protestanten vermuthen durfte, nicht verhehlen. Als er in seine Loge eintrat, nahm er das vor ihm liegende Gebetbuch zwar in die Hand, klappte es jedoch nach einem flüchtigen Blick, den er hineingeworfen, mit gleichgültigster Miene wieder zu. Er kniete weder nieder während der Wandlung, noch bekreuzigte oder besprengte er sich, und als der Probst und die Diakonen in seine Loge eintraten, um ihm das Evangelium zum Kusse zu reichen, winkte er ihnen mit beiden Händen so heftig entgegen, daß die geistlichen Herren einen übereilten Rückzug anzutreten für gut fanden. Nun zweifelte Niemand mehr, daß der Kaiser, wenn er nicht bereits das katholische Unwesen abgeschworen, doch gewiß demnächst nach Wittenberg gehen und gut lutherisch werden würde. Hatte er sich doch unter den Muhamedanern zu den Lehren des Koran bekannt, warum sollte er sich nicht unter den Protestanten zu dem Katechismus Luthers bekennen?

Den Beschluß der glänzenden Hof-Feste machte eine musikalische Akademie am Abend des 24. Mai in dem, zu einem Concertsaale eingerichteten, alten Opernhause. Außer dem italienischen Opernpersonal wirkten auch die Hof-Castraten der katholischen Kirche, unter ihnen der berühmte Sassaroli, heut mit. Es wurden Musikstücke von Mozart, Spontini und Nassolini aufgeführt; der Kaiser, als der einzige aufmerksame Zuhörer, erwies den Sängern die Auszeichnung, diesmal bis zum Ende auszuhalten. Er erschien heut im Ballcostüm, grüne Uniform, kurze weiße Unterkleider, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen. Nach beendigtem ersten Theile ging er in dem Saale ein Viertelstündchen umher und machte den sehr verlegen knixenden Hof- und Edelfräuleins, welche im schönsten Kranze um ihn her in dem Parterre des Saales zu beiden Seiten ihre Plätze hatten, den Hof. Die anderen fürstlichen Personen waren seinem Beispiel gefolgt und hatten sich in dem Saale zerstreut. Kaum war der Kaiser nach seinem Platze zurückgekehrt, begann sofort die Musik, und nun beeilten sich die hohen Herrschaften im hastigen Lauf ebenfalls ihre Plätze wieder zu erreichen. Es entstand aber jetzt ein Geflüster und Gewisper

unter den dienstthuenden Hofchargen, auf Aller Blicken war die äußerste Verlegenheit zu sehen, die Königin von Sachsen zögerte den einzig noch unbesetzt gebliebenen Sessel einzunehmen, denn dies war der ursprünglich für Napoleon bestimmte, der sich wiederum bescheidener Weise auf den der Königin gesetzt hatte, um dieser den Ehrenplatz zu überlassen. Kaum gewahrte er die Verlegenheit, in welche er die Königin gebracht hatte, ging er mit vieler Grazie auf sie zu und nöthigte sie, so sehr sie sich sträubte, sich auf dem Kaiserstuhle niederzulassen. Sie schien einer Ohnmacht nahe; da zog der Kaiser aus seiner Westentasche eine kleine Dose hervor und bat die schwachgewordene Dame, eine Prise de contenance zu nehmen, was insofern zu einer komischen Störung Veranlassung gab, als die Königin in eine Art von Nieskrampf verfiel, wodurch das Concert sehr gestört wurde. Napoleon gerieth indeß nicht in die mindeste Verlegenheit hierbei und der Kaiser Franz zischelte der Königin ins Ohr: „es wird halt ä Spaniol gewesen sein; des kann kän Deixel nit verschnupfen." *) —

Von allen erwarteten Gästen am längsten blieb der König von Preußen aus; er traf erst am 26. Mai, zwei Tage vor der Abreise des Kaisers, in Dresden ein und zwar in Folge einer eigenhändigen Einladung Napoleons, welche der Graf St. Marsan überreicht hatte. Es war nah daran, daß es auch jetzt noch zu einem Zerwürfniß gekommen wäre, trotz des abgeschlossenen Vertrages. Noch war die Unterschrift desselben nicht getrocknet, das Siegel nicht erkaltet, welche ihn als heilig und unverbrüchlich besiegelten, als Napoleon Anträge seiner, in Preußen commandirenden, Marschälle genehmigte, durch welche jener Vertrag auf das gröblichste verletzt wurde, indem eigenmächtige Besetzung fester Plätze und unerschwingliche Ausschreibungen von Lieferungen aller Art angeordnet wurden. Der König hatte durch seinen Gesandten in Paris eine sehr bewegliche Vorstellung wegen jener Gewaltsamkeiten übergeben lassen. Napoleon gab dem Grafen Narbonne, den er zu friedlicher Unterhand-

---

*) Von dem Kaiser Franz erzählte man sich damals noch andere schnurrige Bemerkungen. Als ihm Napoleon eine ganze Stunde lang den Plan des russischen Feldzuges auseinandergesetzt und ihm und Metternich das unfehlbare Gelingen des großartigen Unternehmens begreiflich gemacht zu haben glaubte, verließ Franz das Zimmer mit nachdenklicher Miene. Im Vorzimmer sagte er darauf zu Metternich: „Mit meinem Schwiegersohn ist halt eine große Veränderung passirt; schaun's Metternich hier (die Hand auf's Herz legend), da steht's ganz gut; aber hier (mit dem Finger auf die Stirn deutend) hier is halt nit so recht richtig mehr."

lung an Alexander schickte, einen, vom 3. April aus St. Cloud datirten, Brief an den König mit, worin er ihn in allgemein gehaltenen und nichts sagenden Redensarten seiner freundschaftlichsten Theilnahme versicherte. Der König ließ sofort eine Denkschrift, seine Beschwerden betreffend, abfassen und übersandte sie dem Kaiser mit nachstehendem, aus Potsdam den 10. Mai 1812 datirtem Briefe:

„Mein Herr Bruder!

„Ich richte beigeschlossene Denkschrift an Ew. Majestät mit derjenigen gänzlichen Hingabe (abandon), welche mir die Bande, die uns vereinigen, einflößen und die Ausdrücke des Wohlwollens, von dem Ew. Majestät mir einen neuen Beweis durch Ihren Brief vom 3. April und durch die Sendung Ihres Adjutanten, des Grafen von Narbonne, ertheilt haben.

„Ich habe mit lebhaftestem Danke diesen schmeichelhaften Beweis Ihrer Freundschaft gewürdigt und ich kann diese nicht besser erwidern, als daß ich mich in meinen Mittheilungen an Sie der Sprache der Rechtlichkeit und Offenheit bediene.

„Ich habe die Convention vom 24. Februar unterzeichnet, weil ich die Ausführung derselben für möglich hielt; allein sie wird es nicht sein, wenn man fortfährt, sich von der Grundlage jener Verträge zu entfernen.

„Ew. Majestät wird sich durch die Lesung dieser Denkschrift gütigst überzeugen, daß die Opfer, welche man von Preußen verlangt, bei weitem dessen Mittel und Hülfsquellen überschreiten. Ew. Majestät wird dergleichen Forderungen (prétentions) nicht gutheißen können, weil sie im Widerspruch stehen mit den Verträgen und weil sie meine Unterthanen zu Hungersnoth und Verzweiflung treiben. Ich bin entschlossen, die letzten Anstrengungen zur Erfüllung meiner Verbindlichkeiten zu machen, im Uebrigen appellire ich an Ew. Majestät Gerechtigkeit und Freundschaft. Ich bin mit der höchsten Achtung und der gänzlichsten Hingebung

Mein Herr Bruder!

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät guter Bruder,

Freund und Bundesgenoß

Friedrich Wilhelm."

Dieser Brief und die hinzugefügte Denkschrift erreichten Napoleon in Dresden. Die darin geführte offene Sprache von „verletzten Verträgen und Verzweiflung der Unterthanen" hatte einen leisen Beigeschmack von Drohung,

welche den Kaiser nur noch mehr in seiner Antipathie gegen den König und in seinem Verdachte gegen das preußische Volk bestärkte. Als daher von Potsdam aus in Dresden angefragt wurde, ob der Kaiser, da er abgelehnt hatte, seinen Weg über Berlin zu nehmen, den König in Dresden empfangen wolle, fuhr er, wie ein Augenzeuge meldet,*) den Marschall Duroc mit heftigen Worten an: „Was will dieser Prinz hier?“ rief er voll Zorn, „war's noch nicht genug mit der Zudringlichkeit seiner Briefe, dem Ungestüm seiner beständigen Reclamationen? Was verfolgt er mich mit seiner persönlichen Gegenwart? Bedarf man denn seiner?“ Duroc erlaubte sich zu bemerken, daß man des Königs von Preußen in einem Kriege gegen Rußland allerdings sehr bedürfen werde; Napoleon gab nach und unterzeichnete die Einladung. Seine ahnende Seele erhielt ihn in beständiger Furcht vor Preußen. Zur Vervollständigung der bereits mitgetheilten Zeugnisse fortwährender Besorgniß Napoleons vor einer Schilderhebung des preußischen Volkes und Heeres, fügen wir hier noch einige seiner geheimen Cabinetsbefehle an den Chef seines Hauptquartiers, den Major-General Berthier, an. „St. Cloud, den 21. April 1812. Mein Vetter! Ich übersende Ihnen einen Brief eines meiner Ordonnanz-Offiziere, der am 14. April durch Spandau gekommen ist. Sie werden aus demselben ersehen, daß er nicht in die Citadelle eingelassen wurde. Das ist auf keine Weise meinen Absichten angemessen. Ich habe Ihnen den Befehl gegeben, eine Compagnie Artillerie in die Citadelle rücken zu lassen und ein Bataillon Infanterie in dem Platze zu haben. Meine Absicht ist, daß Sie, um sich der Festung Spandau noch mehr zu versichern, einen Brigadegeneral dahin versetzen, um die Truppen zu befehligen und daß man in diesem Platze die Depots der Marschbataillone und Escadrons formire, welche auf Berlin marschiren; auf diese Weise werden stets 2000 Mann in diesem Platze sein. Benachrichtigen Sie den Herzog von Reggio von der großen Wichtigkeit, die ich darauf lege. Man muß in der Stadt eine gute Besatzung haben und den Dienst streng beobachten; ein Generalstabsofficier nebst einer Compagnie Artillerie müssen im Fort sein und die Magazine der Citadelle dazu angewendet werden, um Artillerie, Munition und Korn unterzubringen, so daß die Nothwendigkeit, mit diesen Magazinen zu communiciren, mich ganz und gar zum Herrn des Forts mache, in welches ich ein Bataillon als Be-

*) Ségur, hist. de Napoléon 1812. T. I. 109.

satzung legen werde, sobald die Feindseligkeiten werden angefangen haben. Nur meine Officiere dürfen in Berlin befehlen; die Nationalgarde muß mir zu Gebot stehen. Schreiben Sie dem Herzog von Belluno, damit er genau wisse, woran er ist. Der Tractat mit Preußen ist über diesen Punkt positiv."

Davon, daß Spandau eine französische Besatzung erhalten sollte, stand nicht eine Silbe in dem Vertrage. Im nächsten Befehle aus St. Cloud vom 22. April empfiehlt er noch angelegentlicher, ein wachsames Auge auf Preußen zu haben: „Während des Monats Mai hat der Herzog von Belluno nichts weiter zu thun, als sein Corps zu organisiren, um Preußen im Zaume zu halten (pour contenir la Prusse) und über die Erhaltung der Ruhe im ganzen Lande zwischen der Weichsel und dem Rheine zu wachen. — — — So wie wir weiter kommen, rücken wir dem Kriege näher und man muß daher die Festigkeit und Wachsamkeit verdoppeln. Mein Wille ist folgender: Nach dem G e i s t e des Tractates (allein bei Tractaten hält man sich an den W o r t l a u t) darf kein preußischer General, kein preußischer Officier in Berlin commandiren; es dürfen daselbst keine preußischen Truppen stehen und es muß dort kein Dienst anders als auf Befehl des französischen Generals versehen werden. Die Paar Mann regulärer Truppen, die noch in Berlin geblieben sind, sollen nur für die Wache des Schlosses da sein, allein auch diese müssen den Befehl von dem französischen Commandanten erhalten. Spandau muß als die Citadelle von Berlin angesehen werden; es ist für mich von der größten Wichtigkeit, wegen dieses Platzes auch nicht die mindeste Besorgniß zu haben. . . . . Man muß das Berliner Zeughaus besetzen, aber Alles, was Eigenthum des Königs ist, wohl erhalten und nichts als gegen Quittung entnehmen. Es ist aber wichtig, ein wachsames Auge darauf zu haben, daß weder in Berlin, noch in der Umgegend ein Waffendepot, oder irgend ein Geschütz sich befinde, dessen der Pöbel (la populace, nicht etwa das Volk war gemeint) sich bemächtigen könnte . . . Es müssen gar keine preußischen Truppen in Preußen stehen, ausgenommen 1800 Mann in Potsdam und 3000, wenn der König daselbst residirt; 4000 in Colberg; 3000 in Graudenz und 10,000 in Oberschlesien . . . . Sie werden dem Herzoge von Belluno kund thun, daß die Landesverwaltung ganz und gar den Beamten des Königs überlassen bleibt, daß aber die Aufsicht über die Zeitungen und alle anderen Druckschriften und alle P o l i z e i m i t t e l in seinen Händen sein müssen, damit nichts dem Volke einen gefährlichen An-

stoß gebe und das Land gar keine Mittel habe zur Empörung ... Sie werden dem Herzoge von Belluno bekannt machen, daß ich befohlen habe, daß drei oder vier gut unterrichtete französische Officiere in Colberg und Graudenz aus- und eingehen .... Das Recht, eine preußische Besatzung zu haben, ist eigentlich nur für Colberg vorbehalten, wie Potsdam die einzige Stadt ist, durch welche französischen Truppen der Durchmarsch nicht gestattet ist. Es ist jedoch angemessen, das Volk von Potsdam daran zu gewöhnen, viele französische Officiere zu sehen. Diese müssen daselbst oft übernachten, unter dem Vorwande, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen; treibt sie die eigne Neugier nicht dazu, so muß man sie dazu anreizen .... Jede, einem Franzosen zugefügte, Beleidigung muß durch ein Kriegsgericht nach unserm Brauche gerichtet werden .... Es ist nothwendig, eine hohe Polizei bei dem General-Gouverneur von Berlin zu organisiren, um zu wissen was vorgeht und ein wachsames Auge auf alle Umtriebe zu haben.*) — Ist man auf diese Weise in Sicherheit über Stettin, Cüstrin, Glogau, Torgau, Spandau, Sachsen und Magdeburg, sind Reservecorps vorhanden, hat man ein wachsames Auge darauf, daß nirgends bewaffnete Zusammenrottungen stattfinden, kluge Officiere in Colberg und schickt man dann und wann vertraute Adjutanten dahin, so wird man in der Verfassung sein, nichts von der Treulosigkeit der Preußen zu befürchten zu haben, wenn sie nach einem unglücklichen Ereignisse zu einem Abfall geneigt sein sollten ... Der Herzog von Belluno wird unter allen Umständen die größte Ehrerbietung gegen den König von Preußen und die preußische Regierung bezeigen müssen, was sogar bei allen Festen und öffentlichen Veranlassungen bis zur Affectation gehen muß." —

Die an den König gerichtete Einladung nach Dresden zu kommen hielt Napoleon nicht ab, zu derselben Zeit Befehl zu ertheilen, sich der Citadelle Spandaus zu versichern unter dem Vorwande: sie „gegen eine Landung der Engländer" zu decken. „Geben Sie" — schreibt er aus Dresden den 21. Mai

*) Bekanntlich verwendete Napoleon große Summen auf die geheime Polizei; deutsche Fürsten waren gefällig genug, von dem französischen Kaiser sich dafür bezahlen zu lassen. Der Fürst von Neufchatel und Wagram schreibt aus Dresden den 26. Mai 1812 an den Fürsten Schwarzenberg nach Wien: „Se. Majestät befehlen, daß Sie eine geheime Polizei errichten, um die inneren Bewegungen kennen zu lernen. Ich werde Ihnen die Ausgaben, die Sie für diesen Gegenstand haben können, erstatten lassen. Indessen haben Se. Majestät befohlen, daß Sie auf den Etat der geheimen Ausgaben mit 12,000 Fr. monatlich gestellt werden."

an Berthier — „dem Herzoge von Belluno zu erkennen, daß es nöthig sei, einen Theil der beiden Bataillone, die ich nach Spandau verlege, zum Dienst in die Citadelle rücken und die Armirung vor sich gehen zu lassen. Ein Kriegs-Commissär und ein Chirurg müssen in diesen Platz gesendet werden. Ertheilen Sie demgemäß Befehle. Dies Alles muß geschehen, ohne daß davon gesprochen werde. Fragt man um die Ursache der Armirung, so muß man antworten: die Wichtigkeit des Platzes erfordere, ihn vor jedem Ereignisse und vor einer Landung der Engländer sicher zu stellen. Empfehlen Sie dem General Merle, daß er die preußischen Officiere zu Tische bitte, und sehr höflich gegen sie sei."

Den Berlinern traut er so wenig, daß er befiehlt: „die Truppen, die in Berlin stehen, nicht bei den Bürgern einzuquartiren, sondern in den Kasernen unterzubringen, oder lagern zu lassen. Sie sollen einige Geschütze mit brennender Lunte bereit halten." —

Die schwierigste Aufgabe für die Diplomaten und Ceremonienmeister der verschiedenen Höfe in Dresden war nun diese: einen unverfänglichen Ort ausfindig zu machen, an welchem die beiden, eben nicht in dem herzlichsten Einverständniß stehenden, hohen Häupter als treue Bundesgenossen sich umarmen könnten, ohne einander etwas zu vergeben und ohne unangenehm gegen einander zu werden. Endlich war es gelungen, in den Gemächern der Königin von Sachsen ein geeignetes Gebiet zu einer friedlichen Begrüßung zu ermitteln. Zum Empfange des Königs war das Marcolinische Palais eingerichtet, allein er fuhr bei dem Könige von Sachsen vor, dessen Hofstaaten ihn an der Schloßtreppe empfingen und hinaufgeleiteten, wo ihm der König von Sachsen entgegenkam und ihn sofort in das Zimmer der Königin führte. Nach Verlauf einer Viertelstunde fand sich Napoleon hier ein, so daß die erste Begrüßung mit dem Könige in angemessener Förmlichkeit vor sich ging. Der König stattete hierauf dem Kaiser und der Kaiserin von Oestreich und darauf auch Napoleon und seiner Gemahlin einen Besuch ab. Zu Mittag, d. h. des Abends 8 Uhr, war der König nebst Hardenberg und dem Fürsten Hatzfeld bei Napoleon zu Tafel. Am folgenden Tage (den 27. Mai) traf auch der Kronprinz von Preußen in Dresden ein und wurde von Napoleon empfangen, welcher dessen persönliche Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte, indem er daran dachte, das preußische Königshaus durch Familienbande an die Interessen seiner Dynastie zu knüpfen, wovon später noch die Rede sein wird.

Zu den glänzensten Festen, welche unter Kanonendonner, Glockengeläut, Feuer-

werk und Illumination dem Kaiser der Franzosen gegeben wurden, zu den Huldigungen, welche er hier von so vielen gekrönten Häuptern empfing, zu dem von Gold und Edelsteinen, Uniformen und Ordensbändern strahlenden Hofe, was „den größeren Sonnengott", wie ihn der Operndichter gegrüßt hatte, wo er erschien, umgab, bildete die einfache Erscheinung des Königs von Preußen und der schweigsame Empfang von Seiten des Hofes einen auffallenden Gegensatz. Während in den Vorzimmern Napoleons die Großherzöge, Herzöge, Prinzen und sonstige Rheinbundfürsten sich bei den dienstthuenden Adjutanten und Marschällen des Kaisers um eine Allergnädigste Audienz bewarben, war es in dem Vorzimmer des Königs von Preußen still und stumm; keine Kaiserlichen und Königlichen Hofequipagen fuhren vor, keine Garde-Compagnien paradirten unter seinen Fenstern; von Fürstlichkeiten fand sich hier Niemand ein, bei dem unglücklichen Könige von Preußen gab es für die Rheinbündler nichts zu suchen. Und doch erregte die Theilnahme, welche damals Friedrich Wilhelm III. in Dresden fand, die Eifersucht und den Unwillen Napoleons in hohem Grade, denn es war die Theilnahme des Volkes, die ihm, ohne daß er sie erwartet oder gesucht, in einer, für ihn rührenden, für Napoleon unheilverkündenden Weise zu Theil wurde. Stundenweit war die Bevölkerung von Dresden dem Könige von Preußen auf der Straße nach Großenhahn entgegengegangen; vor dem Neustädter Thore erwartete ihn eine zahllose Volksmenge, welche ihn mit lautem Lebehoch empfing und unter unaufhörlichem Jubel durch die Stadt begleitete. Vor seiner Wohnung war von früh bis spät die Straße mit Volksmassen angefüllt, welche so lange riefen, bis der König und am folgenden Tage der Kronprinz sich an dem Fenster zeigten. Unter Napoleons Fenstern, der in dem Schlosse wohnte, sammelte sich, seit der König von Preußen angekommen war, keine neugierige, noch weniger eine Vivat rufende Menge mehr, so daß dieser, der nah genug wohnte, um die dem Könige gerufenen Hurrahs zu hören, Befehl ertheilte, den Zusammenrottirungen und dem Lärm auf der Straße in seiner Nähe ein Ende zu machen.

Erinnern wir uns der Aufnahme, welche Napoleon von der Bevölkerung Dresdens, und zwar von den niederen Schichten, bei seiner Rückkehr aus dem Feldzuge 1807 zu Theil wurde, so finden wir jetzt die öffentliche Meinung sehr zu seinem Nachtheil umgeschlagen. Inbrünstige Gebete und Segenswünsche des Königs von Sachsen und seines Hauses begleiteten den Welteroberer zu seinem

abenteuerlichen und ungeheuerlichen Feldzuge; aus dem Herzen des sächsischen Volkes, dessen blühende Jugend er mit sich nach Rußland schleppte, folgten ihm nur Verwünschungen. Hoffnung und Vertrauen wandten sich unaufgefordert und ohne Rücksicht dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu, in welchem man, obschon auch ihm von dem allgebietenden Frankenkaiser die widerstrebende Bundesgenossenschaft aufgedrungen worden war, mit zuversichtlicher Ahnung den künftigen Retter und Befreier des Vaterlandes erblickte. Diese Theilnahme beschränkte sich nicht etwa nur auf die sächsische Hauptstadt; in allen sächsischen Ortschaften, welche der König von Preußen auf der Hin- und Zurückreise berührte, wurde er von der herbeiströmenden Menge mit Freudenbezeigungen begrüßt. In den damals noch sächsischen Städtchen Jüterbog und Großenhayn wurde er mit Glockengeläut von den Thürmen, mit Trompeten- und Paukenschall und aller erdenklichen Auszeichnung von den Bürgermeistern und Rathsherren, von Blumen streuenden Jungfrauen, von der Geistlichkeit und der Schuljugend, den Schützengilden und den Gewerken, von der gesammten Bevölkerung der Städte und Dorfschaften mit Hurrahruf und Lebehoch! empfangen. Napoleon hatte dem Könige zwei seiner Generaladjutanten, den Grafen v. d. Lobau und General Durosnel, nach Großenhayn entgegengeschickt; denn der hochmüthige Kaiser wollte ihm bemerklich machen, daß er nicht als Gast des Königs von Sachsen, sondern von ihm nach Dresden eingeladen worden sei. Der König lehnte daher die ihm von dem Könige von Sachsen nach Großenhayn entgegengeschickte Hofküche ab und lud die französischen Generale zur Abendtafel zu sich ein, welche durch die aus den Treibhäusern von Sanssouci mitgebrachten Ananas, Weintrauben und Erdbeeren in nicht geringes Erstaunen gesetzt wurden, mehr aber noch durch die zu Ehren des Königs stattfindende allgemeine Illumination und den Jubelruf der Menge, die sich vor dem Gasthofe, in welchem der König abgestiegen war, versammelte. Sie baten sich von den außerordentlich großen Trauben und Ananas einige für den Kaiser aus, welcher gegen den König die zweideutig schmeichelhafte Aeußerung machte: wie er sich nicht verwundere, daß auf den Terrassen von Sanssouci so schöne Südfrüchte gedeihen, da ja Friedrich der Große dort den Lorbeer gepflanzt habe. —

Napoleon reiste von Dresden am 29. Mai früh 3 Uhr ab, um allen öffentlichen Ehrenbezeigungen, welche er jedoch keineswegs zu besorgen Ursach hatte, zu entgehen. So früh es am Tage war, so würde doch kein Hahn —

zumal kein sächsischer — nach ihm, oder ihm nachgekräht haben; das Volk hatte nicht Lust, ihm „eine glückliche Reise“ zu wünschen. Nur der alterschwache König Friedrich August hatte die ganze Nacht aufgesessen, um von dem Kaiser vor dem Einsteigen in den Reisewagen noch einen allergnädigsten Händedruck zu erhalten. Napoleon war von dieser überzärtlichen Aufmerksamkeit so gerührt, daß er mit einiger Verlegenheit ihm zurief: „Papa, gehen Sie doch zu Bett; Ihre Zärtlichkeit bekümmert mich!“*)

Der König von Preußen reiste am 30. Mai, nachdem er noch mit dem Kronprinzen den Königstein und Tharandt besucht hatte, über Meißen und Wörlitz nach Potsdam zurück. Von allen Städten Sachsens, welche er auf dieser Reise berührte, bereitete ihm Meißen den glänzendsten Empfang, was um so mehr überraschte, als gerade in dieser Stadt sich eine feindselige Stimmung gegen die Preußen erhalten hatte, seit Friedrich II. hier während des siebenjährigen Krieges sein Hauptquartier gehabt, die Porcellan-Niederlagen ausgeräumt und die berühmte Fabrik nach Berlin zu verpflanzen gesucht hatte. Woher nun mit einmal diese freudige Aufregung und dieser herzliche Empfang, worüber sächsische Zeitungen, obschon sie wußten, wie mißliebig dergleichen in Dresden bei Hofe aufgenommen wurde und welchen Denunciationen bei der französischen geheimen Polizei man sich aussetze, ausführlich berichteten? „Das Glück, den verehrungswürdigen König von Preußen in unsern Mauern zu sehen,“ — meldet ein Bericht aus Meißen vom 2. Juni — „hatte alle Einwohner dieser Stadt mit einer Freude erfüllt, die nicht anders als durch die lebhaftesten Aeußerungen ausgedrückt werden konnte. Nur einen Tag vor der Ankunft konnten wir mit Gewißheit erfahren, daß er unsere Stadt mit seiner Gegenwart beglücken wollte und die Bürgerschaft konnte daher nur in Eile einige Vorbereitungen treffen. Als Se. Majestät gestern gegen Abend mit dem Kronprinzen Königl. Hoheit von Königstein und Pirna, wo Höchstdieselben gleichfalls von der Bürgerschaft auf das Feierlichste begrüßt worden, in unsern Mauern eintrafen, wurden Höchstdieselben von unserer sehr gut uniformirten Bürgergarde in einem doppelten Spalier empfangen, welches von der Brücke bis an die Wohnung Sr. Majestät aufgestellt war. Vor der Wohnung waren vorzüglich die Stadtgrenadiere und Schützen mit ihren Fahnen und einem starken Hautboisten Corps aufmarschirt,

*) Votre tendresse m'afflige! (haben wir mit eignen Ohren gehört.)

welche den König begrüßten und den Schall ihrer Instrumente mit dem allgemeinen Vivatrufen vermischten. Mit der ihm eigenen Güte und einfachen Würde empfing der König alle Freudenbezeigungen und zog mehrere Behörden zur Tafel. Auch nahm derselbe die Ehrenwache unserer Bürger-Grenadier-Compagnie huldreichst an. Als es dunkel wurde, zeigte sich auf allen Plätzen eine, für unsere kleine Stadt wahrhaft glänzende, Illumination. Alle Fenster waren mit vielen Lichtern, Blumengehängen und grünen Zweigen verziert und auch der Aermste wollte bei der allgemeinen ganz herzlichen Freude nicht zurückbleiben. Von allen Seiten sah man gemalte Transparente zum Vorschein kommen, so gut sie in Kürze der Zeit gefertigt werden konnten. Auch viele Inschriften waren zu sehen, von denen einige durch ihre Treuherzigkeit, andere durch ihre patriotische Gesinnung bemerkenswerth waren. Alle Einwohner der Stadt und der umliegenden Dörfer versammelten sich vor den Fenstern des Königs, um des Glückes seines Anblickes theilhaftig zu werden und als der gütige Monarch in Begleitung des hoffnungsvollen Kronprinzen zu Fuß durch einige erleuchtete Straßen und Plätze ging, um die Illumination in Augenschein zu nehmen, drückte sich die überströmende Freude des Volks in einem unaufhörlich schallenden Vivatrufen aus, welches von tausend und aber tausend Stimmen wiederholt wurde und auch nicht eher aufhörte, als bis der König wieder in seine Wohnung zurückkehrte. Sichtbar gerührt durch die Ausbrüche der Liebe und Verehrung eines fremden Volkes, welches deutschen Sinn und Tugend zu schätzen weiß, dankte der Monarch von allen Seiten mit großer Herablassung und Huld. Am andern Morgen besuchten Se. Majestät mit dem Kronprinzen das Schloß, die schöne Domkirche und die Porcellan-Fabrik und wurden bei Ihrer Abreise von tausend Segenswünschen und einem schallenden Lebewohl begleitet. Wann konnte man wohl mit mehrerem Rechte sagen, „daß die Stimme des Volkes Gottes Stimme sei.“*) — Am 2. Juni trafen der König und der Kronprinz wiederum in Potsdam ein.

*) Vergleichen wir diese, dem Könige von Preußen aus freiem Antriebe von der Bevölkerung Sachsens damals dargebrachten, Huldigungen mit den, nur durch Polizeizwang spärlich zu erreichenden, Freudenbezeigungen zum Empfang Napoleons, so erkennen wir darin den großen Umschwung, welcher in den deutschen Gemüthern bereits eingetreten war. Der damalige Empfang des Königs von Preußen war „das erste Schaumspritzen“ der Sturmfluth, in welcher schon im nächsten Jahre Napoleon seinen Untergang in Sachsen finden sollte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Napoleon verläßt Dresden den 29. Mai. — Vorbeimarsch des preußischen Armeecorps den 20. Juni. — Das Napoleonische Heer vor dem Einbruche in die russischen Grenzen. — Das Fuhrwesen der großen Armee. — Die Verhältnisse Napoleons zu Schweden und der Türkei. — Der Krieg in Spanien. — Der König Joseph Napoleon ein Gegner der Demokratie. — Der zweite polnische Krieg. — Bignon. — de Pradt. — Empfang der Abgeordneten der General-Conföderation bei Napoleon in Wilna. — Napoleon erklärt: er habe dem Kaiser von Oestreich seine polnischen Provinzen gewährleistet. — Das erste Bülletin: Gumbinnen den 20. Juni. — Proclamation an die Soldaten der großen Armee vom 22. Juni. — Alexanders Proclamation aus Wilna vom 25. Juni. — Das russische Hauptquartier auf dem Balle zu Zacrest unangenehm überrascht. — Napoleons Einrichtungen für die Verwaltung Lithauens. — Die Russen ziehen sich zurück. — Der König Jerome legt sein Commando nieder.

Napoleon verließ Dresden den 29. Mai, reiste über Glogau nach Posen, wo er am 31. ankam; nach Thorn, wo er vom 3. bis 6. Juni; nach Danzig, wo er vom 7. bis 12. Juni; nach Königsberg, wo er vom 13. bis 16. Juni verweilte. Am 20. hielt er eine große Heerschau bei Insterburg, wo er dem preußischen Armeecorps die Auszeichnung des Vorbeimarsches vor ihm erwies. Er war mit der Haltung der Preußen sehr zufrieden, und obschon sie ihn nicht mit dem unerläßlichen: „Vive l'Empereur!" wie die französischen, polnischen, italienischen und rheinbündischen Regimenter empfingen, sondern mit achtungsvollem Schweigen, bezeigte er hierüber nicht die geringste Empfindlichkeit, belobte vielmehr die Officiere und Sol-

daten. Der Vorbeimarsch der Infanterie hatte so sehr seinen Beifall, daß er er einige Grenadiere der kaiserlichen Garde herbeizurufen befahl, damit sie sich daran ein Muster nehmen möchten. Die alten Bärenmützen stützten sich nachlässig auf die bei Fuß genommenen Gewehre, brummten in den Bart und kehrten den Preußen den Tornister zu, so daß der Kaiser ihnen zurief: sich daran ein Beispiel zu nehmen, indem auch das zum Dienst gehöre.

Napoleon befand sich nach wenigen Tagen an der Spitze des unermeßlichen Heeres, mit welchem er, genau genommen, aus einer bloßen Marotte, in die Grenzen eines friedlichen Volkes räuberisch und mörderisch einzubrechen im Begriff war, ohne daß von diesem Volke dem französischen auch nur der Schatten eines Unrechtes, oder einer Beleidigung zugefügt worden war.

Und welch' ein Aufwand von Menschenwitz und Menschenblut, von Geld und Gut, der Armuth und dem Elend abgerungen, wurde von dem Allgebietenden zu dem wahnsinnigen Unternehmen aufgeboten! Welche prachtvollen Regimenter, welche Streitrosse und Heerwagen aus allen Himmelstrichen Europas waren in Bewegung gesetzt worden! Wir sahen die kleinen Portugiesen mit gebräunten Gesichtern und braunen Jacken, die spanischen Hidalgos auf edlen andalusischen Hengsten, die neapolitanischen Lazzaroni, die auch in den goldbetroddelten Uniformen Lumpenkerle geblieben, verächtlich von den stolzen Römern und Lombarden angesehen, die sich der Landsmannschaft der Pulcinelli nicht berühmen mochten. Diese zärtlichen Südländer waren höchlich verwundert, an der Oder und Weichsel keine Citronenwälder zu finden und bibberten schon vor Kälte in unsern Hundstagsnächten. Der Schweizer, der auf den Alpen wie eine Gems zu springen versteht, ist im ebnen Lande der schwerfälligste Soldat; noch mehr der grützköpfige Däne und der langsame Baier, der sein „Seidel und ä Broad ä" sehr vermißte. Dem nie zu ersättigenden Schwoab, der, dem Beispiele seines Kronprinzlichen Führers folgend, bereits in Schlesien arg rabbuscherte, thaten es der Sachse, der Hesse und Isenburger in roher Ungeschlachtheit noch zuvor. Müssen wir auch zugeben, daß durch den Dienst, in welchen Napoleon die Truppen der Rheinbundfürsten nahm, dem alten Zopf- und Stocksystem ein Ende gemacht wurde, so war doch der Schaden, der durch die Verwilderung angerichtet wurde, welchem ein jedes Heer anheimfällt, selbst wenn es mit geweihten Fahnen zur Befreiung des heiligen Grabes auszieht, bei weitem überwiegend. Wenn damals Einquartirung angesagt wurde, so sahen die deutschen

Bürger und Bauern es immer noch als ein Glück an, wenn es nur nicht „die lieben Landsleute“ aus Hessen, Baiern, Sachsen und Westphalen waren, die sich mit dem Billet meldeten und man hörte allgemein sagen: lieber zehn Franzosen, Spanier oder Italiener, als fünf Baiern, Würtemberger oder Sachsen.

Fünfmalhunderttausend, nach anderen Angaben sogar über sechsmalhunderttausend Mann hatten sich auf das Wort eines Einzigen in Bewegung gesetzt, ihm zu blindem Gehorsam verpflichtet, zu Vollstreckung seines Befehls bereit. In dem Willen dieses Einzigen war jede andere Individualität, jede Nationalität ausgelöscht; dies bunte Gemisch von hundert Völkerschaften ging unter in dem „tel est nostre plaisir!“ des französischen Kaisers. Wenn wir auch das ganze Unternehmen als wahnsinnig bezeichnen mußten, so dürfen wir doch erwarten, daß ein Feldherrn-Genie wie Napoleon, selbst dann, wenn es überschnappt, noch immer großartig erscheint. Auch waren die Vorbereitungen und Anordnungen nicht ohne Ueberlegung, Vorsicht und Berechnung möglicher Wechselfälle gemacht. Bereits im Mai hatte das Hauptheer die Weichsel überschritten, deren mit Schießbedarf, Mundvorrath, Futter und Kriegsmaterial jeder Art reichlich versehene Festungen seine Operationsbasis bildeten. Danzig, welches er den Engländern zum Trotz „sein Gibraltar“ nannte, hatte er, wie er es selbst in dem Bülletin vom 20. Juni ausposaunte, mit Lebensmitteln jeder Art, Kanonen, Flinten, Pulver, Kugeln, Patronen und Schiffsbrücken-Parks versehen und die Besatzung auf 20,000 Mann gebracht. In gleichem Verhältniß die anderen festen Plätze in Preußen und dem Herzogthum Warschau. Rückwärts bildeten die Festungslinien der Oder, der Elbe und des Rheins einen dreifachen Kettengurt unter sich und standen mit der Linie an der Weichsel in Verbindung zu fortwährender Unterstützung des vorwärtsdringenden Heeres, und zur Aufnahme desselben im Fall eines Rückzuges. Um Frankreich gegen das Vordringen eines englischen Heeres über die Pyrenäen, oder eine Landung an der Küste der Nordsee sicher zu stellen, wurde aus der gesammten waffenfähigen Bevölkerung der Heerbann aufgeboten und organisirt, in derselben Weise, wie der Convent ihn ausgeschrieben. Die gesammte männliche Bevölkerung vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre wurde in drei Aufgebote eingetheilt, davon das erste alle Männer vom zwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten, das zweite die vom sechsundzwanzigsten zum fünfundvierzigsten, das dritte die vom fünfundvierzigsten bis sechzigsten begriff.

Bei dem Heere, mit welchem Napoleon den Niemen überschritt, zählte die Reiterei 175,000 Pferde; außerdem erforderten 1200 Feldkanonen mit 3000 Munitionswagen, die Parkcolonne von 4000 größeren und kleineren Wagen mit Vorräthen, Handwerkern aller Gewerke mit ihrem Werkzeug zur Bespannung in den grund- und bodenlosen Niederungen der Warthe und Weichsel und in dem Letten Polens 200,000 Pferde und Ochsen. Das ganze Fuhrwesen war militairisch organisirt; es war in sechsundzwanzig Schwadronen schwerer, jede zu vier Compagnien, und sechsundzwanzig Bataillone leichter Wagen eingetheilt, von Hauptleuten und Lieutenants mit Epauletts und uniformirten Trainsoldaten geführt. Napoleon, der schon im Feldzuge 1807 in dem gesegneten Weizenboden Polens mehrmals stecken geblieben war, hatte eine große Anzahl leichter Karren, Comtoisen in Frankreich genannt, bauen und ihnen die Einrichtung geben lassen, daß man, wenn es nicht mehr vorwärts ging, die Pferde sogleich hinter den Wagen spannen konnte. Sehr wohl ausgedacht war auch die Bespannung mit Ochsen; diese sollten die Fourage nach den Magazinen führen und zugleich als Schachtopfer sich selbst. Der Kaiser denkt, pflegte man damals zu sagen, aber der Ochse lenkt nach anderer Richtung ein. Eine große Anzahl dieser schwerfälligen Wiederkäuer mit gespaltenem Huf ohne Beschlag war am Rhein und in Thüringen eingekauft worden und bereits an der Oder so abgetrieben, daß sie durch andere ersetzt werden mußten. In einem Gebirgskriege würde ein Vorspann von Ochsen vortheilhaft gewesen sein, da dies Thier mit größerer Ausdauer als das Pferd bergauf arbeitet; in dem fetten Flachlande kam man nicht von der Stelle mit ihnen und mußte sie vor der Zeit schlachten oder zurücklassen. Dadurch entstand große Unordnung in der Versorgung der Truppen, bevor der eigentliche Krieg begonnen hatte. „Schon in Wilna zeigte sich (im Juni) die Schwierigkeit des Kriegführens im unwirthlichen Lithauen und Rußland; die Wagen blieben zurück, man mußte eine große Anzahl Kanonen in Wilna zurücklassen, die Disciplin löste sich auf, mehr als zehntausend Pferde waren gefallen und verpesteten, da man sie auf der Landstraße den Wölfen und Raubvögeln zur Beute überließ, weithin die Luft.“ —

Wenn sich nun schon zu Anfang des Feldzuges die großartigen und wohlberechneten Vorbereitungen und Zurüstungen als unzulänglich erwiesen, so erweckte dies nicht nur bei den kriegserfahrenen Marschällen, sondern bei dem gesammten Heer bis auf den letzten Trommelschläger herab eine bedenkliche

Stimmung für den weiteren Fortgang; nur der Kaiser schien von einem unerschütterlichen Vertrauen und von einer so leichtsinnigen Zuverlässigkeit in sein Unternehmen geblendet, daß mehrere seiner Umgebungen damals Spuren von Verrücktheit in seinem Wesen zu bemerken glaubten.

Nicht minder schlecht aber als mit den militairischen Berechnungen war es mit seinen diplomatischen Angelegenheiten bestellt. Unbegreiflich erschien es selbst dem Laien in den Kriegs- und Diplomatenkünsten, daß Napoleon den Feldzug jenseits des Niemen eröffnete, sogar nach Moskau vordrang, ohne sich auf seinem linken Flügel der Bundesgenossenschaft Schwedens, wo unterdessen sein früherer Marschall Bernadotte als Kronprinz adoptirt worden war, noch auf seinem rechten Flügel der des Großsultans zu versichern.

Schweden schloß mit Rußland den 24. März 1812 ein Bündniß, in welchem letzteres seinen Beistand zur Eroberung Norwegens versprach. Dem war England im Mai beigetreten und hatte Hülfsgelder zugesichert für eine schwedische Armee, welche in Schwedisch-Pommern landen sollte. England hatte es sich angelegen sein lassen, den Sultan Mahmud zum Abschluß eines Friedens mit Rußland geneigt zu stimmen, was vornehmlich dadurch gelang, daß der russische General Kutusof den Brief Napoleons mittheilte, worin er dem Kaiser Alexander die Theilung der Türkei (— schon damals sollte der „kranke Mann" geschlachtet werden —) angeboten hatte. Durch diesen, zu Buchareſt am 28. Mai abgeschlossenen, Frieden wurde die russische Donauarmee disponibel und traf, wenn auch spät, doch immer noch zu rechter Zeit ein, um wesentlich zur Vernichtung des französischen Heeres, nachdem dasselbe den Rückzug von Moskau angetreten hatte, beizutragen.

Am unbegreiflichsten erschien aber jedem ruhigen Beobachter der Leichtsinn, mit welchem der Kaiser zu einem Feldzuge nach dem entlegenen Osten mit allem ihm zu Gebot stehenden Kriegszeug auszog, von Frankreich durch breite Ströme, hohe Gebirge, fremde Länder, unsichere Bundesgenossen, feindlich gesinnte Völker mehrere hundert Meilen entfernt, während im Westen der spanische Krieg die Grenzen Frankreichs unmittelbar berührte und ebenfalls großen Aufwand an Kräften und Mitteln in Anspruch nahm. Zwar boten für jetzt noch der tapfere Bilderstürmer Marschall Soult,*) der Marschall

*) Man nannte ihn so wegen seiner Vorliebe für Bilder der berühmten spanischen Meister, namentlich Murillo's, davon er für eine Million Franken als Beute nach Hause schleppte. —

Marmont und der König Joseph mit drei großen Armee-Corps den Engländern, Portugiesen und Spaniern die Spitze; allein den von den Mönchen und Bauern gebildeten Guerillabanden und der von der General-Junta in Cadix proclamirten Constitution mußten die französischen Legionen und die Ordonnanzen des Königs Joseph das Feld räumen. Selbst den günstigen Moment, als in Cadix unter den spanischen Parteihäuptern ernstliche Zerwürfnisse ausgebrochen waren, wußte der König Joseph nicht zu nutzen, da er sich nicht entschließen konnte, sich auf die Seite der Demokratie zu stellen. Als von Cadix aus die Führer der Volkspartei, welche die, von den Engländern ihnen gebrachte, Freiheit für ein gefährliches Geschenk hielten, dem Könige Joseph sagen ließen, daß sie, wenn er Spanien eine demokratische Verfassung gewähre, sich auf seine Seite schlagen würden, erschien in der officiellen Zeitung, welche unter des Königs Joseph unmittelbarem Einflusse stand, ein heftiger Schmähartikel gegen die demokratischen Führer, worin es heißt: „Welche Freistatt giebt es wohl noch in diesem heftigen Sturme? O! sucht sie nur ja nicht in den revolutionairen und jacobinischen Lehrsätzen, welche die Versammlung der Cortes zu Cadix einem Volke predigt, welches sich in der ganzen Welt durch seine monarchischen und religiösen Grundsätze ausgezeichnet hat." — So schnöde weist Joseph die Hand der Demokraten von sich, ohne dadurch die Granden und Pfaffen für sich zu gewinnen.

Napoleon nannte den Krieg, den er gegen Rußland unternahm: den zweiten polnischen Krieg. Er hatte in der That die Unverschämtheit, zum zweiten Male den Polen vorzulügen, daß er zur Wiederherstellung der Nationalität der Polen innerhalb ihrer alten Reichsgrenzen einen zweiten Feldzug unternehme. Während er durch seine Gesandten in Warschau, Bignon (1811) und de Pradt (1812), die Polen zur Erhebung für die Wiederherstellung ihres gewaltsam zerrissenen Vaterlandes bearbeiten ließ, ertheilte er dem Kaiser von Oestreich die bestimmtesten Versicherungen, daß er zu einer Wiederherstellung Polens niemals die Hand bieten werde. Dem französischen Gesandten gelang es sehr bald, bei der vornehmen polnischen Gesellschaft Begeisterung für den Krieg, der sich vorbereitete, zu wecken, in welchem Rache für Suwarofs Erstürmung Praga's genommen werden sollte. „Der Krieg," meldete damals Bignon aus Warschau, „hat für die Polen nichts Abschreckendes mehr, Niemand berechnet hier die Gefahren. In den Abendgesellschaften wird nichts gethan,

als Charpie gezupft; die Damen haben die Regimenter unter einander vertheilt, für welche sie die den Verwundeten nothwendigen Bedürfnisse beschaffen werden." Mit den herausfordernden, für die Wiederherstellung Polens schwärmenden und schwörenden Rednern des im December 1811 in Warschau versammelten Reichstages, auf dem jedoch nur die Abgeordneten des Herzogthums erschienen, war Napoleon nichts weniger als einverstanden. Er befahl seinem Minister: nicht zu weit zu gehen, den Polen nichts Bestimmtes zu versprechen und sie nur auf seine Dankbarkeit und Sympathie zu vertrösten. Bignon war aber schon weit darüber hinausgegangen und hatte die Führer der allgemeinen Erhebung versichert, daß, wenn sie ein Nationalheer errichteten, dies einzig und allein für die Wiederherstellung Polens fechten sollte. Bald strömten nun auch die wohlberittenen, aber schlechtgestiefelten Slachcicen und wie dieser Bauernadel sonst sich nennt, zusammen, verlangten Schnaps und wieder Schnaps und noch einmal Schnaps, so wie Montecuculi zum Kriege Geld und Geld und noch einmal Geld verlangte. Allein an diesen Artikeln gebrach es gar sehr. Bignon berichtet: „der alte, wackre, aber pedantische, aus dem siebenjährigen Kriege stammende und dessen Zöpfe und Perrücken liebende König Friedrich August von Sachsen habe ihm selbst gesagt: „„feste Plätze und Soldaten könne wohl Polen schaffen, es fehle aber aller Orten an Geld."" Auch an anderen Bedürfnissen war Mangel und Bignon meldet dem Kaiser vom 7. November 1811: „die große Heerschau, welche in vergangener Woche stattfinden sollte, mußte abgesagt werden, weil die Soldaten zum großen Theil ohne Schuh und Stiefeln umherlaufen." — Nah an einhunderttausend Mann hatten sich in dem Herzogthume Warschau zu den Fahnen gestellt; ein großer Theil davon mußte wieder entlassen werden, da man weder für die Mannschaft noch für die Pferde die Mittel des Unterhaltes beschaffen konnte.

Bei seiner Ankunft in Posen am 31. Mai wurde der Kaiser von dem allgemeinen Jubel einer polnisch tobenden Volksmasse empfangen. Ehren- und Triumph-Pforten waren ihm errichtet worden: „dem Befreier und Wiederhersteller der polnischen Nation! Heroi invincibili!" und dergleichen Redensarten mehr. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet. Napoleon weist eine Million Franken zur Errichtung der polnischen Armee an; damit war nichts auszurichten und fünf Millionen, welche Polen für Lieferungen zu fordern hatte,

wurden zur Auszahlung angewiesen, schmolzen aber in den Händen der französischen Kriegszahlmeister und der polnischen Juden bedeutend zusammen.

Der Kaiser war so sehr zu den diplomatischen Gewohnheiten des ancien régime zurückgekehrt, daß er die pfäffische Pfiffigkeit zu schwierigen Gesandtschaftsposten für die tauglichste hielt. Da er indeß seit 1809 dem Erzbischöflichen Jacobiner Talleyrand nicht mehr traute, bestimmte er den Erzbischof von Mecheln, Herrn de Pradt, zum außerordentlichen Ambassadeur für Warschau. Kaum hatten wir ihn auf den Stufen des Hochaltars zu Dresden gesehen, wie er in pontificalibus das Allerheiligste vor der profanen Menge zur Anbetung emporhebt, als wir ihm in Warschau an schwelgender Tafel wieder begegnen, wo der leckre und schleckre Pfaff der galanten Gräfin H. das Band des weißen Atlasschuhs vom zierlichen Füßchen löst, das zarte Gefäß mit Champagner füllt und mit Bewegungen, welche das kirchliche Hochamt zu parodiren geeignet waren, auf die Wiederherstellung Polens leerte. Er war von dem Kaiser mit bedeutenden Geldmitteln versehen worden, um es an Prunk und Aufwand, Spionerie und Verführungskünsten bei Männern und Frauen nicht fehlen zu lassen. „Als er erschien, meinte der ganze hohe polnische Adel der hohen Oligarchie, welche einst allein herrschte, prunkte, schwelgte und das allgemeine Wohl dem verkaufte, der ihm und seiner Fraction am mehrsten bezahlte, die alte gute Zeit sei wieder da. Die Herren handelten und declamirten wie vordem und der alte, steifkatholische König von Sachsen freute sich, daß ein Prälat der Kirche einstweilen herrsche, weil, wenn auch die Königliche Gewalt ein Schatten werde, doch der wahre Glaube an dem Erzbischofe eine Stütze habe.“ O Sancta Simplicitas! — Wie schon erwähnt, hatte sich Napoleon dem Kaiser Franz gegenüber die Hände gebunden, so daß er die Wiederherstellung Polens nicht selbst proclamiren durfte; indessen hätte er es so sehr gern gesehen, wenn die Polen, ohne sich an ihn zu kehren, die Selbstständigkeit durch eigne Kraftanstrengung wiedererobert hätten. Dahin lautete auch die Instruction, welche er dem erzbischöflichen Ambassadeur ertheilt hatte. „Sobald,“ heißt es darin, „es mit Rußland zum Bruche kommt, dann müssen die Polen nicht allein ihre Waffen mit den unsrigen verbinden, sondern sie müssen bei dieser großen Gelegenheit, der letzten vielleicht, die sich ihnen darbieten wird, sich entschließen, für sich zu handeln und für ihre eigene Rechnung. Der Krieg, den wir im Norden führen wollen, muß von ihnen blos als ein Mittel betrachtet werden, welches zu ihren eigenen Kräften hinzu-

kommt und sie müssen Frankreich nur als eine mächtige Hülfsmacht ansehen. Sie müssen sich also von diesem Augenblick an vorbereiten, die allergrößten Anstrengungen zu machen und sobald es nur die Umstände erlauben, muß ganz Polen zu Pferde sein." — Der eitle Erzbischof überschritt jedoch die ihm ertheilten Vollmachten sehr bald, oder wurde vielmehr von Einflüssen, die er nicht zu bewältigen vermochte, fortgerissen. Bei der Eröffnung der polnischen Reichsversammlung nahm er auf einem, neben den Thron gestellten, Sessel Platz. Die Eröffnungsrede, welche Graf Matuschewitz hielt, hatte er sich vorher zur Durchsicht ausgebeten und sie völlig umgearbeitet, um die Polen, wie es ihm der Kaiser aufgetragen hatte, zu fanatisiren; ihn selbst aber sollte er dabei aus dem Spiele lassen. Dies Letztere hatte er in jener Rede nicht gethan; Napoleon, hierüber ungehalten, ließ ihm durch den Herzog von Bassano schreiben: „er, der Kaiser, finde seine Rede schlecht; denn eine in Posen, in bei weitem schlechteren, aber unverkennbar polnischem Style abgefaßte Rede würde von mehr Wirkung sein, als eine, in der man sogleich den Franzosen erkennen werde." —

Die sofortige Auflösung der Reichsversammlung, die Errichtung einer General-Conföderation und eines Generalrathes, in welchem de Pradt den Vorsitz führte, waren Maßregeln, welche gewiß nicht ohne Napoleons Gutheißen angeordnet worden waren, aber nur ein Strohfeuer entzündeten, welches bald verrauchte. Vorläufig wollte Napoleon die Polen nur als eine mit Kosciusko's Säbel drohende Faust gegen Alexander brauchen; denn selbst in Wilna wäre es ihm willkommener gewesen, der Zar hätte den Frieden auf die Bedingungen, die er ihm geboten, angenommen, als es auf Waffenentscheidung ankommen zu lassen. Zu den Abgeordneten des Reichstags, welche ihm, da er auf der eiligen Fahrt zur Armee nicht nach Warschau kam, in Wilna ihre Aufwartung machten, sagte er: „sie möchten in Warschau nur Alles schreiben und reden, was sie wollten, ihm sei Alles Recht, was Lärm mache." Zunächst war es darauf abgesehen, die russisch-polnischen Provinzen in Aufruhr zu bringen. Der Mittelpunkt der Bewegung blieb fürs Erste Warschau, wo die General-Conföderation das Herzogthum für aufgehoben, das Königreich für wiederhergestellt erklärte. „Die Stunde der Wiedergeburt des Königreichs Polen," so beginnt die General-Conföderations-Acte vom 28. Juni 1812, „hat geschlagen, der Gott unserer Väter hat sich unser erbarmt. Der 28. Juni 1812 wird in der Geschichte unseres Vaterlandes ein ewig denkwürdiger Tag bleiben, denn mit ihm gingen unsere heißesten

Wünsche in Erfüllung. . . . Die General-Conföderation, welche die höchste Gewalt in ihrem ganzen Umfange ausübt, macht der verbündeten Nation bekannt, daß das Königreich Polen zurückgekehrt und daß die polnische Nation aufs neue zu einem Staatskörper verbunden ist. . . . . Die General-Conföderation verpflichtet sich im Angesichte des Himmels und der Erde und im Namen sämmtlicher Polen, durch alle Mittel, die in ihrer Gewalt stehen, das große Werk zu vollenden, welches sie begonnen hat." Das Aufhören des Herzogthums Warschau wurde proclamirt, die im Saal anwesenden Damen steckten Nationalkokarden an und Deputationen wurden an den König von Sachsen, welcher der Conföderation beitrat, und an Napoleon abgesendet.

Unter dem 11. Juli erließ die General-Conföderation einen Aufruf „an die noch im russischen Militair- oder Civildienst befindlichen Polen", in welchem ihnen zugerufen wird: „Söhne der glorreichen Ahnen von Sobieski! verlaßt, vernichtet die euch entehrenden Fahnen und legt die gegen das Vaterland gerichteten meuchelmörderischen Waffen nieder. Rache, blutige Rache am Feinde im Angesichte des Vaterlandes sei eurer Männerwürde höchste Zier. . . . Unter den Augen des erhabensten Beschützers, des größten aller Helden, werden wir kämpfen, hier an der Seite der tapfersten Ritter und des ersten, größten Volkes der Erde und endlich an der Seite aller gesitteten Nationen, die ein für allemal den Kampf beginnen, um Europa für immer vor der Tigerwuth und dem Kannibalengrimme raubsüchtig sich eindrängender Barbaren zu sichern und ihnen Schranken zu setzen." —

Gegen seinen eigenen Vortheil begünstigte Napoleon die Proclamirung des Königreichs und die in Warschau errichtete General-Conföderation nicht, vielmehr wollte er ihre Thätigkeit allein auf das Herzogthum Warschau beschränkt wissen. In Lithauen veranlaßte er Bignon, eine eigene Conföderation zu bilden und der Gewaltherrscher, welcher die Republik Frankreich unter seinem ehernen Fußtritt zertreten hatte, empfahl hier, „um das Volk in revolutionairer Aufregung zu erhalten, die Anwendung der Mittel, welche 1793 in Frankreich so Großes bewirkten." —

Die leicht zu erregenden, Napoleon noch immer als ihren Messias verehrenden Polen waren bereit, sich ihm mit Gut und Blut zur Verfügung zu stellen. Als sie ihn aber beim Wort nahmen und eine Bürgschaft dafür aus seinem Munde zu vernehmen wünschten, daß es ihm mit „dem zweiten pol-

nischen Kriege" Ernst sei, zog er sich mit diplomatischen Ausflüchten zurück. Am 14. Juli empfing er in Wilna eine Deputation der General-Conföderation aus Warschau, an deren Spitze der Woiwode Wibycki eine Anrede hielt, in welcher er, nachdem er den Kaiser der Franzosen als Befreier und Erretter begrüßt und den russischen Zar mit Verwünschungen überhäuft hatte, im Namen der polnischen Nation die dringende Bitte vortrug: „der Kaiser möge den Act der polnischen General-Conföderation durch seine Allerhöchste Sanction bestätigen, das wiederhergestellte Polen in seinen Schutz nehmen, und zu diesem Zwecke nur das Wort: das Königreich Polen existirt, aussprechen. Dies Decret würde für die ganze Welt gleichbedeutend sein mit der Wirklichkeit der darin ausgesprochenen Existenz. Vier Millionen Polen des Herzogthums seien jetzt schon glücklich, sobald aber jenes Wort ausgesprochen sei, würden sogleich sechszehn Millionen Polen Gut und Blut für den Kaiser aufopfern." Die Antwort des Kaisers übergoß die heißblütigen Polen mit Eiswasser. Er sagte ihnen, daß er auf seinem Standpunkte die Angelegenheiten Polens nicht, wie sie, mit Enthusiasmus, sondern mit kalter Ruhe auffassen müsse. „Wäre ich," sagte er, „ein Pole, so würde ich handeln, wie Sie, ich würde in der Versammlung zu Warschau gestimmt haben, wie Sie, des civilisirten Menschen erste Tugend ist Vaterlandsliebe. Ich aber in meiner Lage habe viele streitende Interessen zu vereinigen, viele Pflichten ganz verschiedener Art zu erfüllen. . . . Ich habe schon bei meiner ersten Anwesenheit in Polen dieselbe Sprache gegen Sie geführt. Ich muß hinzufügen, daß ich dem Kaiser von Oestreich die Unverletzlichkeit seiner Staaten gewährleistet habe und daß ich keine Umtriebe, keine Bewegung genehmigen würde, welche darauf gerichtet wären, ihn in dem ruhigen Besitze dessen, was ihm an polnischen Provinzen gehört, zu stören. Mögen Lithauen, Samogitien, Witepsk, Plotzk, Mohilow, Volhynien, die Ukräne von demselben Geiste beseelt sein, welchen ich in Großpolen bemerkt habe und die Vorsehung wird durch glücklichen Erfolg die Heiligkeit Ihrer Sache krönen!" —

Eben so wenig schien dem Kaiser daran zu liegen, sich der Hingebung der polnischen Armee, deren er in diesem Kriege mehr als in jedem anderen bedurfte, zu versichern, vielmehr verletzte er sie und ihre Führer sogleich beim Beginn des Feldzuges auf die rücksichtsloseste Weise. Der Fürst Poniatowski, dessen Hochherzigkeit, Kriegserfahrenheit und Verehrung für ihn Napoleon kannte, hatte ihn für die polnische Armee um den rückständigen Sold, damit sich die

Soldaten Schuhe anschaffen könnten, und um Mehl aus den Magazinen zu Wilna gebeten, da seine Leute vor Hunger umsänken. Ueber dies Gesuch gerieth der Kaiser in die heftigste Aufregung und erließ an seinen Major-General Berthier nachstehende Ordre: „Wilna, den 9. Juli 1812. Mein Vetter! antworten Sie dem Fürsten Poniatowski, daß Sie seinen Brief dem Kaiser vorgelegt haben; daß Se. Majestät sehr unzufrieden gewesen sind, zu vernehmen, daß er von Sold und von Brod spricht, wenn es darauf ankommt, den Feind zu verfolgen; daß Se. Majestät um so mehr darüber erstaunt waren, als der Fürst mit wenigen Truppen allein steht und daß, wenn die Kaiserlichen Garden, die in Eilmärschen von Paris nach Wilna gekommen sind, selbst anstatt wenigstens halbe Portionen zu erhalten, Mangel an Brod leiden, nur Fleisch haben, nicht murren, der Kaiser mit Leidwesen gewahr werde, daß die Polen so schlechte Soldaten sind, und einen so schlechten Geist haben, daß sie dergleichen Entbehrungen in Anregung bringen; daß Se. Majestät hoffen, Sie werden nicht mehr von dergleichen sprechen hören." —

Mit solcher Stockblindheit war Napoleon geschlagen, wo es galt, das Recht, die Freiheit und Nationalität der Völker anzuerkennen; unaufhaltsam rannte er in sein Verderben.

Zu Gumbinnen in Ostpreußen hatte der Kaiser am 20. Juni das erste Bülletin der großen Armee erlassen. In demselben sprach er noch einiger Maßen schonend über Rußland, welches er nur anklagt, schon seit 1810 sein System gewechselt zu haben. Er giebt Nachricht von seiner Abreise aus St. Cloud, und Ankunft bei der Armee, dem Abschlusse der Bündnisse mit Oestreich und Preußen. In gereizterem Tone ist das zweite, aus Wilkowski vom 22. Juni datirte, Bülletin abgefaßt. „Kein Mittel sich zu versöhnen," heißt es darin, „war zwischen beiden Reichen ferner möglich; der Geist, welcher das russische Cabinet beherrscht, stürzt es in den Krieg. . . Man erhielt den Beweis, daß die anmaßende und ganz außerordentliche Forderung, welche der Fürst Kurakin vorgelegt und worin er erklärt hatte, sich auf keine Erörterungen einzulassen, wenn nicht Frankreich das Gebiet seiner eigenen Alliirten räume, um es der Willkür der Russen Preis zu geben, das sine qua non dieses Cabinets sei und es rühmt sich dessen bei fremden Mächten."

Zugleich mit diesem Bülletin erließ er aus Wilkowski den 22. Juni nachstehende Proclamation „an die Soldaten der großen Armee!"

„Soldaten!

Der zweite polnische Krieg hat begonnen; der erste endete bei Friedland und in Tilsit; in Tilsit schwur Rußland Frankreich ewiges Bündniß und Krieg gegen England; heut verletzt es seinen Eidschwur; es will nicht eher eine Erklärung über sein fremdartiges Benehmen ertheilen, als bis die französischen Adler über den Rhein zurückgekehrt seien, unsere Verbündeten dem Belieben Rußlands überlassend. Rußland wird durch das Verhängniß fortgerissen; sein Schicksal muß sich erfüllen! Hält es uns für entartet? Sind wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz? Es läßt uns die Wahl zwischen Entehrung und Krieg: die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Marschiren wir denn vorwärts! Ueberschreiten wir den Niemen! Tragen wir den Krieg in Feindes Land. Der zweite polnische Krieg wird ruhmvoll für die französischen Waffen sein, wie es der erste war; allein der Friede, den wir schließen werden, soll eine sichere Gewähr in sich tragen und jenem stolzen Einflusse ein Ziel setzen, welchen Rußland seit funfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europas ausübte.“ —

Auf diese prahlhansische, für russisches Fahrgleis allzubreitspurige Herausforderung antwortete Alexander in einer, in dem gemäßigten Tone der Zuversicht zu dem Himmel, dem Lande und der Tapferkeit der Russen abgefaßten, Proclamation aus Wilna vom 13. (25.) Juni 1812.

„Seit langer Zeit hatten Wir von Seiten des Kaisers der Franzosen ein unfreundschaftliches Verfahren gegen Rußland bemerkt; immer aber hatten Wir gehofft, dasselbe durch versöhnende und friedliche Mittel zu beseitigen. Da Wir aber sehen, daß, unerachtet Unserer Friedensliebe, offenbare Beleidigungen beständig erneuert wurden, so sind Wir genöthigt worden, Unsere Armeen zu complettiren und zusammenzuziehen. Aber auch jetzt schmeichelten Wir Uns noch zu einer Aussöhnung zu gelangen, indem Wir an den Grenzen Unseres Reichs blieben, ohne den Friedenszustand zu verletzen und indem Wir blos bereit waren Uns zu vertheidigen. Aber alle diese versöhnenden und friedlichen Mittel konnten die Ruhe, die Wir wünschten, nicht erhalten. Da der Kaiser der Franzosen plötzlich Unsere Armee zu Kowno angriff, so erklärte er zuerst den Krieg. Indem Wir also sehen, daß ihn nichts zur Erhaltung des Friedens bewegen kann, so bleibt Uns nichts weiter übrig, als den Allmächtigen, den Zeugen und Vertheidiger der Wahrheit, zu Unserm Beistande anzurufen und Unsere Macht der Macht des Feindes entgegenzustellen. Ich brauche die Commandanten, die Chefs

der Corps und die Soldaten nicht an ihre Pflicht und an ihren Muth zu erinnern. Das Blut der tapfern Slaven fließt in ihren Adern. Krieger! ihr vertheidigt die Religion, das Vaterland und die Freiheit. Ich bin mit euch und Gott gegen den, der angreift!

Alexander."

Seit dem 28. April hatte Alexander sein Hauptquartier in Wilna genommen, damit die Vorbereitungen zum Feldzuge von ihm selbst überwacht würden und in seiner Nähe die unverschämten Betrügereien seiner Generale sich in den Grenzen der Bescheidenheit halten möchten. Obschon er für den Rückzugsplan entschieden war, den ihm die Generale deutscher Herkunft: v. Phull, Barklay de Tolly (ein Liefländer), Armfeld und Knesebeck empfohlen hatten, würde er noch lieber dem Stolze der Nationalrussen nachgegeben haben, welche verlangten, dem Feinde, sobald er die heilige Grenze Rußlands verletzen werde, eine Schlacht zu liefern. Der Einfluß der russischen Umgebung nöthigte den Kaiser, die Generale Subof, Korsakof und Bennigsen, welche er von sich fern gehalten, da sie sich bei der Ermordung seines Vaters, des Kaisers Pauls III., persönlich betheiligt hatten, in seine Nähe zu berufen und später dem fünfundsiebzig Jahre alten Kutusof, an Stelle Barklay de Tolly's, den Oberbefehl anzuvertrauen.

Den Aufenthalt in Wilna benutzte Alexander dazu, die Häupter des lithauischen Adels für sich zu gewinnen, was ihm auch durch persönliche Liebenswürdigkeit, Ordensbänder und Auszeichnungen jeder Art vollständig gelang. Dabei schmeichelte er den Polen, sprach in seinen Proclamationen nicht von russischer, sondern von slavischer Nationalität, kaufte dem General Bennigsen das Rittergut Zacrest bei Wilna ab, um, wie er sagte, berechtigt zu sein, in lithauischer Nationaltracht erscheinen zu dürfen und erklärte sich gegen den jüngsten Fürsten Czartoriski bereit, den hohen polnischen Adel in seine alten Vorrechte wieder einzusetzen. Die Fürsten Sulkowski und Lubecki, die Grafen Oginski, Karwicki, Borewski waren Alexanders tägliche Gäste und die schönen Polinnen nahmen die Huldigungen des galanten Kaisers ohne zimperliches Widerstreben an, so daß in Wilna mehr von den Eroberungen schöner Frauen und mit Sturm genommener Herzen, als von Feldschlacht und Kriegsrüstung die Rede war. Hierdurch geschah es nun auch, daß Alexander am 27. Juli auf einem glänzenden Balle auf dem Schlosse zu Zacrest von den Feinden überrascht

und beinah sammt seiner Generalität und kaiserlichen Hofhaltung, noch bevor der erste Kanonenschuß gefallen, in Gefangenschaft gerathen wäre. Ohne sich an Zeichen schlimmer Vorbedeutung zu kehren, ließ der sonst zum Aberglauben geneigte Zar den Tanzsaal, welcher am 26. Juli unter fürchterlichem Gekrach eingebrochen war, eiligst wieder herstellen, so daß der Ball stattfinden konnte, auf welchem der Kaiser, eben als er mit zwei schönen Polinnen im Contretanze dem Commandowort des Tanzmeisters: „Chassez en avant!“ Folge zu leisten im Begriffe stand, durch das Commandowort seines Oberfeldherrn zu einer sehr beschleunigten rückgängigen Bewegung veranlaßt wurde. — Das Hauptquartier des Kaisers war genöthigt, aus Wilna so über Hals und Kopf aufzubrechen, daß die hier aufgehäuften Kriegsvorräthe zurückgelassen werden mußten. An den für die Ballgesellschaft reich besetzten Tafeln nahmen im Schlosse Zacreſt die ungebetenen Gäste Platz und die schönen Polinnen tanzten, ohne die Glacéhandschuhe zu wechseln, mit den französischen Officieren den Contretanz*) zu Ende.

Wie in seinen früheren Feldzügen, so hatte Napoleon auch in diesem seinen Gegner überrascht, das Centrum des russischen Heeres war gesprengt, die Hauptcorps von einander getrennt, so daß Bagration nur durch eine Versäumniß des Königs von Westphalen dem Schicksal, sich ergeben zu müssen, entging und Barklay de Tolly sich beeilen mußte, über den Dnieper zurückzugehen, um sich mit Bagration vereinigen zu können. Barklay sah sehr wohl ein, daß die russische Vertheidigungslinie, die sich von der Ostsee bis Volhynien ausdehnte, nicht zu halten sei, und dies bestimmte ihn vornehmlich, dem schon vor Beginn des Krieges von dem Kaiser Alexander genehmigten Rückzugsplane gemäß, eine große Schlacht zu vermeiden, um die Feinde immer tiefer in das Land zu locken.

Napoleon erkannte die Nothwendigkeit, in Lithauen Magazine anzulegen und für das eroberte Land eine geordnete Verwaltung einzurichten; er errichtete für Lithauen eine provisorische Regierung, setzte in Grodno, Wilna, Minsk und Bialystock Intendanturen ein, an deren Spitze französische Staatsraths-Auditoren und Commissäre standen, welche die Kunst des Aussaugens zu ihrem eigenen Vortheil vortrefflich verstanden. Hinter dem von den Großen gegebenen Beispiele blieben die Kleinen nicht zurück. Da für die Verpflegung der Truppen nicht regelmäßig und hinreichend gesorgt war, nahm schon bei dem ersten Ueber-

*) Richtiger country-dance d. h. „ländlicher Tanz“, dessen Name seine englische Herkunft bezeichnet.

schreiten der russischen Grenze die Plünderung so überhand, daß Napoleon sich genöthigt sah, mobile Colonnen gegen die Nachzügler und Marodeurs zu errichten.

Beinahe drei Wochen lang verweilte Napoleon in Wilna, mit der Organisation der Verwaltung Lithauens, mit dem Empfange der Abgeordneten der Warschauer General-Conföderation und mit den Anordnungen zur Fortsetzung des Feldzuges beschäftigt. Alexander suchte ihn durch Friedensvorschläge, welche der General Balachof nach Wilna überbrachte, glauben zu machen, als ob er zu Unterhandlungen geneigt sei, eine Täuschung, in welcher Napoleon auch später noch, wie wir hören werden, zu seinem Verderben erhalten wurde. Mit jedem Tagemarsche, welchen das französische Heer tiefer in Rußland vordrang, stellten sich, ohne daß es zum Gefecht kam, die größten Schwierigkeiten den Bewegungen so großer Massen entgegen. Zu dem Mangel an Lebensmitteln gesellten sich mannigfaltige Krankheiten, anhaltende Regengüsse erweichten den Boden so, daß selbst die leichtesten Wagen stecken blieben und bald darauf trat im Juli, wo in jenen Gegenden die Sonne um Mitternacht noch am Horizonte steht, eine so unerträgliche Hitze ein, daß Menschen und Vieh auf den Landstraßen verschmachtend umsanken; zu Tausenden bezeichneten die Cadaver und ihr pestilenzialischer Gestank den Weg, auf welchem die große Armee vorrückte. Wenn dies in der guten Jahreszeit dem siegreichen Heere geschah, was hatte ein geschlagenes auf dem Rückzuge in der schlimmen zu erwarten! Nicht minderen Verdruß aber als Himmel und Erde bereiteten Napoleon seine Marschälle und Generale. Sie waren nicht im Stande, die Märsche so auszuführen, wie er es anbefohlen; auf der Landkarte war es freilich leichter, mit dem Finger hundert Werst zurückzulegen, als mit dem Ochsengespann im fetten Weizenboden eine Viertelmeile. Der Kaiser hatte in Wilna einen vortrefflichen Plan entworfen, wodurch Bagration verhindert werden sollte, sich mit Barklay de Tolly zu vereinigen. Durch eine Verzögerung des Königs Jerome gelang es Bagration sein Corps unangefochten über den Dnieper zu führen und Barklay zu erreichen. Napoleon, mehr als je vorher zu Jähzorn und Rücksichtslosigkeit geneigt, nahm seinem Bruder den Oberbefehl und ließ ihn durch Davoust benachrichtigen, daß er künftig von ihm (Davoust) Befehl empfangen werde. Jerome fühlte sich dadurch so verletzt, daß er auf der Stelle sein Commando niederlegte und nach Cassel zurückkehrte, ohne sich persönlich bei dem Kaiser zu beurlauben. Von oben, wie von unten lockerte sich die Disciplin; es fehlte nicht an warnenden Vorboten des

nahenden Unheils. Der übermüthige Weltbezwinger achtete nicht darauf; er trieb sein Heer immer tiefer hinein in das unvermeidliche Elend.

Die russischen Krieger litten nicht weniger als die französischen bei dem anhaltenden Regenwetter, welches mit großer Hitze abwechselte, doch hatten sie den Vortheil, auf ihrem Rückzuge überall noch Vorräthe zu finden. In ihrer Ehre gekränkt, daß ihnen noch nicht Befehl ertheilt worden war, Stand zu halten, murrten sie über den unausgesetzten Rückzug, und verlangten nach einer Schlacht. Dies veranlaßte den Kaiser, aus dem Lager bei Drissa am 9. Juli einen Aufruf an sein Heer zu erlassen; der Form nach in napoleonischem Styl, dem Inhalte nach auf den Russen berechnet.

„Russische Krieger! Ihr habt endlich das Ziel erreicht, nach welchem eure Blicke gerichtet waren. Als der Feind es wagte, die Grenzen des heiligen Rußlands zu überschreiten, standet ihr zur Vertheidigung desselben bereit; euern unerschrockenen Muth mußtet ihr bezähmen, bis die Vereinigung aller unserer Truppen bewirkt werden konnte und euch auf diese Stelle zurückziehen. . . . Soldaten, jetzt ist das Feld eurer Tapferkeit geöffnet, die so edel, so folgsam sich zurückzuhalten, so brennend eifrig aber den Ruf zu erhalten weiß, den euer Name sich erworben. Ihr werdet jetzt Lorbeern pflücken, die euer und eurer Ahnen würdig sind. . . . Gehet also hin im Geiste eurer Väter, vernichtet den Feind, der es wagte, eure Religion und eure Ehre auf eurem eigenen Heerde, mitten unter euern Weibern und Kindern anzugreifen. Gott, der Zeuge der Gerechtigkeit eurer Sache, wird mit seinem allmächtigen Segen euern Arm heiligen. Alexander."

In dem festen Lager bei Drissa sollte Barklay für das Heer Vorräthe und Lebensmittel auf drei Wochen vorfinden, um hier die große Schlacht, auf die man in Petersburg und Moskau mit Zuversicht rechnete, zu liefern; allein er fand kaum hinreichenden Mundvorrath auf drei Tage. Der Kaiser gerieth außer sich vor Zorn über die Spitzbübereien seiner Generale und Kriegscommissaire, konnte indessen mit aller Heftigkeit, und wenn er auch anstatt mit seinem Säbel, mit dem Dreizack Neptuns den Boden gestampft hätte, keine Schlachtochsen aus der Erde hervorzaubern und kein Aehrenfeld zu Commisbrod wuchs ihm in der flachen Hand. Er verließ Drissa in der größten Aufregung und eilte nach Petersburg, um dort die Anstalten zur Fortsetzung oder vielmehr zum Beginn des Feldzuges mit durchgreifender Strenge in Angriff zu nehmen.

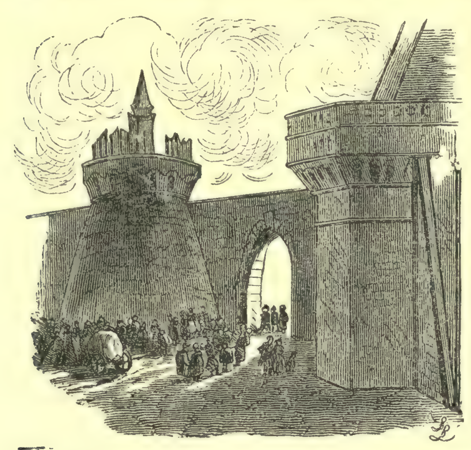
Er überließ es dem Ermessen Barklay's, sich zu schlagen, oder noch weiter zurückzuziehen. Der General Phull, ein Würtemberger, General-Adjutant des Kaisers, welcher vornehmlich den von dem preußischen Obersten v. d. Knesebeck entworfenen Rückzugsplan angeordnet und bisher geleitet, hatte sich dadurch so sehr die Feindschaft und Verachtung der russischen Generale zugezogen, daß weder der Kaiser es für gut fand, ihn mit nach Petersburg zu nehmen, noch Barklay es wagte, ihn bei sich im Hauptquartier zu behalten. Durch die Noth gezwungen, bei Nacht und Nebel das Lager von Drissa in möglichster Stille zu verlassen, ließ Barklay den General Phull ohne alle Nachricht, so daß dieser nicht wenig überrascht war, eines Morgens, als er aus seiner etwas entfernt gelegenen Biwakhütte nach dem Lager ritt, um fernere Rücksprache mit Barklay zu nehmen, das Lager vollständig geräumt zu finden.*)

---

*) Nach einer mündlichen Mittheilung Phulls an den mit ihm (auch von Schlosser) oft verwechselten General und (1848) Ministerpräsidenten v. Pfuel, damals Oberst in russischen Diensten, Verfasser der Geschichte des Rückzugs der Franzosen bis an den Niemen. Phull reiste später als der Kaiser nach Petersburg, mußte sich aber dort verborgen halten; so aufgebracht waren die Russen über die deutschen Generale, welche das Rückzugssystem angerathen. Der Oberst v. Pfuel war genöthigt, um nicht mit Phull verwechselt zu werden, sich v. Gielsdorf zu nennen, welchen Namen er bis zum Einmarsch mit dem Corps Tettenborns in Berlin führte. (Mündliche Mittheilungen des Generals v. Pfuel an den Verfasser.)

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Brückenkopf von Dünaburg. — Smolensk als Festung. — Barklay nimmt hier die Schlacht an am 17. August. — Napoleon in Smolensk. — Er läßt den Kaufmann Engelhard erschießen. — Barklay's Rückzug. — Gefecht bei Walutina. — Napoleon hält Kriegsrath in Smolensk. — Kutusof erhält den Oberbefehl; — seine Proclamation an das Heer. — Schlacht bei Borodino am 7. September. — Rostopschin Gouverneur von Moskau. — Napoleon sieht Moskau zu seinen Füßen liegen. — Einzug in Moskau den 14. September. — Das brennende Moskau. — Die Brandstifter.



Napoleon hielt die Stellung der Russen in dem Lager bei Drissa für zu fest, um einen Angriff darauf zu unternehmen. Zum Scheine ließ er den Brückenkopf, den sie bei Dünaburg besetzt hielten, am 13. und 14. Juli bombardiren, während er mit einem starken Armeecorps ihren linken Flügel umging, wodurch er Barklay, der außerdem wegen Mangel an Lebensmitteln sich nicht halten konnte, nöthigte, den ferneren Rückzug auf Witepsk anzutreten, von wo er sich, um Napoleon den Marsch auf Moskau zu wehren, nach Smolensk wendete. Er vereinigte sich hier am 1. August mit der zweiten Westarmee und traf Anstalt, die von dem Heere immer ungestümer geforderte Schlacht hier endlich zu liefern.

Smolensk, durch seine Lage auf dem hohen Ufer des Dnieper, durch eine gegen 50 Fuß hohe, gegen 20 Fuß dicke, mit 30 mehrseitigen Thürmen versehene Mauer, durch einen Wallgang mit nassen und trockenen Gräben, durch mehrere Erdbastionen und einen Brückenkopf stark bewehrt, galt den Russen für unangreifbar, obschon es keine nach Vaubans System gebaute Festung war.

80*

Die Stadt hatte fast nur Häuser von Holz und Fachwerk, die Einwohnerzahl betrug gegen 20,000.

Barklay hatte 130,000 Mann beisammen, welche er jedoch so vertheilte, daß während er selbst mit der kleineren Hälfte die auf dem linken Ufer gelegene Stadt vertheidigte, die größere als Reserve auf dem rechten Ufer stand, um, im Fall die Vertheidigung aufgegeben werden müßte, den Rückzug zu decken. Durch Scheinangriffe suchte Napoleon am 15. und 16. August die Russen aus der Stadt heraus zu locken. Da ihm dies nicht gelang, ließ er am 17. Mittags Sturmcolonnen vorrücken, welche die Russen zwangen, hinter Mauer und Wall Schutz zu suchen, so daß die Schlacht sich großentheils auf ein gegenseitiges, heftiges Kanonenfeuer beschränkte. Die Stadt stand in Flammen, die Einwohner flüchteten mit ihrer Habe; das wunderthätige Marienbild der Capelle des Dnieprowski-Thores wurde auf einen Kanonenlauf gebunden und als ein Palladium von Barklay mitgenommen. Mehrmals ward der Sturm abgeschlagen, die Franzosen verloren 10 bis 12,000 Mann, die Russen 6 bis 8000. Als es endlich den Franzosen gelang, gegen 2 Uhr des Morgens am 18. in die Stadt einzudringen, fanden sie sie in Flammen und fast von allen Einwohnern verlassen.

Da kamen keine Bürgermeister und Rathsherrn mit den Thorschlüsseln auf sammetnen Kissen, wie in Berlin und Wien, Napoleon entgegen, keine weißgekleideten Mädchen, die ihm Blumen streuten, wie in München und Dresden, und zur Unterbringung der Soldaten in wohleingerichteten Hotels und eleganten Putzzimmern war kein Billetamt auf dem Rathhause eingerichtet. Der Kaiser befahl sofort die Errichtung einer interimistischen Regierung und einer Nationalgarde aus den zurückgebliebenen Bürgern. Nur mit Gewalt wurden eine Anzahl Einwohner zusammengeschleppt, doch wollte keiner von ihnen ein Amt annehmen. „Man stelle den Vorlautesten vor ein Kriegsgericht und lasse ihn füsiliren, dann werden die Andern alle Bürgermeister werden wollen.“ So befahl der Kaiser; sofort wurde einer der angesehensten Bürger, ein Kaufmann Engelhard, welcher den Eintritt in die französische Stadtregierung verweigert hatte, des Hochverraths und der beleidigten Majestät für schuldig erkannt und in dem Festungsgraben erschossen, wo noch gegenwärtig, rechts vom Malo-Ochotzker Thore, ein Steinwürfel, den die trauernde Wittwe als Denkmal dort aufrichten ließ, die Stelle bezeichnet.

Barklay nahm seinen Rückzug ruhig und geordnet auf der Straße, die nach Moskau führt. Am 19. August empfing er das, ihm auf der Ferse folgende, Corps Ney's in fester Stellung bei dem Dorfe Walutina, wo sich ein Gefecht entspann, in welchem der Verlust der Russen auf 4 bis 5000 Mann, der der Franzosen auf 5 bis 7000 Mann angegeben wird. Barklay hatte sich den Weg nach Moskau, den Ney ihm abzuschneiden die Absicht hatte, wieder geöffnet. Napoleon, der noch in Smolensk verweilte, berief jetzt einen Kriegsrath, worin über den ferneren Feldzugsplan Beschluß gefaßt werden sollte. Der sonst zu kühnen Unternehmungen vor allen anderen Generalen aufgelegte Ney rieth, so zeitig als möglich rückwärts gelegene Winterquartiere zu beziehen, Murat dagegen sprach eifrig dafür, die Winterquartiere vorwärts in der, mit reichen Vorräthen versehenen, Hauptstadt des alten Zarenreichs Moskau zu erobern, wo man sich auf den Polstern Sardanapals orientalischer Ueppigkeit und jedwedem Wohlleben überlassen könne. Caulincourt war der Ansicht, daß, wenn der Kaiser jetzt, wo er den Boden Alt-Rußlands betreten habe, den Bauern die Aufhebung der Leibeigenschaft verkünden werde, sie alle sich für ihn erheben und ihre Ketten abschütteln würden.*) Die Diplomaten stimmten ebenfalls für den Zug nach Moskau, als das einzige Mittel, wodurch Alexander zum Frieden bewogen werden könne. Dieser Ansicht trat Napoleon bei, mit einem Leichtsinne, den man bisher niemals bei ihm, wo es die Entscheidung verhängnißvoller Fragen galt, bemerkt hatte, und rief in anscheinend aufgeregter, heiterer Laune: „In acht Tagen zwingen wir die Russen zu einer großen Schlacht, schlagen sie, ziehen als Sieger in Moskau ein und dann haben wir den Frieden."

In Petersburg wurde Alexander von seinem Bruder Constantin, von der Großfürstin Catharina, von der Gräfin Orlof, von den Demidofs, Soltikofs, Momonofs und anderen russischen Großen bestürmt, dem Liefländer Barklay, welcher Rußland zu einer Wüste mache und dem Feinde nirgend Widerstand entgegensetze, den Oberbefehl abzunehmen und ihn einem ächtgebornen Russen, dem fünfundsiebenzigjährigen General Kutusof zu übergeben. Dies geschah; Kutusof übernahm am 29. August den Oberbefehl, doch besaß Barklay Patriotismus genug, sich dadurch nicht gekränkt zu fühlen, daß ihm eine untergeordnete Stellung angewiesen wurde.

Der neue Oberfeldherr hatte sich verpflichtet, sofort nach Uebernahme des

*) Die Russen sind Slaven, nicht Germanen.

Commandos die große Schlacht zu liefern, durch welche Moskau gerettet werden sollte. Bei der ersten Heerschau, die er hielt, ließ er das aus Smolensk von Barklay mitgenommene Marienbild, von der gesammten Priesterschaft umgeben, vor sich hertragen und richtete nachstehenden Aufruf an das Heer:

„Brüder und Waffengefährten!

„Durch dieses, von euch hochverehrte, Bild rufen wir den Himmel an, sich mit den Menschen zu verbinden gegen den Tyrannen, der die ganze Welt beunruhigt. Nicht zufrieden, Millionen von Geschöpfen, die Ebenbilder Gottes, zu vernichten, dringt dieser Erzempörer gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit bewaffneter Hand in unsere Heiligthümer, befleckt sie mit Blut, stößt unsere Altäre um und setzt sogar die Bundeslade des Herrn, die wir in diesem heiligen Bilde unserer Kirche verehren, der Gefahr aus, durch Zufälle, durch die Elemente der Natur, oder durch ruchlose Hände entweiht zu werden. Befürchtet aber nicht, daß der Gott, dessen Altäre durch diesen Wurm, den seine Allmacht aus dem Staube erhob, entweiht wurden, nicht mit euch sei, besorget nicht, daß er sich weigere, seinen Schild über euern Reihen auszubreiten und seinen Feind mit dem Schwerte des heiligen Michael zu bekämpfen. In diesem Glauben will ich schlagen, siegen und sterben, überzeugt, daß meine brechenden Augen den Sieg sehen werden. Soldaten, thut eure Schuldigkeit, denkt an das Opfer eurer in Flammen aufgegangenen Städte, an eure Kinder, die euch um Schutz anflehen, denkt an euern Kaiser, euern Herrn, der euch als den Nerv seiner Kraft ansieht und morgen, bevor die Sonne untergegangen, werdet ihr euern Glauben und eure Treue auf dem Boden eures Vaterlandes mit dem Blute des Angreifenden und seiner Krieger gezeichnet haben."

Noch einige Tage setzte Kutusof den Rückzug gegen Moskau fort, bis er bei dem Dorfe Borodino, durch die hohen Ufer der beiden Flüßchen Kolocza und Moskwa und einen Wald gedeckt, am 7. September die Schlacht annahm, eine der blutigsten, welche die Kriegsgeschichte verzeichnet hat. Das Heer der Russen war 120,000 Mann stark, mit 600 Kanonen, das der Franzosen 140,000 Mann, mit 487 Kanonen. Mit gewohntem Heldenmuthe stürmten die Franzosen, die Bundesgenossen als Kartätschenfutter vor sich hertreibend, die festen Stellungen der Russen, welche, auf beiden Flügeln zurückgeschlagen, im Centrum auseinander gesprengt, am folgenden Morgen den Rückzug nach Moszaik antraten. Der Verlust auf beiden Seiten war ungeheuer; der der Russen betrug gegen

50,000 an Todten und Verwundeten, der der Franzosen gegen 30,000; letztere hatten unter den Todten 10 Generale, unter den Verwundeten 21 Generale, 30 Stabsofficiere, todt und verwundet 6747 Capitains und Lieutenants. Von den Verwundeten russischen Generalen starb Bagration an seinen Wunden.

Kutusof zog sich in ziemlicher Ordnung zurück und meldete nicht nur dem Kaiser, daß er einen glänzenden Sieg erfochten habe,*) er befahl, daß in Moskau, wovon er noch fünf Tagemärsche entfernt war, ein Siegesdankfest gefeiert und die Stadt illuminirt werde. Er war fest entschlossen, zur Vertheidigung Moskaus noch eine Schlacht zu wagen, allein es kam nur zu kleineren Gefechten mit dem russischen Nachtrab. Napoleons Heer litt den entsetzlichsten Mangel, denn wo es hinkam, hatten die Russen auf ihrem Rückzuge Alles verwüstet und aufgezehrt. Bei der französischen Armee trat, obschon ein glänzender Sieg erfochten war, eine Niedergeschlagenheit ein, verzweiflungsvoller, als nach einer verlorenen Schlacht. „Wenig gewonnene Schlachten" — sagt ein Mitkämpfer — „haben auf das Gemüth der Truppen einen so sonderbaren Eindruck hervorgebracht: sie schienen von Bestürzung ergriffen. Nach so vielen überstandenen Leiden, Entbehrungen und Strapazen, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, nachdem sie mit so vielem Muthe gefochten, sahen sie als Erfolg nichts als ein furchtbares Gemetzel, eine Vermehrung ihres Elends und mehr Ungewißheit als je über die Dauer und den Ausgang des Krieges."

Napoleon sah sich durch den Mangel, den sein Heer litt, durch die Ungewißheit über den Weg, den Kutusof eingeschlagen und durch den Widerstand, den er von einer Stadt mit einer Bevölkerung von 400,000 Einwohnern erwarten mußte, genöthigt, vorsichtig zu folgen. Er verweilte einige Tage in Moszaik, welches Kutusof am 9. September verließ, um aufs Neue ein verschanztes Lager 3 Stunden von Moskau zu beziehen; sein Heer war auf 50,000 Mann geschmolzen.

Zum Gouverneur von Moskau hatte Alexander den Grafen Fedor Rostopschin ernannt, zweiundfünfzig Jahr alt, unter Paul I. Gardeofficier, eine Zeit lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Verfasser einer heftigen Schmähschrift gegen die Franzosen und Napoleon (1807). Der Kaiser hatte ihm in Petersburg, nach einer Versicherung des Baron v. Meyendorff, die Genehmigung zu der, von ihm in Vorschlag gebrachten, Einäscherung Moskaus

*) Er wurde dafür zum Feldmarschall ernannt.

ertheilt.*) Rostopschin besaß die Gabe, Ansprachen, Berichte und Aufrufe im Volkstone des gemeinen Russen zu halten und abzufassen, welche insofern von großer Wirkung waren, als den Franzosen dadurch eine gewaltige Furcht vor dem Empfange in Moskau eingejagt wurde. Als bereits die Vornehmen und Reichen mit allen Habseligkeiten, die sie fortbringen konnten, die Flucht ergriffen, wendete sich Rostopschin an die Handwerker, Bauern und Tagelöhner und rief ihnen in einer Proclamation vom 12. August zu: „Bewaffnet euch wohl mit Aexten und Piken und wenn ihr ein Uebriges thun wollt, mit dreizinkigen Mistgabeln. So ein dürrbeiniger Franzos ist euch nicht schwerer als ein Bund Stroh. Morgen werde ich die Verwundeten im St. Catharinen-Hospital besuchen. Ich werde dort für ihre schnelle Heilung eine Messe lesen und das Wasser weihen lassen. Was mich anbelangt, ich bin wohl; ich hatte ein böses Auge, aber jetzt seh' ich sehr gut auf beiden." —

Dergleichen großsprecherische Aufrufe erließ Rostopschin mehrere, es liefen eine große Anzahl Arbeiter zusammen, allein es stellte sich kein Führer an ihre Spitze, zur Vertheidigung der Stadt wurde nirgend Anstalt gemacht und als am 13. und 14. September das wiederum schlagfertige Heer Kutusofs im Geschwindschritt, ohne Halt zu machen, durch die Stadt geführt wurde, ergriffen Furcht, Unordnung und Verzweiflung alle Gemüther. Seit der Schlacht bei Smolensk waren alle Ortschaften, welche auf dem Rückzuge von den Russen und den sie verfolgenden Franzosen berührt wurden, in Asche gelegt worden; die Bewohner von Moskau fürchteten dasselbe Schicksal, da in den russischen Armeeberichten die Franzosen als Brandstifter und Mordbrenner bezeichnet wurden.

General Miloradowitsch, welcher den Nachtrab der Russen führte, schloß mit dem Könige von Neapel, welcher ihm mit dem französischen Vortrab auf den Fersen folgte, einen Waffenstillstand auf 24 Stunden ab, um jedes Gefecht in der Stadt zu vermeiden. Während die russische Armee und die flüchtenden Einwohner hierdurch Zeit gewannen, hofften die Franzosen sich einen festlichen Einzug und einen willkommenen Empfang in guten Quartieren zu sichern.

Vor Moskau liegen einige Anhöhen, von wo aus die alte Zarenstadt einen herrlichen Anblick gewährt. Napoleon ließ sich am 14. September ein Zelt auf dem „Berge des Willkommens" (Poklonüie-Gora) aufschlagen und sein

*) Im Jahre 1838 schrieb Herr v. Meyendorff über den Brand des Winterpalastes eine Denkschrift, worin er beiläufig bemerkt: „C'est là, que fut résolu le sacrifice de Moscou."

Antlitz leuchtete von Siegesfreude. Er sah die alte Zarenstadt zu seinen Füßen liegen, mit ihr den besiegten Zar, das gedemüthigte Rußland, das bezwungene England; die Eroberung der Welt war vollendet.

Ein allgemeiner Freudentaumel ergriff das Heer; Alles tanzte, sang und sprang, Durst und Hunger waren bei so erfreulichen Aussichten schon halb gestillt, selbst der Ermattete und Verwundete machte Toilette, um bei den schönen Moskauerinnen, Cirkassierinnen, Griechinnen und Muhamedanerinnen sein Glück zu versuchen. Ein sonnenheller Septembertag zeigte die Stadt in ihrem schönsten Glanze; und welch' eine Stadt! Ihr Umfang mit ihren neun Vorstädten beträgt acht bis neun Stunden Weges, ihre Form ist ein verschobenes Viereck, dessen größerer Durchmesser anderthalb Meilen mißt. Von Westen nach Osten durchströmt die Stadt in vielen Windungen die Moskwa, welche innerhalb der Stadt die Jausa, Neglina und Senitscha aufnimmt, durch welche an einigen Stellen Bassins gebildet werden. Aus dem Grün der Gärten, Wiesen, Baumpflanzungen und Alleen schimmern die Windungen der krystallhellen Gewässer mit anlockendem Silberglanze. Mit größerem Erstaunen aber verweilt der Blick auf den mehr als fünfzehnhundert vergoldeten, versilberten, oder grün angestrichenen Kuppeln der acht- bis neunhundert Kirchen, welche der Stadt ein so feenhaft orientalisches Ansehen geben, als ob aus tausend und einer Nacht ein Mährchen zur Wahrheit geworden sei. Beherrschend über die niederen Häusermassen, über die Paläste, Kirchen und Klöster erhebt sich auf einer freigelegenen Anhöhe der Stadt der Kreml, die Burg der Zaren, eine für sich abgeschlossene Stadt mit dem kaiserlichen Schlosse, den Palästen für die Großfürsten und Senatoren, mit dreizehn Kirchen, eine jede mit fünf vergoldeten Kuppeln, mit dem Arsenal und anderen öffentlichen Gebäuden, von einer hohen Mauer umgeben, deren Umfang drei Stunden Weges beträgt. Mit demselben Wonnegefühl, mit welchem vor dreizehn Jahren das französische Heer aus den Eis- und Schneefeldern des St. Bernhard hinabstieg in das gesegnete Italien, bereitete es heut, nach größerem Mühsal, sich zum Einzug in die Stadt schönster Verheißungen vor.

Große und schöne Erinnerungen stiegen auf in dem Geiste des gewaltigsten Heerführers, der je von diesen Höhen auf die Stadt hinabgeblickt hatte. Die goldenen Kuppeln, die zwischen den grünen Baumgruppen durchschimmerten, mochten ihn an die Gärten der Hesperiden erinnern, „wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen;" allein der Lorbeer, von dem sich bei Marengo der Ge-

neral der Republik einen unverwelklichen Zweig zum Kranze mit siegreichem Schwerte hieb, war für den Arm des Alleinherrschers von G. G. des Kaiserreichs zu hoch.

Während Miloradowitsch am 14. September den Nachtrab des russischen Heeres aus den gen Osten gelegenen Thoren hinausführte, hielt Murat, König von Neapel, an der Spitze des französischen Heeres von der Westseite her seinen Einzug. Keine neugierige Menge kam ihm entgegen, keine augenblinkenden Moskauerinnen lauschten hinter den zugeschlossenen Fensterladen, von allerunterthänigsten Bürgermeistern und Magistrat keine Spur und Niemand war, der Auskunft gab über das Einquartirungsamt, über die Magazine für Rationen und Portionen; keine Speicher und Vorrathskammern, keine Küchen und Keller thaten sich auf, wie und wo man auch anklopfte. Unterdessen war auch Napoleon mit seinem Generalstabe gefolgt; er hielt in der Vorstadt, um hier die Deputation mit den Schlüsseln der Stadt und des Kremls, welche Murat Befehl hatte ihm entgegenzuschicken, zu erwarten. Es schlug eins, es schlug zwei, es schlug drei, es schlug vier, keine Deputation erschien; Ordonnanz auf Ordonnanz wurde abgeschickt, dem Könige von Neapel zu melden, wie der Kaiser bereits anfange unangenehm zu werden und auf einer Deputation fest bestehe. Da brachte Murat endlich einige in Moskau ansässige Juden, Griechen, Polen, Deutsche und Franzosen, Kaufleute und Handwerker, zusammen, welche als Deputirte die Stadt der Gnade des Siegers empfehlen mußten. Zu seinem größten Mißvergnügen erfuhr der Kaiser von diesen gepreßten Abgeordneten, daß Moskau von den russischen Einwohnern, zumal von den wohlhabenden und vornehmen, gänzlich verlassen sei. Er nahm für diese Nacht sein Quartier in einem Hause der Vorstadt und hielt erst am nächsten Morgen, den 15. September, seinen Einzug in die alte Burg der Zaren, den Kreml. „Es wird hier eine brillante Illumination geben,“ hatte Napoleon, der kein besonderer Freund von jenen, ihm in Dresden, Wien und Berlin zum Ueberdruß erwiesenen, Thranlampenhuldigungen war, am Abend vorher gegen seine Umgebung geäußert, als sich über einigen Häusern der Stadt in der Ferne ein Feuerschein zeigte. Sobald er jedoch erfuhr, daß zuerst im Bazar Feuer ausgebrochen, daß später auch andere, davon entfernt liegende Gebäude, die Börse und die Bank, in Brand gerathen seien, kam ihm die Sache allerdings bedenklich vor, doch hielt er es nicht der Mühe werth, sich selbst an Ort und Stelle zu unterrichten; die Paläste

lagen vereinzelt, die Häuser zerstreut, Wasser war aller Orten genug vorhanden und die Löschanstalten von Moskau waren berühmt wegen ihrer militairischen Organisation, welche selbst die des Corps der Pompiers in Paris übertraf. Als man aber dem Kaiser meldete, daß der Gouverneur Graf Rostopschin durch Güte, Drohung, Gewalt und List die Einwohner veranlaßt habe, die Flucht zu ergreifen, daß er selbst mit dem Beispiele vorangegangen, sein eigenes prachtvolles Landhaus in Brand zu stecken, welchem Beispiele viele Andere gefolgt, als in mehreren Brandstiftern entlassene Sträflinge erkannt wurden, welche auf Rostopschins Befehl mit eigens zu diesem Zweck gemachten Pechkränzen die Häuser noch am dritten und vierten Tag in Brand steckten und dann beim Retten der darin befindlichen Gegenstände auf Raub ausgingen und — was für den Kaiser die niederschlagendste Schreckensnachricht war: der Gouverneur am Tage vor dem Einzuge sämmtliche Spritzen und Spritzenleute aus der Stadt entfernt habe; da sank ihm der Muth. — „Hoch hinauf zum Kreml schlugen Flammen riesengroß! — hoffnungslos weicht der Mensch der Götter Stärke; müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn."

Am 16. September wurde das, an allen Orten und Enden immer neu sich erzeugende, Feuer durch einen Sturm so heftig, daß die Gluth mit Rauchwolken und Feuerregen über dem Kreml zusammenschlug und mit so höllischen Flammenzungen nach dem darin schmorenden Teufelsbraten leckte, daß dieser die Feuerprobe nicht bestand und das Weite suchte. Bonapartus wurde, wie es dem beutegierigen und schlauen Reinecke wohl begegnen kann, aus seiner Veste Malepartus herausgebrannt und gezwungen, die stolze Burg der Zaren, in welcher er die russische Heizung nicht vertragen konnte, mit einem bescheidenen Landhause zu Petrowsky zu vertauschen. Hoch auf schlugen die Flammenwogen und drohten Roß und Reiter zu verschlingen, wie den Pharao einst im rothen Meere die Fluth. Sieben Tage und sieben Nächte wüthete das Feuer mit solcher Gier, daß es, wo nur irgend noch ein Strohdach, ein Sparrwerk, eine Schindel zu ergreifen war, fast Alles bis auf den letzten Span verzehrte. Die Zahl der verbrannten Häuser wurde auf beinah 14,000 angegeben, der angerichtete Schaden auf 331 Millionen Rubel geschätzt. Es ist viel über die wahren Urheber des Brandes hin und her gestritten worden. Obschon Rostopschin in einer, von ihm selbst abgefaßten, Schrift*) die Geschichtschreiber, welche ihn

*) La vérité sur l'incendie de Moscou.

als den Anstifter des Brandes bezeichnen, Lügner und Verleumder nennt, vielmehr die Franzosen der Brandstiftung anklagt, so liegen uns Zeugnisse genug vor, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß Rostopschin, mit Zustimmung Alexanders, die Vorbereitungen und Anordnungen zum Niederbrennen Moskaus bereits vor dem Einzuge der Franzosen vollständig getroffen hatte. Ein Feuerwerker, Namens Schmidt, hatte schon seit einigen Wochen ein Laboratorium eingerichtet, in welchem Brandnester von Pech, Stroh und Schwefel, Kanonenschläge und anderes höllisches Feuerzeug zurechtgemacht, zum Theil auch unter die Giebel verschiedener öffentlicher Häuser, Kirchen und Magazine versteckt wurden. Unter Führung von Polizeidienern war eine Bande losgelassener Baugefangener zurückgelassen, welche sich durch die Stadt vertheilten und die Brandnester anzündeten. Mehrere von ihnen wurden auf der That ertappt, auf Befehl Napoleons erschossen und ihre Leichname an verschiedenen Orten zur Warnung aufgehangen. Rostopschin giebt selbst an: „Ich habe 2100 Spritzenleute und 96 Feuerspritzen am Tage vor der Ankunft des Feindes in Moskau abmarschiren lassen. Ein Officiercorps war mit dem Dienste bei den Löschanstalten beauftragt und ich habe es nicht angemessen gefunden, es Napoleon zu überlassen, da ich alle Civil- und Militairbehörden ausrücken ließ.“

Daß Rostopschin und seine Bande einzig und allein das Umsichgreifen des Feuers und das achttägige Wüthen desselben zu verantworten haben, kann jedoch nicht behauptet werden. Allerdings mögen auch die französischen Truppen, für deren Einquartirung und Verpflegung nicht im Mindesten gesorgt war, so daß sie auf Einbruch und Plünderung angewiesen waren, nicht immer sorgsam mit dem Feuer umgegangen sein. Es ist erwiesen, daß das Stadtviertel, in welchem Talghändler, Licht- und Seifenfabrikanten wohnten, durch Fahrlässigkeit der Franzosen in die allerheftigste Feuersbrunst gerieth. Einzelne Russen folgten dem Beispiele Rostopschins und steckten ihre Häuser und Magazine selbst in Brand; dies thaten namentlich einige Inhaber von Wagenmagazinen, in denen bereits französische Officiere diejenigen Droschken und Wagen, in denen sie ihre Spazierfahrten zu machen gedachten, mit ihren Namen gezeichnet hatten. Der Russe, der lieber sein Eigenthum vernichtet, als es dem Feinde zu überlassen, sorgte dafür, daß die Wagenschuppen am nächsten Tage in Flammen standen.

Der russische Kaiser aber hatte guten Grund, die Franzosen als die Brandstifter zu bezeichnen; hierdurch ward der zweifache Vortheil erreicht: daß sich an

dem Brande ihrer heiligen Stadt, des alten Mütterchen (Matuska), wie die Russen Moskau nennen, der Haß gegen die Franzosen mit erneuter Wuth entzündete, und daß die Einwohner keine Ansprüche auf Ersatz oder Entschädigung machen konnten, was sie gewiß nicht unterlassen hätten, sobald der Kaiser erklärte, daß auf seinen Befehl Moskau niedergebrannt worden sei. Dagegen lagen die officiellen Befehle vor, welche Napoleon — zwar erst bei seinem Abzuge — zur Sprengung des Kremls und Anzündens der noch übrig gebliebenen öffentlichen Gebäude und Paläste ertheilt hatte. Schon jetzt (im October 1812) verkündete Alexander in einer von dem Minister Stein, den er zu sich nach Petersburg berufen hatte, verfaßten Proclamation Napoleon und seinem Heere den sichern Untergang. „Alles Uebel," heißt es darin, „welches der Feind uns zuzufügen gedacht, wird zuletzt auf sein eigenes Haupt fallen. So schmerzlich es auch ist, daß wir die alte Hauptstadt in seiner Gewalt sehen müssen, so hat er doch nichts davon als leere Mauern. Er glaubt in seinem Stolze, er werde den Frieden vorschreiben können; er wird sich in seiner Erwartung betrogen sehen. Von allen Seiten eingeschlossen, ausgehungert, wird er sich genöthigt sehen, sich einen Weg der Flucht mit Gewalt zu bahnen. Die eine Hälfte seiner Armee ist schon im Kampfe mit uns auf dem Schlachtfelde erlegen, oder durch Mühseligkeiten, Mangel, Krankheiten aufgerieben worden, oder davon gelaufen. Das ihm noch übrige Heer ist in der Mitte unseres Reiches wie versunken, mitten unter einem muthigen und getreuen Volke, ganz von unseren Armeen umgeben, von denen eine ihm gegenübersteht und drei andere in steter Bewegung sind, um ihm den Rückzug abzuschneiden." —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Napoleon brennt es in Moskau auf die Nägel. — Getäuschte Friedenserwartung. — Die Räumung und Ausräumung Moskaus beginnt am 15. October. — Kutusofs Bericht an den Kaiser vom 12. October. — Murat von Kutusof überfallen. — Napoleons Abzug aus Moskau am 19. October. — Er befiehlt Mortier den Kreml in die Luft zu sprengen, die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude in Brand zu stecken. — Gefechte mit Kutusof am 24. und 25. October. — Napoleon im Zobelpelze. — Die Soldaten in Leinwandhosen. — Gefecht bei Wjäsma; — schrecklichste Nacht. — Ein Laufpaß zur Hölle. — Der Rückzug nach Smolensk. — Die Biwaks mit Leichen bedeckt wie ein Schlachtfeld. — Vernichtung des 4. Armeecorps bei dem Uebergange über den Wop. — Ein Regiment Eiszacken. — Die Rheinbundtruppen; — die hessendarmstädter Brigade. — Napoleon zieht weiter und befiehlt Smolensk in Feuer und Flammen untergehen zu lassen. — Davoust und Ney; Raufebold und Haltefest. — Verluste der französischen Armee seit dem Abzuge aus Moskau. — Witepsk und Minsk von den Russen genommen. — Der Marschall Victor kommt mit dem 9. Armeecorps dem Kaiser entgegen. — Der Trophäentransport und der Kaiser am Bettelstabe. — Eine Parade der alten Garde. — Toilette à la fantaisie. — Anrede des Kaisers. — Zwei Rasttage in Orsza.

Trotzdem daß es Napoleon im buchbäblichen Sinne des Wortes schon längst in Moskau auf die Nägel brannte, vertrödelte er dennoch hier fünf kostbare Wochen, die ihm sehr theuer zu stehen kamen, in vergeblicher Erwartung von Friedensanträgen aus Petersburg. Ein in Moskau zurückgebliebener Staatsrath Jacoffleff erbot sich, einen Brief Napoleons friedwilligen Inhalts an den Kaiser nach Petersburg zu überbringen. Jacoffleff verließ Moskau am Tage des Einzuges Napoleons (den 14. September), allein weder der Bote kehrte zurück, noch traf eine Antwort ein.

Napoleon beauftragte nach allzulangem Warten am 4. October den General Lauriston, welcher früher als Gesandter in Petersburg bei Alexander wohl gelitten war, in das Lager zu Kutusof, um von diesem die nöthigen Päſſe zur Ueberbringung eines Schreibens an Alexander zu erhalten. Kutusof ließ Lauriston anfänglich gar nicht vor sich, erklärte nach längerem Zögern, daß er zuvor in Petersburg anfragen müſſe. Die Antwort fiel abschlägig aus und traf ein, als es die höchste Zeit war, den Rückzug anzutreten. Am 15. October begann endlich die Räumung Moskaus, welche anfänglich mehr nur eine Ausräumung war, indem der Kaiser Alles, was man, weil es glänzte, für Gold und Edelstein hielt, einpacken und fortschaffen ließ. Die Sappeurs mußten mit halsbrecherischer Gefahr das angeblich goldene Kreuz von dem Iwan Weliki Thurme des Kremls herabholen. Bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß sich das Kreuz — wahrscheinlich durch ein Wunder, wie die russischen Berichte meldeten — unter den Händen der Tempelräuber in Holz verwandelt hatte, mit vergoldetem Kupferblech beschlagen; eben so ein Madonnenbild, dessen Diamanten sich als gewöhnlicher Glasfluß auswiesen: Blendwerk der Hölle für die Bülletins. Noch bis zu diesem Augenblicke harrte Napoleon der Rückkehr des Friedensboten, den er aus der Flammensündfluth des brennenden Moskau nach Petersburg geschickt hatte. Der alte schlaue Kutusof hatte am 13. October dem General Lauriston nicht, wie er früher gethan, unhöflich die Thür gewiesen, sondern ihn auf eine, zum Frieden sich neigende Antwort, Alexanders vertröstet. Um die Täuschung zu vollenden, ließ er die Feindseligkeiten seiner Vorposten gegen Murat einstellen, so daß auf einige Tage durch eine Art schweigender Uebereinkunft ein Waffenstillstand eintrat. Kutusof war aber sehr genau von dem Zustande und der bedenklichen Lage, in welcher sich das französische Heer befand, unterrichtet. In einem Berichte an Alexander aus dem Hauptquartier Lestaszewo den 12. October (n. St.) meldet er:

„Vortreffliches Wetter und überflüssige Fourage machen unsere augenblickliche Stellung zu der allervortheilhaftesten. Die Anstalten für Vertheilung der Lebensmittel sind so zweckmäßig getroffen, daß jeder Mangel unseren Truppen fremd ist. . . . . . Während dessen wird das feindliche Heer von der in ihm herrschenden Verwirrung gehindert, unsere Ruhe zu stören. Die Entferntheit von seinen eigenen Gebieten beraubt dasselbe aller Zufuhren; stündlich wird seine Existenz gefährdeter. Die Gefangenen bekennen einstimmig, lange

Zeit von nichts, als von Pferdefleisch gelebt zu haben und daß an Brod ein noch größerer Mangel, als an Zukost sei. Der gänzliche Mangel an Futter vernichtet die feindliche Reiterei und Artillerie-Bespannung. . . . Die traurigen Ueberreste, von unseren Truppenabtheilungen eingeschlossen und aller Zufuhren beraubt, leiden den fürchterlichsten Mangel. In dieser höchsten Verlegenheit kann der Feind an gar keine anderen Anstrengungen denken, als die Zufuhren zu sichern, welche in der Regel von unseren fouragirenden Soldaten weggenommen werden; selbst das Landvolk in den, an den Kriegsschauplatz stoßenden, Dörfern beunruhigt den Feind beständig und thut ihm den größten Abbruch. Rußland, das sich jederzeit vor allen Nationen des Erdbodens durch Anhänglichkeit an seine Fürsten ausgezeichnet hat, Rußland brennt vor Eifer, des Kaisers Thron zu vertheidigen und das ihm selbst angethane Unrecht zu rächen; voll patriotischen Eifers ordnen sich die Bauern zu Schaaren. Wächter lauern auf den Kirchthürmen und Höhen, ob sich ein Feind nähere. Gewahren sie einen solchen, so erschallt eine Lärmglocke, die Vaterlandsvertheidiger eilen herbei in selbstgebildeten Reihen und vernichten die Räuber. Täglich kommen sie zu Haufen in das Hauptquartier und verlangen Waffen und Munition. Man gewährt ihnen diesen Wunsch nach Möglichkeit. An manchen Orten hat das brave Landvolk in Massen einen feierlichen Eid geleistet, zur allgemeinen Vertheidigung gesammelt zu bleiben und zugleich die härtesten Strafen gegen diejenigen beschlossen, welche der freiwillig übernommenen Verbindlichkeit sich feige entziehen sollten. Der Zorn des Allmächtigen, der den Gerechten schützt und den Ruchlosen straft, hat sich in sichtbarem Zorne an den Häuptern unserer Feinde verklärt." —

Nachdem Kutusof durch einige Tage Waffenruhe Murat sicher gemacht hatte, überfiel er sein Heer, welches etwa 20,000 Mann stark war, mit seiner ganzen Macht, welche gegen 100,000 Mann betrug. Murat wurde mit einem Verluste von 36 Geschützen, 1000 Todten und 500 Gefangenen zum Rückzuge genöthigt, der für ihn noch größere Verluste, als das Gefecht selbst, veranlaßte.

Die Nachricht von diesem unerwarteten Ueberfalle traf Napoleon noch an demselben Tage in Moskau, wo er Parade abhielt wie in einer Friedensgarnison und Leder austheilen ließ zu Stiefeln und Sohlen. Auf der Stelle befahl er den Aufbruch am nächsten Tage; der größte Theil bezog noch während

der Nacht ein Biwak*) auf der alten Straße nach Kaluga. Der 19. October war der verhängnißvolle Tag, an welchem der Kaiser Moskau verließ; — ein Jahr später verließ er Leipzig nach dreitägiger Völkerschlacht. — Die Bewahrung des Kremls vertraute er dem Marschall Mortier an, welcher die Division Laborde bei sich behielt. Er sollte sich ein Ansehen geben, als ob der Kaiser nicht daran denke, seine Eroberung aufzugeben. „Morgen" — schrieb er an Berthier — „wenn die Armee abmarschirt sein wird, soll er (Mortier) durch die Municipalität**) eine Proclamation bekannt machen lassen, um die Einwohner zu benachrichtigen, daß die Gerüchte von einer Räumung der Stadt falsch seien; die Armee gehe auf Kaluga, Tula und Briänsk, um sich in den Besitz dieser wichtigen Punkte und der dort befindlichen Gewehrfabriken zu setzen; er soll durch sie die Einwohner veranlassen, daß sie die Ordnung aufrecht erhalten und verhindern möchten, daß man die Stadt vollends zerstöre." — Mortier (Herzog von Treviso) erhielt Befehl, sich auf dem, in möglichster Eil befestigten, Kreml mit Lebensmitteln für einen Monat zu versehen. „Der Herzog von Treviso," heißt es ferner, „wird in der Stadt eine strenge polizeiliche Aufsicht führen; er wird jeden russischen Soldaten, den man in den Straßen trifft, todt schießen lassen und dieserwegen den in den Spitälern befindlichen den Befehl ertheilen, sich nicht mehr daraus zu entfernen. Kleine Posten muß man nirgend aufstellen, um vor der Bosheit der Bauern und den Ueberfällen der Kosacken sicher zu sein." So lautete der Befehl vom 18. October; kaum aber hatte Mortier mit allen nur aufzutreibenden Kräften die Befestigungsarbeit in Angriff genommen, erhielt er zwei Tage darauf einen aus Troitzkoe vom 20. October datirten Befehl, in welchem es heißt: „Den 22. oder 23. soll der Herzog von Treviso um zwei Uhr Morgens die Branntweinmagazine, die Kasernen und die öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme des Findelhauses, in Brand stecken lassen. Er wird dafür sorgen, daß alle Gewehre in Stücke geschlagen werden, daß Pulver unter die Thürme des Kremls gebracht, alle Lafetten und Räder der Pulverwagen zerschlagen werden. Sobald dies Alles ge-

---

*) Das ursprüngliche deutsche „bywak" (Beywacht) haben die Franzosen in bivouac verwandelt; ebenso: Bollwerk in boulevard. Fernerhin wollen wir in unserer Kriegsgeschichte den Biwak wieder einführen.

**) Diese aus Landesverräthern und Ausländern auf Napoleons Befehl gebildete Municipalität lief auseinander, sobald die Franzosen abzogen.

schehen sein wird und der Kreml an mehreren Stellen brennt, wird der Herzog von Treviso diesen verlassen und auf der Straße nach Moshaisk abmarschiren. Um 1 Uhr wird der damit beauftragte Artillerie-Officier den Kreml sprengen. Auf der Straße wird der Herzog alle Wagen, die zurückgeblieben sein möchten, verbrennen, so viel als möglich alle Leichen begraben und alle Gewehre zerschlagen lassen. Beim Palaste Gallizin wird er die daselbst liegenden Spanier und Baiern aufnehmen und die Pulverwagen, so wie Alles, was nicht fortgeschafft werden kann, verbrennen lassen. ...... Ich mache es ihm zur Pflicht, in Moskau zu bleiben, bis er Augenzeuge gewesen, daß der Kreml gesprengt ist. Er wird dafür Sorge tragen, daß die beiden Häuser des gewesenen Gouverneurs (Rostopschin) und das Razumowskische in Brand gesteckt werden."*) Mortier vollzog die auf Mord und Brand gestellten Befehle des Großgebieters genau; unter Flammenschein und Rauchsäulen waren die Franzosen in die herrliche Zarenstadt eingezogen, unter Rauchsäulen und Flammenschein zogen sie aus und ließen hinter sich Gestank, Schutthaufen und Brandstätten; über 10,000 gefangene und kranke Russen kamen in den Flammen um. Der Fluch der Völker und die Kosacken als Rachegeister folgten den Franzosen von hier ab auf Schritt und Tritt; von allen Verfolgern aber die unerbittlichsten waren: der Hunger und der Frost! „Die Elemente!" ruft Napoleon aus, „haben mich in Rußland zu Grunde gerichtet, nicht der Feind, den ich eben so beim Vordringen nach Moskau, wie auf dem Rückzuge, wo er sich mir entgegenstellte, geschlagen habe." Weit entfernt, hierin eine Entschuldigung der erlittenen Unfälle zu finden, liegt vielmehr darin der Grund zur Verurtheilung unter erschwerenden Umständen. Den Naturmächten weiß der mit Vernunft, Erfindung, Kenntniß und List ausgestattete Menschengeist durch Vorsicht, Berechnung und Hunderte von Mitteln und Wegen Trotz zu bieten, vorzubeugen, zu entgehen; es stände ja traurig mit unserem Witz, wenn wir uns nicht zu Herren des

*) Rostopschin hatte an einem, auf der Brandstätte seines Landhauses errichteten Pfahle nachstehenden, an die Franzosen gerichteten, offenen Brief zurückgelassen: „Franzosen! Seit acht Jahren habe ich dieses Landgut verschönert und hier im Schooße meiner Familie glücklich gelebt. Mit mir verlassen eintausend siebenhundert und dreißig Bewohner und Arbeiter diesen Ort und ich stecke mein Haus in Brand, damit es nicht durch eure Gegenwart besudelt werde. Franzosen! ich habe euch meine beiden Häuser in Moskau mit einem Mobiliar von einer halben Million Rubel Preis gegeben; hier sollt ihr nichts finden als Asche."

Napoleon ließ diesen Brief in dem 23. Bülletin abdrucken, zum Beweise, daß Rostopschin verrückt geworden sei, welchen die russische Armee als „eine Art Marat" verabscheue.

Wassers und des Feuers, des Windes und der Erde zu machen wüßten; selbst der roheste Eskimo versteht sich vortrefflich darauf, mitten unter den Eisbergen und Eisbären weder zu verhungern, noch zu erfrieren. Bei ihnen hätte Napoleon in die Schule gehen sollen, dann würde er den Kampf gegen die Elemente mit Ehren bestanden haben. Der Ueberlegenheit eines größeren Feldherrngenies, den sittlichen Mächten des Rechtes und der Freiheit, der höheren Berechtigung eines zum Selbstbewußtsein erwachten Volkes das Feld räumen zu müssen, würde Napoleons Ruhm keinen Eintrag gethan haben; den Elementen unterlegen zu haben, gereicht dem Genie zur Schmach und jene preußische Gastwirthin hatte Recht, welche in Tilsit dem Kaiser bei Eröffnung des Feldzuges nachrief: „wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen!" —

Allerdings ist Napoleon einzig und allein nur den Elementen unterlegen; die drei russischen Feldherren Kutusof, Wittgenstein und Tschitschagof, welche während der drei Monate October, November und December es fast täglich in der Hand hatten, das französische Heer zu vernichten, zu zwingen die Waffen zu strecken, den Kaiser, sämmtliche Marschälle und Generale zu Gefangenen zu machen, thaten nichts, als einer den andern an — man verzeihe den Ausdruck — Dummheiten zu überbieten.

Das französische Heer, mit welchem Napoleon am 19. October den Rückzug von Moskau antrat, zählte 104,000 Mann schlagfertiger Leute. „Die Infanterie (89,640 Mann) war schön und von dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit erfüllt; sie hatte sich ganz von ihren Strapazen erholt und bestand fast ganz aus versuchten Soldaten; dasselbe Lob hätte man der Artillerie ertheilen können (sie führte noch 569 Geschütze und 2070 Munitionswagen mit sich), wenn sie nicht so schlecht bespannt gewesen wäre; die Reiterei (15,314 Pferde) hatte noch mehr gelitten; was noch davon übrig war, mit Ausnahme der noch ungefähr 4500 Mann starken Garde-Reiterei, war im schlechtesten Zustande. Gegen die, in den früheren Feldzügen mit großer Strenge gehandhabte, Marschordnung hatte sich eine ungeheure Menge Wagen aller Art, vornehmlich Luxuswagen, bei dem Heer eingefunden. Es fehlten nicht die stolzen Gala-Karossen mit den kaiserlich russischen Wappen und vergoldeten Radspeichen, eine Wappensammlung der angesehensten fürstlichen und gräflichen Familien, auch Staats-, Stadt- und Reise-Wagen fehlten nicht in dem Zuge. Wegen Mangel an Pferden war eine Brigade unberittener Cavallerie von 4000 Mann gebildet worden,

aber Hunderte von Kibitken und Karren aller Art, oft mit besserer Bespannung als die Artillerie, vermehrten den Train ungebührlich. Die Marketender transportirten, statt der Lebensmittel, die ausgeplünderten Garderoben und Boudoirs der vornehmen Moskauerinnen; alle Wagen, sogar die Fuhrwerke der Artillerie und der Feldlazarethe, waren mit Raub belastet. Der Cavallerist hatte sein Pferd wie ein Kameel bepackt, der Infanterist, ein Opfer seiner Habsucht, krümmte sich unter der Last seines Tornisters. Aus den Lazarethen war, wer sich irgend noch fortschleppen konnte, dem Heere gefolgt; doch mußten noch 1200 schwer Erkrankte zurückgelassen werden. Der Wagenzug wurde noch ansehnlich vermehrt durch diejenigen Einwohner, meist Ausländer, welche sich den Franzosen dienstfertig erwiesen und die Rache der Russen zu fürchten hatten. Eine buntere Zigeunerbande gab es weder in dem Wallensteinischen Lager, noch bei einem Zuge der großen Karawane durch die Wüste von Cairo nach Mekka. — Den Kern des Heeres bildete die alte Garde, für die, wo sich irgend Quartiere oder Lebensmittel vorfanden, Alles vorweg in Beschlag genommen wurde. Von den Marschällen und Generalen hatte der Kaiser die tüchtigsten mit ihren Armeecorps und Divisionen zu seiner Verfügung: Ney, Murat, den Vicekönig Eugen, Davoust, Mortier, Lauriston, Morand, Poniatowsky, Macdonald, Victor, Oudinot u. a. m.

Wie sehr Napoleon in der Kunst der Kriegführung den russischen Feldherren überlegen war, bewies er sofort nach dem Ausmarsch aus Moskau. Bereits fest entschlossen, den Rückzug auf Smolensk — eine weite, öde Strecke von 80 deutschen Meilen — anzutreten, wußte er den alten Kutusof und den sonst so wachsamen Miloradowitsch durch einen Marsch auf Kaluga zu täuschen, und den Russen, die bei Torontino lauerten, den Vorsprung abzugewinnen. Am 24. October unternahm Kutusof einen Angriff auf die Franzosen bei Malo-Jaroslaw, ohne Napoleon daraus zu verdrängen, welcher das Städtchen mit einem Verluste von 3000 Mann Todten, darunter fünf Generale, behauptete. Am folgenden Tage erneute Kutusof das Gefecht bei dem Dorfe Gorodnia und schon hier zeigte sich die Ueberlegenheit des russischen Heeres an leichter Reiterei. Der Kosackenhettmann Platow hatte zwanzig Pulks dieser Centauren vom Don beisammen, die wie krächzende Raubvögel von jetzt ab unablässig den Rückzug der Franzosen umschwärmten; zurückwichen, wenn geordnete Infanterie Halt machte und mit der Kugel und dem Bajonett sie empfing, allein die Zurück-

bleibenden, oder auf der Fouragirung sich zerstreuenden und verwirrenden kleineren Abtheilungen ohne Gnade und Barmherzigkeit niederstachen. Kutusof zog sich hinter die Oka zurück, in der Meinung, daß Napoleon es auf Kaluga abgesehen habe. Dieser aber verließ die große Straße, welche nach Tula führt und suchte querfeldein auf Nebenwegen Wereja, Moshaisk und bei Borodino die Straße, auf welcher er gekommen war, zu erreichen. Wenn in den früheren Feldzügen es sich fügte, daß der Kaiser die große Armee auf dem Heimwege über eines der hundert Schlachtfelder führte, wo er einen glänzenden Sieg erfochten, wurden glänzende Heerschauen gehalten, Orden verliehen, Wein vertheilt und fröhliche Festgelage gefeiert. Auch heut führte er sein Heer über ein Schlachtfeld, wo sich dasselbe zwei Monate früher mit Ruhm bedeckt hatte; allein in welchem Aufzuge die Soldaten, in welcher Stimmung der Kaiser! Am 29. October kam die Armee mit Tagesanbruch auf das Schlachtfeld von Borodino. Von Kälte erstarrt, von seinem widrigen Geschick niedergebeugt, marschirte der Soldat ohne Aufenthalt, und ohne selbst einen letzten Blick auf diese für ihn so denkwürdige Gegend zu werfen. Es war der zweiundfünfzigste Tag seit jener Schlacht und der furchtbare Anblick jener Blutgefilde hatte sich noch nicht verändert. Sie waren dicht mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt, deren Verwesung die Kälte aufgehalten hatte und besäet mit Waffen, mit Pferdegeschirren, Kleidungsstücken und allen den Trümmern, welche die Schlachtfelder bezeichnen. Schon aus der Ferne vernahm man das Geheul der Wölfe und Füchse auf dem, mit angefressenen und abgenagten Leichnamen bedeckten, Schlachtfelde, und das Gekrächze der Aasvögel, welche hoch in den Lüften eine zweite Schlacht lieferten, wie einst die Geister der Erschlagenen in der Hunnenschlacht. Noch grauenhafter aber, als das Schlachtfeld waren die an der Landstraße liegenden Klöster in Moshaisk, Kolotskoi, Borodino, Wjäsma, welche seit jener Schlacht zu Lazarethen eingerichtet worden waren. Als die Kranken und Halbgenesenen das Geräusch des Rückzuges vernahmen, schleppten sie sich an die Fenster und vor die Thüren, schrieen und beschworen die Fliehenden, sie nicht zu verlassen. Der Kaiser hatte die gutmüthige Grausamkeit, zu befehlen, daß die Lazarethe geräumt und die Kranken, viele davon noch in Leinwandhosen, auf den Wagen der Marketender, und in den, für Fourage und Bagage, bestimmten fortgeschafft würden; dies hieß diese Unglücklichen einem gewissen Verderben überliefern.

Dabei ließ Napoleon sich selbst nichts abgehen; er hatte sich zeitig genug mit einem sibirischen Zobelpelze von grünem Sammet mit goldenen Troddeln, mit einer Starostenmütze von Marder und hohen Seehundstiefeln versehen. Für größere Kälte lag eine Wildschur von Waschbär nebst Fußsack bereit; er verließ seinen wohlausgefütterten Reisewagen nur dann, wenn er durch Gehen sich etwas erwärmen wollte. Ein Reiseküchenwagen mit bestem Bordeauxwein, Pasteten und Fleischwaaren unter der Aufsicht des Küchenpersonals und von Garde-Jägern zu Pferd bewacht, folgte ihm unmittelbar. Wir wollen ihm diese Sorge für seine Erhaltung nicht zum Vorwurf machen; er hat mit bewundernswerther Geistesgegenwart den Rückzug seines, mit jedem Tage mehr und mehr, unter Jammer und Elend aller Art in Trümmer zerfallenden, Heeres geleitet und gehalten, so lange noch etwas zu halten war. Man bedenke nur, daß er sich bei einbrechendem Winter in den Steppen Rußlands befand, die einzelnen Armeecorps, die er zurückführte, waren gezwungen, um ihre traurige Existenz noch fristen zu können, getrennt von einander zu marschiren, jeder einzelne Führer mußte aber täglich Befehle und Marschordres vom Kaiser erhalten und eben so verlangte der Kaiser Antwort und Bericht. Ihm gegenüber drei russische Armeen, frisch, rüstig, mit Allem reichlich versehen, begeistert für ihren Kaiser und ihr Vaterland, freudigen Muthes eine fliehende Räuberbande zu verfolgen, zu vernichten, angespornt durch die Aussicht auf Ruhm und reiche Beute. Kutusof mit Miloradowitsch und Platow saßen dem angeschossenen Löwen auf den Fersen, Wittgenstein zog mit einem zweiten Heer von der Düna her entgegen, um ihm in die rechte Seite zu fallen; Tschitschagof gedachte ihm denselben Liebesdienst von der linken Seite her zu erweisen, wo möglich ihm zuvorzukommen und ihn in Empfang zu nehmen. So von drei vollständig schlagfertigen Heeren täglich angegriffen und bedroht, mußte der Kaiser sein Wrack von Heer, welches außerdem mit allem nur erdenklichen Elend zu kämpfen hatte, mit dem Degen in der Faust zurückführen und der Weg von Moskau bis Danzig war über 100 Meilen weit! —

Den Vorsprung, welchen der Kaiser Kutusof abgewonnen, benutzte er zu einem dreitägigen Aufenthalt in Wjäsma vom 31. October bis 3. November; allein dem Heere, welches zum größten Theile biwakiren mußte, kamen diese Rasttage nicht zu gut. Den ferneren Fluchtzug Napoleons zu decken, mußte Davoust mit den unter seinen Befehl gestellten Truppen, ungefähr 35,000

Mann Fußvolk, 3000 Mann Reiterei und 60 Stück Feldgeschütze, am 3. November Miloradowitsch entgegengehen, der ihn von 8000 Kosacken umschwärmen ließ und mit einem Corps von 19,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann Reiterei angriff. Von dem Vicekönig Eugen, Poniatowsky und Ney unterstützt, gelang es, die Russen zu werfen. Der Rückzug durch Wjäsma wurde nicht beunruhigt und die brennende Stadt zwang Miloradowitsch, wiederum einen Tag Halt zu machen. „Ney bildete den Nachtrab; er blieb hinter dem Flüßchen Wjäsma stehen, nachdem er Alles, was von der Stadt dieses Namens vorhanden war, den Flammen übergeben hatte. Die anderen Corps biwakirten nicht weit davon in einem Walde, durch welchen die Straße geht. Welch' eine Nacht! Es war die gräßlichste seit dem Aufbruche aus Moskau. Die Armee verlor ungefähr 4000 Mann an Todten und Verwundeten, vieles Gepäck, einige Geschütze und der Feind nahm ihr einige Tausend Gefangene, größtentheils Nachzügler, ab. Und dennoch war das Gefecht von Wjäsma weniger nachtheilig durch den Verlust, den es veranlaßte, als durch die Folgen, welche es nach sich zog. Die Pferde der Cavallerie, außer Stande die Strapazen des Tages zu ertragen, unterlagen fast sämmtlich und viele Infanteristen sahen sich aus demselben Grunde gezwungen, ihre Gewehre von sich zu werfen und die Masse der Nachzügler zu vermehren." Ney mit den Trümmern des dritten Corps that Wunder der Tapferkeit; um so mehr hielt er sich für berechtigt, über Davoust und das feige Benehmen des ersten Corps bei dem Kaiser Klage zu führen. „Das Schlimmste," meldet er ihm in seinem Berichte, „was dieser Tag bewirkt hat, ist, daß meine Truppen Augenzeugen der Unordnungen des ersten Corps waren. Ein so unheilbringendes Beispiel lähmt die moralische Kraft des Soldaten. Ich bin Ew. Majestät Wahrheit schuldig und so sehr es mir auch zuwider ist, die Maßregel eines meiner Kameraden zu tadeln, so kann ich mich doch nicht erwehren, Sire, Ihnen zu erklären, daß ich nicht so für den Rückzug stehen kann, als wenn ich ihn allein befehligte." —

Der alte Kutusof zog sich wie ein aufgestöberter Bär, nachdem er den Jägern und Hunden ein blutiges Frühstück mit der Tatze gereicht, brummend in sein Winterlager zurück. In einem Tagesbefehle vom 31. October (n. St.) schickte er dem Kaiser der Franzosen und seiner großen Armee einen Laufpaß zur Hölle nach. „Die entsetzlichen Ausschweifungen," heißt es darin, „welche der Feind während seines Aufenthaltes in Moskau beging, sind allgemein be-

kannt und haben in der Tiefe eines jeden russischen Herzens den Wunsch nach Rache entzündet; doch ich habe euch noch zu melden, daß er in ungebändigter Wuth einen Theil des Kremls in die Luft gesprengt hat, wobei jedoch durch ganz besondere Einwirkung der göttlichen Vorsehung die heiligen Tempel und die Kathedrale gerettet worden sind. Laßt uns denn eilen, diesen ruchlosen Feind zu verfolgen, während andere russische Heere in Lithauen gemeinsam mit uns zu seiner Zerstörung wirken. Wir sehen, wie er bereits in voller Flucht sein Fuhrwerk zerstört und nothgedrungen sich von jenen Schätzen trennt, die seine räuberischen Hände selbst von Gottes Altären entwendet haben. Bereits verbreiten Hunger und Desertion Verwirrung vor Napoleon und hinter ihm erhebt sich das Murren der Truppen gleich drohenden Wogen. Während die Feinde unter diesen schrecklichen Vorbedeutungen abziehen, erschallt zu den Ohren der Russen die Stimme ihres hochherzigen Monarchen. Hört sie, Soldaten! Er ruft euch zu: „„Löscht die Flammen Moskaus in dem Blute der Räuber!““ Russen, auf! Laßt uns diesen Befehl vollziehen. Hat unser gemißhandeltes Vaterland den Frieden in dieser gerechten Rache erkämpft, so können wir uns mit Genugthuung von dem Kampfplatze zurückziehen und hinter unseren weitausgedehnten Grenzen eine rühmliche Stellung nehmen zwischen Frieden und Ruhm!“

Am 4. November fiel der erste Schnee; zwar nur wenig, allein er war der Vorbote des Winters, erschwerte die Biwaks, verdeckte die Plätze, wo noch etwas grünes Futter zu finden war und nöthigte Alle, auf der großen Straße zu bleiben.

Das Hauptquartier des Kaisers befand sich am 5. November in Dorogobusch, am 6. in Mikalewka. Napoleon glaubte, er werde sich in Smolensk halten können und traf Anordnungen, um die Armee hinter dem Dnieper Winterquartiere beziehen zu lassen. Große Hoffnung setzte er auf die Annäherung des zweiten und neunten Armeecorps unter Oudinot und Victor. An letzteren erließ er am 7. November eine Ordre, in welcher er ihm befahl, Polotz um jeden Preis wieder zu nehmen. „Diese Bewegung ist von der größten Wichtigkeit; in wenigen Tagen kann Ihr Rücken von Kosacken überschwemmt sein. Die Armee und der Kaiser werden morgen in Smolensk eintreffen, aber sehr ermüdet durch einen Marsch von einhundert und zwanzig Stunden Weges ohne Rast. Ergreifen Sie die Offensive; das Heil unserer Armee hängt davon ab,

jeder Tag der Verzögerung ist ein Unglück. Die Cavallerie der Armee ist zu Fuß, der Frost hat alle Pferde hinweggerafft. Vorwärts! dies ist der Befehl des Kaisers und der Nothwendigkeit." —

Bisher war die Kälte nur unbedeutend, das Thermometer in der Nacht nur 3 bis 4 Grad unter dem Gefrierpunkt; aber dem Hunger erlagen jetzt schon Menschen und Vieh in Masse. Am 6. November fiel der Schnee dichter, von einem strengen Nordostwinde getrieben, — um 3 Uhr des Nachmittags Nacht und ringsumher Kosacken! Die Anzahl der Nachzügler nahm so zu, daß man besorgen mußte, die Armee würde bald nur einen ungeregelten Haufen bilden. Die Disciplin löste sich immer mehr, auch die bei ihren Fahnen gebliebenen Soldaten gehorchten nicht mehr. Bald bot die Heerstraße einen gräßlichen Anblick dar; sie war mit Leichen von Menschen und Pferden und von einer Menge Unglücklicher bedeckt, die sich kaum fortschleppen konnten, noch Andere, von Hunger und Kummer gefoltert, hauchten unter Verwünschungen gegen den, der sie in solch Elend getrieben, ihren Geist aus. Alle diese Leiden und das so mächtige Gefühl der Selbsterhaltung erzeugten einen Egoismus und eine Härte, die kaum glaublich scheinen. Der Tod veranlaßte keine Thräne mehr. Man sah Soldaten ihre der Krankheit erliegenden Kameraden ihrer Kleidungsstücke berauben, um sich gegen den Frost zu schützen. Unglückliche Nachzügler, die spät in der Nacht in dem Biwak eintrafen und um ein Plätzchen an dem spärlichen Feuer baten, wurden von den Stärkeren mit Kolbenstößen zurückgeworfen und sie gaben einige Schritte weiter ihren Geist auf. Die Biwaks, welche die noch einiger Maßen zusammenhaltenden Truppen am Morgen verließen, waren so mit Leichen bedeckt, daß sie eher einem Schlachtfelde, als einer nächtlichen Lagerstätte glichen. Diejenigen, welche noch einige Lebensgeister in sich verspürten, setzten ihre letzten Kräfte daran, Smolensk zu erreichen, hinter dessen Wällen sie Sicherheit, Nahrung, Wärme und Ruhe zu finden hofften. Seit dem 7. November trafen die ersten Rückzügler in Smolensk ein; Napoleon am 9. Nach und nach sammelten sich hier die traurigen Reste der Armee und es wurde versucht, wiederum einige Ordnung herzustellen. Die Magazine waren reichlich gefüllt, es wurden Lebensmittel und Waffen vertheilt und sogar ein Cavalleriecorps gebildet, dessen Commando Latour-Maubourg erhielt. Die Garde erhielt Lebensmittel auf 14 Tage; die übrige Mannschaft auf 6 Tage. Kaum aber, daß eine Anzahl Truppen sich wieder in Reih und

Glied gestellt hatte, entschlossen bei den Fahnen auszuhalten, füllte die Stadt sich aufs Neue mit aufgelösten Haufen des gänzlich zertrümmerten vierten Armeecorps. Mit diesem war der Vicekönig auf der Straße von Duchowszina an dem kleinen Flüßchen Wop am 8. November angekommen, als er, da die verfolgenden Kosacken den Bau einer Brücke hinderten, sich gezwungen sah, die Mannschaften durch den, an einigen Stellen nur 3—4 Fuß tiefen, Fluß waten zu lassen. Voran ging die italienische Garde; diese zarten Bürschchen vom Arno und dem Tiber mußten hier, bis unter die Arme im Wasser, durch die Eisschollen sich Bahn brechen und wenn sie auch glücklich das jenseitige Ufer erreichten, standen sie als steifgefrorne Puppen da, ohne sich regen zu können. Die Furth wurde bald durch eine Menge Wagen angefüllt, die darin stecken blieben, man war gezwungen, die Artillerie und das Gepäck im Stiche zu lassen. Die Personen, welche bisher noch im Besitze ihrer Wagen geblieben waren, sahen sich genöthigt, diese zu verlassen und was sie an Lebensmitteln und geraubtem Gut bei sich führten, auf die Pferde zu packen, so viel diese davon zu tragen im Stande waren. Viele dieser Wagen wurden von den Nachzüglern ausgeplündert in demselben Augenblicke, wo die Eigenthümer sich anschickten sie zu verlassen. Eine große Menge von Menschen und Pferden, die schon zu schwach waren, oder von Kälte erstarrten, ertranken und der Fluß füllte sich mit Hülferufenden und mit Leichen. Jenseits aber sprengten aus dem Hinterhalt Kosacken hervor, um diejenigen, welche glücklich das Ufer erreicht hatten, zurückzustoßen in den Eisschollen treibenden Fluß. Bewundernswerth war auch hier noch bei einzelnen, unregelmäßigen Rotten der Franzosen Muth und Appell; sie formirten kleine Pelotons und marschirten keck auf die Kosacken los, welche vor Schrecken mit „Paschol!" auf und davon ritten, als sie blinkend im Sonnenschein ein Regiment riesiger Eiszacken, die Spitzen gegen sie gerichtet — denn dafür hielten sie die Bajonette der mit Eis candirten Franzosen — auf sie im Sturmschritt eindringen sahen. Auch fanden die Kosacken ihre Rechnung besser auf dem linken Ufer, wo das vierte Armeecorps Hunderte von Wagen, die mit dem aus Moskau entführten Raub gefüllt waren, zur Plünderung preisgab, um einigen Vorsprung zu gewinnen. Das vierte Armeecorps, welches aus Moskau mit 25,000 Mann und 92 Geschützen ausmarschirt war, zählte nach dem Uebergange über den Wop am 10. November kaum noch 6000 Mann mit nicht mehr als 12 Geschützen, allein auch dies Häuflein schmolz mit jedem

Tagemarsch und nach jedem nächtlichen Biwak mehr und mehr zusammen, aufgerieben von der Kälte, welche am 9. November 12 Grad unter Null und am 13. bis 17 Grad betrug. Um Smolensk zu erreichen, mußte der Vicekönig sich durch ein ansehnliches russisches Corps unter Miloradowitsch, welches ihm besonders an Reiterei und Geschütz weit überlegen war, durchschlagen. Endlich am 13. November des Nachmittags trafen die traurigen Reste des vierten Armeecorps in Smolensk ein, wo sich die Soldaten sofort zerstreuten und, da für ihr Unterkommen nicht gesorgt war, die Magazine, welche noch Vorräthe mancherlei Art verwahrten, plünderten. Von den Rheinbundtruppen befanden sich königlich sächsische, bairische, westphälische, würtembergische, bergische, badnische, hessendarmstädtische, herzoglich sächsische Regimenter mit dem Siegeszuge nach Moskau und ebenso bei dem jammervollen Rückzuge; sie waren verschiedenen französischen Armeecorps zugetheilt und hatten französische Oberbefehlshaber, so daß fast in keinem Berichte weder bei den Siegen, noch beim Verhungern ihrer besondere Erwähnung geschieht. Den in jenem Feldzuge gefallenen Baiern hat der König Ludwig in München eine Denksäule mit der mehr als räthselhaften Inschrift errichten lassen: „Auch sie starben für das deutsche Vaterland."

Wir verdanken übrigens einigen deutschen Officieren, welche den Rückzug und namentlich den Uebergang über die Beresina mitmachten, sehr schätzenswerthe Aufzeichnungen über die Ereignisse jener Schreckenstage, wodurch die romanhafte Erzählung Segurs und die officiellen Lügen der Bülletins und der Memoirenschreiber auf St. Helena sehr wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen erhalten haben.*) Der großherzoglich hessischen Brigade unter Anführung des Prinzen Emil von Hessen-Darmstadt wurde die Auszeichnung, der Division der jungen Garde Napoleons zugetheilt zu werden. Anstatt aber, wie die Hessen gehofft, dadurch den Vortheil besserer Verpflegung und guter

*) Die erste Stelle unter diesen Berichterstattern nimmt Franz Röder, 1812 großherzoglich hessischer Hauptmann, später Oberst des Generalstabes ein, dessen nachgelassenes, von seinem Sohne herausgegebenes Werk: Der Kriegszug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812. Leipzig 1848, als eine Hauptquelle für jenen Feldzug gelten kann, zumal da, wo der Verfasser sich nicht allzuwörtlich an Chambray's Expédition de Napoléon etc. hält; obschon auch wir dem Letzteren den Vorzug, ein wahrhaftiger Geschichtsschreiber zu sein, unverkürzt zugestehen, seit er durch seinen Uebersetzer, den preußischen Ingenieur-Major Blesson, welcher im Jahre 1822 die Kriegsschauplätze vom Jahre 1812 besuchte, wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen erhalten hat. Außerdem geben Auskunft: Losberg, Briefe in die Heimath; v. Miller, Darstellung des Feldzuges 1812; v. Dalwigk, Berichte.

Quartiere zu haben, kamen sie vielmehr überall zu kurz, da bei der Austheilung von Lebensmitteln die französischen Regimenter, zumal die alte Garde, reichlich versorgt wurden, die deutschen Truppen aber leer ausgingen. In seinem Tagebuche vom 6. November in der Nähe von Dorogobusch bemerkt Röder: „Schon matt und müde beim Aufbruch zur Fortsetzung des Marsches. Der heute aus sturmweise vorüberziehenden Schneewolken fallende Schnee ist dabei ein arges Hemmniß, noch mehr aber das Glatteis, zu welchem sich die gestrige Schneedecke gestaltet hat. Der Officier, welcher noch ein Pferd hatte, mußte deshalb entweder vom Pferde steigen, oder er konnte, da die Pferde nicht geschärft und äußerst matt waren, nur in dem tiefen Schnee auf den Feldern reiten und sie damit völlig erschöpfen. Unser Nachtbiwak fand in einem Birkengehölz, noch 56 Werst (à 1500 Schritt) von Smolensk, zwei Stunden über Michalowka hinaus, statt. Man hatte gehofft, diesen Tag noch bis über den Dnieper zu kommen; es ging nicht. Die mit Eis incrustirten Birkenreiser, die man zu Biwakfeuern sammelte, wollten nicht in Brand kommen und hüllten uns nur in Rauch ein. So konnte der arme Teufel von Soldat heut sich weder wärmen, noch sein zähes Pferdefleisch braten; er mußte es geräuchert verzehren, wenn er sich nicht ganz mit leerem Magen in den Schnee legen wollte. Das Elend ist unsäglich! Wir Hessen sahen am 7. Morgens gar nicht mehr nach, wer fehlte, oder im Biwak liegen blieb; man stellte in den Compagnien auf, wer gerade erschien und marschirte sofort ab. Es fällt noch immer Schnee und die Kälte steigt. Sie muß schon 15 Grad betragen. Wir gingen über den Dnieper. Was wir auch bei dieser Gelegenheit den Soldaten Aufmunterndes sagten, indem wir auf das nahende Ende unserer Leiden, Smolensk, vertrösten: Körper und Geist sind bei allen schon zu sehr herunter, als daß es noch anregen könnte. Man marschirt in dumpfer Fühllosigkeit fort. Fällt einer, oder bleibt zurück, man sieht nicht mehr hin und schreitet mechanisch weiter.“ Die Officiere waren zufrieden, wenn ihnen die Soldaten erlaubten, aus dem Feldkessel etwas, mit Schießpulver gesalzene, Pferdebouillon zu schöpfen, wozu sie einige geröstete Gerstenkörner, die sie zwischen zwei Steinen zerrieben, genossen. — Am 8. November erreichte endlich nach einem zehnstündigen, über alle Beschreibung beschwerlichen Marsche die Brigade das ersehnte Smolensk, wo den Soldaten Verpflegung und Erholung verheißen war. Und wie entsetzlich wurden die ehrlichen Rheinländer durch die Franzosen gedeutscht — oder getäuscht, was

auf Eins hinausläuft. „Wir rückten ein," erzählt Röder, „mußten aber alsbald einen Halt! auf der Straße machen; die niederschlagende Nachricht kommt aus der Stadt: Smolensk bleibe für uns verschlossen. Wir bewegen uns nun wieder mit untermischtem Halten, winden uns so in der Dunkelheit im Schneegestöber auf Glatteis nach der oberen Dnieperbrücke, gehen über dieselbe und werden durch die tiefe östliche Schlucht um die Stadt herumgeführt, bis wir endlich oben auf dem Plateau bei der Bastionsecke anlangten. Die Colonne macht Halt; erst mit dem Gewehr im Arm eine Stunde lang, bis die Arme vor Frost sie fallen zu lassen anfingen. Niemand wußte, was werden sollte, unser Stand war unbegreiflich. Warten, hieß es, auf weiteren Befehl aus der Stadt; so standen wir zwei unerträglich lange Stunden, immer in Colonne, wenn auch stampfend, um nicht stehenden Fußes bei 15 Grad Kälte zu erfrieren. — — Endlich 10½ Uhr Nachts hieß es bei der hessischen Brigade: sucht euch Quartier! Man stürzte nun in die Häuser, raufte sich um den Raum zu einer Schlafstelle, fiel endlich über einander in Ohnmacht, oder in Schlaf und blieb liegen. So geschah es wenigstens in der Stube des kleinen Häuschens, in das ich mich mit dem Ueberrest meiner Compagnie warf und worin wir schon eine Compagnie der jungen Garde Napoleons fanden. Keinen Bissen, keinen Schluck gab es hier. Mein kleiner Vorrath gerösteter Gerstenkörner, den ich in den Satteltaschen hatte, war zusammt dem Pferde fort." — Am nächsten Tage traf die alte Garde ein und verlangte in gröblichster Weise, daß ihr die von den Bundestruppen eingenommenen Quartiere geräumt würden. Es kam zum Degenziehen und Rauferei; zuletzt mußte überall der Garde Platz gemacht werden, wodurch diese nur um so verhaßter wurde; die Gardisten hatten so vollauf Lebensmittel erhalten, daß sie wucherischen Handel damit trieben.

Napoleon, von den Trümmern seiner alten Garde umgeben, verließ Smolensk am 14. November; die Witterung wurde zum Glück für das Heer wiederum etwas gelinder. Der Kaiser, der hinter sich der wüsten Wirthschaft schon genug zurückgelassen, vergaß nicht, auch hier seinem Namen ein verfluchtes Gedächtniß zu stiften. An Davoust erließ er am Tage seines Abmarsches folgenden Befehl: „Vor Ihrem Abmarsche werden Sie die Thürme der Umwallung von Smolensk sprengen, indem Sie die schon vorbereiteten Minen anzünden lassen. Sie werden dafür sorgen, daß die Artillerie-Munitionen verbrannt und die Fahrzeuge, so wie die Gewehre und Alles, was man nicht mitnehmen kann, zerstört wer-

den.“ Hierbei beruhigte sich jedoch sein menschenfreundliches Gemüth noch nicht. An den Marschall Ney erließ er an demselben Tage einen Befehl, in welchem es heißt: „Morgen, den 15., werden Sie die Stellung des Klosters und der Vorstadt von Smolensk besetzen und den 16. werden Sie die Stadt bei dem Abzuge in die Luft sprengen, oder auch blos die Stellung des Brückenkopfes beziehen, um, wenn nicht Alles fertig sein sollte, die Stadt am 17. zu sprengen.“ — Man glaubt die Befehle des Kaisers an zwei der Gewaltigen: den Raufebold und den Haltefest in Goethes Faust zu vernehmen.*) Allein so gute Kameradschaft, wie zwischen diesen „Burschen des Teufels“, bestand nicht zwischen Ney und Davoust. Der Letztere war am 15. des Vormittags in Smolensk eingerückt und da seine verhungerte Mannschaft nur eine Plünderungs-Nachlese halten konnte, mußte Ney, welcher am Nachmittag eintraf, Waffengewalt gebrauchen, um seinen Leuten den Zugang zu den Magazinen zu öffnen. Am 16. brach Feuer an mehreren Stellen aus. Die Kranken und Verwundeten, welche aus den brennenden Häusern flohen, vermehrten noch die Unordnung. Ueberall stieß man auf Leichen von Menschen und Pferden in den Straßen, auf Kanonen, Munitionskarren und Gepäckwagen, die verlassen worden waren; am Boden lagen Waffen und Kriegsgeräth aller Art umher. Ney hielt bis auf den letzten Mann in Smolensk aus. Als ihm ein Eilbote am 16. die Nachricht brachte: er sei in Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn er sich nicht beeile, die große Armee zu erreichen, antwortete er kaltblütig: alle Kosacken Rußlands sollen mich nicht abhalten, den Befehl des Kaisers auszuführen. Erst am 17. des Morgens 2 Uhr, nachdem die Zünder, die zu den Minen führten, angesteckt waren, verließ er Smolensk. Sein Corps bestand noch aus 6000 Mann Infanterie, 300 Mann Reiterei und 12 Kanonen; gegen 7000 Marode und Nachzügler ohne Waffen schleppten sich im elendesten Zustande hinter ihm her. Kaum waren diese außerhalb der Thore, so sprangen die Minen auf; die Erde wurde davon weithin erschüttert. Ein blutrother Feuerschein wirbelte hoch auf und zeigte den, gegen so furchtbares Schauspiel abgestumpften, Augen der Franzosen zum letzten Male Smolensk; — es lag nun auch, wie Moskau, in Trümmern.

Keine Chirurgen und Wärter blieben bei den 5000 Verwundeten und Kranken, die man zurückließ; sie wurden der Menschlichkeit der Russen nicht empfohlen. Man verließ sie, wie unbrauchbares Heergeräth. Die Unglücklichen

*) Zweiter Theil, vierter Act.

wurden das Opfer eines rohen, unsinnigen Rachegelüstes ihres eigenen Kaisers; denn zur Zerstörung von Smolensk war eben so wenig eine Nothwendigkeit vorhanden, als zur Sprengung des Kremls. Die durch die Minen bewirkte Erschütterung stürzte mehrere der Gebäude ein, in welchen sich jene Unglücklichen befanden und begrub sie lebendig unter den Trümmern.

Napoleon, der in Smolensk erfuhr, daß Witepsk, wohin er seinen Rückzug zu nehmen gedachte, bereits in den Händen Wittgensteins sei, entschloß sich, die Straße nach Minsk einzuschlagen; am 18. erfuhr er in Dubrowna, daß Tschitschagof am 16. Minsk erobert habe.

Die große Armee war seit dem Abzug aus Moskau von 110,000 Mann bis auf 42,000 geschmolzen, von 37,000 Mann Cavallerie, welche Napoleon über den Niemen im Juni geführt, waren etwa noch 3000 Mann beritten, von 600 Kanonen noch 250 vorhanden. Der Armee folgte ein Nachzügler-Troß von 50,000 Kranken und marodirenden Lumpenkerls, welche die Waffen von sich geworfen hatten. Das Heer Kutusofs war 90,000 Mann stark, hatte 30,000 Mann gut berittene Cavallerie, 500 vortrefflich bespannte Geschütze. Es hätte eines einzigen geschickt angeordneten und herzhaft ausgeführten Angriffs bedurft und der Kaiser sammt seiner großen Armee wäre schon mit dieser einen Fliegenklappe zu erschlagen gewesen, so daß es der zweiten und dritten, welche Wittgenstein und Tschitschagof führten, nicht einmal bedurft hätte. Der russische Feldmarschall begnügte sich damit, seine Kosacken loszulassen, die sich damit aufhielten, stehen gebliebene Wagen auszuplündern und den an der Straße niedergesunkenen halberstarrten Franzosen die Tornister abzuschnallen und sie der dürftigen Kleidung zu berauben. „Von Smolensk," erzählt ein anderer französischer Berichterstatter, Labaume, „bis zu dem, 3 Stunden entfernten, Weiler Lubna war die Heerstraße ganz mit Kanonen und Munitionswagen bedeckt, deren erstere man nicht einmal Zeit hatte zu vernageln, letztere in die Luft zu sprengen. Ganze Gespanne erlagen den Mühseligkeiten und fielen mit einem Male nieder, ohne wieder aufzustehen. Todte und sterbende Pferde bedeckten die Straße. Alle Hohlwege, wo die Wagen sich gestopft, die Anhöhen der Straße, bis wohin die ermatteten Pferde das Fuhrwerk geschleppt hatten und dann niedergesunken waren, lagen voll Waffen, Tschakos, Kürasse, aufgeschnittener Mantelsäcke, zurückgelassener Effecten aller Art. Zu größeren Gesellschaften vereint sah man die todten Soldaten um einige, von den Bäumen abgebrochene, grüne Zweige liegen,

welche sie vergebens anzuzünden versucht hatten. So viele Leichen würden den Weg ganz versperrt haben, wenn man sie nicht oft zu Ausfüllung der Gräben, Ausbesserung eines Knüppeldammes verwendet hätte, daß die menschlichen Gebeine unter den Rädern der Kanonen knirschten und knackten. Solche Schreckenscenen erregten indessen kein Mitgefühl mehr, verhärteten vielmehr selbst die sonst weichen Herzen. Die nächsten Kameraden und besten Freunde kannten einander nicht mehr. Wer nur die geringste Unpäßlichkeit spürte, kein gutes Pferd und wenn er Officier war, keinen ihm treu ergebenen, gesunden Bedienten hatte, der konnte versichert sein, daß er sein Vaterland nicht wieder sah. Ein jeder zog die Rettung dessen, was er an Beute aus Moskau mitschleppte, dem Vergnügen der Rettung eines Kameraden vor! Auf jedem Schritt und Tritt vernahm man das Geächze der Sterbenden und das Klagegeschrei derer, die man hinter sich dem Verhungern und Erfrieren überlassen mußte. Näherte man sich einem, der den Geist aufzugeben im Begriff war, so geschah es, um ihn zu plündern!"

Die deutschen Herzen erhielten sich noch am längsten etwas Temperatur über dem Gefrierpunkte. Es kamen selbst in diesen entsetzlichen Tagen hier und da noch Scenen von rührender Menschlichkeit vor. „Ich stürzte mit dem Pferde," erzählt Röder (beim Abzug von Smolensk am 13. November), „und da ich nicht wieder aufsitzen mochte, noch viermal zu Fuß, das letzte Mal mit einem hübschen Kinde von 4 Jahren auf dem Arme, während Major Prinz Wittgenstein, kräftiger als ich, eines von 6 Jahren trug und die Mutter das Kleinste an der Brust. Wir fanden die drei Würmchen im Schnee sitzen. Die Mutter jammerte laut und suchte alle drei mit ihrem schon halb erstarrten Körper zu erwärmen. Der Mann schob einen kleinen Wagen, oder stützte das Pferd, um das Fuhrwerk in Gang zu bringen. Einige meiner Leute halfen ihm dabei und wir luden endlich die Mutter und die Kleinen wieder ein." —

Unbekümmert um all dies Elend raffte Napoleon, so viel sich schlagfähige Mannschaft auf den Beinen halten konnte, zusammen und setzte sich, wie ein angeschossener Eber noch öfter zur Wehr; einige Mal ging er sogar noch mit einem Corps von kaum 15,000 Mann zum Angriff über, den Kutusof niemals aushielt und seine Zaghaftigkeit mit dem, für die gegenwärtige Kriegführung zum Unsinn gewordenen, classisch berühmten Grundsatze zu rechtfertigen suchte, „daß man einem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müsse." Hierdurch gewann Napoleon noch einige Mal Zeit, den Truppen einen Rasttag zu gönnen

und die Versprengten von dem Corps des Vicekönigs, der ein zweites hartnäckiges Gefecht am 16. bei Krasnoi zu bestehen hatte, und die Trümmer der Brigade Baraguay d'Hilliers zu sammeln. Ney, dessen Corps der Kaiser schon für verloren hielt, hatte auf dem festzugefrorenen Dnieper einen sichern Uebergang gefunden und schloß sich bei Krasnoi der großen Armee wieder an. —

Bei der Befürchtung einer schmählichen Gefangenschaft und dem Schimpfe nicht zu entgehen, daß die gesammte große Armee das Gewehr zu strecken gezwungen werde, hatte der Kaiser seine letzte Hoffnung auf den Marschall Victor, Herzog von Belluno, gesetzt, welcher aus Polen mit einem schlagfertigen Corps ihm entgegenkam. An ihn erließ er aus Dubrowna am 19. November des Morgens 3 Uhr einen Befehl, der die Umsicht, Kenntniß des Terrains und Geistesgegenwart des großen Feldherrn auf bewunderuswerthe Weise zeigt.

„Der Kaiser," heißt es in diesem Befehl, „wird heut in Orsza eintreffen. Es ist nöthig, Herr Marschall, daß die Stellung, welche Sie einnehmen werden, Sie näher, als das feindliche Heer, an Borisow, Wilna und Orsza bringe. Richten Sie sich so ein, daß Sie die Bewegung des Herzogs von Reggio maskiren und daß der Feind vielmehr glaube, der Kaiser wolle, was ein ziemlich natürliches Manöver wäre, gegen den General Wittgenstein marschiren. Es ist die Absicht Sr. Majestät, auf Minsk zu gehen und wenn man Herr dieser Stadt sein wird, die Linie der Beresina einzunehmen. Es wäre daher möglich, daß Sie den Befehl erhielten, auf Berezino, ein Dorf oberhalb Borisow an der Beresina, zu marschiren, auf diese Weise die Straße nach Wilna zu decken und mit dem sechsten Corps in Verbindung zu treten." Er schickt ihm zu fernerer Correspondenz eine Chiffre mit. „Diese Maßregel ist nothwendig wegen der Menge der Kosacken, die bald überall sein werden."

Bei dem Ausmarsch aus Smolensk übergab Napoleon dem General Claparede mit feierlicher Anrede die aus Moskau mitgeschleppten Trophäen, die in ganz verräucherten griechischen Madonnenbildern, dem großen Thurmkreuz des Kremls, einer Anzahl türkischer Roßschweife und anderem Gerümpel bestand. Eine ganze Division wurde zur Bedeckung dieses Trophäen-Transportes und eine Menge Wagen und Pferde zur Fortschaffung verwendet. Auf der Straße von Krasnoi nach Katowa erblickte man am 16. November unmittelbar hinter diesem Trophäen-Transport, der sich feierlich und schweigsam wie ein Leichenwagenzug bewegte, einen Mann mit gesenktem Haupte, langsamen Schrittes gehen; gewiß

der nächstverwandte Leidtragende. Er trug einen polnischen Starostenpelz, dessen Sammetüberzug an einigen Stellen offene Brandschäden zeigte, die Pelzmütze hatte er tief in die Augen gedrückt und über die Ohren gezogen, als ob er von der ganzen Welt nichts mehr hören und sehen wolle. Der mit Schnee bedeckte Weg durch die trostlose Steppe barg verrätherisches Glatteis; unserem Leidtragenden diente ein vom Stamme gehauener Birkenknüttel als Stütze. Dahin war es gekommen! der einst so allgewaltige Kaiser — nun am Bettelstabe! — — Neben ihm ging sein treuer Marschall Berthier; aber man würde, wenn er für seinen unglücklichen Belisar um eine Gabe gebeten hätte, ihm nur einen Fluch auf den Weg als Zehrpfennig gegeben haben.

Wenn schon der traurige Aufzug, in welchem die Truppen ihren Kaiser erblickten, den Glauben an seinen Glücksstern wanken machte, so wurden sie noch mehr durch den Ton und Inhalt seiner Anrede entmuthigt; die Macht seines Wortes war dahin. Auf der Straße von Dubrowna nach Orsza, die mit weggeworfenen Gewehren, verlassenen Geschützen, ausgeplünderten Regimentswagen, Menschen- und Pferdeleichen, Sterbenden und zum Tod Ermatteten bedeckt war, ließ der Kaiser die traurigen Reste der einst so stolzprangenden Grenadiere der alten Garde ein Viereck formiren und trat in ihre Mitte. Welch' eine Parade! Seit dem Ausmarsch aus Moskau waren bereits vier Wochen verstrichen und in dieser ganzen Zeit war es sehr selten dazu gekommen, sich zu waschen, oder die Wäsche zu wechseln. Kopfhaar und Bart hingen ungekämmt und ungeschoren um die vom Rauch der Biwakfeuer angeschwärzten Gesichter, die Grenadiere hatten Toilette à la fantaisie gemacht, am glücklichsten war, wer einen russischen Bauernpelz erschnappt, einige hatten frischabgezogene Schaffelle sich umgehangen, andere sich begnügt, wollene Fries-Unterröcke der Frauen in doppelter Etage über Schulter und Hüfte zu hängen. Am Schlechtesten war es mit dem Fußwerk bestellt. Viele, denen die Füße vom Gehen wund, vom Frost aufgebrochen waren, konnten nichts Hartes und Drückendes tragen und hatten sie mit Lappen und Lumpen umwickelt, andere hatten das Leder durch alte Filzhüte zu ersetzen gesucht, noch andere gingen auf Stücken von dem Fell gefallener Pferde, von denen sie das angefaulte Fleisch abgenagt hatten, so mancher Grenadier hatte auch bereits schon dem Bärenfell seiner Mütze eine bescheidenere, aber zweckdienlichere Stelle an seinen Füßen angewiesen.

Der Kaiser bedurfte einige Minuten zur Sammlung, als er in dem Kreise

sich umschaute. „Grenadiere meiner Garde," sprach er mit bewegter Stimme, „ihr seht die Desorganisation meines Heeres. Durch eine unglückliche Verblendung hat die Mehrzahl der Soldaten die Waffen von sich geworfen. Solltet ihr diesem schändlichen Beispiele folgen, so wäre jede Hoffnung verloren. Die Rettung des Heeres ist euch anvertraut; ihr werdet die gute Meinung, die ich von euch habe, rechtfertigen. Es müssen nicht allein die Officiere eine strenge Disciplin handhaben, sondern auch die Soldaten eine genauere Aufsicht auf einander führen und sie selbst müssen diejenigen strafen, die sich aus den Reihen entfernen." Das herkömmliche Vive l'Empereur! erscholl nicht mehr wie sonst am Schluß solcher Anreden; der Frost hatte den Grenadieren ein Doppelschloß vor Mund und Herz gelegt.

In Orsza, wo der Kaiser mit den Garden am 19. November eintraf, war den Soldaten wiederum eine zweitägige Rast gegönnt; unbegreiflicher Weise hatten die russischen Feldherrn diesen einzigen Uebergangspunkt über den Dnieper offen gelassen. Da seit dem 18. November Thauwetter eingetreten war, die Eisdecke nicht mehr trug, würde schon hier die Vernichtung der großen Armee vollständig erfolgt sein und Napoleon selbst wäre zum Gefangenen gemacht worden. In Orsza fand er Magazine, Waffendepots, Pferde, Munition und Kanonen; die Nachzügler wurden mit Gewehren und nothdürftigem Schuhwerk, mit Lebensmitteln und Mänteln versehen und sechs neue Batterien aus den hier vorgefundenen sechsunddreißig Geschützen gebildet, mit Bedienung, Schußbedarf und Pferden bestens versehen. Der Kaiser gönnte sich kaum eine Stunde Schlaf, er selbst traf die Anstalten zur Besetzung eines Brückenkopfes, welchen er auf einer Anhöhe des linken Ufers des Dnieper hatte anlegen lassen. Unter Trommelschlag, welchem Napoleon, „um Aufmerksamkeit zu erregen, einen Pfeifer, oder eine andere Musik beizugesellen" befohlen hatte, wurde auf den Plätzen und Straßen von Orsza und bei den einzelnen Compagnien eine drohende Proclamation verlesen. „Soldaten! (von jetzt ab nicht mehr „der großen Armee.") Eine große Menge von euch hat ihre Fahnen verlassen und marschirt vereinzelt. Sie verletzen auf diese Weise Pflicht, Ehre und die Sicherheit des Heeres; indem sie nach Gutdünken verschiedene Wege einschlagen, gerathen sie in Feindes Hand. Eine solche Unordnung muß aufhören." Es werden nun den Nachzüglern der einzelnen Armeecorps verschiedene Sammelplätze in und bei Orsza angewiesen. Den Officieren wie den Soldaten sollten die Pferde, die sie bei

sich führten, abgenommen, ihre Wagen, so wie alle Gegenstände, die nicht in den Tornister gehörten, verbrannt werden. Eine lächerliche Drohung war es, daß der Kaiser befahl: alle nach Bekanntmachung dieses Befehls einzeln marschirende Soldaten zu arretiren und vor das Profosengericht zu stellen. Kaum 40,000 Mann hatten der Kaiser und seine Marschälle noch unter den Waffen, welche durch die Nothwehr und einen Rest von Disciplin zusammengehalten wurden, während die Anzahl der Nachzügler (isolés) sich täglich mehrten und einige fünfzigtausend betrug, die ein Geschleppe von zwölf Stunden Weges und darüber bildeten. Diese führten noch eine Menge Wagen und kleiner russischer Pferde mit sich, die sie „Konja“ nannten und deren Fleisch besonders wohlschmeckend gefunden wurde.*) In Smolensk und Orsza war Roggen- und Buchweizenmehl ausgetheilt worden, aus welchem mit Schnee — russische Schlag-Sahne! nannten sie es — eine nahrhafte Pappe gekocht wurde. Seit dem am 18. November eingetretenen Thauwetter waren die Biwaks eher zu ertragen, auch kam man jetzt in ein bewohnteres Land, wo die Bauerhütten, wenn auch ganz leer und verlassen, dennoch Obdach, oder ihre Balken und Bretter dürres Holz zur Feuerung lieferten. Dies wurde indeß Veranlassung, daß von den noch Schlagfertigen sich nach jedem Biwak eine größere Anzahl den Nachzüglern zugesellte.

Dem furchtbaren Elende, welchem die Armee seit dem Ausmarsche aus Smolensk erlag, gesellte sich ein neues aus moralischen Gründen entstehendes Uebel zu. Wer nämlich schwächerer Natur war oder nicht Kraft genug besaß, um mit stoischer Resignation die Gräuelscenen, die man stets vor Augen hatte und die schreckliche Zukunft, von der man bedroht war, unbeachtet zu lassen, fiel in eine Muthlosigkeit und zuweilen in eine Verstandeszerrüttung, die bei Mehreren mit einem plötzlichen Tod endete. Täglich warf eine immer größere Anzahl Kranker und Maroder die Gewehre fort. Die Indisciplin und Insubordination machte immer größere Fortschritte; wenige Tage mußten die völlige Auflösung des Heeres herbeiführen. In Smolensk überstieg noch die Anzahl der Combattanten (Schlagfertigen in Reih und Glied) die Menge der vereinzelten Soldaten; nach dem Gefechte von Krasnoi war es damit umgekehrt und von da an nahm die Zahl der Combattanten mit außerordentlicher Schnelligkeit ab. Diesseits des Dnieper hatte die Armee so gut wie keine Cavallerie mehr, indem

---

*) Kon, polnisch; das Pferd; Konja, des Pferdes.

das Corps von Latour-Maubourg auf 200 Mann und die Reiterei der übrigen Corps auf eine noch geringere Anzahl zusammengeschmolzen war. Welch einen bedauernswerthen Anblick bot jetzt das noch jüngst so furchtbare Heer da! Mitten unter einer verworrenen Masse, ohne Waffen und in die abenteuerlichsten Kleidungen gehüllt, sah man einige zerstreute Rotten marschiren. Stumm war der Marsch des Heeres, Bestürzung herrschte auf allen den bleichen, abgemagerten, verstörten und ungewaschenen Gesichtern.*)

Und mit einem Heere in solchem Zustande sollten jetzt die Tage der Entscheidung über Sein und Nichtsein des Kaisers und der großen Armee durchgefochten werden. Enger und enger zogen Kutusof, Wittgenstein und Tschitschagof die Schlinge zusammen, in welche Napoleon bereits den Kopf gesteckt hatte; und dennoch, halb schlüpfte er durch, halb hieb er sie durch und die verblüfften russischen Generale hatten das Nachsehen.

*) Nach der Schilderung Chambray's, welcher sich in Napoleons Gefolge befand.

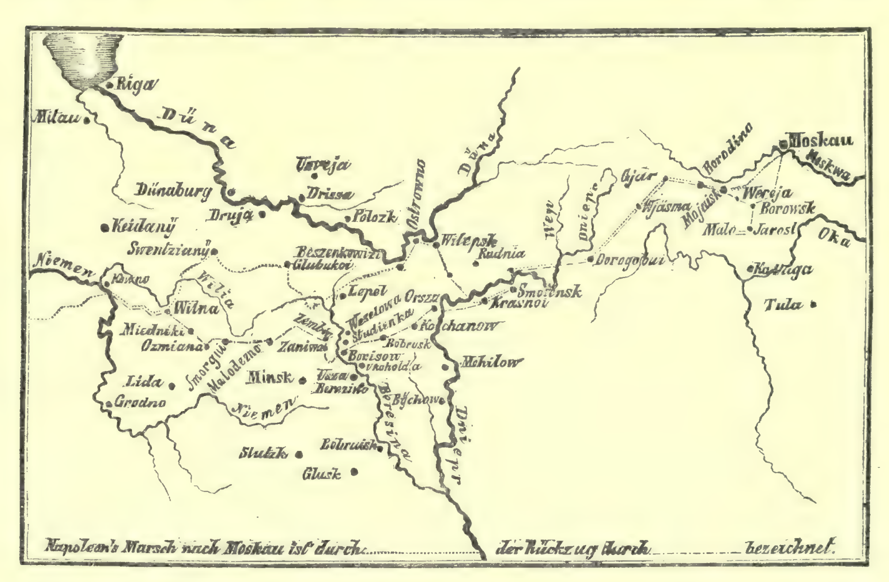
Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Beresina. — Borisow. — Studienka. — Unfähigkeit der drei russischen Feldherrn: Kutusof, Wittgenstein, Tschitschagof. — Napoleon weiß an der Beresina besser Bescheid, als die russischen Generale. — Die heilige Legion. — Der Marschall Oudinot trifft Anstalten zum Brückenbau. — Eblé; — Chasseloup; — Jomini. — Napoleon ist verschwenderisch mit Grobheiten gegen die Generale, mit Versprechungen gegen die Soldaten; — ist persönlich anwesend bei dem Brückenbau. — Das Material wird von eingerissenen Bauerhütten genommen. — Heldenmüthige Ausdauer der französischen Pontoniere. — Der Uebergang des 2. Armeecorps am 26. November 1 Uhr Mittags auf der ersten Brücke. — Uebergang der Artillerie und Garden auf der zweiten Brücke um 4 Uhr Nachmittags. — Oudinot sichert den Rückzug auf dem rechten Ufer. — Aufenthalt durch das Einbrechen der Brücken. — Der Kaiser geht am 27. November Mittags 1 Uhr über; — er nimmt sein Hauptquartier außerhalb der Schußweite. — Der Hettmann Platow nimmt Borisow. — Die Division Partonneaux ergiebt sich. — Marschall Victor vertheidigt die Brücken am 28. November gegen Wittgenstein auf dem linken Ufer; — Oudinot und Ney gegen Tschitschagof auf dem rechten Ufer. — Das Gedränge der Nachzügler an den Brücken wird immer ärger. — Grauenvolle Scenen des Ueberganges am 28. und 29. — Napoleon giebt Victor Befehl, sich auf das rechte Ufer zurückzuziehen und die Brücken hinter sich abzubrechen. — Victor muß sich durch die Lebenden und Todten eine Bresche eröffnen. — Napoleon befiehlt, die Leichen in das Wasser zu werfen, damit die Russen nichts von der Unordnung gewahr werden möchten. — Endschaft der großen Armee. — Das Vergißmeinnicht der Beresina.



Wir lernten bereits den Zustand gänzlicher Auflösung und Erschöpfung, in welchem sich die große Armee befand, kennen. Mit diesem Heergemenge sollte an einem einzigen Uebergangspunkte über einen Fluß von ein= bis zweihundert Schritt Breite, vier bis sechs Fuß Tiefe, der nach dem eingetretenen Frost starke Eisschollen trieb, gesetzt werden, ohne daß

eine stehende Brücke, Kähne zu einer Schiffbrücke, Bauholz und Bohlen zu einer Bockbrücke vorhanden waren. Außerdem ward der Uebergang erschwert durch breite Moraststrecken an beiden Ufern; als unausführbar aber und eine Unmöglichkeit mußte er selbst dem unternehmendsten Feldherrn mit den zuverlässigsten Truppen erscheinen, wenn ihm gemeldet wurde, daß auf der Straße von Minsk her eine russische Armee unter dem Admiral Tschitschagof die französisch-polnische Besatzung aus Borisow, dem einzigen Uebergangspunkte, auf welchen der Kaiser lossteuerte, vertrieben, sich des Brückenkopfes und der Brücke bemächtigt und beide Ufer besetzt halte. Diesen Fall vorausbedenkend hatte der Kaiser höher hinauf recognosciren und einen anderen Uebergangspunkt, wo jedoch erst Brücken gebaut werden mußten, bei Studienka*) ausfindig gemacht.



Allein auf diesen Punkt richtete bereits Wittgenstein von Witepsk aus seinen Marsch, setzte, noch bevor es die Franzosen thaten, Truppen auf das jenseitige Ufer und es bedurfte nur noch eines einzigen Tagemarsches der beiden russischen Heerführer, so hätten sie sich die Hände gereicht, kein einziger Franzos wäre dann über die Beresina entkommen, da es hinreichend gewesen wäre, Napoleon nur einen oder zwei Tage lang ernstlich zu beschäftigen und am Uebergange zu hindern, wo dann unfehlbar Kutusof, der ihm im Nacken saß, ihm den Gnaden-

*) Von den Russen Studenitza, Studenzi, Stuzianka genannt.

stoß gegeben haben würde. Nun fehlte es zwar den Russen nicht an Generalen, den Generalen auch nicht an Orden, desto mehr aber an Befähigung; die Art und Weise, wie Kutusof, Wittgenstein und Tschitschagof dem Uebergange Napoleons über die Beresina zugesehen, ist nicht geeignet, eine hohe Meinung von dem Talente russischer Feldherrn zu erwecken.

Zu Napoleons Rettung trug außerdem wesentlich bei, daß ihm der Marschall Victor mit dem neunten Armeecorps, Marschall Oudinot mit dem zweiten und eine Division Polen unter Dombrowski einige Tagemärsche mit 35,000 Mann frischer Truppen entgegengekommen waren, welche der Kaiser auf das Geschickteste zu verwenden, für sich und die Garden aufzuopfern wußte. Alles kam darauf an, die russischen Feldherren über die Punkte, an welchen man den Uebergang beabsichtigte, zu täuschen und dies gelang vollkommen. Da jedoch Wittgenstein durch nichts gehindert war, von Kolopeniczi auf Studienka zu marschiren und Tschitschagof gleichfalls sein Corps in wenigen Stunden diesem Dorfe gegenüber, wo er schon eine Division hatte, versammelt haben konnte, so schien es unmöglich, daß Napoleons Unternehmen gelingen könne. Aller Vermuthung nach mußte also jetzt das Geschick dieses außerordentlichen Mannes und seines Heeres an den Ufern der Beresina mit einer furchtbaren Katastrophe enden. Das blinde Zutrauen, welches er in den Erfolg aller seiner Unternehmungen setzte, vermochte ihn diesmal nicht über das Schicksal zu verblenden, womit er bedroht war. Am 25. November erließ er aus Losnitza den wiederholten strengen Befehl: alle Wagen derjenigen, die nicht dazu berechtigt, verbrennen zu lassen. Die Generale sollten nicht mehr als einen behalten; kein Soldat oder Marketender sollte Wagen haben. „Lassen Sie daher die überflüssigen Wagen verbrennen; man muß es bekennen: in vierundzwanzig Stunden werden wir vielleicht Alles verbrennen müssen; überweisen Sie alle guten Pferde der Artillerie."

Mußten wir auch im Ganzen und Großen das Unternehmen des Feldzuges nach Rußland als eine Tollheit, die Verspätung des Rückzuges, das Außerachtlassen der Witterungsverhältnisse, die schlechten Verpflegungsanstalten, als so grobe Fehler bezeichnen, daß Napoleon den Marschall, der sie begangen, von einem Kriegsgerichte zum Erschießen würde haben verurtheilen lassen, so müssen wir doch den Uebergang über die Beresina, wie grauenhaft es auch dabei herging, zu den genialsten Feldherrn-Thaten des Kaisers und zu den ruhmwürdigsten

Tagen der Marschälle Oudinot, Ney und Victor und der unter ihren Befehl gestellten französischen, polnischen, italienischen und rheinbündischen Officiere und Soldaten zählen.

Wir haben Napoleon bereits zu mancher Schlacht begleitet und jedesmal von ihm zu rühmen gehabt, wie er durch eine, man möchte sagen, instinctartige Orientirungsgabe sich eine so genaue Kenntniß der Gegend verschaffte, daß er bei Jena besser als die Preußen, bei Austerlitz besser als die Oestreicher zu Haus war und so wußte er auch hier, an den Ufern der Beresina, besser Bescheid als die Russen. Man vergegenwärtige sich nur seine Lage. Er trifft mit einem, in dem Zustande gänzlicher Erschöpfung und Auflösung sich befindenden Heere, welches aber dennoch am 26. November durch die ihm zugeführten Verstärkungen gegen 30,000 schlagfertige Leute zählt, hinter denen sich eine auf 50,000 Köpfe geschätzte, verworrene Masse Wehr- und Waffenloser, Kranker und Krüppel mit einem unendlichen Geschleppe von Karren und Wagen befinden, darunter flüchtige Familien mit Weib und Kind, an dem linken Ufer der mit Treibeis bedeckten Beresina ein. Obschon er vornehmlich darauf gerechnet hatte, einen sichern Uebergang bei Borisow über die, durch einen Brückenkopf gedeckte, Brücke zu finden, nahm er doch auf den Verlust derselben zeitig Bedacht. Aus dem Hauptquartier Kochanow am 22. November ließ er an Oudinot schreiben: „Sollte der Feind den Brückenkopf bei Borisow weggenommen und die Brücke verbrannt haben, so daß man nicht übergehen könnte, so wäre dies ein großes Unglück und der General Dombrowski würde wegen der schlechten Richtung, die er seiner Division gegeben hat, sehr verantwortlich sein. Es wäre nöthig, daß Sie sich an Ort und Stelle überzeugten, ob es möglich ist, über die Beresina zu gehen und für den Fall, wo es schwierig wäre, müßte man sich darauf einrichten, auf Lepel zu marschiren.“ Noch an demselben Tage erhielt der Kaiser die Meldung, daß die Russen nicht nur den Brückenkopf bei Borisow genommen, sondern auch in die Stadt zugleich mit Dombrowski's geschlagenen Truppen eingerückt seien. „So ist es denn ausgemacht,“ rief beim Empfang dieser Nachricht Napoleon in großer Aufregung, „daß wir nichts als dumme Streiche machen!“ Die Russen ließen, wen sie in Borisow mit den Waffen trafen, über die Klinge springen; Dombrowski entkam mit etwa 1500 Mann, mit denen er, zur Vermehrung der Verwirrung, der von Orsza ankommenden großen Armee entgegenzog.

Mit jeder Stunde ward die Lage Napoleons bedenklicher. Die Lanzenspitzen der Kosacken Platows kitzelten ihn im Rücken, mehrere Pulks dieser Unholde schwärmten auf seinen Flanken und andere zeigten ihm drohend ihre Spieße von den Anhöhen des jenseitigen Ufers; in geringer Entfernung von dem rechten Flügel lagerte Wittgenstein, der binnen wenigen Stunden mit seinen Kanonen nicht nur die Anhöhen des linken Ufers bei Studienka, auch die des jenseitigen besetzen konnte, so daß die Franzosen nicht einen einzigen Pfahl zu einer Brücke hier in die Beresina hätten einschlagen können. Tschitschagof hatte sich, wie schon erwähnt, des Hauptüberganges bei Borisow bemächtigt, hielt ebenfalls beide Ufer besetzt, und hatte mit Wittgenstein 57,000 Mann der besten Truppen aller Waffengattungen beisammen, die, wenn sie auch nur einen passiven Widerstand geleistet, Napoleon und seine Armee so lange aufgehalten haben würden, bis Kutusof herangekommen wäre. Während aber die russischen Generale langsam wie die Schnecken anrückten, die Kosacken als Fühlhörner vorsichtig ausstreckten, die, wo sie Widerstand fanden, sogleich Kehrt machten, schnellte Napoleon Befehl auf Befehl wie Pfeile vom Bogen, die mit Blitzes Schnelle ausgeführt wurden und dabei kamen ihm seine Marschälle, wenn nicht zuvor, doch schon auf halbem Wege entgegen. Oudinot meldet dem Kaiser am 22.: „er werde Tschitschagof auf den Hals gehen, ihn angreifen, in die Beresina stürzen und sich Borisows wieder bemächtigen." Der Kaiser billigt dies und beauftragt ihn, im Fall der Feind die Brücke zerstören sollte, sich rechts oder links eines Uebergangs zu versichern und zwei, durch Redouten geschützte, Brücken schlagen zu lassen. „Dann wird es," schreibt er mit gewohnter Zuversicht, „von uns abhängen, entweder gegen den Feind zu rücken, um ihn aus dem Brückenkopfe von Borisow zu vertreiben, oder graden Weges auf Minsk. Es ist wichtig, Herr Marschall, daß Sie diese Unternehmung rasch ausführen; der General Colbert ist durch eine Furth bei Zembin, stromaufwärts von Borisow, gegangen, die nicht mehr als 12 bis 15 Schritte breit ist. Sie müssen morgen den 23. Herr eines Ueberganges sein, damit wir spätestens den 24. wissen, woran wir sind. Der Kaiser rechnet bei dieser Angelegenheit auf Ihren Eifer und auf Ihre Ergebenheit für seine Person." Bei näherer Erkundigung ergab es sich, daß General Colbert während des hohen Sommers durch jene Furth gesetzt, und damals die Breite des Flusses, eben so wie dessen Tiefe, um Vieles geringer gefunden, als sein jetziger Stand war.

Es ließ dem Kaiser keine Ruhe; er sprang nach Mitternacht von seinem Lager auf, ließ Berthier wecken und dictirte ihm 8 Stunden nach dem zuletzt abgegangenen Befehl an Oudinot einen zweiten aus Toloczin den 23. November um 1 Uhr Morgens, in welchem es heißt: „Bieten Sie Alles auf, um so bald als möglich Herr der Furth bei Weselowo (stromaufwärts von Borisow) zu sein und daselbst Brücken schlagen, Schanzen und Verhaue zur Deckung anlegen zu lassen. .... Die Hauptsache ist: schnell Meister eines Uebergangspunktes über die Beresina zu sein.“ Oudinot hielt Wort; noch an demselben Tage griff er die Russen an, trieb die Division des Generals Pahlen bis nach Borisow, machte 800 Gefangene und bekam die Stadt in seine Gewalt. Pahlen gelang es, mit seiner geschlagenen Division sich auf der Brücke nach dem auf dem rechten Ufer gelegenen Brückenkopf zurückzuziehen und sich gegen Verfolgung dadurch zu schützen, daß er die dem Brückenkopfe zunächst liegenden Joche abwerfen ließ. —

Der Kaiser verlegte am 23. sein Hauptquartier von Toloczin nach Bobr, wo er, von dem Häuflein seiner Garden begleitet, um 4 Uhr des Nachmittags eintraf. Die Garden wurden aus den Magazinen reichlich versorgt; die der jungen Garde zugetheilte hessische Brigade ließ man hungern. Hier war es, wo der Kaiser genehmigte, aus etwa zweihundert berittenen Officieren aller Grade vom Brigadegeneral bis zum Unterlieutenant, denen ihre Mannschaften abhanden gekommen waren, die sogenannte heilige Legion zu bilden, deren unmittelbarstem Schutze sich der Kaiser anvertraute, wodurch diese den Vortheil hatte, so lange es noch etwas zu fassen gab, immer die ersten beim Faß zu sein. „Wir Officiere von der hessischen Brigade,“ schreibt Röder in sein Tagebuch, Bobr den 24. November, „lagen heut mit dem Prinzen Emil zusammen in einer Scheune und drängten uns gewaltig um ein Plätzchen. Unser Elend ist gar groß.“ In Smolensk waren große Kaffeemühlen, die der Kaiser aus Paris hatte kommen lassen, an die Truppen vertheilt worden; sie sollten als Korn-Handmühlen dienen, allein aus Kieselsteinen ließ sich kein Mehl herausbeuteln.

Die Erbauung der Brücken über die Beresina war eine der schwersten Aufgaben, die jemals einem General zugetheilt wurde; Napoleon, der auch hierbei Alles bedachte und anordnete, überwies dem Marschall Oudinot zur Dienstleistung am 24. November, bevor er Bobr verließ, den Director der Brücken-Equipage, Generallieutenant Baron Eblé, den Chef des Ingenieurcorps, Generallieutenant

Grafen Chasseloup, und den Brigade-General vom großen Generalstabe, Baron Jomini, sammt allen Pontonieren, Sappeurs und Mineurs mit dem noch vorhandenen, zum Brückenbau verwendbaren Material. In einer Depesche aus Borisow vom 24. Mittags 1 Uhr meldet Oudinot dem Kaiser, daß er sich für den Uebergang bei Studienka entschieden habe und daß er die Brücken in der nächsten Nacht (den 25.) zu vollenden gedenke. Unterdessen werde er, um die Feinde zu täuschen, bei Ukloda und Stacho Demonstrationen machen lassen, als ob er dort Brücken zu schlagen beabsichtige. Am 24. befand sich der Kaiser in Losnitza, am 25. saß er bereits um 8 Uhr des Morgens zu Pferde und begab sich nach Borisow. Es war wieder ein geringer Frost eingetreten, nicht hinreichend, um den Fluß durch eine Eisdecke zu überbrücken, aber doch hinreichend, um die morastigen Ufer tragbar für die Artillerie zu machen.*) Eine Stunde, bevor es Nacht wurde, traf Napoleon in Borisow ein; er besichtigte den noch stehenden Theil der Brücke und die Ufer; sein Nachtquartier nahm er in einem abgelegenen Hause der Vorstadt an der Straße nach Orsza. Auf dem Wege nach Borisow war der Kaiser fünf Mal vom Pferde gestiegen, theils um sich im Gehen zu erwärmen, theils auch, um dem Kanonendonner, welcher sich von der rechten Seite her (nördlich) vernehmen ließ, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Wittgenstein ließ die Nachhut Victors, welche der General Delaitre führte, lebhaft angreifen und verfolgen. Selbst eine so kleine Heeresabtheilung von 4- bis 5000 Mann war buntscheckig genug zusammengeflickt; es gehörten dazu: das großherzoglich hessische Chevauxlegers-Regiment, das großherzoglich bergische Lanciers-Regiment, ein Bataillon Franzosen, ein Bataillon Polen, ein Bataillon badischer Infanterie, ein Bataillon bergischer Infanterie und zwei Kanonen. Da General Delaitre sich zum eiligen Rückzug gezwungen sah, ließ er den Markgrafen Wilhelm von Baden zu seiner Unterstützung heranrufen, welchem es auch mit dem dritten badischen Infanterie-Regiment und den sächsischen Cürassieren gelang, die Russen aufzuhalten und das Hauptcorps unter Victor in Beszaury spät am Abend zu erreichen. Victor setzte seinen Rückzug nach der Beresina fort, meldete dem Kaiser den Erfolg des Gefechtes, der ihm jedoch seine Unzufriedenheit darüber in Ausdrücken, welche eine gereizte Stimmung verrathen, zu erkennen gab. „Der Kaiser ist erstaunt,“ — ließ er ihm

*) Unbegreiflicher Weise war den Franzosen die Kunst, selbst bei geringem Froste, gefrorne Strohbrücken zu bauen, unbekannt.

nach Empfang einer Meldung vom 25. November 10 Uhr des Morgens durch Berthier schreiben — „daß Sie die Nachhut, die die Straße von Bobr nach Natscha deckte, weggezogen und die Straße von Lepel nach Borisow ganz verlassen haben. Da Sie nun einmal auf der Straße nach Losnitza sind, so ist dem nicht mehr abzuhelfen. Diese noch größere Versperrung des Weges (ce surcroit d'encombrement) wird Ihren Truppen großen Nachtheil bringen. Es ist schlimm, da Sie im Angesichte des Feindes waren, daß Sie ihm nicht tüchtig eins ausgewischt haben (bien rossé). Wenn er Ihnen gefolgt ist und Sie beunruhigt, so fallen Sie mit Ihrer Nachhut und einer Ihrer Divisionen auf ihn. Morgen vor Tag gehen Sie mit zwei Ihrer Divisionen ab, um in Borisow und von da am Uebergangspunkte einzutreffen. Es würde sehr gefährlich sein, Ratulitschi in Gegenwart des Feindes zu räumen. In diesem Falle müssen Sie mit einer, des Feindes gleichen, Anzahl Divisionen ihm die Stirn bieten und ihn schlagen; wenn Sie anders handeln, so würden Sie sämmtliche Corps, die sich in Krupki befinden, bloßstellen. Der Kaiser bemerkt, daß Ihnen der Feind gute Gelegenheit gegeben hat, ihn zu schlagen und daß Sie nie verstanden haben, dieselben zu benutzen. Ich wiederhole Ihnen den Befehl des Kaisers, daß Sie den Feind angreifen sollen, sobald Sie ihn zu Gesicht bekommen; das ist von der größten Wichtigkeit, wenn er in der Stellung ist, sich zwischen unsere Colonnen hinein zu schieben. Das Hauptquartier des Kaisers ist heut Abend zu Borisow. Der Uebergang über den Fluß muß morgen früh (den 26.) bewerkstelligt werden."

Die mit dem Brückenbau beauftragten Generale Eblé, Chasseloup und Jomini trafen am 25. November des Abends 5 Uhr, als es Nacht war, in Studienka ein, wo die Zimmerleute und Pontoniers bereits eine Anzahl Böcke aus den Balken abgebrochener Bauerhütten angefertigt hatten, die sich jedoch als unbrauchbar erwiesen. Durch allzustrenge Befolgung des Befehls des Kaisers: alle entbehrlichen Wagen zu verbrennen, hatte man schon in Orsza auch die mit Pontons und Kähnen beladenen verbrannt und an der Beresina fand man nicht den kleinsten Fischerkahn vor.

Die Beresina kann an dieser Stelle nur für ein unbedeutendes Flüßchen gelten, etwa wie die Spree unterhalb Berlin bei Tichy's Schwimmschule. Ihre Breite betrug in jener Jahreszeit 100 bis 120 Schritte, ihre Tiefe 4 bis 6 Fuß, das Flußbett war morastig, ebenso die Ufer; der Fluß trieb Eisschollen, sein

Lauf war träg. Dennoch bereitete die kleine nordische Nymphe, welche von den südlichen Gästen bei dem Siegeszuge gen Moskau sehr verächtlich behandelt wurde, so daß man nicht einmal nach Namen, Herkunft und weiterem Verlaufe frug, jetzt den in wilder Verwirrung Zurückkehrenden eine größere Niederlage, als es die drei russischen Feldherrn thaten, welchen die Flußgöttin das Zusehen überließ.

Zum Bau der Brücken konnte nichts Anderes verwendet werden, als Balken, Pfosten, Bretter und Schindeln eingerissener Bauerhütten. Diese bauen die Russen bekanntlich von runden, im Viereck über einander gelegten Baumstämmen, von denen die längsten 15 bis 18 Fuß messen. Zuerst setzten einige Reiter durch den Fluß, ein jeder mit einem Voltigeur hinter sich auf dem Pferde. Zwei Flösse, von denen jedes zehn Mann trug, brachten binnen zwei Stunden zweihundert Infanteristen hinüber, von welchen die Kosacken, die sich jenseits gezeigt hatten, vertrieben wurden. Man mußte sich darauf beschränken, zwei Brücken zu bauen, eine leichtere für die Fußgänger, eine stärkere für Wagen, Geschütze und Reiter. Zum Glück führten die Pontoniere noch zwei Feldschmieden, zwei Wagen mit Holzkohlen, sechs Wagen mit Handwerkszeug zu Holz- und Eisenarbeiten, auch Nägel, Klammern und Schmiede-Eisen bei sich. Zu einer jeden Brücke waren 23 Böcke nöthig von 3 bis 9 Fuß Höhe, ein jeder mit vier Beinen und einem Querbalken versehen, einem hölzernen Voltigirpferde im Turnsaale ähnlich. Von einem Bock zum anderen hatte man, da es an Belagbohlen fehlte, bei der für die Geschütze bestimmten Brücke, 15 bis 16 Zoll lange Knüppel und bei der für Fußgänger eine dreifache Lage von dünnen, nur einige Linien starken, Brettern, mit denen die Bauerhütten gedeckt waren, gelegt. Den Belag der Brücken hatte man, um die Unebenheiten auszugleichen, mit Hanf, Heu und Stroh bedeckt, was jedoch mehrmals erneut werden mußte.

In der Nacht vom 25. zum 26. November wurden mehrere Bauerhütten von Studienka abgebrochen, die Balken zugehauen und nach dem 150 Schritte vom Dorfe entfernten Ufer geschleppt, um dort zu Böcken und Flössen verarbeitet zu werden. Als Napoleon am 26. früh 7 Uhr hier eintraf, war er sehr unzufrieden, daß er die Brücken noch nicht geschlagen fand. Er berechnete sehr gut, daß die Masse der Nachzügler dadurch Zeit gewinne, heranzukommen und Störungen zu verursachen, daß der Feind, durch den bei den Arbeiten unvermeidlichen Lärm aufmerksam gemacht, sich nicht länger über den zum Ueber-

gange gewählten Punkt werde täuschen lassen, im Besitz der gelegensten Positionen diesseit und jenseit des Flusses, den Uebergang unmöglich machen und dem Feldzuge hier ein Ende mit Schrecken bereiten werde. — Je drohender die Gefahr, desto ruhiger und gesammelter zeigte sich der Kaiser, er ermunterte und belobte die Arbeiter, ließ, so weit der kleine Vorrath reichte, Branntwein und Lebensmittel austheilen, verhieß ihnen als den Rettern der Armee den Dank des Vaterlandes und reiche Belohnung von der Hand ihres Kaisers. Sie leisteten in der That Uebermenschliches. „Das Andenken an die Hingabe (dévouement) der Pontoniers bei dieser Gelegenheit wird so lange leben, wie das an den Uebergang über die Beresina. Obgleich entkräftet durch die Leiden, welche sie so lange schon ertragen mußten, ohne Branntwein und kräftige Nahrung zu erhalten, sah man sie, der wieder strenger gewordenen Kälte Trotz bietend, oft bis an die Brust zwischen den treibenden Eisschollen im Wasser stehend arbeiten. Dies hieß: sich einem unvermeidlichen Tode Preis geben; allein das Heer hatte die Augen auf sie gerichtet und sie opferten sich für dessen Erhaltung."*) Die beiden Brücken lagen vor Studienka, etwa 250 Schritt auseinander. Die rechts vom Dorfe gelegene, für das Fußvolk bestimmte, ward in Zeit von 5 Stunden geschlagen und um 1 Uhr Mittags den 26. November gab der Kaiser dem Marschall Oudinot Befehl, mit dem zweiten Armeecorps, welches etwa noch 8000 Mann stark war, überzugehen; was in großer Ordnung ausgeführt wurde. Die Brücke war 10 bis 12 Fuß breit, ohne Geländer und nur für Fußgänger bestimmt; dennoch gelang es, zwei Geschütze auf derselben hinüber zu bringen. Oudinot marschirte ohne Aufenthalt den Russen, welche Tschitschagof auf dem rechten Ufer zur Störung des Uebergangs heranrücken ließ, entgegen und drängte sie zurück, während er eine kleine Abtheilung am Flusse aufwärts gegen Wittgenstein nach Zembin marschiren ließ. „Nichts war wichtiger als die Sicherung dieser Straße (von der Beresina nach Zembin) die den einzigen schmalen Durchgang durch ein morastiges, theilweise bebuschtes Terrain von mehr als einer Stunde Weges gewährte, der noch dazu über drei Knüppelbrücken führte, von denen jede etwa 300 Schritte lang war und die gegen 300 Schritte von einander entfernt lagen." Dies war der einzige Weg, auf welchem Napoleon mit seinem Heere die große Straße nach Wilna erreichen konnte. Wittgenstein hatte schon am 25. einen Pulk Kosacken und zwei Kanonen

*) Chambray T. III. p. 51.

nach Zembin geschickt, zehn Mann hätten hingereicht, um jene drei Brücken zu zerstören, allein die russischen Feldherrn waren mit Blindheit geschlagen. Kutusof, der am 25. noch am Dnieper herumkrebste, schickte, durch falsche Nachrichten getäuscht, Tschitschagof den Befehl, von Borisow stromabwärts eine Stellung bei Pogost zu nehmen, da er (Kutusof) sichere Kunde habe, daß Napoleon mit der Armee von Bobr auf Minsk marschiren werde.

Nach achtstündiger Arbeit war durch die braven Pontoniers und Zimmerleute auch die zweite stärkere Brücke, links von Studienka, am Flusse abwärts, für Geschütz, Reiter und Fuhrwerk fertig geworden. Napoleon hatte wiederum 100 Stück Geschütze mit gefüllten Munitionswagen beisammen. Um 4 Uhr ging zuerst die Artillerie des zweiten Corps über; die der Garde folgte. Da das Flußbett gegen das rechte Ufer hin morastigen Grund hat, senkten sich unter der schweren Last einige Brückenböcke, an einer anderen Stelle brach der Belag durch, so daß es hier am 26. um acht Uhr Abends einen dreistündigen und am 27. zwei Uhr Morgens einen vierstündigen Aufenthalt gab.

Der Kaiser hatte sein Nachtlager in einer elenden Bauerhütte in Studienka genommen; er ging während der Nacht mehrmals zu den Brücken hinab, um durch persönliche Anwesenheit die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Arbeiter zu ermuthigen. Entfernte er sich, so traten Berthier, Murat oder Lauriston an seine Stelle; denn schon am 26. wurde der Andrang „der Nachzügler" („isolés") so groß und so ungestüm, daß, wer noch Waffen führte, davon Gebrauch machte, um sich den Weg offen zu halten. Das Einbrechen der Brücken ward Veranlassung zu Stopfungen und einem Gedränge, welches jedoch nachließ, sobald einige Biwakfeuer loderten, an denen sich die ermüdeten, verhungerten und erfrornen Soldaten niederwarfen, ganz unbekümmert um ihr weiteres Schicksal. „Unser Biwak," erzählt Röder, „befand sich ostwärts des großentheils niedergerissenen Dorfes Studienka auf dem Plateau des Hügels; zur Rechten und rechts vorwärts war uns zunächst ein Birkenwald. Des Kaisers Wohnung und das Biwak der alten Garde waren links von uns. Hier gab es herrliche Biwakfeuer, da an trockenem Holze von den eingerissenen Wohnungen und Ställen Ueberfluß war. Der Soldat hatte sich aus Borisow Fleisch und Mehl mitgebracht, aber im ganzen Regiment gab es kein Kochgefäß mehr. Die Kesselkarren waren verloren, einzelne Menagekessel der Corporalschaften, welche die Soldaten noch eine Weile trugen, wegen ihrer allzugroßen Bürde weggeworfen, die irdenen

Gefäßchen, die die Soldaten zu ihrem dringenden Bedarf da oder dort mitgehen geheißen, waren zerbrochen. Es war ein Jammer, wie die Leute das schönste Stück Fleisch in der Hand hielten, auch an Salz fehlte es nicht; man hatte jetzt alle Ingredienzen und konnte sie nicht bereiten! — Viele Soldaten waren nicht im Stande, das zähe Fleisch der abgemagerten, gefallenen Pferde zu verdauen und fast noch weniger die, aus Mehl und Wasser gekneteten, in den Kohlen gebackenen „Aschkuchen". In einem irdenen Kruge, der schon schadhaft von einem Soldaten meiner Compagnie aus Borisow mitgenommen worden war, kochte man den ganzen Tag, Einer nach dem Andern und dann wieder eben so die Nacht hindurch; an mich kam die Reihe erst nach Mitternacht, als nur noch ein Drittheil des Gefäßes übrig war. Ich hätte heut gern eintausend Thaler um das Halbmaßblech (Nöselmaß) gegeben, das seit einiger Zeit mir mein Blechtöpfchen ersetzte und jetzt durch die Nachlässigkeit Anderer mir verloren gegangen war. Ich gehörte zu denen, die nichts mehr verdauen konnten, als Brühe oder Breiartiges."

Am 27. November 1 Uhr Nachmittags stieg der Kaiser zu Pferde, ritt über nach dem rechten Ufer und nahm sein Hauptquartier in Koszuki, einem Weiler*) mitten im Walde, hart an der Straße, die nach Zembin und Wilna führt, eine Stunde von den Uebergangsbrücken, so daß er sich außer der Schußweite und außer dem Gesichtskreise des fürchterlichsten Schauspiels, welches Menschenaugen jemals erblickt haben, in Sicherheit befand. Die alte Garde folgte dem Kaiser auf dem Fuße; er behielt sie in seiner Nähe als Reserve, so daß er sie selbst dann nicht vorgehen ließ, als das Corps Oudinots, welcher schwer verwundet den Oberbefehl Ney übergab, heftig gedrängt wurde. Die junge Garde, bei welcher sich, wie schon angeführt, mehrere Abtheilungen deutscher Truppen befanden, ging um zwei Uhr über. „Die Brücke" — erzählt Röder — „es war die obere, hatte Löcher, welche die Pferde durchgetreten, weshalb sie zu Pferd äußerst gefährlich zu passiren war; dennoch hatte ich mich (er litt an erfrorenen Füßen) auf mein Koni heben lassen, um mit der Compagnie fortkommen zu können und meine Unterofficiere zogen und schoben das kraftlose Thier mit mir fort. Wir gingen nur drei Mann hoch und die Rotten ziemlich weitläufig auseinander, da wir der Haltbarkeit der Brücke nicht trauten. Die französischen

*) Chambray nennt es Zaniwki, un petit hameau, ein Weiler, aus einigen einzelnen Gehöften bestehend.

Gensd'armen und Generalstabsofficiere mußten uns erst Luft durch den Gedrang der Isolirten machen; dann aber hatte die Passage weiter keinen Anstand. Der Kaiser sah uns in unserer Erbärmlichkeit vorbei defiliren; nie ist wohl das Gewehr schlechter vor ihm angezogen worden."

Nach den Garden ging die Division Dändels vom 9. Armeecorps und nach dieser der Vicekönig Eugen mit dem, was vom 4. Armeecorps sich auf den Beinen halten konnte, über. Die Muthlosigkeit, Ermattung und Gleichgültigkeit waren bei der Mehrzahl so groß, daß kein Zureden weder mit Güte, noch mit Gewalt sie zum Aufstehen von den guten Feuern zu bewegen vermochte. Sie zogen es vor, lieber an der warmen Stelle zu bleiben, als aufs Ungewisse in dieser finstern Nacht bei starkem Schneegestöber sich jenseits erst ein Lager zu suchen. Dazu kam noch, daß die größere Brücke am 27. Nachmittags um 4 Uhr zum dritten Mal einbrach und ihre Wiederherstellung sich bis nach 6 Uhr, als es längst Nacht war, verzögerte.

Tschitschagof, welcher durch das Gefecht am 26. sich überzeugt haben mußte, wo der Uebergang der Franzosen Statt finde, zog sich dennoch zurück und beunruhigte den Feind am 27. nicht durch eine einzige Gewehrkugel. Dagegen fing an diesem Tage Wittgenstein an, ernste Anstalten zum Angriff zu machen. Anstatt aber graden Weges seine Kanonen auf dem Plateau hinter Studienka auffahren und die Brücken in Grund schießen zu lassen, nahm er eine von dem Flusse entferntere Stellung bei Alt-Borisow, wo er sich ruhig verhielt. Durch einen Angriff des Hettmann Platow auf die Stadt Borisow war der General Partonneaux, welchem dieser wichtige Posten mit seiner, etwa aus 3200 Mann bestehenden, Division anvertraut worden war, genöthigt worden, in der Nacht aufzubrechen, um die Uebergänge bei Studienka zu erreichen. Auf seinem Marsche durch die verworrenen Haufen der Nachzügler aufgehalten, sah er sich am 28. des Morgens durch das Wittgensteinsche Corps von Studienka abgeschnitten; zwei Versuche, sich durchzuschlagen, mißglückten, Wittgenstein ließ ihn durch einen Parlamentair auffordern zu capituliren und Partonneaux, dem Gefühle der Menschlichkeit mehr, als einem, hier nicht mehr an der Zeit und am Ort seienden, Ehrgefühl folgend, ließ seine Division die Waffen niederlegen und ergab sich. Einigen hundert Mann des 55. Regiments unter dem Bataillonschef Joyeux war es geglückt, während der Nacht Studienka zu erreichen und die Botschaft über das traurige Schicksal der Division Partonneaux zu überbringen.

Das Armeecorps Victors wurde hierdurch der rettenden Gefahr ausgesetzt, ebenfalls die Waffen niederlegen zu müssen. Dies zu verhüten, erhielt die Division Dändels, welcher es nach mühevollen Tagen des Kampfes und der Anstrengung am 27. gelungen war, den Uebergang auf das rechte Ufer auszuführen und sich eben die Feuer im Biwak angezündet hatte, Befehl zu augenblicklichem Aufbruch, um auf das linke Ufer zurück geführt zu werden, wo ein blutiger Empfang, wenn sie vorwärts drang, und noch entsetzlicheres Verderben, wenn sie zurückwich, unvermeidlich waren. Die Soldaten dieser Division hätten, als sie bei Napoleon vorüberzogen, wie jene Sklaven-Gladiatoren, welche Nero zum Belustigungs-Gemetzel auf den Kampfplatz schickte, dem Kaiser zurufen können: „die dem Tode Geweihten grüßen den Cäsar!" —

Durch diese Verstärkung ward das Armeecorps Victors auf etwa 6000 Mann gebracht mit 22 Geschützen und etwa 400 Mann zu Pferde, nämlich 200 darmstädter Chevauxlegers und eben so viel badische Husaren. Wittgenstein war an Reiterei um das Zehnfache, an Fußvolk und Artillerie um das Fünffache überlegen und hatte gut gepflegte, warm gekleidete, des Sieges gewisse Soldaten unter seinem Befehl. Marschall Victor hatte die schwere Aufgabe, mit seinen geringen Kräften die Brücken bei Studienka gegen den mit großer Uebermacht andringenden Feind mindestens noch 24 Stunden lang zu vertheidigen. Durch geschickte Vertheilung seiner Truppen und umsichtige Benutzung des Terrains gelang es dem französischen Feldherrn, seine Stellungen zu behaupten, so daß Wittgenstein, welcher am 28. November gegen 11 Uhr Vormittags den Angriff begann, am Abend gegen 6 Uhr nach erheblichem Verluste das Gefecht abbrach. Vornehmlich waren es die Reste der badischen, darmstädtischen und bergischen Rheinbundtruppen, welche dem gänzlich flügellahm gewordenen napoleonischen Adler, zumal auf dem rechten Flügel, in dem heutigen Gefechte zum Siege verhalfen, ein Gefecht, „welches in der Geschichte dieses Feldzuges das außerordentlichste war, indem hier 6000 Mann, unter sehr ungünstigen Umständen, nicht nur 7 Stunden lang sich gegen 40,000 Mann und mehr schlugen, die dabei eine außerordentliche Ueberlegenheit an Artillerie und Cavallerie hatten, sondern auch keinen Fußbreit Bodens verloren und dem Feinde solche Achtung einflößten, daß er das Treffen am folgenden Tage nicht wieder aufnahm." *)

*) Röders Kriegszug. S. 425.

An demselben Tage (den 28. November) bestanden Oudinot und Ney ein nicht minder blutiges und ruhmvolles Gefecht auf dem rechten Ufer der Beresina gegen Tschitschagof. Dieser unternahm mit einem Corps von 17,000 Mann zu Fuß und 9000 Mann zu Pferde der vortrefflichsten Kerntruppen am 28. vor Tagesanbruch einen lebhaften Angriff auf das, von dem etwa 8500 Mann starken zweiten Armeecorps besetzte, Dorf Stachow. Oudinot wurde zu Anfang des Gefechtes schwer verwundet, worauf Ney den Befehl übernahm und eben so, wie Victor, durch geschickte Benutzung des Terrains mit seinen verhungerten und erfrornen Soldaten einen glänzenden Sieg erfocht. Zur Unterstützung Ney's befahl der Kaiser dem Marschall Mortier, mit dem Corps der jungen Garde, welches kaum noch 1500 Mann in Reih und Glied zählte, vorzurücken. Bei diesem Corps befanden sich, wie bereits erwähnt wurde, rheinbündische Truppen und zwar im jammervollsten Zustande. „Das großherzoglich hessische Garderegiment zählte nicht mehr als 80 Soldaten; das Commando war dem Hauptmann Rosenberg, als dem Rüstigsten, übertragen. Das Leibregiment zählte nur noch 60 Mann, von dem Hauptmann Moter befehligt. Die Fahnen der beiden Regimenter wurden im Biwak zurückgelassen und blieben dem Major Zimmermann anvertraut. Ihre Bedeckung waren die Capitains und Lieutenants, die keine Anstellung mehr bei den zwei Compagnien finden konnten und die alle mehr oder minder leidend waren. Außer den beiden Sattelpistolen des Majors besaßen wir keine Waffe als unsere, zu nichts brauchbaren Degen."*)

Das Ungeschick der russischen Anführer zeigte sich hier besonders darin, daß sie ihre 9000 Reiter nicht zu verwenden verstanden, während Ney mit 1500 Cürassieren unter General Berkheims Führung die russische Infanterie aus einem Walde vertrieb, ihr 2000 Gefangene abnahm und Tschitschagof nöthigte, sich hinter die Brodnia zurückzuziehen. Die Russen geben den Verlust an Todten und Gefangenen auf 10,000 Mann an; auch hier wagten sie es nicht, am folgenden Tage das Gefecht zu erneuern.

Während aber die noch waffenfähige, den Fahnen treu gebliebene Mannschaft auf beiden Ufern der Beresina heldenmüthig und siegreich gegen einen überlegenen Feind kämpfte, und drei Tage lang die Nothbrücken vor Angriff und Zerstörung bewahrte, bereiteten die waffenlosen, ihren Fahnen untreu gewordenen Nachzügler durch Unordnung und ungestümes Gedränge sich selbst

*) Röder a. a. O. S. 428.

und dem französischen Heere an eben jenen wohlerhaltenen Brücken eine Niederlage, schauderhafter, als wenn es den Feinden gelungen wäre, sie zu zerstören.

Am 26. und auch noch am 27. bis zum Abend war die Ordnung an den Brücken aufrecht erhalten worden. Durch den Aufenthalt, welchen die Reparatur veranlaßte, als die Brücke rechts am 27. gegen Abend zum dritten Male einbrach, entstand eine Anhäufung bei der Auffahrt zu den Brücken und auf dem schmalen Damme, welcher von Studienka zu denselben führte. Um diese Zeit trafen die Nachzügler haufenweis mit einer Menge Wagen und Pferde ein. Ihr verworrner, regelloser Zug veranlaßte eine solche Stopfung, daß das Terrain zwischen Studienka und dem Flusse mit Menschen, Pferden und Wagen ganz bedeckt ward, so daß man nur unter großer Gefahr und mit unsäglicher Mühe bis zu den Brücken gelangen konnte. Von nun an wurde es unmöglich, wieder Ordnung herzustellen, der Uebergang wurde oft unterbrochen, theils durch die Verwickelungen, die an den Auffahrten stattfanden, theils durch die Streitigkeiten und Thätlichkeiten, die hier zwischen denen, die Einer vor dem Andern hinüberwollten, vorfielen.

Hierdurch wurde eine große Anzahl der Waffenlosen genöthigt, sich für diese Nacht in und bei Studienka eine Lagerstätte zu bereiten. Nachdem sie aber sich erst nothdürftig am wärmenden Biwakfeuer eingerichtet hatten, waren sie theils zu erschöpft, theils zu gleichgültig gegen die sie bedrohende Gefahr, als daß sie noch während der Nacht sich zum Aufbruche hätten entschließen können.

Am 28. bald nach Tagesanbruch, als der nahe Kanonendonner auf dem diesseitigen und jenseitigen Ufer die Schläfer unsanft weckte, stürzte wiederum eine ungeordnete Menge den Brücken zu. Dadurch entstand ein Anhäufen von Menschen, Wagen und Pferden am Ufer in einer Breite von 1250 Schritt und in einer Tiefe von 250 Schritt. Während dieser verworrene Knäuel auf die Brücken zudrängte, von den Dämmen, die zu ihnen führten, sich hinabstieß in den Morast, von den Brücken in die mit Eisschollen treibende Fluth, hatte eine russische reitende Batterie endlich Befehl erhalten, auf der freien Anhöhe vor einem Birkenhölzchen nördlich von Studienka aufzufahren, abzuprotzen und Tod, Verderben und Schrecken unter die, schon allen Aengsten und Gräueln eines verzweiflungsvollen und hoffnungslosen Unterganges preisgegebenen, Flüchtlinge zu schleudern. Mit der letzten Anstrengung des Ringens um Tod und

Leben stürzte, drängte, tobte die zur äußersten Verzeiflung getriebene Menge den Brücken zu. Wagen und Pferde wurden auf die nur für die Fußgänger gebauten Brücken gebracht, warfen um und hemmten den Uebergang; Fußgänger drängten auf die für Reiter und Fuhrwerk bestimmten und größeres Verderben noch, als die feindlichen Geschosse, richteten Wuth und Verzweiflung der Kameraden im Kampfe auf Tod und Leben unter sich selbst an.

Napoleon, der am 28. noch in dem, eine Stunde Weges von der Beresina gelegenen, Weiler hauptquartirte, blieb in ununterbrochener Verbindung mit Ney und Victor, empfing von ihnen Bericht und ertheilte ihnen guten Rath und Befehl. An Victor ließ er am 28. des Abends um 7 Uhr durch den Major-General Berthier schreiben: „Sobald das Feuern aufgehört hat, werden Sie Ihre Artillerie über die Brücken gehen lassen. Sie werden alle Wagen anzünden lassen, von denen Sie nicht glauben, daß sie hinüber gelangen können, damit Ihre Nachhut um 5 Uhr Morgens am 29. das linke Ufer, d. h. Studienka, räumen könne. Gleichzeitig werden Sie durch Ihre Nachhut und die Pontoniers des General Eblé die beiden Brücken verbrennen und zertrümmern lassen.“ Von lächerlicher Eitelkeit und einem, durch und durch zum Eisklumpen gefrornen Herzen zeugt es, wenn der Kaiser hinzufügt: „Man sagt (on dit — er hatte nicht weiter Notiz davon genommen), daß es am Eingange der Brücken Leichen von erdrückten Menschen und Pferden gebe; Sie müssen sie ins Wasser werfen lassen, damit der Feind dieser Zeichen der Unordnung nicht ansichtig werde.“ — Als ob es jetzt noch darauf angekommen wäre, eine Parade-Toilette zu machen! —

Allerdings fand Victor die Dämme, die Auffahrten und die Brücken durch Wagen und Pferde, Fußgänger und Reiter, Nachzügler aller Art, unter denen sich sogar noch Flüchtlinge aus Moskau mit Weib und Kind befanden, so verrannt und versperrt, daß er die Unmöglichkeit einsah, auf diesem Wege seine Truppen hinüber zu führen. „Wir müssen Bresche schießen,“ erklärte General Eblé, „ich werde eine Tranchée durch diese verworrene Masse eröffnen lassen.“ — „So lautet der Befehl des Kaisers,“ entgegnete der Marschall, „lassen Sie an jeder Brücke zwei Haubitzen abprotzen und vorarbeiten; die Sappeurs mögen dann mit Axt und Hacke, Mineurs und Pontoniers mit Schaufel und Harke die Tranchée eröffnen.“ Und so wurden die schauderhaftesten aller Kriegsunthaten, die jemals vorgekommen sind, ausgeführt. Die

Kanonen schossen Bresche in das Gedränge der Lebenden und Todten, und wo sie noch nicht hinreichend aufgeräumt, erschienen nun die mit Beilen und Schaufeln bewaffneten Sappeurs, die unbarmherzig, was noch lebte und sich an die Trümmer der Wagen, an die Brückenpfosten, an die scheugewordenen Pferde verzweiflungsvoll anklammerte, niederschlugen und rechts und links in den Fluß warfen und trieben, zwischen dessen Eisschollen Tausende von Unglücklichen ihren letzten Seufzer verhauchten. —

Um 9 Uhr des Abends am 28. November begann Marschall Victor sein Armeecorps überzuführen, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, obschon sein Uebergang die Nacht hindurch bis 1 Uhr nach Mitternacht währte. Um 5 Uhr des Morgens zog er seine Vorposten ein; um 9 Uhr ließ General Eblé, nachdem er und die letzten seiner Pontoniere in Sicherheit waren, die Brücken abbrechen und anzünden. Jetzt wurde die letzte Jammerscene des Trauerspiels an der Beresina aufgeführt. Die auf dem linken Ufer noch zurückgebliebenen, oder zu spät ankommenden Nachzügler, darunter Frauen und Kinder, brachen voller Verzweiflung in ein herzzerreißendes Geschrei und Wehklagen aus. Einige versuchten es noch mitten durch die Flammen ein sicheres Brett zu erreichen, Andere auf den, zwischen den beiden Brücken durch die Tausende von hinabgestürzten Menschen- und Pferdeleichen, Wagen und Gepäck aufgestauten, Eisschollen überzugehen; allein diese wichen, brachen, sanken ein unter den Füßen der Unglücklichen, die, den Flammen entronnen, nun zwischen dem Treibeis eines noch entsetzlicheren Todes starben. Noch Andere versuchten unterhalb der größeren Brücke, wo der Strom freier von Eis war, durchzuschwimmen, oder sich von einem Pferde durchschleppen zu lassen, was nur selten gelang, da sich sogleich noch Andere an Schweif und Mähne anklammerten, wo dann Roß und Mann von den Fluthen verschlungen wurden. Beutegierig und mordlustig stürzten sich die Kosacken auf die am Ufer trostlos Umherirrenden und von der Anhöhe her schleuderten Wittgensteins Kanonen Vernichtung auf Alles, was auf dem Lande oder in dem Wasser sich noch regte. Die Sündfluth hat keine so grauenvollen Scenen aufzuweisen gehabt.

Durch den Fluß, die jenseit aufgefahrenen französischen Kanonen, mehr aber noch durch die unermeßliche Beute, die es hier zu machen gab, wurden Wittgensteins Truppen zurückgehalten, so daß sie nicht zu einer raschen Verfolgung der fliehenden Feinde zu bringen waren. Der russische Feldherr sagt

in seinem Berichte: „Die Menge des von den Franzosen zurückgelassenen Gepäckes ist so groß, daß eine Strecke von mehr als einer halben Werst ins Gevierte damit bedeckt ist, so daß man nicht vorbeifahren konnte und drei Compagnien abgeschickt werden mußten, um Platz für die Truppen zu machen." Ueber 5000 Nachzügler ohne Waffen, Frauen und Kinder wurden hier zu Gefangenen gemacht. —

„Là se terminèrent les destinées de cette grande armée, qui avait fait trembler l'Europe; elle cessa d'exister sous le rapport militaire: il ne lui resta d'autre voie de salut que la fuite." Solch ein Bekenntniß, von einem französischen General der gewesenen großen Armee abgelegt, war Musik für jedes deutsche Herz und jene Worte sind werth, in die Warnungstafeln der Geschichtsbücher eingetragen zu werden, damit die Napoleoniden es nimmer vergessen, welch' ein klägliches Ende „die große Armee" gehabt.*)

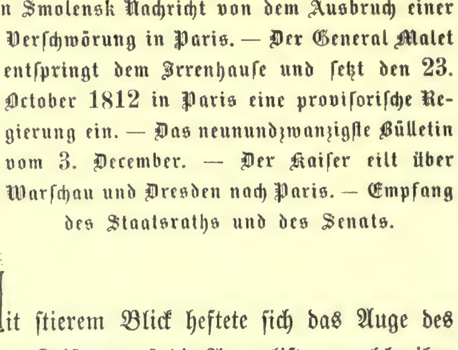
Zehn Jahre waren bereits nach jenen Schreckenstagen vergangen, als im Sommer 1822 einige preußische Officiere jene Gegenden besuchten, um an Ort und Stelle kriegsgeschichtliche Studien zu machen. „Wir bedurften," heißt es in Blessons Bericht, „keines Wegweisers, keiner Erklärung, um uns überall zurecht zu finden. Die Punkte, wo die beiden Brücken standen, zeichnen sich schon aus großer Ferne aus; man könnte noch den Weg angeben, auf welchem sich die Unglücklichen hinüberdrängten. So finster die Ufer der Beresina sind, wenn man stromaufwärts von Bobruisk bis oberhalb Borisow geht, wo sie sich durch Kieferwaldungen schlängelt, so heiter eröffnet sich die Aussicht über die bebauten Felder von Studienka, Weselowo u. s. w., wenn man, von Borisow kommend, aus dem Walde hervortritt. Schon auf halbem Wege vor Studienka erblickten wir — man bedenke: zehn Jahre nach dem Unglück — eine Menge Lederzeug, Filzstücke, Tuchfetzen, Czakodeckel u. s. w., die den Boden und die Felder bedeckten. Nach dem Flusse hin liegen jene traurigen Ueberreste noch dichter und gehäufter, hier mengen sich Knochen von Menschen und Thieren, Schädel, Blechbeschläge, Bandeliere, Zaumzeug und dergleichen mehr; Fetzen von den Bärenmützen der Garde haben sich (wie das Gehäute des vorsünd-

*) „Hier endeten die Schicksale jener großen Armee, die einst Europa zittern machte; sie hörte auf, in militairischer Hinsicht zu existiren; für sie gab es keinen Weg der Rettung mehr, als die Flucht." Chambray T. 3. p. 67.

fluthigen Mammuth im Eis Sibiriens) hier erhalten. — — Da wo die Hauptbrücke lag, erhebt sich eine Insel dicht am Ufer des Stromes und theilt ihn in zwei Arme. Diese Insel verdankt ihre Entstehung den von der Brücke hinabgestürzten Wagen und Menschen und den hier angeschwemmten Leichnamen, die der Fluß mit Schlamm und Sand bedeckt hat. Durch Trümmer aller Art mühsam am Ufer entlang gehend, erreichten wir bald die Stelle der zweiten Brücke für das Fußvolk; hier besonders häufen sich alle Ueberreste von Montirungs- und Armatur-Stücken; aber Todtenhügel sind hier nicht zu finden, indem die Leichname von dem Flusse weiter hinabgetrieben wurden. Dort haben sich unterhalb der Insel drei moorige Hügel gebildet; wir fanden sie ganz mit Vergißmeinnicht überdeckt.“ Das zarte Blümchen, welches sonst sein Wörtchen treuen Andenkens nur mit stummem Liebesgeflüster zu sagen wagt, hier erhebt es die Stimme und ruft mit dem Donnerton der Weltgerichtsposaune dem Welteroberer und seiner großen Armee nach: „Vergiß mein nicht!“ So ruft das Vergißmeinnicht an der Beresina.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Fernerer Rückzug der großen Armee von der Beresina zum Niemen. — Die Armeelisten vom 30. November 1812. — Es gab keine Truppen mehr, nur Trüppchen. — Der lahme Hauptmann Röder und sein blinder Feldwebel. — Maret, Herzog von Bassano, in Wilna. — Das Elend gebraten und als kalte Küche. — Die Bülletins der großen Armee vom 16. September bis 11. November. — Berichte über den Brand von Moskau. — Napoleon rabuschert in Moskau. — Das Wetter ist am 23. October so schön in Moskau, wie in Fontainebleau zu derselben Zeit. — Eintritt des Winters seit dem 7. November. — Der Kaiser erhält in Smolensk Nachricht von dem Ausbruch einer Verschwörung in Paris. — Der General Malet entspringt dem Irrenhause und setzt den 23. October 1812 in Paris eine provisorische Regierung ein. — Das neunundzwanzigste Bülletin vom 3. December. — Der Kaiser eilt über Warschau und Dresden nach Paris. — Empfang des Staatsraths und des Senats.



Mit stierem Blick heftete sich das Auge des Kaisers auf die Armeelisten, welche ihm der Major-General am 30. November, wo sich das Hauptquartier in Pleszczenici befand, vorlegte:

1)	Alte Garde	2000	Mann Infanterie,	1200	Pferde.
2)	Junge Garde	800	„ „	—	„
3)	2. und 5. Armeecorps unter Marschall Ney	1800	„ „	500	„
4)	Das 9. Armeecorps unter Marschall Victor	2000	„ „	100	„
5)	1. und 4. Armeecorps . . .	400	„ „	—	„

Summa summarum 7000 Mann zu Fuß, 1800 zu Pferd.

Und in welchem bejammernswerthen Zustande befanden sich diese traurigen Ueberreste der einst sechsmalhunderttausend Mann zählenden, großen Armee auf dem Marsche und im Biwak! „So wie wir," erzählt der Hauptmann Röder, „seit dem Uebergange über die Beresina nicht mehr in einem gemeinsamen Trupp marschirten, sondern in Trüppchen pilgerten, die sich nach Maßgabe ihrer Kräfte zusammenhielten und fortbewegten, eben so biwakirte man auch. Das vorderste Trüppchen der hessischen Brigade bei der jungen Garde ließ sich nieder; 2 bis 4 Flinten folgten successive dem Beispiel, sobald sie an denselben Punkt kamen, so daß ein solcher Biwak immer ein Sammelplatz wurde, wo oft 40 bis 50 Mann zusammentrafen. Mein Koni war im Biwak verflossene Nacht (vom 29. zum 30. November) abhanden gekommen; ich ging nun mit unsäglicher Mühe, von meinem Feldwebel unterstützt, bis zu den Hütten, in denen der Kaiser residirt hatte, daselbst fing man für mich einen verlaufenen Koni ein, auf dessen ungesattelten, scharfen Rücken ich gehoben wurde. Ich gab ihm einen Strick als Zügel ins Maul und so ward es mir möglich, mit meiner, etwa 10 Mann starken Compagnie bis etwa ¼ Stunde über Zembin hinauszukommen; hier blieb ich mit 4 Leuten zurück, da mein Gaul nicht einmal mit unsern Fußgängern Schritt halten konnte."

Während der Nacht wurde an einem brennenden Hause ein Biwak aufgeschlagen, aber schon um 2 Uhr des Morgens mußte aufgebrochen werden, um den Fahnentrupp einzuholen. „Ich hatte bei diesem Marsche (am 30. November) noch 4 Flinten um mich, wir kamen erst in der Nacht zum Fahnentrupp und ließen uns bei ihm nieder. Mein braver Unterofficier Jost wurde in dieser Nacht blind und hatte dabei einen beständigen Hang sich ins Feuer zu stürzen, das er gar nicht mehr zu fühlen schien. Auch mein Feldwebel Vogel erblindete, und ich, der Lahme, mußte ihn, den Blinden, führen, indem ich mich auf ihn stützte. Wir brachen am 1. December früh nicht mit dem Fahnentrupp auf, wegen der Behaglichkeit am Feuer und weil wir die Nacht hindurch fast immer mit Jost beschäftigt waren, der sich zuletzt doch noch in ein brennendes Haus stürzte und jämmerlich endete."

Die nächste Bucht, wohin der Kaiser die zerschlagenen Flanken der gescheiterten Armada zu bugsiren gedachte, war Wilna. Hier lagen große Vorräthe aufgehäuft an Lebensmitteln, Waffen und Geld; mehrere frische Truppencorps waren dahin dirigirt worden. In Wilna hielt der Herzog von Bassano

(Maret) als Stellvertreter des Kaisers einen glänzenden Hof; das ganze diplomatische Corps der mit Napoleon verbündeten Fürsten war hier versammelt und von den sonst so schlauen Diplomaten war noch bis zum 2. December keiner von der Vernichtung der großen Armee unterrichtet. Maret hatte fortwährend von Siegen und Wohlbefinden erzählt, und gab am Krönungstage des Kaisers (2. December) ein glänzendes Fest, bei welchem unter Kanonendonner und Glockengeläut, bei schäumendem Champagner und gebratenem Elend*) auf das Wohl des Kaisers und der großen Armee, der es ebenfalls an Elend — aber kalte Küche — nicht fehlte, getrunken wurde, als ob die Sonne von Austerlitz hellleuchtend am Himmel stände. — Napoleon fand es für angemessen, selbst Schwarzenberg und Macdonald über die erlittenen Verluste mit Unwahrheit zu berichten; einem betrügerischen Bankerotteur gleich, suchte er den Credit bis auf den letzten Moment zu halten und scheute sich nicht, falsche Wechsel, von ihm Bülletins genannt, auszustellen. Wären wir nur auf diese Zeugnisse angewiesen, dann würde die Geschichtschreibung mit einem entsetzlichen Deficit hier abschließen. Um dies nachzuweisen, kehren wir noch einmal nach Moskau zurück, wo wir den Lügenfabrikanten des kaiserlichen Hauptquartiers eben damit beschäftigt finden, für die Pariser eine Beschreibung der Pracht und Großartigkeit der heiligen Stadt der Zaren niederzuschreiben. „Moskau," heißt es in dem neunzehnten Bülletin vom 16. September, „ist so groß, wie Paris. Es ist eine äußerst reiche Stadt, voll von Palästen aller Großen des Reichs. — — Moskau ist das Entrepôt von Asien und Europa, die Magazine sind unermeßlich; alle Häuser mit Allem auf acht Monate versehen." — Allein noch bevor der Bericht zu Ende geschrieben war, hatte die Wuth des Feuers so um sich gegriffen, daß in demselben Bülletin hinzugefügt werden mußte: „Moskau, eine der schönsten und reichsten Städte der Welt, ist nicht mehr. Am 14. ward von den Russen die Börse, der allgemeine Waarenplatz und das Hospital in Brand gesteckt. Am 16. erhob sich ein heftiger Wind. Drei- bis vierhundert Mordbrenner legten auf Befehl des Gouverneurs Rostopschin das Feuer in der Stadt an 500 Orten auf einmal an. Fünf Sechstheile der Stadt sind von Holz erbaut. Das Feuer griff mit schrecklicher Schnelligkeit um sich. Es war ein Ocean von Flammen. Kirchen — es waren deren 1600 — Paläste — über eintausend, ungeheure Magazine, Alles ist zerstört, nur der Kreml ist erhalten wor-

*) Elchwild.

den." — Das einundzwanzigste Bülletin vom 20. September beschäftigt sich ebenfalls nur mit dem großen Brande. Es meldet: „Dreihundert Mordbrenner sind ergriffen und erschossen worden." Erst das zweiundzwanzigste Bülletin vom 27. September berichtet: „Die Feuersbrünste haben völlig aufgehört. — — Die Witterung ist ungefähr so, wie am Ende October zu Paris. Es regnet etwas und wir haben einige Nachtfröste gehabt. Wie man versichert, frieren die Moskwa und die Flüsse des Landes nicht vor der Mitte des Novembers zu. Der größte Theil der Armee cantonnirt zu Moskau, wo sich die Soldaten von ihren Strapazen erholen."

Nachdem der Brand aufgehört hatte, war, wie wir bereits erwähnten, Napoleon von seinem ländlichen Zufluchtsorte nach dem Kreml zurückgekehrt, mit Zuverlässigkeit darauf rechnend, Alexander werde mit ihm in Friedensunterhandlungen treten. Unterdessen suchte er für seine Person sich im Zarenpalaste, seine Soldaten in den noch übriggebliebenen Häusern der Stadt möglichst behaglich einzurichten. Was das Rabuschern betraf, so ging der Kaiser den Seinen mit einem eben nicht sehr löblichen Beispiel voran. Das dreiundzwanzigste Bülletin vom 9. October meldet: „Die den Türken in verschiedenen Kriegen von den Russen abgenommenen Fahnen, welche im Kreml gefunden wurden, sind mit mehreren, ebendaselbst aufbewahrten, Seltenheiten nach Paris geschickt worden. Man hat unter Anderm ein mit Edelsteinen besetztes Madonnenbild gefunden und es ebenfalls nach Paris geschickt." Wenn Se. Majestät der Kaiser sich öffentlich seiner „kühnen Griffe" rühmte, durften die Marschälle, Generale, Officiere und Soldaten bis zum kleinsten Rataplan und den Töchtern der Regimenter hinter so edlem Beispiele nicht zurückbleiben. Als nun aber die erwarteten und verheißenen Friedensboten aus Petersburg nicht eintrafen, erkannte Napoleon, jedoch zu spät, die Gefahr, in der er sich befand und aus der er durch einen eiligen Rückzug sich zu retten vergebens hoffte. Das fünfundzwanzigste Bülletin aus Noilskoe vom 20. October meldet: „Die Artilleriewagen, die erbeutete Munition, die Siegeszeichen und eine Menge merkwürdiger Dinge wurden eingepackt, und am 15. abgeschickt. Die Armee erhielt Befehl, auf 20 Tage Zwieback zu backen und sich zum Aufbruch bereit zu halten. Wirklich verließ der Kaiser am 19. Moskau, das Hauptquartier war an diesem Tage in Desna." Große Unsicherheit und Verlegenheit Napoleons spricht sich in diesem Bülletin aus, in welchem nicht, wie sonst, in dem officiellen Style

des kaiserlichen Hauptquartiers, sondern in dem eines gewöhnlichen Zeitungsschreibers berichtet wird: „Einige glauben, daß der Kaiser auf Tula und Kaluga marschiren, in diesen Provinzen den Winter zubringen und Moskau durch eine Garnison im Kreml behaupten werde. Andere meinen, der Kaiser werde den Kreml in die Luft sprengen, die öffentlichen noch vorhandenen Etablissements verbrennen und sich um 50 deutsche Meilen Polen nähern, um die Quartiere in einem befreundeten Lande zu nehmen.“ Im nächstfolgenden Bülletin aus Barowski vom 23. October mußte die Räumung Moskaus eingestanden werden. Anfänglich hatte man sich gerühmt, wie man, trotz des Brandes, in Moskau hinreichendes Unterkommen und reichliche Verpflegung für die Truppen gefunden habe, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Jetzt waren die Trauben sehr sauer. Das sechsundzwanzigste Bülletin meldet: „Seit Moskau aufgehört hatte zu sein, beschloß der Kaiser, entweder diesen Haufen von Trümmern zu räumen, oder allein den Kreml mit 3000 Mann zu besetzen. Allein der Kreml wurde nach 14tägigen Arbeiten nicht stark genug befunden, um 20 bis 30 Tage seinen eigenen Kräften überlassen werden zu können. . . . . . Moskau ist jetzt ein wahrer unreiner und ungesunder Kloak. Es schien unpolitisch, für einen Gegenstand, der gar keine militairische Wichtigkeit mehr hatte und der jetzt auch ohne politische Wichtigkeit ist, auch nur das Allergeringste bloßzustellen.“ Es wird nun als eine besondere Ruhmesthat verkündet, daß der Herzog von Treviso auf Befehl des Kaisers den Kreml unterminiren und am 23. October in die Luft sprengen ließ. „Das Arsenal, die Casernen, die Magazine, Alles wurde zerstört. Diese alte Burg, die seit der Stiftung des Reichs existirt, dieser erste Palast der Kaiser — sie sind gewesen.“ In der Zuversicht, daß die Pariser in der Geographie schlecht Bescheid wissen, nahm der Kaiser keinen Anstand, in diesem Bülletin ihnen melden zu lassen: „Der Kaiser denkt sich am 24. nach der Düna in Marsch zu setzen und eine Stellung zu nehmen, die ihm Petersburg und Wilna auf 80 Meilen nähert: ein doppelter Vortheil, denn die Beute und die Hülfsmittel sind dann 20 Märsche näher.“

Wie ihn aber die russischen Diplomaten mit trügerischen Friedensvorspiegelungen getäuscht hatten, so täuschte ihn jetzt auch der russische Himmel mit süßlächelnder Miene. „Die Einwohner Rußlands,“ meldet dasselbe Bülletin vom 23. October, „können sich eines so schönen Wetters, als seit zwanzig Tagen herrscht, nicht erinnern. Die Sonne und die Tage sind so schön, wie bei

Lustreisen nach Fontainebleau. Die Armee befindet sich in einem ausnehmend reichen Lande, das mit den besten Gegenden Englands und Frankreichs verglichen werden kann." Ebenso heißt es in dem siebenundzwanzigsten Bülletin aus Vereja den 27. October: „Das Wetter ist süperbe, die Wege sind schön. Es ist der Rest des Herbstes. Diese Witterung wird noch acht Tage dauern und um diese Zeit werden wir unsere neuen Stellungen erreicht haben."

Das nächste Bülletin aber aus Smolensk vom 11. November meldet: „Bis zum 6. November war das Wetter sehr schön; allein am 7. trat der Winter ein; die Erde ist mit Schnee, die Wege sind mit Eis bedeckt und schwierig für die Zugpferde geworden. Wir haben durch den Frost und die Strapazen viele derselben verloren. Die nächtlichen Biwaks schaden ihnen sehr. — — Seit der schlechten Witterung haben wir über 3000 Zugpferde verloren und 100 Pulverwagen sind vernichtet worden."

Am 3. December kam das Hauptquartier des Kaisers nach Molodeczno, noch 6 Tagemärsche von Wilna entfernt. Napoleon hatte bereits auf dem Rückzuge in Smolensk Nachricht über das Unternehmen des, einem Irrenhause in Paris anvertrauten, Brigade-Generals Malet erhalten, bei dem es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser für todt, den Thron für erledigt zu erklären und eine provisorische Regierung einzusetzen. Was man den Parisern Alles bieten darf, davon haben wir noch in den allerneuesten Zeiten Zeichen und Wunder erlebt. Wie jüngst in einer schönen Nacht Frankreich als Republik ruhig schlafen ging und am andern Morgen als Kaiserreich aufstand, ebenso wurde am 23. October 1812 dem erstaunten imperialistischen Paris die Einsetzung einer republikanischen provisorischen Regierung zugedacht; nur mit dem Unterschiede, daß damals einige herzhafte Männer sich nicht verblüffen ließen, den parvenu festnahmen, und, obschon er für verrückt erklärt worden war, dennoch hinlängliche „Methode" in seinem Wahnsinn verspürten, um ihn vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen zu lassen.

Der General Malet (geboren 1754) hatte bereits unter Ludwig XVI. gedient und war nach dem Ausbruche der Revolution ein entschiedener Republikaner geworden. Dem General Bonaparte war er treu ergeben, so lange dieser der Republik diente. Schon mit dem lebenslänglichen Consul brach er und nachdem dieser sich mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt hatte, machte er Verschwörungen gegen ihn. Wegen geheimer Umtriebe wurde Malet bereits

1809 in einem Staatsgefängnisse eingesperrt und als er selbst hier seine Pläne, Napoleon zu entthronen, nicht aufgab, wurde er 1809 für wahnsinnig erklärt und einer Irrenanstalt übergeben. Die Abwesenheit des Kaisers während des Feldzuges in Rußland benutzte Malet, den Plan, mit welchem er schon seit zehn Jahren umgegangen war, zur Ausführung zu bringen. Er hatte mit einem Abbé Lafon und einem Corporal der Municipalgarde Namens Rateau seit drei Monaten die erforderlichen Proclamationen, Bestallungen und Befehle schreiben, verschiedene Generalsuniformen, Schärpen für Municipalbeamte u. s. w. anfertigen, zwei gesattelte Pferde bereit halten lassen.

Am 23. October mit Tages Anbruch begab er sich aus der Irrenanstalt mit seinem Adjutanten Rateau, in Civilkleidung, nach der Caserne Popincourt, in welcher die zehnte Cohorte der Nationalgarde lag. Er befahl dem, dieselbe commandirenden, Oberst Soulier, dem er seine Beglaubigung vorgezeigt, die Cohorte antreten zu lassen, vor welcher er eine, natürlich unächte, Proclamation des Senats verlesen ließ, worin verkündet wurde, daß Napoleon, von dem man seit 14 Tagen in Paris keine Nachricht hatte, todt, seine Familie von der Thronfolge ausgeschlossen und eine provisorische Regierung von fünf Personen eingesetzt worden sei. Malet zeigte das Decret vor, durch welches er zum Stadt-Commandanten von Paris und zum Divisions-General ernannt wurde. Der Oberst Soulier stellte eine Abtheilung der Cohorte unter dem Major Piquerel zur Verfügung Malets, der mit dieser Mannschaft sich sofort nach dem Gefängniß la Force begab, wo er den, auf Napoleons Befehl hier als Hochverräther in Haft gehaltenen, Generalen Guidal und Lahorie ihre Entlassung aus dem Gefängniß und die Ernennung zu Brigade-Generalen ankündigte. Den ebenfalls hier verhafteten Corsen Boccheciampe ernannte er zum Präfecten des Seine-Departements; alle drei schlossen sich ihm an. Durch einen Municipalgardisten schickte Malet von hier an die Unterofficiere des in der Caserne la Babylone liegenden zweiten Infanterie-Regiments der Pariser Garde den Befehl: ohne Verzug den Palast des Senats, den Staatsschatz, die Bank und die Barrieren (äußeren Stadtthore) zu besetzen. Der Oberst des Regiments, Rabbe, ließ diesen Befehl, obschon er nicht einmal an ihn gerichtet war, ohne Bedenken ausführen. Napoleon hatte das imperialistische Paris auf blinden Gehorsam eingeschult; man fragte nicht danach: wer hat? oder was ist befohlen? es genügte das Vorzeigen eines Befehls und er wurde vollzogen. Oberst Soulier

begab sich mit einiger Mannschaft nach dem Stadthause, wo der Präfect des Seine-Departements Graf Frochot, dem das verhängnißvolle Wort „fuit imperator“ (mit dem Kaiser ist's vorbei) zugeschickt wurde, für die Sitzungen der provisorischen Regierung die nöthigen Räumlichkeiten anwies. Savary, der mit so feinen Witterungsorganen versehene Polizeiminister, wurde überrascht und festgenommen, benutzte jedoch noch einen günstigen Moment, um den Staatsrath Réal von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen. Malet selbst, der unterdessen seine Generals-Uniform angelegt hatte und zu Pferd gestiegen war, begab sich mit seinem Adjutanten nach der Commandantur, um den Stadt-Commandanten, General Hulin, zu verhaften. Auch dieser war bereit sich zu fügen, verlangte jedoch, ihm den Verhaftsbefehl vorzulegen. Dies gab zu einem Wortwechsel Veranlassung und Malet, der sehr wohl erkannte, was für ihn auf dem Spiele stehe, zog ein Pistol und verwundete Hulin, jedoch nicht tödtlich, in die Schulter. Der Lärm zog Leute herbei, Malet, der sich einen anderen Namen gegeben hatte, wurde von einem Polizei-Inspector erkannt, entwaffnet und wieder eingesperrt. Das Unternehmen, welches sehr leicht den Umsturz des Kaiserthrones veranlassen konnte, war bereits gescheitert und unterdrückt, bevor die Pariser sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten. Würde sich Malet bis nach dem Frühstück gehalten haben, es wäre ihm vielleicht geglückt. Ein mißlungener Aufstand wird jederzeit für einen Putsch erklärt; so auch dieser. Von fünfundzwanzig Angeklagten, die der Kriegsminister vor eine Militair-Commission stellen ließ, wurden funfzehn zum Tode verurtheilt und schon am 28. October erschossen.*) Napoleon erkannte die Gefahr, die sich für ihn und seine Dynastie vorbereitete und die Nothwendigkeit, so bald als möglich sich den Parisern in Person zu zeigen. Obschon er zugleich mit dem Berichte über diese Schilderhebung auch die Nachricht erhielt, daß sie mißlungen und schnell unterdrückt worden sei, erschien ihm die Sache doch bedenklicher als sie es war. Malet war mit großem Heldenmuthe gestorben und hatte dem commandirenden Officiere noch auf dem Greve-Platze zugerufen: „Ihr trefft nur das Herz eines einzelnen Republikaners, aber tausend andere schlagen um so lauter für die Freiheit!“

Bereits in Smolensk beschloß Napoleon, der bösen Zeitung von dem Rückzuge voranzueilen nach Paris; um jedoch nicht schon hier den Fluch des von

*) Le Moniteur univ. vom 25. December 1812. — Fain, Manuscrit de 1813. I. 168.

ihm verlassenen Heeres und die Schande der Feldflucht auf sich zu laden, verschob er seinen heimlichen Abzug bis nach der Ankunft in Wilna. Er hielt es aber für unerläßlich, Frankreich vor seiner Rückkehr einigermaßen über die Vernichtung der großen Armee aufzuklären und er that dies mit bewundernswerth politischer Kühnheit und Klugheit. In Molodezno verfaßte er das berühmte neunundzwanzigste Bülletin, welches zwar an Ruhmredigkeit den früheren nicht nachsteht, sich aber von allen andern dadurch unterscheidet, daß die gänzliche Vernichtung der großen Armee offen eingestanden wird. Mit Schminke und Schönpflästerchen war jetzt nichts mehr zu vertuschen, der Kaiser hielt es für das Beste, den verdutzten Parisern, wenn sie ihn mit weitaufgerissenen Augen und Mund empfangen würden, ein dickes Pechpflaster in das Gesicht zu werfen, damit sie sich nicht zu schnell von dem Erstaunen über seine unerwartete Heimkehr zu erholen vermöchten. Als ein solches Pechpflaster war das neunundzwanzigste Bülletin von wohlberechneter Wirkung.

„Bis zum 6. November," so hebt dies verhängnißvolle Bülletin an, „war das Wetter außerordentlich schön und die Bewegungen der Armee gingen mit dem besten Erfolge von Statten. . . . . Der Frost, der am 7. begann, stieg plötzlich und vom 14. bis 16. zeigte das Thermometer 16 und 18 Grad unter dem Gefrierpunkte.*) Die Wege wurden mit Glatteis bedeckt, die Pferde der Cavallerie, Artillerie und des Trains fielen alle Nächte nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, besonders die aus Deutschland und Frankreich. Mehr als 30,000 Pferde fielen in wenigen Tagen, unsere Cavallerie befand sich ganz zu Fuß, unsere Artillerie und Fuhrwerk waren ohne Bespannung. Wir mußten einen guten Theil unserer Kanonen und unserer Kriegsvorräthe verlassen und vernichten. Diese am 6. November so schöne Armee war am 14. ganz verändert, ohne Cavallerie konnten wir nicht ¼ Meile weit recognosciren, ohne Artillerie durften wir keine Schlacht wagen, oder den Feind festen Fußes erwarten. Man mußte marschiren, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, welche wir aus Mangel an Munition nicht wünschen durften. Wir mußten, um nicht umgangen zu werden, einen großen Raum einnehmen, und

*) Der Kaiser schrieb seiner Gemahlin aus Moskau vom 3. October nach Paris: „In diesem Lande versteht man es vortrefflich, sich gegen die Kälte zu schützen. Unsere Braven, die diese Vorsichtsmaßregeln schon in dem ersten Feldzuge in Polen kennen lernten, haben die Nationalgewohnheiten in dieser Rücksicht angenommen und sie sogar noch verbessert."

zwar ohne Cavallerie, welche patrouilliren und die Colonnen verbinden konnte. Diese Schwierigkeit, verbunden mit dem plötzlich eingetretenen Frost, machte unsere Lage traurig. Diejenigen der Leute, welche die Natur nicht genug gestählt hatte, um allen Wechselfällen des Zufalls und des Glücks zu trotzen, schienen erschüttert, verloren ihre Heiterkeit und gute Laune und träumten nur von Ungemach und Unglück; andere aber, welche sich über alles dies erhoben geschaffen fühlten, behielten ihre Heiterkeit und gewöhnliches Benehmen bei und sahen in den zu überwindenden Schwierigkeiten nur neuen Ruhm.*) Der Feind, der auf dem Wege die Spuren dieses traurigen Unfalls, welcher die französische Armee traf, sah, suchte davon Vortheil zu ziehen. Er verbarg den Marsch seiner Colonnen durch Kosacken, die, gleich den Arabern in der Wüste, die Bagage und Fuhrwerke wegzunehmen suchten. Diese verächtliche Cavallerie, die blos Lärm macht und nicht im Stande ist, eine Compagnie Voltigeurs zu durchbrechen, zeigt sich, von den Umständen begünstigt, furchtbar." Es folgt nun der Bericht über das Schlagen der beiden Brücken bei Studienka, ohne jedoch der, von den braven Pontonieren dabei bewiesenen heldenmüthigen, Anstrengung und Ausdauer und eben so wenig der Unordnung und des furchtbaren Unglücks am 27., 28. und 29. November Erwähnung zu thun. Es wird ganz einfach berichtet: „Am 26. und 27. ging die Armee über. . . . . . Als die ganze Armee am 28. übergegangen war, bewachte der Herzog von Reggio den Brückenkopf am linken Ufer (ein solcher war gar nicht vorhanden) und hinter ihm (nein vor ihm) war die ganze Armee am rechten." Die Gefechte, welche die Marschälle Victor, Ney und Oudinot am 28. bestanden, werden als eine gewonnene Schlacht bezeichnet. „Den folgenden Tag, den 29., blieben wir auf dem Schlachtfelde. Wir hatten zwischen zwei Straßen zu wählen: der von Minsk und der von Wilna. Die von Minsk geht mitten durch einen Wald und uncultivirte Moräste; die von Wilna hingegen geht durch sehr gutes Land. Die Armee ohne Cavallerie, schwach an Munition und entsetzlich erschöpft durch einen fünfzigtägigen Marsch, führte ihre Kranken und Verwundeten mit sich und hatte das Bedürfniß, zu ihren Magazinen zu gelangen. . . . . . . Wenn man

*) Eine so herzlose Verspottung der durch ihn selbst in das fürchterlichste Elend gestürzten Unglücklichen heißt unser Mitleid verstummen, wenn wir später dem entthronten und verbannten Kaiser auf Helena begegnen, wo er ebenfalls „die gewohnte Heiterkeit und gute Laune verloren hatte und nur von Ungemach träumte."

sagt, daß die Armee nöthig hat, ihre Disciplin wieder herzustellen, sich zu erholen, ihre Cavallerie, Artillerie und das Material zu remontiren, so ist das nur das Resultat der so eben mitgetheilten Darstellung. Die Ruhe ist ihr erstes Bedürfniß. Der Train und Pferde kommen an; die Artillerie hat schon ihren Verlust ersetzt (!), Generale, Officiere und Soldaten haben viel von Beschwerden und Mangel gelitten. Viele haben wegen des Verlustes der Pferde ihre Bagage verloren, Andere durch den Hinterhalt der Kosacken. Die Kosacken haben eine Menge einzelner Personen gefangen, Ingenieur-Geographen und verwundete Officiere, die ohne Vorsicht marschirten und sich lieber der Gefahr preisgaben, als ruhig in den Convoys (mit dem Transportwagen) zu marschiren. . . . Bei allen diesen Bewegungen marschirte der Kaiser immer mitten unter seiner Garde, die Cavallerie vom Marschall von Istrien und die Infanterie vom Herzog von Danzig commandirt. Se. Majestät waren zufrieden mit dem guten Geiste, den die Garde bewies; sie war stets bereit, sich überall hinzubegeben, wo die Umstände es erfordert haben würden, aber die Umstände waren stets so, daß ihre bloße Gegenwart genügte und daß sie nie in den Fall kam, einen Angriff zu machen. . . . . . Unsere Cavallerie ist dermaßen demontirt, daß man nur so viel Officiere, die ein Pferd behalten hatten, zusammenbringen konnte, um daraus vier Compagnien, jede zu 150 Mann zu bilden. Die Generale thaten darin Capitains-, die Obersten Subaltern-Officierdienste. Diese heilige, vom General Grouchy unter dem Könige von Neapel commandirte, Schaar verlor den Kaiser in allen diesen Bewegungen nicht aus den Augen. Das Wohlbefinden Sr. Majestät des Kaisers ist nie besser gewesen." —

„Mit diesen letzten Worten" — bemerkt Chambray — „schien der Kaiser dem allgemeinen Jammer des Heeres hohnlachen zu wollen."

In Smorgoni, wo der Kaiser am 5. December Nachmittags 1 Uhr eintraf, berief er den König von Neapel (Murat), den Vicekönig von Italien (Eugen) und die hier anwesenden Marschälle Berthier, Ney, Davoust, Lefebvre, Mortier und Bessieres zu einem Kriegsrathe, in welchem er ihnen mittheilte, daß er dem Könige Murat den Oberbefehl übergeben habe, indem dringende Veranlassung seine Anwesenheit in Paris erfordere. Die Armee befahl er davon erst nach Verlauf von 6 bis 7 Tagen in Kenntniß zu setzen. Dem Könige Murat ließ er nachstehende Instruction zurück: „Die Armee in Wilna sammeln; diese Stadt halten und Winterquartiere beziehen; die Oestreicher am Niemen, so daß sie

Brzesc, Grodno und Warschau decken; die Armee bei Wilna und Grodno; der Ueberrest der Armee in einer Linie hinter dem Niemen, Kowno als Brückenkopf haltend. Große Mehlmagazine in Königsberg, Danzig, Warschau und Thorn einrichten. Alles aus Wilna und Kowno fortschaffen, um in seinen Bewegungen frei zu sein. Die kostbarsten Sachen werden nach Danzig geschafft."

Um 7 Uhr des Abends reiste er ab; bei ihm im Wagen saß Caulincourt, auf dem Bocke sein Leib-Mameluck und ein polnischer Garde-Lancier. Einige Mann der neapolitanischen Gardecavallerie unter dem Befehl des Herzogs von Rocca Romana ritten nebenher als Bedeckung. In einem Schlitten folgten Duroc und Mouton. Maret, der ihm bis Miedniki entgegengekommen war, nahm Platz in seinem Wagen und erfuhr nun erst aus dem Munde des Kaisers die volle Wahrheit. „Was die große Armee betrifft" — vertraute ihm Napoleon — „die giebt es nicht mehr, denn man kann einen Haufen Auseinandergelaufener, welche umherirren, nicht mehr eine Armee nennen. .... Meine Kriegsverwaltung hat auf nichts Bedacht genommen, meine Befehle sind nicht vollzogen worden." Maret versicherte, daß sich in Wilna unermeßliche Vorräthe angehäuft befänden. Dies hob den gesunkenen Muth des Kaisers. „Ich rechne darauf," sagte er zu Maret, „daß es Ihnen gelingen wird, den König von Neapel zu überzeugen, daß er hier den Rückzug eine neue Gestalt annehmen lassen könne; sagen Sie ihm, daß das Heil der Armee daran hängt, sagen Sie ihm, daß ich auf ihn rechne."

Am 10. December traf der Kaiser in Warschau, am 14. in Dresden ein. Hier fuhr der Postillon, anstatt bei dem französischen Gesandten Serra, bei dem Doctor Segert vor, der, ungehalten, daß man ihn so unnöthiger Weise um Mitternacht ans Fenster gerufen, dieses zuschlug, ohne Auskunft zu geben. Ich ging aus einer Abendgesellschaft nach Hause, als ich den Straßenlärm und das Gespräch mit dem Doctor vernahm. Mir war die Wohnung des französischen Gesandten bekannt und ich erbot mich, die Fremden zurecht zu weisen. Der Portier öffnete, oben war noch Licht; unterdessen hatten sich zwei eingepelzte Knecht-Ruprechte aus ihren Fußsäcken herausgewickelt. Der erste war ein starker, stattlicher Mann, allein er war an Händen und Füßen so steif gefroren, daß er sich vergebens bemühte, seinen noch ungeschickteren Kameraden beim Aussteigen zu unterstützen. Halb gefällig, halb neugierig trat ich heran und sogleich legte der kalte Schneemann mir seinen Fausthandschuh auf die Schulter, als ob

ein Eisbär mit seiner Tatze mich anrührte. Der Handschuh fiel ihm herab, ich unterstützte ihn nun mit meiner Hand und führte ihn zur Thüre; diese sprang auf, zwei Kammerdiener mit Wachskerzen, der Gesandte selbst mit einem Armleuchter in der Hand traten uns entgegen; die volle Beleuchtung fiel wie ein Blitz auf das Gesicht des Gastes, dessen Hand mich noch immer festhielt, nur die Nase und die Augen waren sichtbar. Ich erkannte sie sogleich wieder, diese feurigen Sterne, die ich im Frühjahr hier so oft in nächster Nähe hatte leuchten sehen; — es war der Kaiser Napoleon, der sich auf mich stützte und ich kann nun sagen, daß das Schicksal Europas einmal auf meinen Schultern ruhte.*)

Der Kaiser eilte im Fluge über Mainz nach Paris, wo er am 19. December Gemahlin und Sohn umarmte; Tages vorher war in den öffentlichen Blättern der Hauptstadt das neunundzwanzigste Bülletin erschienen. Mit einer allerunterthänigsten Speichelleckerei, vor der selbst ein Hund sich mit Ekel abwenden würde, begrüßten die hohen Würdenträger und Staatsdienerschaften den Kaiser. Der Staatsminister Graf Determon, Präsident des Staatsrathes, sagte in seiner Anrede: „Gerührt hat uns der Bericht des letzten Bülletins (des 29.) der großen Armee. Welche Bewunderung muß nicht diese Entfaltung des erhabensten Charakters in jenem Momente der Gefahr und des Ruhmes einflößen, wo die Leiden des Herzens dem Geiste nichts von seiner Stärke zu rauben vermochten? Welches Gefühl muß nicht bei einer wahren edelmüthigen Nation die getreue Schilderung ihrer unvorhergesehenen Verluste erwecken, wenn sie zugleich sieht, wie Frankreichs schützender Genius ihren Wirkungen vorzubeugen und Anlaß zu neuem Ruhme daraus zu schaffen gewußt hat? Wann erschienen Ew. Majestät wohl je so ganz in aller Erhabenheit Ihrer Bestimmung, als in jenen Augenblicken, wo das Glück, indem es die Elemente bewaffnete, gleichsam eine Erinnerung, daß es auch unbeständig sein könnte, zu versuchen schien. . . . . . . Sire, wir so wenig als Ihr gesammtes Reich können Ew. Majestät keinen andern Dank für Allerhöchst Ihr Arbeiten und väterliche Sorgfalt darbringen, als den Ausdruck unserer Gefühle von Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe. Wir wagen zu hoffen, daß Ew. Majestät diese Huldigung mit derselben Güte aufzunehmen geruhen werden, womit Allerhöchstdieselben jederzeit die Treue und Ergebenheit Ihres Staatsrathes beehrten."

---

*) Aus einem Briefe des Verfassers aus Dresden vom 14. Januar 1813 an Th. Körner in Wien; abgedruckt in der Pandora Bd. I. S. 4.

Der übelzugerichtet heimgeschickte große Feldherr verstand sich als schlauer Italiener vortrefflich auf die Kniffe und Pfiffe seines großen Lehrmeisters Macchiavelli; dies hat er niemals glänzender bewiesen, als in den Antworten, welche er damals bei öffentlichen Veranlassungen ertheilte. Er vermied es sehr geschickt, über den Feldzug, über Heldenruhm, große Armee, Elemente und dergleichen zu sprechen. Auf ein, von den russischen Eisgefilden sehr entlegenes, Feld, auf das der speculativen Philosophie, spielte er, in der dem Staatsrath ertheilten Antwort, seinen Zornausbruch und seine Selbstfreisprechung hinüber. „Die Leiden, die unser schönes Frankreich ertragen mußte," sagte er, „sie sind der Ideologie und jener finstern Metaphysik zuzuschreiben, die, indem sie die ersten Ursachen der Dinge zu erforschen strebt, die Gesetzgebung der Völker auf ihre eigenen Grundlagen stützen möchte, anstatt sie auf die Erkenntniß vom menschlichen Herzen und auf die Erfahrungen der Geschichte zu berechnen. Diese Irrthümer waren es, welche die Irrthümer jener Blutmänner herbeiführten. Wer, in der That, predigte wohl das Aufstandsprincip als eine Pflicht? Wer schmeichelte dem Volke und verkündigte ihm eine Souverainetät, die es auszuüben unvermögend ist? Wer tastete vernichtend die Heiligkeit der Gesetze an und stellte sie, nicht etwa in die Abhängigkeit von den geheiligten Grundsätzen der Gerechtigkeit, von der Natur der Dinge und dem bürgerlichen Rechte, sondern unter den Willen einer Versammlung von Menschen (Nationalversammlung), denen die Kenntniß der bürgerlichen, peinlichen, administrativen, politischen und Kriegsgesetze fremd war? Wenn man berufen ist, einen Staat neu zu schaffen, muß man stets entgegengesetzte Principien befolgen. Die Geschichte malt des Menschen Herz; in der Geschichte sucht die Vortheile, sucht die Nachtheile aller verschiedenen Gesetzgebungen. Dieses sind die Grundsätze, die der Staatsrath eines großen Reichs niemals außer Acht lassen darf, hinzufügen aber muß er noch jenen Muth, der jede Prüfung besteht und gleich wie die Präsidenten Harlay und Mole muß er bereit sein zu sterben in Vertheidigung der Monarchie, des Thrones und der Gesetze."

Graf v. Lacepede, Präsident des Senats, sagte in seiner Anrede:

„Sire, während Ew. Majestät 800 Poststunden von Ihrer Hauptstadt entfernt, an der Spitze Ihrer siegreichen Heere waren, wollten Menschen, die den Gefängnissen entronnen, wo Ihre Kaiserliche Gnade sie dem Tode, der verdienten Strafe für frühere Verbrechen, entzogen hatte, die öffentliche Ordnung dieser

großen Stadt stören. Sie haben die Strafe ihrer neuen Uebelthaten erlitten. — Heil Frankreich, Sire, daß seine monarchische Verfassung es sichert vor den unseligen Folgen bürgerlichen Zwiespaltes, jenes blutigen Hasses, den die Parteiwuth erzeugt, und erschrecklichen Gesetzlosigkeit, dem Gefolge der Staatsumwälzungen. . . . . . Die Liebe der ganzen Nation für den König von Rom zeugt, Sire, von der Anhänglichkeit aller Franzosen an das Blut Ew. Majestät und von jenem inneren Gefühl, welches jeden Bürger beruhigt, indem es ihm in diesem erhabenen Kinde den Schutz der Seinigen, die Sicherheit seiner Habe und ein unüberwindliches Hinderniß jener inneren Spaltungen, jener bürgerlichen Unordnungen und Staatsumwälzungen erblicken läßt, welche unter allen Leiden, die die Völker darnieder beugen können, die größten sind. Sire, Ew. Majestät haben die französischen Adler auf Moskaus Thürme gepflanzt. Der Feind hat ihren Siegen nur dann Einhalt zu thun gewußt, als er zu jenen schrecklichen Hülfsmitteln despotischer Regierungen seine Zuflucht nahm, als er Wüsten auf allen seinen Grenzen schuf, mit Feuer seine eigenen Provinzen verheerte und seine Hauptstadt, den Sammelpunkt seiner Reichthümer, die Früchte mehrerer Jahrhunderte, den Flammen übergab. Aber diejenigen, welche die rohe Kriegskunst ihrer wilden Väter wieder ins Leben riefen, kannten schlecht das Herz Ew. Majestät, denn gern hätten Allerhöchstdieselben auf die Trophäen verzichtet, welche um den Preis vielen Blutes und vieler Leiden der Menschheit erkauft werden sollten u. s. w."

„Senatoren," antwortete der Kaiser, „was Sie mir sagen, ist mir höchst angenehm. Frankreichs Ruhm und Macht liegen mir am Herzen; meine ersten Gedanken aber sind auf dasjenige gerichtet, was die innere Ruhe zu verewigen und mein Volk auf immer gegen die Zerreißung durch Parteien und die Greuel der Anarchie zu schützen vermag. . . . . Der schönste Tod wäre der eines Soldaten auf dem Felde der Ehre, wenn nicht glorreicher noch der Tod eines obrigkeitlichen Beamten wäre, der bei der Vertheidigung der Monarchie, des Thrones und der Gesetze fällt.*) Als ich die Wiedergeburt Frankreichs unter-

---

*) Die leichtsinnigen Pariser suchten sich vorläufig bis zur Ankunft der Kosacken mit allerhand Witzworten über das Unglück zu trösten. Napoleon erkundigt sich bei dem Schloßgärtner nach den Blumen des Wintergartens und erhält zur Antwort:

„Mes grenadiers sont gelés, mes lauriers fletries, il ne nous reste que des pensées et des soucis."

(Meine Granatbäume [Grenadiere] sind erfroren, meine Lorbeeren verwelkt; uns bleiben nur noch Vergißmeinnicht und Ringelblumen [Gedanken und Sorgen]).

nahm, da erflehte ich von der Vorsehung eine Anzahl von Jahren; denn Zerstören ist wohl die Sache eines Augenblicks, zum Wiederaufbauen aber bedarf es des Beistandes der Zeit. — Die Losung unserer Väter war: Der König ist todt! Es lebe der König! Diese wenigen Worte enthalten die vornehmsten Vortheile der Monarchie. Ich glaube wohl den Geist studirt zu haben, den meine Völker in verschiedenen Jahrhunderten blicken ließen; ich habe nachgedacht über das, was geschehen ist zu verschiedenen Zeitpunkten unserer Geschichte; ich werde auch ferner darüber nachdenken. — Der Krieg, den ich gegen Rußland führe, ist ein Staatskrieg. Ich habe ihn ohne Feindschaft begonnen, die Leiden, die es sich selbst zugefügt, hätte ich ihm ersparen mögen. Wollte ich die Freiheit der Leibeigenen verkünden, so hätte ich gegen dasselbe den größten Theil seiner eigenen Bevölkerung bewaffnen können. Eine Menge Dörfer haben solches von mir verlangt; als ich aber die Rohheit dieser zahlreichen Klasse des russischen Volkes näher kennen lernte, weigerte ich mich, eine Maßregel zu ergreifen, wodurch eine Menge adliger Familien dem Tode und der grausamsten Vergeltung preisgegeben worden wären."

Durch ein solches, im Sinne des Selbstherrscherthums abgefaßtes, Glaubensbekenntniß gedachte sich Napoleon den nordischen Mächten als ein würdiges Mitglied einer heiligen Alliance zu empfehlen; allein gegen den Völkersturm, der heranbrauste, war mit diplomatischem Wind das lecke Schiff seines Absolutismus nicht flott zu halten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Rückzug von der Beresina nach dem Niemen. — Gesteigertes Elend. — Grimmige Kälte. — Bericht des Oberarztes René. — Die Soldaten physisch und moralisch vernichtet. — Geröstet Menschenfleisch wird dem Pferdefleisch vorgezogen. — Vom 6. bis 8. December 27 Grad unter dem Gefrierpunkt. — v. Pfuels „Rückzug der Franzosen." — Das Krebsleuchten zum Einfangen der Nachzügler. — Gefrorne Flügelmänner als Wegweiser. — Victors Armeecorps zählt am 7. December 200 Mann. — Die unbesorgten Diplomaten in Wilna. — Ankunft der großen Armee daselbst. — Der König Murat will sich nicht in einem pot de chambre fangen lassen. — Die Armeelisten vom 10. December. — Die Kriegskasse der großen Armee wird preisgegeben. — Die Juden in Wilna. — Unermeßliche Vorräthe daselbst. — Murat fordert Ney auf: den Kosacken eine Lection zu geben. — Rückzug nach Kowno. — Die Russen machen Halt an der preußischen Grenze. — Vertheilung der französischen Truppen auf preußischem Gebiet.



Daß nach dem Rückzuge von Smolensk, nach dem Uebergange — Untergange sollten wir sagen — an der Beresina sich das Elend und der Jammerstand bei dem wandelnden Leichenzuge der, einst an Siegen, jetzt an Siechen so reichen, großen Armee noch steigern könne, schien Allen, die sich nur noch ein Fünkchen Besinnung erhalten hatten, eine Unmöglichkeit; dennoch waren die Höllenqualen und Gräßlichkeiten noch immer nicht erschöpft. Jetzt erst trat die verheerende Gewalt des nordischen Winters in ihrer ganzen Strenge auf. Am 5. December zeigte das Thermometer 20 Grad unter dem Gefrierpunkte und sank am 7. unter 26 herab; und bei solcher Witterung nächtliche Biwaks,

bei vier Stunden Tageslänge, Märsche von acht Stunden durch Schneesteppen und Eisfelder! „Nach einigen Marschtagen," so berichtet ein bei dem Rückzuge anwesender Oberarzt,*) „bot die Armee einen grauenvolleren Anblick dar als je. Besonders fehlte es an einer schützenden Fußbekleidung, da die vom Schnee, durch welchen man stets marschirte, angegriffenen Schuhe bald gänzlich zerrissen waren. Man mußte sich die Füße mit Lappen, Stücken von wollenen Decken, Thierhäuten umwickeln, die man mit Strohseilen oder Bindfaden befestigte. — Die übrige Bekleidung stand in genauem Verhältnisse mit dem Schuhwerke. Mit den schmutzigsten, auf die abenteuerlichste Weise überhangenen Lumpen bedeckt, den Kopf in die sonderbarsten Hüllen gesteckt, den Bart lang und ekelhaft, die Haare in Unordnung, die Augen tiefliegend, die Wangen abgezehrt, mit Gesichtern, die alle moralischen und physischen Leiden ausdrückten, welche uns vernichteten — hatten die einst so stolzen Soldaten das Ansehen gräßlicher Gespenster. Man war in einer so bedauernswürdigen Lage und dabei so herabgedrückten Stimmung, daß Menschen, welche die genaueste Freundschaft verband, oft Tage lang neben einander marschirten, ohne sich zu erkennen."

Es werden nun die verderblichen Einwirkungen der Kälte und die noch verderblicheren der Wärme auf die bereits erfrorenen Gliedmaßen geschildert; dann heißt es weiter: „Die Auflösung und Entartung des Heeres waren grenzenlos; jeder Begriff von Befehl und Gehorsam war verschwunden. Es bestand zwischen uns kein Unterschied von Rang und Vermögen. Wir bildeten nur noch eine Horde verwilderter, zum Vieh herabgesunkener Menschen, bei denen keine Spur von Seelenthätigkeit mehr vorhanden war. Einer dem Andern ganz fremd geworden, sah ein Jeder nur sich und beschäftigte sich ausschließlich nur mit seiner eigenen Erhaltung. Man war aus Eigennutz grausam geworden. Wenn ein Unglücklicher, nachdem er gegen alle diese Drangsalen gekämpft, endlich dem Uebermaße der Leiden erliegend, hinstürzte, hielt man es für ausgemacht, daß seine Lebenskraft erschöpft sei, und daß er nicht wieder aufstehen würde. Noch bevor er den letzten Athem ausgehaucht hatte, behandelte man ihn als Leiche; wie Raubthiere warf man sich auf ihn, um ihm die armseligen Lumpen zu entreißen, die ihn noch bedeckten; in wenigen Augenblicken war er entkleidet und so überließ man ihn nackt dem herannahenden langsamen Tode!" —

*) René Bourgois, tableau de la campagne de Moscow.

Das noch Entsetzlichere verschweigt René. Die entmenschten Raubthiere warfen sich auf die Leichen ihrer Kameraden, schnitten Stücke Fleisches davon, rösteten die ekle Mahlzeit am Feuer und verzehrten sie mit Heißhunger, indem ihre erstarrten Kinnladen das zähe Pferdefleisch nicht mehr zu kauen vermochten.*)

„Eine große Menge von uns," fährt René fort, „befand sich in dem Zustande völligen Wahnsinns; stumpfsinnig, mit stieren Augen, starrem und gedankenlosem Blicke fand man sie leicht unter dem Haufen heraus, in dessen Mitte sie wie Automaten im größten Stillschweigen hinzogen. Wenn man sie anrief, konnte man nichts als unzusammenhängende Worte herausbringen. Schimpfreden, selbst Schläge vermochten es nicht, sie wieder zu sich zu bringen und sie wieder aus diesem Stumpfsinn zu wecken.

„In den Tagen vom 6. bis 8. December sank das Thermometer bis 26 und 27 Grad unter den Gefrierpunkt. Diese übermäßige Kälte, welcher es unmöglich war zu widerstehen, vernichtete uns vollends. Die Nächte waren vorzüglich mörderisch. Die Straßen und Biwaks waren mit mehr Leichen bedeckt, als mit Lebenden. Um nicht zu erfrieren, war durchaus eine beständige Bewegung nöthig, die den Körper stets in einem erregten Zustande erhielt und die natürliche Wärme nach allen Theilen hintrieb. Wenn man, von Müdigkeit erschöpft, sich unglücklicher Weise dem Schlafe überließ, so boten die Lebenskräfte nur eine geringe Gegenwirkung; es stellte sich bald ein Gleichgewicht zwischen dem Körper und der ihn umgebenden Atmosphäre her, und nach kurzer Zeit erstarrte das Blut in den Adern zu Eis. Dann machte das Erfrieren schnelle Fortschritte und der Körper ging von der Erstarrung zum Tode über." Der Kaiser hatte die unmenschliche Grausamkeit, nicht allein die, bereits dem vollständigsten Elende anheimgefallenen, Rückzugstruppen ihrem Schicksale zu überlassen; er hatte Zuzüge junger Soldaten vom Niemen her anbefohlen, welche, ohne den Zurückkehrenden irgendwie Beistand leisten zu können, dem unvermeidlichen Verderben entgegen gingen. Daß durch die, des Vaterlandes Befreiung von fremder Gewaltherrschaft bedenkende, charakterfeste Entschlossenheit Yorks das preußische Armeecorps vor entsetzlichem Untergange bewahrt wurde, gereicht ihm zu ewigem Nachruhme. Nicht so gut erging es den deutschen Rheinbundstruppen, welche unter Wrede's Befehl standen, und am traurigsten den Truppen

*) Nach mündlicher Erzählung des sächsischen Generals v. Thielemann und v. Pfuels Bericht.

der herzoglich sächsischen Länder, welche der Division Loison zugetheilt worden waren. Ueber diese letzteren berichtet René: „Diese jungen Soldaten, fast lauter Deutsche, kamen nicht aus Erschöpfung oder aus Mangel um; die Kälte allein tödtete sie plötzlich. Erst sah man sie einige Augenblicke schwanken und unsicheren Schrittes einhergehen, gleich Betrunkenen. All ihr Blut schien nach dem Kopfe getrieben, so roth und geschwollen war ihr Gesicht. Bald waren sie ganz von dem Frost durchdrungen, ihre Kräfte schwanden, ihre Glieder schienen gelähmt. Nicht mehr vermögend ihre Arme zu halten, überließen sie solche dem eigenen Gewichte; die Gewehre entsanken dann ihren Händen, ihre Füße gaben unter ihnen nach und sie stürzten endlich hin, nachdem sie sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft hatten. In dem Augenblicke, wo sie ihre Kräfte hinschwinden fühlten, traten Thränen in ihre Augen und wenn sie hingestürzt waren, erhoben sie sich noch mehrmals, um Alles anzustieren, was sie umgab; sie schienen die Besinnung verloren zu haben, aber ihre ganze Physiognomie, die gezwungene Zusammenziehung der Muskeln des Gesichts bewiesen unzweideutig, welche grausamen Qualen sie empfanden. Die Augen waren außerordentlich roth und oft schwitzten Bluttropfen aus den Poren der die Augenlider inwendig bekleidenden Haut (conjunctiva) und so konnte man, ohne der Bildersprache etwas zu entlehnen, versichern, daß diese Unglücklichen blutige Thränen weinten, welche die Kälte auf den erstarrten Wangen in Eisrubinen verwandelte." Am gräßlichsten waren die Leiden und der Anblick derjenigen, bei denen die Wirkungen der Kälte zuerst das Gehirn trafen, so daß sie, des Gebrauches der Hände und Füße noch mächtig, in Tobsucht ausbrachen, mit der Wuth wilder Bestien über ihre Kameraden herfielen und einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Kaum, daß sich bei irgend Einem, und wenn es sonst der befreundetste Kamerad war, Anzeichen von Tollheit zeigten, so schlugen ihn die Anderen nieder, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, im nächsten Momente von ihm erschlagen zu werden. Daß auch nur ein Einziger von jenen Sechsmalhunderttausend zurückgekehrt ist, um Bericht über jene Schreckenstage zu erstatten, muß für ein Wunder angesehen werden. „Auch ich," erzählt der Hauptmann Röder, „da ich den heutigen Marsch (am 6. December) nach Oszmiana zu Fuß machte und öfters dem Bedürfniß meiner Leute, die nicht, wie ich, einen Pelz hatten, nachgeben und anhalten mußte, kam nur bis Suprany, wo ich viele Leute der jungen und alten Garde, Würtemberger von der Schatz-Escorte, auch mehrere

unserer bisherigen Fahnenbegleiter fand. Auch die Italiener und die Leute des ersten Armeecorps waren hier für die Nacht. Noch in irgend ein Haus zu kommen war unmöglich, doch ließ ich eines als Windschirm benutzen und rieth den Leuten, das Feuer des Biwaks 10 Schritte davon entfernt anzumachen und sich dann zwischen dasselbe und das Haus niederzulegen. Hierdurch gewannen wir zwar eine warme Stelle, aber wer sich legte und einschlief, über den marschirten die Nachfolgenden rücksichtslos hinweg, stießen, traten ihn, oder setzten sich auf ihn. Nachdem ich diesen Kampf gegen sechs Stunden lang ausgehalten, brach ich gegen Mitternacht mit einigen Leuten auf, um ein Dorf aufzusuchen, wo man etwas ruhen könne, und kam bis auf eine halbe Stunde von Oszmiana, wo wir so glücklich waren, einen Stall zu finden, worin wir Feuer anmachten und zu unserer Ruhebank einige Erfrorene aufschichteten, denen ein gleicher Versuch, wie uns, nicht geglückt war, und die des ewigen Schlafes bereits theilhaftig geworden."

Ernst v. Pfuel, den wir bei der Schlacht von Jena als preußischen Lieutenant kennen lernten, der später in östreichische Dienste getreten war und dort den unglücklichen Feldzug 1809 mitmachte, hatte bei dem Beginn des russischen Krieges 1812 willkommene Aufnahme in Petersburg bei dem Kaiser und dem Freiherrn v. Stein gefunden. Er ward zum Major im russischen Generalstabe befördert, wo er bei dem Streifcorps des Generals Tettenborn sich bald unter den unermüdlichsten Verfolgern der fliehenden Franzosen befand. Ihm verdankten wir die erste getreue Schilderung der furchtbaren Niederlage, welche die französische Armee auf ihrem Rückzuge erlitt. In einem kleinen Schriftchen, „Rückzug der Franzosen bis zum Niemen,"*) welches er im buchstäblichen Sinne des Wortes „aus dem Stegreife" schrieb,**) wurden Deutschland und Frankreich zu allererst von ihm die Augen über die Lügen der Napoleonischen Bülletins und die Zustände des französischen Heeres geöffnet. Seit jener Zeit sind ausführlichere Schriften über den verunglückten Feldzug Napoleons erschienen, allein an Lebendigkeit der Darstellung bleibt Pfuels Berichterstattung unübertroffen. Er faßt den Rückzug dramatisch auf und läßt ihn in drei Abtheilungen an den staunenden Zuschauern vorübergehen. Die erste Station

*) Berlin im März 1813 bei Dümmler.

**) Pfuel vollendete es in Wilna den 10. December a. St. 1812.

geht von Moskau bis Krasnoi; die zweite von da bis zur Beresina; die dritte von diesem verhängnißvollen Flusse bis zum Niemen und weiter in das preußische Gebiet. „Obgleich dieser dritte Abschnitt" — bemerkt Pfuel — „für die Franzosen, der Steigerung aller Uebel wegen, der schrecklichste war, so hat er doch unter allen das wenigste militairische Interesse, denn er zeigt nichts als eine Jagd längs der Straße. Ungefähr 40,000 Mann mit einer noch ziemlich bedeutenden Artillerie waren über die Beresina entkommen: aber in welchem traurigen Zustande waren diese Truppen! Ein neuer heftiger Frost gab ihnen völlig den Rest. Alles warf die Waffen weg, die Meisten hatten weder Schuhe noch Stiefeln, sondern Decken, Tornister oder alte Hüte um die Füße gebunden. Ein Jeder hatte das Erste Beste, was er gefunden, sich um Schulter und Kopf gehangen: alte Säcke, zerrissene Strohmatten, frisch abgezogene Häute; glücklich, wer irgendwo ein Stückchen Pelz erobert hatte; mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Officiere und Soldaten in dumpfer Betäubung neben einander her, die Garden unterschieden sich in nichts mehr von den Uebrigen, sie waren wie diese zerlumpt, verhungert, verfroren und ohne Waffen; alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf: Kosack! brachte ganze Colonnen in kurzen Trab und mehrere Hundert wurden oft von wenigen Kosacken zu Gefangenen gemacht. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen; so wie Einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die Nächsten über ihn her und zogen ihn, noch ehe er todt war, nackt aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen; alle Scheuern und Häuser wurden verbrannt und auf jeder Brandstätte lagen Haufen von Todten, die, um sich zu wärmen, genaht waren und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr entgehen konnten. Die ganze Landstraße wimmelte von Gefangenen, die Niemand mehr beobachtete und hier sah man Scenen des Greuels, wie sie noch nie erlebt worden sind. Von Rauch und Schmutz geschwärzt, schlichen die Grenadiere wie Gespenster unter ihren todten Kameraden umher, bis auch sie hinfielen und starben. Mit bloßen Füßen, in denen schon der Brand war, hinkten Manche bewußtlos noch auf dem Wege fort, Andere hatten die Sprache verloren und Viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten oder sich selbst Arme und Hände benagten. Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmal Holz heranzuschleppen im Stande waren, das verlöschende Feuer zu unterhalten. Diese saßen auf

ihren todten Gefährten dicht gedrängt um irgend ein Häufchen glimmender Kohlen herum und mit dem Erlöschen dieser erloschen auch ihre ermatteten Lebensgeister. Im Zustande der Bewußtlosigkeit sah man an anderer Stelle Unglückliche mit unwiderstehlichem Trieb in das Feuer hineinkriechen und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung sich zu wärmen und Andere ihnen nachkriechen, um den nämlichen Tod zu finden."

Die Kosacken waren erfindungsreich in der Art und Weise, sich der Nachzügler und der Beute, welche diese noch mit sich schleppten, zu bemächtigen. Eine der gewöhnlichsten war: das unter den Fischkünsten angeführte „Krebsleuchten", was bei dem Krebsgange, welchen die große Armee angetreten, vom besten Erfolge war. „Man brauchte nur" — erzählt Pfuel — „des Nachts rechts oder links vom Wege, den die französische Armee zog, irgend ein Feuer anzumachen und sich zu entfernen. Nicht lange darauf, so trat aus der Dunkelheit eine und die andere tief vermummte Gestalt hervor und nahte sich der verlockenden Flamme. In kurzer Zeit hatte das Feuer, so weit sein Schimmer reichte, alle Nachzügler um sich versammelt, wo sie sodann mit Bequemlichkeit summarisch eingefangen wurden."

Die Franzosen hatten durch ihre Brutalität bei dem Einmarsche und, so lange sie noch ein Glied rühren konnten, auch auf dem Rückmarsche, die Wuth der geflüchteten Bauern und der Kosacken so sehr gereizt, daß selbst an den Leichnamen noch verspottende Rache geübt wurde. Die steifgefrorenen Grenadiere wurden auf den Landstraßen zu Pyramiden aufgeschichtet und an die ausgestreckten Arme des zum Wegweiser verwendeten Flügelmannes Zettel angeheftet mit der Inschrift: „Weg nach Moskau. Weg nach Paris."

Die Russen, obschon an das Klima gewöhnt und mit vortrefflichen Wintermänteln versehen, wurden dennoch durch die ungewöhnlich strenge Kälte in der Verfolgung aufgehalten; nur die Kosacken beunruhigten unablässig den Rückzug, hielten sich jedoch nicht damit auf, Gefangene, sondern nur Beute zu machen. „Heute (den 7. December)," lesen wir in Hauptmann Röders Tagebuche, „fiel auch ich den Kosacken in die Hände, die mich aber nicht übel behandelten und mir Gelegenheit ließen, ihnen wieder zu entkommen. Sie machten es gnädig mit mir, da sie, außer den Paar Fünffrankenstücken in meinem Beutel, auch noch in meiner Schreibtafel große Schätze erbeutet zu haben glaubten, mir mein Ordensband und meinen blutigen Pelz zurückgaben,

mich dann rückwärts wiesen und laufen ließen. Hinter dem ersten Busch machte ich wieder rechtsum kehrt und folgte unserem Trüppchen."

Die Befehle, welche der Kaiser, als er das Heer verließ, zur Vertheidigung Wilnas und der Linien am Niemen ertheilte, waren eine Spiegelfechterei, um sich aus der Affaire zu ziehen, als ob er für Alles auf's Beste gesorgt habe. Der Marschall Victor, welcher am 6. noch nichts von der Abreise Napoleons wußte, meldet dem Major-General aus Smorgoni: „Das Gefecht, welches die Arrieregarde am 4. bestanden hat, ist die letzte Anstrengung gewesen, die sie gegen den Feind zu machen vermochte. Die Truppen, aus denen sie besteht, sind gegenwärtig so zusammengeschmolzen und, was von ihnen noch Waffen trägt, in einem so jammervollen Zustande, daß ich sie nothwendig der Verfolgung des Feindes entziehen und jedes Zusammentreffen mit ihm vermeiden muß. Meine und die feindlichen Vedetten stehen sich im Gesicht und ich dürfte beim Weitermarsche eben so lebhaft verfolgt werden, weshalb es wohl gerathen sein dürfte, daß der Kaiser sich etwas weiter entfernte." Diesem guten Rathe war Napoleon bereits zuvorgekommen. — Als Victor am 7. December sein Armeecorps, welches die Nachhut bildete, antreten ließ, sammelten sich kaum noch zweihundert Mann. Mit dieser Hand voll Leute erreichte er gegen Mittag Oszmiana, wo er die ihm entgegengesendete Division Loison traf. Das Hauptquartier des Königs von Neapel war am 7. in Mjedniki. „Die Kälte," heißt es in Röders Tagebuch, „hatte heut abermals zugenommen; 27 Grad Réaumur sagte man. Wir, die wir uns beständig im Freien befanden, hatten jeden Maßstab dafür verloren. In unserem Gefühl lag er nicht mehr, wir konnten nur noch darauf aus den Wirkungen schließen, die wir durch sie auf Andere hervorgebracht sahen. Heute z. B. fielen die Nachzügler der großen Armee, die doch schon manchen harten Anfall der Kälte bestanden hatten, wie von Frost gedrückte Fliegen; und die ganz neu gekleideten, noch ziemlich wohlgenährten, kaum aus Wilna ausmarschirten Ersatzsoldaten ganz eben so häufig und plötzlich, wie die alten, matten Krieger, die sich von Moskau bis hierher geschleppt hatten. Es war eine ganz eigene Erscheinung, daß man die eben noch ganz munter sprechenden, nach Wilna zurückmarschirenden jüngeren Leute, wie vom Schlage gerührt, neben sich niederstürzen und auf der Stelle todt vor sich liegen sah. Oszmiana war ganz mit Leichenhaufen angefüllt, und die Straße wie besät mit Todten und

Sterbenden. Ich glaube, die jungen Leute starben zum Theil aus Schrecken über diesen gräulichen Anblick, an den sie freilich nicht wie wir allmählig gewöhnt worden waren. Wir stolperten ganz ungenirt über die Leichen hin, gar keines Denkens mehr fähig."

So sehr sich auch Napoleon nach dem Uebergange über die Beresina bemühte, allen Anderen voran Wilna zu erreichen, waren ihm dennoch einige Nachzügler zuvorgekommen. Es war Maret gelungen, die Bewohner von Wilna und selbst die anwesenden Diplomaten über die Vernichtung des Heeres bis zum 6. December in sorgloser Unkenntniß zu erhalten; um so schreckenerregender war die Ueberraschung. „Wohl nie," sagt Chambray, „ist ein Erstaunen dem der Einwohner jener Stadt gleich gewesen, die am 6. noch an das Dasein der großen Armee glaubten." Am Abend dieses Tages zogen die gespenstischen Gestalten erst einzeln, dann in Trüppchen und am 8. und 9. im dichten Gedränge in die Stadt ein, wo trotz der, für eine Armee von Hunderttausenden aufgespeicherten und bereit gehaltenen, Vorräthe dennoch von den unfähigen, oder spitzbübischen Armee-Intendanten so schlechte Anstalten getroffen waren, daß selbst die wenigen Hunderte der Ankommenden weder untergebracht, noch mit Kleidung und Nahrung versorgt wurden. „Der Hunger trieb von Haus zu Haus, um ein Stück Brod erkaufen zu können. Die Buden, die Wirths- und Kaffeehäuser konnten bald die Menge von Käufern nicht mehr fassen, oder ihre Vorräthe waren erschöpft. Wer sonst etwas hatte, schloß zu, weil er Plünderung befürchtete, und so blieb beinah kein anderes Mittel übrig, als Thüren einzuschlagen, wobei das Bedürfniß die Officiere eben so Hand anlegen ließ, als Soldaten. Es kam schon am 7. zu Raufereien zwischen den angekommenen ermatteten Nachzüglern und den kräftigen Hausbesitzern; vorzüglich traf das Loos des Einbruches die Juden, welche zuerst für enorme Preise verkauften, was sie Eßbares besaßen, sich aber hernach in ihre Häuser einschlossen. Mit Gewalt wurde eingedrungen, geplündert und in den Betten ein langentbehrtes Lager eingenommen. Die Folge hiervon war, daß die Frostbeulen aufbrachen, die Kranken wurden nun leicht überwältigt, von den unbarmherzigen Bewohnern in der Nacht aus den Betten auf die Straße geworfen und ihrer zurückbehaltenen letzten Habe beraubt. Hier und da öffnete noch ein mitleidiger Bäcker ein kleines Fensterchen und ließ sich eine Pfennigsemmel mit Gold aufwiegen." Gegen Mittag am 9. trafen von Rukoni her die Reste des ersten und

vierten Armeecorps ein, vordem über einmalhunderttausend Mann und nun auf kaum dreihundert Jammergestalten herabgekommen. „Vor dem Minsker Thore," erzählt Röder, „gab es in dem Hohlwege ein so heilloses Gedränge, daß ich zuletzt schwebend getragen und endlich unweit des Thores in einen Haufen zertrümmerter Wagen, todter und mit dem Tode ringender Menschen und Pferde, unter einem schrecklichen Geheul und Geschrei der Zerquetschten, gestürzt wurde. Kaum gelang von Zehnen es Einem hier durchzukommen und es war völlig das Seitenstück zu dem Gedränge an der Beresina. — — Ich hatte lange keinen anderen Gedanken, als einen Fluch über die, durch deren schändliche Nachlässigkeit hier noch so viele Menschen auf eine elende Art, das Thor Wilnas im Auge, umkommen mußten. Ich selbst ward nur durch eine Art Wunder gerettet; denn bereits zum Ersticken eingezwängt, ward ich mit einem Male, indem ich zufällig auf die Hinterfüße eines, in Todeskrämpfen zuckenden, Pferdes zu liegen kam, von diesem so glücklich geschleudert, daß ich mich innerhalb des Thores befand. Hier traf ich mit meinem Feldwebel und mit dem Stabschirurg Heinrich, der seine Nase erfroren in der Hand hielt, zusammen. Ich eilte meinen früheren Wirth in den Universitätsgebäuden aufzusuchen, wo ich eine freundliche Aufnahme fand."

Der sonst so tapfere und unternehmende König Murat hatte Kopf und Herz verloren. Als ihm der Herzog von Bassano (Maret) im Auftrage des Kaisers den Befehl mittheilte: sich in Wilna so lang als möglich zu halten, entgegnete er ihm: „Non, je ne me ferai prendre dans ce pot de chambre."*) So that er auch; denn kaum, daß Platow mit seinen Kosacken, welche einige Kanonen auf Schlitten bei sich führten, am 10. vor Wilna erschien und die ersten Schüsse fielen, lief der Generalissimus König Murat nebst Generalstab zu Fuß auf und davon, und verlegte das Hauptquartier in ein Kaffeehaus, eine halbe Viertelstunde vor der Stadt, auf der Straße nach Kowno, wohin der Rückzug genommen wurde. Marschall Ney raffte noch zusammen, was irgend noch waffenfähig war. Die Division Loison, die noch vor wenigen Tagen 10,000 Mann stark aus Wilna ausrückte, kehrte mit kaum 2000 Mann zurück, und als am 10. Generalmarsch geschlagen wurde, fanden sich kaum 600 Mann ein, mit denen Ney in Gemeinschaft mit Wrede das Eindringen der Kosacken bis gegen Mittag aufhielt.

*) Nein, ich werde mich nicht in diesem Nachttopf fangen lassen.

Der König Murat bestieg am 10. December 4 Uhr des Morgens mit Berthier einen Schlitten; der Vicekönig von Italien, die Marschälle Davoust, Lefebvre, Mortier und Bessieres waren zu Pferde in seinem Gefolge; Ney deckte den Rückzug und verließ Wilna einige Stunden später.

Der Unbarmherzigkeit der Feinde mußten gegen zwanzigtausend Hülflose preisgegeben werden.

Die Armeelisten vom 10. geben den effectiven Stand an wie folgt:

Alte Garde	600 Mann zu Fuß,	800 Mann zu Pferde.
Junge Garde	100 = = =	— = = =
1., 2., 3., 4. und 9. Armeecorps .	300 = = =	— = = =
Die Corps Wrede's und Loisons .	2300 = = =	200 = = =
	3300 Mann zu Fuß,	1000 Mann zu Pferde.

Fünf Armeecorps waren zu einem Klümpchen Unglück von 300 verfrorenen Lumpenkerls zusammengeschrumpelt; ihnen waren die noch geretteten Adler der Armee und die Moskauer Trophäen anvertraut.

Die größte Besorgniß hatte Murat wegen der in Wilna befindlichen Kriegskasse, zehn Millionen Francs in vollwichtigen Napoleons und blanken Fünffrankenstücken. „Lassen Sie," läßt Murat den 9. an Ney schreiben, „die Kriegskasse noch in dieser Nacht abgehen. Der General Eblé ist ermächtigt worden, Artilleriepferde abzugeben, wenn es nöthig sein sollte. Man muß Alles aufbieten, sie zu retten. Sie können sie diese Nacht ins Hauptquartier an den Kownoer Schlagbaum bringen lassen, wo für Escorte gesorgt werden soll. Thun Sie, was unter so unglücklichen Umständen sich thun läßt, wo strenger Frost alle Bande des Heeres vollends gelöst hat. Lassen Sie, ohne langsame Verwaltungsformen und im Ueberflusse Lebensmittel und Kleidungsstücke an Alle, welche sich darum melden, vertheilen, da uns die Stellung des Feindes nicht die Hoffnung verstattet, uns morgen den ganzen Tag in Wilna zu halten. Setzen Sie Alles in Bewegung, um nach Kowno alles nur Mögliche fortzuschaffen." Jetzt endlich wurden die Magazine geöffnet und preisgegeben. Was früher noch Tausende gerettet haben würde, wurde ihnen nun zum Verderben. „Es wurde beschlossen," berichtet Labaume, „die Stadt am 9. gegen 11 Uhr des Nachts mit dem 4. Armeecorps zu verlassen. So brachen wir zu dieser Stunde auf und verließen die, mit betrunkenen, schlafenden und mit todten Soldaten bedeckten, Straßen. Die Höfe, die Hallen, die Stufen der Häuser waren damit angefüllt.

Kein Einziger wollte mit marschiren, ja nicht einmal aufstehen, um den Befehlen seines Vorgesetzten, der ihn rief, zu gehorchen." — Die Straße nach Kowno, wohin die verwirrteste Flucht ihre Richtung nahm, war bald mit Trümmern und Leichnamen so bedeckt, daß es nicht möglich war, die goldenen Napoleons, die vollwichtiger waren als der, dessen Bildniß sie trugen, durch den gänzlich versperrten Hohlweg bei Ponari, ein und eine halbe Stunde von Wilna, durchzubringen. „Als der Marschall Ney die Unmöglichkeit erkannte, den Schatz zu retten, gab er den Befehl, die Wagen zu öffnen, die Fässer aufzuschlagen und die Goldstücke, die sie enthielten, den Soldaten preiszugeben." Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten! Beim Anblick des aus den zerschlagenen Fässern auf den Schnee herabströmenden goldenen Regens regten sich auch bei den Halberstorbenen die Lebensgeister wieder, und keine der erfrorenen Hände war so verklammt, daß sie nicht noch im Stande gewesen wäre, einige Goldstücke zusammen zu scharren. Wie sich aber die Unglücklichen in Wilna mit Schweinefleisch und Branntwein den Magen überluden, so hier mit Gold Tornister und Taschen, so daß Viele schon unter der Last erlagen, bevor sie sich noch hundert Schritt weiter geschleppt hatten.*) Durch die mit lautem Hurrah heransprengenden Kosacken wurde sehr Vielen die beschwerliche Bürde wieder abgenommen: auch wendeten König Murat und seine Marschälle die so buchstäblich noch niemals ausgeübte Kriegslist an: dem verfolgenden Feinde goldene Brücken zu bauen. Das einzige Mittel die Kosacken zurückzuhalten war: die Straße mit Napoleonsd'or zu pflastern, wodurch die rauhen Söhne des Dons sich gemüßigt fanden abzusitzen, zuzugreifen und sich, wie Betteljungen, denen man aus dem Postwagen Pfennige zuwirft, herumzubalgen, so daß die Franzosen einigen Vor-

*) Napoleon befahl eine strenge Untersuchung über den Verbleib des Schatzes. Der Schatzmeister Mollien sagt in seinem, dem Grafen Daru erstatteten, Berichte vom 4. Januar 1813, daß der Schatz nach dem Ausmarsche aus Wilna von den Nachzüglern geplündert worden sei und er deshalb die nöthigen Untersuchungen eingeleitet habe. Nicht aber hier war zuerst zugegriffen worden; aus Molliens Berichte ergiebt sich, daß auf dem Marsche von Smolensk nach Wilna von einer Summe von 5,209,245 Francs 34 Centimes die Summe von 3,209,245 Francs 34 Centimes abhanden gekommen und auf dem Wege nach Wilna bis Königsberg von einer Summe von 10,919,455 Francs die Summe von 6,813,295 Francs 18 Centimes, so daß von der Totalsumme von 16,128,700 Francs 34 Centimes doch immer noch 6,106,159 Francs glücklich nach Danzig gebracht wurden. — Einzelne Soldaten vergruben sich ihr Theil und bezeichneten sich die Stelle. Einer von dem thüringer Contingent ging nach beendetem Feldzuge 1816 bis nach Wilna zurück und holte sich ein recht ansehnliches Schätzchen, welches er dort vergraben hatte, nach Hause.

sprung gewannen. Auch gab es in Wilna selbst noch genug aufzuräumen; hier fielen den Russen unermeßliche Vorräthe in die Hände. Brod, Zwieback und Mehl waren hier für 100,000 Mann auf 40 Tage aufgespeichert; in den Viehparks Fleisch auf 36 Tage; Branntwein und Wein 9 Millionen Rationen; 50,000 Paar Schuhe, 34,000 Gewehre, für die alte Garde neue Uniformen, Niederlagen von Tuch und Leinwand. — „An Gefangenen" — meldet Kutusof in seinem Bericht an den Kaiser aus Wilna vom 14. December — „haben wir hier 7 Generale, 18 Stabsofficiere, 224 Officiere, 9517 Unterofficiere und Soldaten, außerdem 5139 Kranke in den Hospitälern gefunden." Bei weitem größer war die Anzahl der Unglücklichen, welche durch das Erfrieren und durch die Raub- und Rachsucht der Feinde ein jammervolles Ende fanden. Eine erbarmungslose Jagd auf die, in den Straßen liegenden oder aus den Häusern hinausgestoßenen, Kranken begann, mehr jedoch von den Juden und einigen des niedrigsten Volkes der Lithauer, als von den Kosacken, die nur in den ersten Stunden ihres Eintritts Einige tödteten, Andere auskleiden halfen, worauf an dem fürchterlich kalten 9. December der Tod in kurzer Zeit erfolgen mußte. Alle eigentlichen Polen bewiesen sich edelmüthig, eben so die vielen hier befindlichen deutschen Handwerker; kein Soldat, der bei ihnen Aufnahme gefunden, wurde ausgewiesen oder angezeigt. Ganz besonders hatten es die polnischen Juden auf die Gardegrenadiere abgesehen; „sie fielen" — erzählt Pfuel — „mit der ihnen eigenen kreischenden Lebhaftigkeit über sie her und erschlugen deren eine große Anzahl; denn unter allen Truppen hatten ganz vorzüglich die Garden beim Einmarsche die Juden gequält und ihre Rache gereizt. Die Garden hatten in dem ganzen Feldzuge keinen Schuß gethan, ihr erstes und letztes Gefecht war mit erzürnten Juden; das Schicksal fügte es so zur Züchtigung des Stolzes und Uebermuthes."*) Die, von dem Kaiser bereits nach dem Ausmarsch aus Smolensk an die Garden und die Linienregimenter erlassenen, Tagesbefehle zur Wiederherstellung der gänzlich aufgelösten Disciplin waren gänzlich erfolglos geblieben und nachdem es bekannt wurde, daß er die Armee verlassen, löste sich alle Zucht

*) Der preußische Lieutenant v. Canitz, welcher von York auf Erkundigung nach Wilna geschickt worden war, bemerkt in seinem Berichte: „Wenn übrigens des Majors v. Pfuel Schilderung des Unterganges der Garde in Wilna durch die Juden historisch richtig ist, so wird dadurch auf das evidenteste bewiesen, daß sie ihrem Wesen nach nicht mehr existirte, als ihre Trümmer hier anlangten; denn die vereinigte Judenschaft Europas würde ihr nichts gethan haben, wenn diese Garde noch die alte gewesen wäre." — Droysen York I. 548.

und Ordnung gänzlich auf und man vernahm nur Verwünschungen gegen den sonst vergötterten Kaiser, selbst bei den alten Soldaten, von denen mancher in Erinnerung früherer Feldzüge ausrief: „der Sacre Coquin! er verläßt seine Soldaten hier eben so feig und treulos, wie in Egypten!"

„Die französische Armee," erzählt Pfuel, „war durch die Steigerung aller der Uebel, die sie betroffen, in einen Zustand gerathen, der mit jenem Urzustand der Menschen, den man das goldene Zeitalter nennt, viel Aehnlichkeit hatte; denn einmal waren die Abstufungen der Stände, welche im Militair sonst vorzugsweise scharf abgegrenzt sind, so völlig aufgehoben, daß in Hinsicht der Kleidung, Nahrung und genießenden Achtung auch nicht der geringste Unterschied mehr zwischen Soldat und Officier war und das Geld sogar hatte seine Bedeutung verloren. Es hatte nämlich nach und nach ein jeder Geldverkehr aufgehört, für Geld war nichts mehr zu haben und derjenige, welcher die Taschen voller Napoleons hatte, war nicht reicher zu nennen, als derjenige, welcher keinen Heller besaß. Brod verkauften die Soldaten untereinander für Tabak, Branntwein, Pelzlappen u. s. w. und umgekehrt diese Sachen für Brod. Die Zeit, wo Geld wieder einen Werth erlangen würde, war durch die Noth der Gegenwart in so entfernte Zukunft gerückt, daß nur die ganz besonders Rüstigen und Kräftigen, die noch aufgelegt waren, solche unnütze Nebendinge wie Gold und Silber zu tragen, darauf speculiren konnten. — — — Mit der eingetretenen Gleichheit ging die Gesetzlosigkeit Hand in Hand, nur das Recht des Stärkeren war das einzig gültige. In Smolensk, wo die ersten Vertheilungen gemacht und blutige Gefechte an allen Magazinthüren geliefert wurden, hatte ein Stabs-Officier einen großen Schweizerkäse erbeutet und eilte damit über die Straße seiner Wohnung zu; einige Soldaten halten ihn an und wollen ihm den Käse nehmen. Der Officier hält ihn krampfhaft fest, es entsteht Lärm, mehrere Soldaten eilen herbei und werfen den Officier, ohne Rücksicht auf seine Epauletten, zu Boden. Mit Wuthgeschrei schwingen sie die Säbel über seinem Haupte, der Unglückliche sieht den Tod vor Augen, der Käse, den er mit Händen und Zähnen festhält, deckt ihn wie ein Schild. Jetzt hauen die Soldaten unbarmherzig auf ihn ein, nämlich: auf den Käse, den sie auf dem Leibe des Officiers in Stücke zersäbeln und damit davonlaufen."

In Wilna waren für diejenigen Gefangenen, welche die Russen in das Basiliuskloster zusammentrieben, die schauerlichsten Tage von allen. Mehrere Tage

hindurch erhielten sie weder Wasser, noch Feuer, noch Brod und Plünderer drangen herein, welche denen, die sich nicht mehr vertheidigen konnten, die Kleidungsstücke vom halberstarrten Leibe rissen. Später wurde einige Mal Fleisch unter sie vertheilt, doch gebrach es an Holz und Kochgeschirren und den Durst zu löschen wurden ihnen nur Schneeballen zugeworfen. Die gefangenen Officiere wurden, als der Großfürst Constantin eingerückt war, in Bürgerhäusern einquartirt und nach der Ankunft des Kaisers Alexander wurde das Loos der gemeinen Soldaten gemildert. Die Wiedergenesenen wurden in das Innere Rußlands, mehrentheils nach Sibirien, abgeführt. „Ich," erzählt unser Freund Röder, „der einzige großherzoglich hessische Officier, der nicht krank im Spitale lag, befand mich noch zu schwach, um mich einem solchen Officiercorps und Transport anzuschließen, was ich sonst wohl gethan haben würde, um aus dieser Stadt, wo Alles sehr theuer war, in jene russischen Provinzen zu kommen, wo die nothwendigsten Lebensmittel sehr wohlfeil sind. Von dem in Wilna herrschenden bösartigen Lazareth-Nervenfieber (Typhus) befallen, war ich gezwungen hier noch länger zu bleiben. Ich konnte auf meine Kosten hier so lange leben, als es mir beliebte, was mich, da mich kein Ehrenwort hier zu bleiben band, zu einem Fluchtproject bestimmte. Ich führte dieses auch glücklich aus; ein mit funfzig Rubeln erkaufter russischer Officier nahm mich und meinen treuen Feldwebel Vogel mit nach Meretsch und brachte mich über den Niemen, von wo ich endlich das geliebte Rheinland wieder erreichte." *)

Wohl noch niemals, so lange die Welt steht, hat ein Menschenhaupt so entsetzlichen und doch wohlverdienten Fluch von Millionen Unglücklicher auf sich geladen, wie Napoleon I., der große Kaiser der Franzosen; man muß die Schilderung der Lazarethe in Moskau, Smolensk, Wilna lesen, um sich zu überzeugen von der Berechtigung solcher Verwünschungen.

„Einen Beleg," erzählt Pfuel, „zu der väterlichen Vorsorge des französischen Kaisers für seine Armee giebt, nächst der Magazin-Einrichtung in Rußland und Polen, die Verwaltung der Hospitäler in Wilna, wo Alles vortrefflich eingerichtet war bis auf den Umstand, daß die Kranken gleich von Anfang an ohne Matratzen und Betten waren und auf den Dielen oder Steinplatten liegen mußten. Man ließ die Kranken beinah ganz ohne ärztliche Hülfe und es kam

*) Hauptmann Röder gehört zu den wenigen Geretteten, die später ihren Degen dem Vaterlande zu widmen im Stande waren. Er avancirte zum Obersten des Generalstabes und starb 1840.

vor, daß bei Medicinvertheilungen auf ein Lazareth von 400 Mann drei kleine Flaschen Medicin für zwei Tage verabreicht wurden. Das Vertrauen auf die Selbsthülfe der Natur ist in der Art gerechtfertigt worden, daß in den Lazarethen der Stadt Wilna bis zum Einzuge der Russen über 20,000 französische Soldaten gestorben sind, davon wir beim Einrücken noch wohl an 7000 in den Straßen in Hügeln aufgeschichtet fanden, in Hügeln, welche sich dadurch gebildet hatten, daß man die Leichname aus den Fenstern der Krankenstuben warf. Sämmtliche Lazarethe in Wilna waren so durchaus verpestet, daß der Tod in allen Winkeln wohnte; in den Stuben lagen Sterbende und Lebende unter schon in Verwesung übergegangenen Körpern, ohne Feuerung, um sich zu wärmen, ohne Stroh, um sich zu betten; alle Treppen und Gänge waren voll zertretener und verwitterter Leichen und überall standen aufgeschichtete Todtenhügel, zwischen denen Jammergestalten wie grauenhafte Schatten der Abgeschiedenen umher wandelten."

So gestreng aber ging der Himmel mit den Soldaten der großen Armee ins Gericht, daß, wie er den Lebenden keine Rast auf Rußlands Boden, so nun auch den Todten keine Ruhestätte im Grabe gewährte; die hartgefrorne Eisrinde verwehrte es, die Leichen unter die Erde zu bringen, sie wurden auf Befehl der Regierung in Haufen — Menschen und Pferde — zusammengeschichtet, Scheitholze, Reißig umher gelegt und den Flammen übergeben. Nach dem, von dem Minister des Innern officiell bekannt gemachten, Berichte wurden verbrannt: Im Gouvernement Minsk bis zum 15. Januar 1813: Menschenleichen 18,709, Pferdeleichen 2764. An der Beresina: 13,106 Menschen-, 27,316 Pferdecadaver. Im Gouvernement Moskau hatten, noch bevor der harte Frost eintrat, die Bauern Tausende von Leichen verscharrt; dann wurden bis zum 3. Februar 49,574 menschliche und 27,849 Pferdecadaver verbrannt. Im Gouvernement Smolensk belief sich bis Ende Februar die Zahl der verbrannten Menschenleichen auf 71,753, die der Pferdecadaver auf 51,450. Im Gouvernement Wilna zählte man bis zum 25. Februar 72,205 Menschen- und 4407 Pferdecadaver, in Kaluga 1027 Menschen- und 5584 Pferdeleichen. Demnach wurden im Ganzen 226,374 Menschenleichen und 119,370 Pferdecadaver verbrannt.

Der König Murat traf am 12. December mit einer Bedeckung in Kowno ein, wo eben so, wie in Wilna, noch unermeßliche Vorräthe vorhanden waren.

„Die Absicht Sr. Majestät," ließ Murat an Ney schreiben, „ist, daß Alles, was zum 2. und 3. Corps, zur Division Loison und der Weichsellegion gehört, in Kowno verbleibe, um den Brückenkopf und überhaupt den Platz, in welchem sich ein Geschützpark, viele Munition, Lebensmittel in Menge, Kleidungsstücke und Rüstung aller Art befinden, zu vertheidigen. Der König glaubt, daß man in dieser Stellung den Kosacken eine Lection geben könne, wenn sie zudringlich werden sollten."

In der That raffte Ney vor Kowno noch etwa eintausend Mann zusammen und machte auf die Kosacken Platows, die unter dem Schleier eines Schneegestöbers den Rückzug beunruhigten, einen Angriff, welcher sie davon zurückhielt, schon heut in die Stadt einzudringen. In Kowno herrschte dieselbe Verwirrung, wie in Wilna. „Von einem der längsten und beschwerlichsten Märsche ermüdet, vor Hunger und Frost sterbend," erzählt Labaume, „langten wir am 12. in Kowno an, wo sich von jedem Corps die letzten Trümmer vereinigt fanden. Wir lagerten auch hier auf offener Straße und da man im Hauptquartier wußte, daß wir wegen unserer kläglichen Lage keine Stellung mehr behaupten konnten, so gab man die Magazine der Plünderung preis. Sogleich hatte man Ueberfluß an Kleidern, Mehl und Branntwein. Die Straßen waren voll eingeschlagener Tonnen und der ausgelaufene Branntwein bildete auf dem Markt einen See, der die willkommene Eigenschaft hatte, bei der strengen Kälte nicht zuzufrieren. Die Soldaten warfen sich an diesem Lebenswasser (eau de vie) mit einem Heißdurst nieder, gleich Wüstenpilgern an dem Brunnen der Oase. Die traurige Wirkung blieb nicht aus, die Soldaten tranken in solchem Uebermaße, daß über 1200 Betrunkene in den Straßen erst umhertaumelten, dann auf den kalten Steinen und im Schnee niedersanken, wodurch denn, wer draußen lag, gar bald aus den Armen des Schlafes in die des Todes überging." Die gänzliche Auflösung des 4. Armeecorps wurde in Kowno, außer durch diese Branntweinniederlage, noch dadurch vollständig, daß anfänglich der Befehl ertheilt wurde: nach Tilsit zu marschiren, und als dahin aufgebrochen war, Gumbinnen als der nächste Sammelplatz bezeichnet wurde. „Diese Befehle und Gegenbefehle vollendeten die Zerstreuung des 4. Armeecorps. Von nun an war nichts weiter beisammen, als der Stab des Vicekönigs von Italien — ein rechter Bettelstab mit 8 bis 10 Officieren." — Platow unternahm am 13. des Vormittags einen zweiten Angriff auf Kowno, der jedoch ebenfalls von

Ney mit der, von ihm so oft bewährten, Unerschrockenheit zurückgeschlagen wurde. Um 9 Uhr Abends, nachdem Ney noch Alles, was an Vorräthen und Artillerie verblieben war, zerstört, die Brücke über die Wilna und dann auch hinter sich die über den Niemen angezündet hatte, trat er den Rückzug mit der Nachhut an, wozu er nicht mehr als 200 Bewaffnete hatte zusammenbringen können.

Als der tapfere Marschall bei Eröffnung des Feldzuges, vor 6 Monaten, denselben Fluß überschritt, zählte sein Armeecorps 43,000 Mann! — In gleichem Verhältnisse war die gesammte große Armee, noch bevor das Thauwetter eintrat, zusammengeschmolzen. Die alte Garde zählte bei dem Appell am 14. December nicht mehr als 400 Mann, die Cavallerie 600 Mann; die gesammte Artillerie der Armee bestand in 9 Geschützen, von denen 5 großherzoglich hessische waren. Der Major-General Berthier meldet im Auftrage des Königs Murat dem Kaiser aus Wirballen den 16. December: „Die Wahrheit ist, daß vier Fünfteln des Heeres Hände, Füße oder Gesicht erfroren sind. Ew. Majestät können sich keinen Begriff von dem Zustande der Leiden und der Unordnung machen, in welchen die, nach Ew. Majestät Abreise eingetretene, Strenge der Kälte das Heer versetzt hat. Seit zwei Monaten zu langen Tagemärschen gezwungen, ist heut die noch unter den Waffen gebliebene Mannschaft kaum stark genug zu einer Escorte für den König, die Generale und die Adler."

Die seit dem 16. December in noch heftigerem Grade eingetretene Kälte zwang die russischen Feldherren von einer lebhaften Verfolgung abzustehen; Kutusof war genöthigt, sein Heer, welches mit den Corps von Wittgenstein, Tschitschagof, Sacken und der Besatzung von Riga gegen 100,000 Mann zählte, zu schonen, da er darauf gefaßt sein mußte, bei dem Ueberschreiten der preußischen Grenze ein französisch-preußisches Heer zur Vertheidigung derselben bereit zu finden. „Nichts hätte Platow gehindert," — sagt Chambray — „bis nach Königsberg, wohin Murat am 19. December das Hauptquartier verlegt hatte, vorzudringen, wenn er nicht den Befehl vom Kaiser Alexander erhalten hätte, an der preußischen Grenze Halt zu machen, und so fing die französische Armee, welche, so wie sie dies Gebiet erreichte, auch wieder Ueberfluß hatte, der Ruhe zu genießen an; dies war seit dem Aufbruche aus Moskau das erste Mal." —

Für Napoleon war der Halt, den das russische Heer an der preußischen Grenze machte, das Glücklichste, was ihm unter diesen Umständen begegnen konnte, denn in Preußen gährte ein Volksaufstand und in Deutschland wurden

— wenn auch nicht von den Rheinbundfürsten und ihren Würdenträgern — doch von der gesammten Bevölkerung die Russen herbeigewünscht, nur um die Franzosen los zu werden. Deutschland aber, zwischen Elbe und Rhein, das wußte Napoleon sehr wohl, gehörte dem an, der es zuerst besetzte, und daß er hierin den Russen zuvorkam, war von der wichtigsten Entscheidung für den nächsten Feldzug.

Der König Murat wies, in der Hoffnung, daß die Verfolgung durch die russische Armee an der preußischen Grenze einen Wall finden würde, den noch übrigen Trüppchen der großen Armee, welche sich nach und nach einfanden, Sammelplätze an: dem fünften Armeecorps Warschau, dem sechsten Plock, dem ersten und achten Thorn, dem zweiten und dritten Marienwerder, dem vierten und neunten Marienburg. Die Garde besetzte Insterburg, wohin auch die Division Heudelet zu marschiren Befehl erhielt. In Königsberg trafen am 22. December die Brigaden des zehnten Armeecorps ein.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Feldzug des zehnten Armeecorps unter Macdonald und York. — Die siebente und siebenundzwanzigste Division. — Yorks Anrede an die Truppen bei dem Ueberschreiten der russischen Grenze. — General Grawerts Bericht an den König. — Klagen über schlechte Verpflegung. — Der polnische Adel in Lumpen. — Macdonalds Urtheil über York zu Anfang des Feldzuges. — York bittet um Versetzung; — wird vom Könige abschlägig beschieden. — Grawert erkrankt; — York tritt an seine Stelle. — Oberstlieutenant v. Horn bei Dahlenkirchen. — Der in russische Dienste getretene Oberstlieutenant Tiedemann. — Die in Gefangenschaft gerathenen preußischen Officiere nehmen Dienst bei der russisch-deutschen Legion. — Entrüstung Yorks hierüber. — Der König und Hardenberg geben York Winke, sich mit dem russischen General zu verständigen. — York lehnt dies Ansinnen ab. — Zusammenkunft mit General Essen. — Riga erhält Verstärkungen. — Der Angriff der Russen auf den Artillerie-Park bei Ruhenthal. — Yorks Rückzug von Bauske. — Macdonalds Mißtrauen. — Die französischen Kriegscommissaire verweigern den Preußen Verpflegung. — Die Magazine werden erbrochen. — Die Russen in Mitau. — Der Graf Brandenburg im Kriegsrathe am 27. September. — Die Wagenburg der Vierundzwanzigpfünder bei Ruhenthal wird gerettet. — Die französischen Artilleristen machen ein Treibjagen auf eine Schweineheerde. — Glänzende Gefechte der Preußen am 28., 29., 30. September, 1. und 2. October. — Mitau wird von den Russen verlassen. — Macdonald ertheilt York und den preußischen Truppen ein ehrenvolles Zeugniß. — Erwähnung im vierundzwangzigsten Armeebülletin. — York und Kleist zu Officieren der Ehrenlegion ernannt. — Major v. Wrangel als Courier nach Berlin geschickt. — Yorks Bericht über die Schlacht bei Bauske. — Der preußische Staatsrath Ribbentrop General-Commissair; — von Macdonald entlassen. — York beschwert sich bei dem Könige. — Graf Henkel überbringt Orden und Geldgeschenke aus Berlin; — wird von York sehr barsch empfangen.



Der Feldzug des zehnten Armeecorps der großen französischen Armee unter Anführung des Marschalls Macdonald, Herzogs von Tarent, wurde bisher unerwähnt gelassen, indem wenig oder gar nichts von ihm zu melden war, was in Verbindung mit den Operationen Napoleons bei seinem Vordringen bis Moskau gestanden hätte. Das zehnte Armeecorps bestand: aus der siebenten und siebenundzwanzigsten Division:

A. Die VII. Division. General Grandjean, Infanterie:

1. Brigade: General Ricard.
   Bairisches Infanterie-Regiment Nr. 13, Oberst Graf Buttler.
   Polnisches Infanterie-Regiment Nr. 5.
2. Brigade: General Prinz Radziwill.
   Polnisches Infanterie-Regiment Nr. 10.
3. Brigade: General Bachelu.
   Westphälisches Infanterie-Regiment Nr. 1.
   Polnisches Infanterie-Regiment Nr. 11.

Cavallerie: Oberst Hünerbein.

Preuß. Husaren-Reg. Nr. 1, Major v. Cosel.	2. Esc. 1. Leib-Husaren-Regiments, 2. Esc. 2. Leib-Husaren-Regiments.

B. Die XXVII. Division.

Commandirender General der Infanterie: v. Grawert, Chef des Generalstabes: Oberst v. Röder.

Zweiter Commandirender: General-Lieutenant v. York.

Infanterie: General-Major v. Kleist.

1. Brigade: Oberst v. Below.

Infanterie-Regiment Nr. 1, Major v. Sjöholm I.	1. ostpreuß. Inf,-Reg. 2 Bataillone, " " 1 Füselierbat., 2. " " 2 Bataillone.
Infanterie-Regiment Nr. 2, Major v. Sjöholm II.	3. ostpreuß. Inf.-Reg. 1 Bataillon, 4. " " 2 Bataillone.

Ostpreußisches Jägerbataillon, Major v. Clausewitz.

2. Brigade: Oberst-Lieutenant v. Horn.

Infanterie-Regiment Nr. 3, Major v. Steinmetz.	pomm. Inf.-Reg. Colb. 1 Bataillon, " " 2. " " " " Füselier-Bataillon.
Infanterie-Regiment Nr. 4, Major v. Zielinski.	Leib-Infanterie-Regiment 3 Bataillone.

3. Brigade: Oberst v. Raumer.

Infanterie-Regiment Nr. 5, Major v. Schmalensee.	1. westpreuß. Inf.-Reg. 3 Bataillone.

Infanterie-Regiment Nr. 6, Major v. Carnal. } 2. schlesisches Inf.-Reg. 3 Bataillone.

Füselier-Bataillon Nr. 7, Major v. Funk.

Cavallerie: General-Lieutenant v. Massenbach.

1. Brigade:

Dragoner-Regiment Nr. 1, Major v. Treskow. } lith. Dragoner 2 Escadrons, 2. westpreuß. Drag.-Reg. 2 Escadrons.

Dragoner-Regiment Nr. 2, Oberst v. Jürgaß. } 1. westpreuß. Dragoner 2 Escadrons, brandenburg. Dragoner 2 Escadrons.

2. Brigade: Oberst v. Jeanneret.

Husaren-Regiment Nr. 3, Major v. Eicke. } 1. schlesisches Husaren-Regiment 2 Esc. 2. schlesisches Husaren-Regiment 2 Esc.,

Artillerie: Major v. Schmidt.

4 Fußbatterien 6 pfd.,
eine halbe Fußbatterie 12 pfd.,
drei reitende Batterien 6 pfd.

Zwei Cavallerie-Regimenter wurden der Cavallerie-Reserve unter dem Könige von Neapel zugetheilt und zwar:

Husaren-Regiment Nr. 2, Oberst v. Czarnowski. } brandenburger Husaren 2 Escadrons, pommersche Husaren 2 Escadrons.

Ulanen-Regiment, Major v. Werder. } schlesische Ulanen 2 Escadrons, brandenburger Ulanen 2 Escadrons.

Ursprünglich waren für das preußische Hülfscorps, dem Tractate vom 24. Februar 1812 gemäß, 21,000 Mann mobil gemacht worden.

Als York die Vorhut am 28. Juni auf die russische Grenze hinüberführte, hielt der sonst so schweigsame General an die Mannschaft eine kurze Anrede: „Wir überschreiten jetzt,“ sagte er, „die Grenzen eines Landes, mit dem Preußen bisher in nachbarlicher Freundschaft gelebt hat, als Feinde. Ich erwarte von den unter meinem Commando stehenden Truppen nicht blos die alte preußische Tapferkeit und den Gehorsam tüchtiger Soldaten, sondern auch die möglichste Schonung des jetzt feindlichen Landes und dessen Bewohner. Es lebe Se. Majestät der König!“ Ueber Yorks Lippen wäre ein „Vive l'Empereur!“ wie es den rheinbündischen Generalen so geläufig war, nicht mit zehn Pferden herüberzubringen gewesen. — Am selben Tage wurde bis Tauroggen marschirt.

General v. Grawert, Oberbefehlshaber des preußischen Armeecorps, berichtet unter dem 1. Juli an den König: „Ich bin den Truppen unter meinem Commando das pflichtmäßige Zeugniß schuldig, daß sie auf diesem Marsch, aller unsäglichen Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, so wie der bösen Beispiele, die sie vor sich haben, ungeachtet, doch viel Ordnung erhielten. Das unglückliche Land, welches wir durchziehen, wird hart mitgenommen, und obwohl ich sehr bemüht bin, darüber streng zu wachen, daß die Truppen Ew. Majestät die verheerenden Beispiele, die sie täglich vor Augen sehen, nicht nachahmen, so kann es doch nicht fehlen, daß bei den angestrengten Märschen und den unaufhörlichen Biwaks, zu denen sie genöthigt werden, nicht auch hin und wieder Dinge vorfallen, gegen die sich mein Gefühl empört." Daß von den Franzosen und noch mehr von den Rheinbündnern sogleich beim Einmarsche in Lithauen arg rabuschert wurde, haben wir oben erwähnt. Grawert beklagt sich bei dem Könige über das Ausbleiben der Soldzahlung, wodurch er sich gezwungen sehe, in der Aufrechthaltung strenger Disciplin nachsichtig zu sein, wobei es noch ein großes Glück sei, daß sich aller Orten Vorräthe zur Versorgung der Truppen vorfänden, nur führe deren Beitreibung unvermeidliche Excesse und Gewaltthätigkeiten herbei, welche durch keine Autorität zu hindern seien. —

Der Marschall Macdonald verlegte sein Hauptquartier am 1. Juli nach Rosianna, wo er bis zum 11. blieb. Er bemühte sich, in die Verwaltung der dortigen Provinz und in die Lieferungen für das Heer einigermaßen Ordnung zu bringen; es war vergeblich. Täglich meldeten sich bei ihm polnische Magnaten, Starosten und gemeine Edelleute in zerlumptem Aufzuge und erboten sich, die Aemter von Vice-Königen, Präfecten, Gouverneurs u. s. w. bis herab zum Stallknecht und Stiefelputzer zu übernehmen. „Sehen Sie nur," äußerte Macdonald bei einer solchen Audienz gegen Grawert, „diese Lumpenkerls an; keiner hat ein ganzes Hemd auf dem Leibe, dennoch schreien sie: es lebe die Republik! es lebe die Unabhängigkeit!" York ließ sich niemals herbei, mit dem Marschall über Anderes als über dienstliche Angelegenheiten zu sprechen und auch dies that er in zurückhaltender, schroffer Weise. Macdonald äußerte schon damals über York gegen einen preußischen Officier, welcher zur Dienstleistung in das Hauptquartier commandirt worden war: „Ich halte den General York für einen tüchtigen Militair, allein ich vermuthe bei ihm bösen Willen." — Vielleicht war dieser Verdacht Veranlassung, daß York unter dem 10. Juli

Befehl erhielt, sich nach Memel zu begeben und dort das Commando über eine Abtheilung von 8 Bataillonen Infanterie, 2 Schwadronen und 2 Batterien zu übernehmen, um den linken Flügel des zehnten Armeecorps gegen das Vordringen der Russen von Riga her zu sichern.

Das erste Gefecht mit den Russen bestand das preußische Corps bei Eckau am 18. Juli, bei welchem Grawert commandirte. Die Russen wurden geworfen, verloren einige Hundert Todte und Gefangene, indessen zögerte Grawert, den Feind ernsthaft zu verfolgen, indem er erklärte: er habe seine Kriegskunst der Raupe abgelernt, welche den Kopf nicht eher vorwärts strecke, als bis sie das Hintertheil herangezogen habe. Mit dergleichen strategischen Maximen und überhaupt mit Grawerts Wesen und dessen, dem Sterne Napoleons vertrauender, Zuversicht stimmten Yorks Ansichten so wenig überein, daß er auf's Neue den König um Versetzung bat. „Mit Bedauern," antwortete ihm der Oberst v. Hake im Auftrage des Königs aus Berlin den 5. August, „haben Se. Majestät aus Ew. Excellenz Schreiben vom 18. v. M. ersehen, wie wenig zufrieden Sie mit Ihrer Lage sind. Ich gestehe, daß ich zwei commandirende Generale bei einem Armeecorps immer unangemessen finde, um so mehr bei einem so kleinen als das unsere, und das nun noch unter einem dritten Obergeneral steht. Se. Majestät sind derselben Meinung; allein da sich die einmal ausgesprochene Meinung nicht ändern läßt, so wünschen Allerhöchstdieselben, daß Ew. Excellenz sich mit der Versicherung des Allerhöchsten Wohlwollens beruhigen mögen."

Schwerlich würde York noch länger in diesem Verhältnisse ausgehalten haben, und so war es für die Tage großer Entscheidung, welche bevorstanden, erwünscht, daß Grawert durch Krankheit genöthigt wurde, sein Commando niederzulegen. Macdonald rief durch ein sehr verbindliches Schreiben York nach Mitau, wo ihm seit dem 8. August die schwere Aufgabe zugetheilt wurde, mit einem verhältnißmäßig kleinen Corps gegen die überlegenen Streitkräfte des Feindes, welche das starkbefestigte und gut versorgte Riga besetzt hielten, Kurland zu schützen. Der Marschall Macdonald war mit der bairisch-polnischen Division nach der zwanzig Meilen von Mitau entfernten Jacobstadt marschirt, um den Marschall Oudinot gegen das Vordringen Wittgensteins zu decken. So lange der schon längst erwartete Belagerungstrain nicht eingetroffen war, konnten keine ernsthaften Anstalten zur Einschließung und Berennung Rigas gemacht und eben so wenig Ausfälle der Belagerten verhindert werden. In Riga führte

General Essen, ein Liefländer, den Befehl und mehrere ausgezeichnete, früher in preußischen Diensten gestandene, Officiere hatten sich ihm zur Verfügung gestellt. Schon längst hatte die napoleonische Gewaltherrschaft alles natürliche und menschliche Gefühl so erstickt, daß es bereits in dem östreichischen Kriege vorgekommen war, daß der Sohn, der auf deutscher Seite focht, dem Vater, der bei den Rheinbündnern stand, das greise Haupt gespalten, der Bruder dem Bruder gegenüber in der Schlacht, die für Napoleon die Bedeutung eines Gladiatorenspiels hatte, den Degen in die Brust gestoßen; dasselbe grausame Schicksal wiederholte sich in dem preußisch-russischen Feldzuge. Dem General Essen lag Alles daran, die Einschließung der Festung zu hindern und durch einen Ueberfall den Belagerungstrain, noch bevor er herangebracht wurde, zu vernichten. Den Plan hierzu hatte er einem früher preußischen, jetzt russischen Oberst-Lieutenant v. Tiedemann anvertraut. Die Stellung der Preußen bei Dahlenkirchen war als besonders schwach von ihm auskundschaftet und er unternahm am 22. August in frühester Morgenstunde einen Ueberfall, der glücklich ausgeführt, und bei welchem den Preußen ein sehr empfindlicher Verlust zugefügt wurde. Der Posten von Dahlenkirchen war dem Oberst-Lieutenant v. Horn, einem der tapfersten und kriegslustigsten Officiere der ganzen preußischen Armee, anvertraut, von dem Macdonald zu sagen pflegte: das Herumschlagen mit dem Feinde ist ihm so nothwendig, wie uns Andern das Frühstück; er nannte ihn den preußischen Bayard. In den Morgenstunden und oft auch des Nachts machte Horn allein die Runde an der Vorpostenkette, wo er, mit der Pfeife im Munde, die Kosacken gemächlich auf sich schießen ließ, wie er sagte: um auszuprobiren, ob die Kerls mit Carabinern oder mit Pistolen besser zu schießen verständen. Er hatte eine völlig offene Stellung und nicht mehr als 8 Füselier-, 2 Jägercompagnien und 2 Schwadronen bei sich. Am 21. August war bei der Parole seine Ernennung zum Obersten bekannt gemacht worden; Horn saß mit seinen Officieren, als der Tag graute, noch bei einer frischen Bowle Punsch, als ein lebhaftes Gewehrfeuer der Vorposten die muntere Gesellschaft nöthigte, das Glas mit dem Säbel zu vertauschen. Mit einer vierfachen Uebermacht warfen sich die Russen zuerst auf den rechten Flügel der Preußen und als sie diesen zum Rückzuge gezwungen, auf den linken, „wo die braven Pommern, wohl zur Unzeit, nur Schritt vor Schritt das Feld räumten," so daß sie endlich umringt wurden und nach blutigster Gegenwehr die meisten den Tod fanden oder verwundet in des Feindes

Hand fielen. Das pommersche Füselier-Bataillon verlor hier 320 Mann, die beiden Jägercompagnien 125 Mann, im Ganzen betrug der Verlust 25 Officiere und 775 Mann. „Der Anfang meines Commandos," schrieb York damals nach Berlin, „ist mit einem Unglück verbunden gewesen und ich habe das Wagestück einer ausgedehnten, zum Theil durch große Moräste getrennten, Stellung büßen müssen, was eigentlich meinem Vorgänger gebührt hätte. . . . . Vom 7. bis 21. August begnügte sich der Feind mit einigen Recognoscirungen. Am 22. aber beschloß der Oberst-Lieutenant v. Tiedemann, das Factotum des Generals Essen, einen andern glänzenden Coup auszuführen. Er wählte dazu den Posten von Dahlenkirchen als den leichtesten; wobei vielleicht auch noch persönliche Rache gegen den Obersten Horn mitgewirkt haben mag, der ihm bei Gelegenheit eines Zusammentreffens an den Vorposten über sein undankbares Verfahren gegen sein preußisches Vaterland einige derbe Zurufungen gemacht hat. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, Leidenschaft war in jedem Falle Ursache des Gefechts, es sei eine Rache für Eckau oder für persönliche Beleidigung; denn ein großer Zweck war dabei nicht auszuführen, wohl aber opferte man schon bei der entfernten Blokade der Festung Menschen auf, die man bei der zu erwartenden Belagerung hinterher so nöthig brauchen wird. . . . . . Der größte Verlust aber, der den General Essen nach seiner eigenen Aussage betroffen hat, ist der des Oberst-Lieutenants v. Tiedemann. Dieser Mann ist bei diesem Gefecht das Opfer seiner Leidenschaft und seiner politischen Meinung geworden. Nach beendetem Gefecht bot er einem blessirten, auf der Erde liegenden preußischen Jäger Pardon an, der sich aber bei seinem Anblick wüthend erhob und ihn in den Leib schoß, an welcher Wunde er 24 Stunden später unter den größten Qualen gestorben ist. Uebrigens ist es gut, daß er todt ist; wir werden jetzt mehr Ruhe haben. Er hat sich in der letzten Zeit seines Lebens noch dadurch verächtlich gemacht, daß er unsere Truppen nicht allein oft, doch zum Glück vergeblich, zur Desertion aufmunterte, sondern auch am 6. dem Major Crammon in Schlock den schmählichen Antrag gemacht hat, mit seinem Bataillon zu capituliren. Einen gleichen Antrag machte er an diesem Tage dem Major v. Goltz und dem Major v. Thümen, wurde aber mit gebührender Verachtung zurückgewiesen. Den Ueberfall auf Friedrichstadt hat ein Herr v. S. gemacht, der früher im Brandenburger Cürassier-Regiment gedient hat. Herr v. P., der ebenfalls früher in unseren Diensten gestanden, ist am 22. bei Dahlenkirchen

recht verdienter Maßen stark blessirt worden." Man erzählte, daß der Jäger, von dessen Hand Tiedemann fiel, sein leiblicher Bruder gewesen sei. — Als York damals so streng über diejenigen preußischen Officiere urtheilte, welche in russische Dienste getreten waren, hatte er freilich noch keine Ahnung davon, daß er bald dem gesammten Heere ein noch viel schlagenderes Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe geben werde.

Von Tag zu Tage mehrten sich die Anzeigen, daß in dem unter Yorks Befehl gestellten Officiercorps eine Wandlung der Ansichten eingetreten sei. Im Auftrage Yorks hatte Major Rudolphi mit dem General Essen am 24. Juli eine Uebereinkunft verabredet, der zu Folge die, in dem Gefecht am 22. in russische Gefangenschaft gerathenen preußischen, Officiere ausgewechselt werden sollten. Als General Massenbach am 29. wegen dieser Auswechselung sich bei dem russischen General Lewis einfand, erklärte ihm dieser: sämmtliche gefangene preußische Officiere hätten es vorgezogen, anstatt sich auswechseln zu lassen, in die russisch-deutsche Legion einzutreten. Ein kleines Commando, welches York bei einem reichen Gutsbesitzer, dem Baron v. Korff in Boldohnen, als Schutzmannschaft zurückgelassen hatte, war von den Kosacken aufgehoben worden und die gesammte Mannschaft war sofort in jene Legion, bei welcher Deutsche aus aller Herren und Herrchen Heeren Dienst nahmen, eingetreten. Gewiß, eine wunderbare Umkehrung aller Verhältnisse und Anschauungsweisen, daß Kantschu und Kosacken-Pike auf die zerrissenen Glieder Deutschlands eine unwiderstehlichere Anziehungskraft ausübten, als Napoleons Vorspiegelungen von Freiheit und Völkerglück, so daß Deutschlands Hoffnungen sich damals unter die Fittiche des russischen Adlers flüchteten.

York, dem Mannszucht, unbedingte Unterordnung unter den Allerhöchsten Befehl, altpreußische Soldatenehre, auf die man halten mußte, auch wenn man sie dem — Gott sei bei uns! Napoleon — verpfändet hatte, über Alles ging, erließ einen strengen Tagesbefehl, in welchem Alle, die als Gefangene russische Dienste nähmen, für Deserteurs erklärt und bedroht wurden, wenn sie in diesseitige Gefangenschaft geriethen, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden. Der König, dem York hierüber Meldung gemacht, erklärte sich in einem Schreiben aus Teplitz vom 12. September vollständig mit seinen Maßregeln einverstanden, wogegen er über das Benehmen der russischen Generale in den stärksten Ausdrücken schreibt. Um jedoch einem ganz zwecklosen Gemetzel vor Riga Einhalt zu thun,

empfiehlt er York: die abgebrochenen Verhandlungen mit dem russischen commandirenden General mit der gehörigen Vorsicht wieder anzuknüpfen, wobei er das Vertrauen ausspricht, York werde diese ganze Angelegenheit mit aller der Rücksicht behandeln, welche der schwierige Gegenstand erheische. Der Staatskanzler begleitete die Cabinetsordre mit einem vertraulichen Schreiben, in welchem er ebenfalls wie die Katze um den heißen Brei herumgeht. „Indem ich Ew. Excellenz," schreibt er ihm, „die von Sr. Majestät mir zur Besorgung übermachte Cabinetsordre ergebenst übersende, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Sie meiner vorzüglichsten Hochachtung zu versichern, so wie des lebhaften Vertrauens, welches ich mit so Vielen, die Excellenz kennen, theile, daß Sie dem großen und mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Zwecke Ihrer gegenwärtigen Bestimmung zur Ehre der preußischen Waffen und zum Nutzen des Vaterlandes vollkommen entsprechen werden. Die Ausführung des Inhaltes des Königlichen Cabinetsschreibens wird immer die größte Vorsicht erfordern, um alle Mißdeutung zu vermeiden; Ew. Excellenz werden dazu schon nach Ihrer geprüften Einsicht die besten Mittel erwählen."

York verstand sehr wohl, womit Hardenberg hinter dem Berge hielt; allein er war zu sehr Soldat, um sich auf dergleichen diplomatische Andeuteleien einzulassen. Er antwortete: „Ew. Majestät haben mir zu befehlen geruht, die Unterhandlung wegen Auswechselung der Gefangenen und wegen Festsetzung einer Demarcation zwischen den Vorposten, welche der General-Gouverneur von Riga, General Essen, auf eine auffallende Weise abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen. Allerhöchstdieselben wollen es mir aber huldreichst verzeihen, wenn ich dagegen vorzustellen wage, daß es mir durch einen Tagesbefehl Sr. Majestät des Kaisers Napoleon, der alle und jede Unterhandlung mit dem Feinde durch untergeordnete Generale auf das Strengste untersagt hat, und durch eine, auf diesen Tagesbefehl begründete gemessene, Vorschrift des Marschalls Herzogs von Tarent unmöglich gemacht worden ist, von Neuem mit dem General Essen zu unterhandeln, wenn ich nicht befürchten soll, in die unangenehmste Verantwortung zu gerathen, die zugleich das preußische Corps auf einmal alles des Zutrauens berauben würde, welches es sich durch sein bisheriges Betragen erworben hat. . . . Ich bitte Ew. Majestät, Allergnädigst überzeugt zu sein, daß ich unter allen Umständen mit ruhiger und kalter Besonnenheit handeln und das Interesse Allerhöchst Ihres Dienstes fest und allein im Auge halten werde."

Nach Absendung dieser Antwort erhielt York am 23. September von dem General Essen eine dringende Einladung zu einer Zusammenkunft in einem Landhause. Er sagte für den nächsten Tag zu und fand sich zur festgesetzten Stunde ein, begleitet von dem Major v. Seydlitz. Da York dem russischen General die unangenehme Nachricht von dem siegreichen Einzuge des Kaisers Napoleon in Moskau mitzutheilen hatte, hielt dieser mit den Anträgen, welche er York zu machen gedachte, für diesmal zurück und noch weniger war der preußische General, der sich durch Essens Benehmen, in Betreff der Gefangenen, sehr verletzt fühlte, geneigt, in freundnachbarliche Unterhandlung zu treten. „Die beiden Generale begrüßten sich mit vieler Höflichkeit, aber das Gespräch blieb bei gleichgültigen Dingen; von irgend welchem dringenden Anlaß zur Einladung von Seiten Essens kam nichts zur Sprache. Das Wesen Yorks scheint Essen imponirt zu haben, denn er hatte nicht den Muth sich ihm näher zu erklären;" so berichtet Clausewitz.

Der russische General überzeugte sich, daß sich für's Erste mit York nicht diplomatisch unterhandeln lasse; auf's Neue wurde zu den Waffen gegriffen, obschon weder die Einen, noch die Anderen auch nur den leisesten Groll gegen einander hatten, vielmehr gern in Gemeinschaft auf den, der sie zum menschenmordenden Kampfe zusammenhetzte, losgeschlagen hätten. Und nicht etwa nur die nachbarlichen Preußen und Russen standen hier einander gegenüber; es gab keinen so entfernten Winkel der Erde, aus welchem nicht die Menschheit aus Ruhe und Frieden aufgestört wurde, um sich wie wilde Bestien zu zerfleischen. In Riga waren am 20. September ansehnliche Verstärkungen aus Finnland eingetroffen, welche sofort gegen die, auf französischer Seite von der Insel Elba angekommenen, Ersatzmannschaften losgelassen wurden; und doch verlangten die Lappländer eben so wenig nach Citronen und Pommeranzen, als die Südländer nach Rennthiermoos.

Endlich war der Belagerungstrain, mit welchem Riga zur Uebergabe gezwungen werden sollte, eingetroffen und in Ruhenthal aufgestellt, 110 bis 130 Geschütze, darunter eine große Anzahl schwer beweglicher Mörser und Vierundzwanzigpfünder; zehntausend Tonnen Pulver und Hunderttausende von Kugeln lagen an verschiedenen Stellen aufgeschichtet. In Riga waren Verstärkungen und dreißig Kanonenböte eingetroffen, so daß die Besatzung auf 26,000 Mann gebracht worden war. Bei einiger Entschlossenheit und Praxis im Kriegshand-

werk würde es dem General Essen ein Leichtes gewesen sein, den französischen Artilleriepark, dem die Bespannung, die nothwendige Bedienung und Bedeckung fehlten, aufzuheben oder zu zerstören und das kaum 14,000 Mann starke Yorksche Corps, welches mehrere, weit von einander entfernt liegende Stellungen besetzt hielt, zu vernichten. York befand sich in höchst bedenklicher Lage, als ihm am 27. gemeldet wurde, daß der Feind sich mit Uebermacht auf die Brigade Horns geworfen und diesen zum Rückzuge nach Eckau gezwungen habe. Die Absicht des Feindes war: die linke Flanke der Preußen zu umgehen und sich des Parks bei Ruhenthal zu bemächtigen. York sah sich genöthigt, Befehl zum allerschleunigsten Rückzuge zu geben, um eine Stellung bei Bauske zur Deckung der Geschütze einzunehmen. Sechzehn Stunden Weges mußten in einem Zuge zurückgelegt werden. „Der starke Marsch," erzählt uns Einer, der dabei war, „hatte die Truppen ermüdet, die Aufstellung bei Bauske verrieth deutlich, daß mehr auf einen Platz zum Ausruhen, als an eine Anordnung zum Gefecht gedacht worden war; das Corps sah einer geschlagenen Armee ähnlich, ohne diesmal auch nur eine Kugel mit dem Feinde gewechselt zu haben."

Macdonald, welcher, obschon kein Grund dazu vorlag, immer mißtrauischer gegen York ward, schrieb ihm nach diesem Rückzuge: „es sei beschämend, daß seine Posten fortwährend angegriffen würden, ohne daß er seinerseits den Feind auch nur ein einziges Mal beunruhigt habe, so daß, so lange er (York) das Commando führe, er immer Angriffe zurückgeschlagen habe, ohne ein einziges Mal die Offensive zu ergreifen, obschon seine Officiere und Soldaten vom besten Geiste beseelt seien." York blieb die Antwort nicht schuldig und Macdonald schwieg.

Zu nicht minder unerfreulichen Erörterungen war es zwischen York und den französischen Kriegscommissairen gekommen, welche ihm jede Lieferung an seine Truppen aus den reichgefüllten Magazinen von Bauske verweigert hatten. Als nun französische Schildwachen den preußischen Lieutenant Saucken und seine Dragoner, welche Heu und Hafer zu empfangen wünschten, mit „blauen Bohnen" bedienten, gab York Befehl: „Gewalt zu brauchen, wenn es nicht im Guten gehe;" worauf die Franzosen niedergehauen oder entwaffnet, die Magazine erbrochen wurden und eine nicht ganz regelmäßige Vertheilung stattfand.

Die Vorposten wechselten am 27. bereits mit dem Feinde Kugeln, als noch kein Befehl von Macdonald eingetroffen war, was zu thun sei. — York berief einen Kriegsrath, um die Meinung seiner Officiere zu vernehmen, ob sie sich

zur Rettung des Corps für ferneren Rückzug, oder zur Rettung des Artillerieparks für Standhalten auf die Gefahr völligen Unterganges entschieden. Die Ansichten schwankten; da nahm der tapfere Königssohn, der junge Rittmeister Graf v. Brandenburg, ritterlichen Wesens, wie der Bastard Faulconbridge, das Wort und erklärte: „die Ehre der preußischen Waffen gebiete, daß man nach Ruhenthal marschire und sich dort bis auf den letzten Mann für die Rettung des Artillerieparks schlage.“ York trat dieser Ansicht bei und ließ sogleich den Oberst Lossow dorthin aufbrechen, um die Geschütze und Munitions-Karren im Einverständnisse mit dem französischen General Daraucey zu einer Wagenburg zusammenzurücken. Fünfzig Zwölfpfünder bildeten drei Seiten eines Vierecks, dessen vierte Seite die Vierundzwanzigpfünder, die noch auf ihren Transportwagen lagen, und die Bombenmörser einnahmen; die Munitionswagen wurden in den inneren Raum gebracht, die Kugeln vom schwersten Kaliber außen rings umher aufgeschichtet; dahinter und zu beiden Seiten nahmen Fußvolk, Reiterei und die Feldbatterien ihre Stellung zur Deckung des Vierecks.

Die Gefahr für das preußische Corps ward am 28. dadurch vergrößert, daß York sich genöthigt sah, die Besatzung von Mitau, wo Kleist commandirte, an sich zu ziehen und diese wohlversorgte Stadt den Russen zu überlassen. Nur ein kühnes Wagniß konnte ihn aus dieser Lage befreien; er durfte den Feind nicht erwarten, er mußte, bevor dieser seine verschiedenen Abtheilungen vereinigt hatte, zum Angriff auf ihn losgehen. Wie sehr die Disciplin in der französischen Armee sich gelockert hatte, zeigte sich an dem nächsten Tage, wo die französischen Artilleristen, welche zur Unterstützung des preußischen Corps vorgehen sollten, seitwärts abschwenkten, um ein Treibjagen auf eine Heerde — noch dazu zahmer — Schweine anzustellen. „Die Kugeln flogen uns,“ heißt es in dem preußischen Bericht, „um die Ohren. Man machte die französischen Officiere auf den Unfug aufmerksam; sie winkten, sie schrieen sich heiser, es half nichts, bis einer derselben sich die Mühe nahm, hinzureiten und den nächsten Kerl niederzustechen.“

York hatte am 29. September zum ersten Male sein ganzes Corps, 21 Bataillone, 10 Schwadronen, 44 Geschütze beisammen. Es kam darauf an, den Feind, welcher von Bauske und Gräfenthal vorging, zu verhindern, sich bei Mesothen am Aafluß zu vereinigen. Die von York gegebenen Befehle wurden von Kleist, Jeanneret, Raumer und Steinmetz pünktlich und entschlossen aus-

geführt. „Raumer ging mit drei Bataillonen durch den Aa; zwar reichte das Wasser bis über die Hüften, aber Major Steinmetz ließ seine Pommern Gewehr und Patronentasche über den Kopf nehmen und man kam zwar sehr angefeuchtet, aber doch ganz lustig hinüber.“ Hierdurch wurden die Russen gezwungen, sich eiligst über den Fluß zurückzuziehen, wobei sie 300 Gefangene verloren. Am folgenden Tage (den 30. September) versuchten die Russen einen zweiten Angriff auf den Artilleriepark, bei dem sie mit noch größerem Verluste zum Rückzuge gezwungen wurden. Die ostpreußischen Musketiere und schlesischen Füseliere trieben mit dem Bajonett die Russen aus ihrer festen Stellung bei dem Lautschkruge und machten, in Gemeinschaft mit den schlesischen Husaren, 800 Gefangene; der Feind zog sich auf Mitau zurück. Für den folgenden Tag waren von York bereits die Anordnungen zur Vertreibung des Feindes aus dieser Stadt getroffen. Als die auf Kundschaft vorausgeschickten Jäger sich den Vorstädten näherten, erfuhren sie, daß die Russen Mitau geräumt und sogar ihre Verwundeten, welche sie dem Edelmuthe der Preußen in einem an York gerichteten Schreiben empfahlen, zurückgelassen.

Am 3. October befand sich das preußische Corps wiederum vollständig in dem Besitze der früheren Stellung. Der Verlust der Russen an Todten und Gefangenen betrug gegen 5000 Mann, der der Preußen 1080. Der Marschall Macdonald ertheilte dem General York, so wie sämmtlichen Officieren und Soldaten des preußischen Hülfscorps das rühmlichste Zeugniß und unterließ es nicht, dem Kaiser darüber ausführliche Meldung zu machen. Dieser ergriff gern die Gelegenheit, es der Welt zu verkünden, wie die Preußen, seitdem sie dem französischen Adler folgten, im Kampfe gegen die Russen, ihren alten Waffenruhm wieder gewonnen. Das vierundzwanzigste Bülletin aus Moskau vom 14. October meldet: „Man hat noch nicht den officiellen Bericht von dem glänzenden Gefecht, das dem General York so viel Ehre macht.“ Der Kaiser bewilligte die von Macdonald beantragten Ernennungen zu Rittern der Ehrenlegion. York und Kleist wurden zu Officieren der Ehrenlegion ernannt. Napoleon legte es darauf an, York, dessen feindselige Gesinnung gegen ihn und Alles, was Franzos hieß, ihm nicht unbekannt war, noch durch andere Auszeichnungen zu gewinnen. Er bestimmte ihm eine Dotation von 20,000 Franken Rente und stellte für ihn den französischen Marschallstab in Aussicht. Den Orden der Ehrenlegion hat York nie angelegt, eben so wenig Kleist, welcher damit eine Gipsbüste seines

Zimmers behing. Später sah man oft die Schweife der Kosackenpferde mit diesem Ehrenzeichen geschmückt.

Major v. Wrangel, Flügeladjutant des Königs, wurde von York, in dessen Hauptquartier er sich befand, am 3. October mit dem Berichte über die Gefechte der letztvergangenen Tage nach Berlin gesendet. „Es macht mich unendlich glücklich," schreibt York dem Könige, „Ew. Majestät die Nachricht von mehreren siegreichen Gefechten und die Bestätigung von dem unbeschreiblichen Muthe Ew. Majestät Truppen zu übersenden, durch den sie sich abermals würdig gemacht, Preußen und Ew. Majestät Unterthanen zu sein."

Diese Gelegenheit benutzte York, um bei dem Könige Beschwerde zu führen über die Verkürzung, welche das preußische Corps rücksichtlich der Verpflegung von Seiten der französischen Armee-Intendanten erfahre und wie der Marschall Macdonald sich offenbare Beleidigungen gegen das preußische Kriegscommissariat erlaubt habe. Bei dem Einmarsch in Rußland war der preußische Staatsrath und General-Commissar Ribbentrop zum einstweiligen ordonnateur en chef für das ganze zehnte Armeecorps ernannt worden. Daß dieser sich die Sorge für das preußische Corps ganz besonders angelegen sein ließ, war in der Ordnung; daß er aber, wie dem Marschall angezeigt wurde, aus Kurland ganze Viehheerden nach Preußen treiben ließ, zur Entschädigung der von den Franzosen ausgeplünderten Bauerhöfe, gab Veranlassung, daß an seine Stelle ein Franzos, Bergier, zum Chef des Verpflegungswesens ernannt wurde. Von jetzt an kamen bei allen Vertheilungen die Preußen zu kurz und dies wurde in den Biwaks, bei den schon im October eintretenden kalten Nächten, immer fühlbarer. „Dem Major v. Wrangel," schreibt York dem Könige, „habe ich noch einige mündliche Aufträge an Ew. Majestät ertheilt. Erzeigen mir Ew. Majestät die einzige Gnade, seinen Vortrag ruhig anzuhören und von mir die Versicherung gnädigst anzunehmen, daß meine Klage gerecht und gegründet ist." Von Berlin aus war bisher nicht für die Truppen gesorgt worden; dort sagte man: sie sind in Feindes Land und mögen selbst für sich sorgen. Monate lang blieb das Geld zu den Soldzahlungen aus; das Schuhzeug und die Montirungsstücke fielen den Leuten vom Leibe, und Graf Henkel schrieb am 31. October an den König: „Das Regiment Nr. 6 ist im buchstäblichen Sinne ohne Hosen. Als ein Paar Leute dieses Regiments bei Gelegenheit einer Patrouille aus einem Gehöft einige Leinwand mitgenommen und deshalb zur Verantwortung gezogen

wurden, entwaffneten sie die Strenge des Capitains — wie einst Phryne die Richter Athens — dadurch, daß sie ihre Mäntel zurückschlugen und ihre Blöße zeigten." Der König bezeigte York und seinen Tapfern in ehrenvoller und freigebiger Weise seinen Dank. „Ich eile," heißt es in dem Antwortschreiben des Königs, „Ihnen hierdurch die lebhafte Freude darüber auszudrücken, daß meine braven Truppen auch in diesen hartnäckigen Gefechten durch eine musterhafte Tapferkeit den altpreußischen Ruhm wieder bewährt und durch ihre Ausdauer in der Entbehrung mancher Bedürfnisse, so wie durch die edelmüthige Behandlung der Gefangenen sich neue Ansprüche auf die hohe Achtung der Waffenbrüder und der Alliirten erworben haben. .... Ich nehme gern Veranlassung, Ihnen die Genugthuung zu gewähren, daß es nur durch Ihre weisen Anordnungen und durch die zweckmäßige Ausführung Ihrer Befehle den braven Truppen möglich werden konnte, gegen einen, an Streitmacht so überlegenen, Feind den vollständigsten Sieg davon zu tragen. Um auf eine glänzende Weise darzuthun, wie sehr ich den Werth der Bestrebungen des Armeecorps anerkenne, verleihe ich hierdurch Ihnen und dem General v. Kleist den rothen Adler-Orden erster Klasse." Außerdem überbrachte der Flügeladjutant Graf Henkel für die Officiere, welche sich ausgezeichnet, fünfzig Orden pour le mérite und für die Unterofficiere und Soldaten 25 Ehrenzeichen. Nicht minder erwünscht war ein Geldgeschenk von 4000 Thlr. an York, von 3000 Thlr. an Kleist und 3000 Thlr. für die Verwundeten.

Wie schwer es aber hielt, „das rauhe, unzugängliche Eisenherz" Yorks zufrieden zu stellen, erfuhr der Flügeladjutant des Königs, obschon er Ueberbringer so erwünschter Briefe und Geschenke war. „Der General," erzählt Graf Henkel,*) „empfing mich kalt und trocken. Nachdem ich ihm die Depeschen überreicht, ließ er mich an der Thüre stehen und ging an das Fenster, um sie zu lesen. Er schien noch nicht zufrieden, obgleich der König zu dem officiellen noch ein eigenhändiges Schreiben hinzugefügt und darin mit den gnädigsten Ausdrücken innigst bedauert hatte, bei den jetzt so erschöpften Kassen nicht mehr schicken zu können, aber gewiß bei günstigeren Verhältnissen daran denken werde, noch mehr zu thun. Nun war nach Yorks Ansicht dieser oder jener mit Belohnungen übergangen oder hatte zu wenig erhalten, und so ging es im ewigen Tadeln und Mäkeln fort. Auf einmal fuhr er heraus: „„Was wollen Sie eigentlich hier?

*) Erinnerungen aus meinem Leben.

was stellen die Herren Flügel-Adjutanten hier vor?"" Antwort: „Des Königs Majestät Wille ist, daß wir das Glück haben sollen, unter Ew. Excellenz den Krieg führen zu lernen." York: „„Dem ist nicht so, mein Herr Graf; der König schickt Sie her zu spioniren, wie die Sachen hier betrieben werden und Rapport von den Details zu machen, die ich vielleicht nicht berichte."" Ich muß gestehen, daß mich solche Aeußerung etwas verblüffte und vielleicht etwas unziemlich antwortete ich: „Zum widrigen Geschäft eines Spions lassen wir uns nicht gebrauchen." Er machte mir eine Verbeugung und ging hinaus."

Macdonald gab bei der vorgerückten Jahreszeit den Gedanken: jetzt noch eine Belagerung Rigas zu unternehmen, auf, ließ den Artilleriepark von Ruhenthal zurückfahren und wies dem Yorkschen Corps gesicherte Stellungen hinter der Eckau und Aa an; er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Stalgen, einem Schlosse des Grafen Subow, wo ein preußisches Bataillon die Ehrenwache hatte. „Seine Vorliebe für preußische Officiere blieb unverändert; er hatte deren stets an seiner Tafel und verstand das frugale Mahl durch den unvergleichlichen Reiz seiner Unterhaltungen zu würzen." Dennoch konnte es damals nie zu einer Kameradschaft zwischen Preußen und Franzosen kommen; York sprach mit dem Marschall nie ein anderes Wort, als was den Dienst betraf und auch dies in kalter Förmlichkeit. Er lag mit seinem Stabe in Mitau, wohin Macdonald nur selten kam. Als einer der Adjutanten Yorks in höflicher Weise sein Bedauern darüber aussprach, daß der Marschall so selten die Stadt besuche, antwortete er: „Ich weiß sehr wohl, daß ich überall hier lästig bin, mich selbst, und Andere vielleicht noch mehr, genire, weshalb ich es vorziehe, einsam auf dem Lande zu leben."

Mit der Besatzung von Riga war es nicht wieder zu ernsthaften Gefechten gekommen; seit dem 18. October wurde ohne bestimmte Uebereinkunft Waffenstillstand gehalten.

Vierzigstes Kapitel.

General Essen erneut seine Anträge bei York den 5. November. — Graf Brandenburg wird als Courier an den König abgesandt. — Macdonald rühmt die Bravour der Preußen. — Yorks erneute Beschwerden wegen schlechter Verpflegung; — Macdonalds beleidigende Antwort; — Yorks gehaltenes Benehmen. — Graf Henkel berichtet dem Könige hinter Yorks Rücken. — Macdonald entzieht den Pferden eine halbe Ration, der Mannschaft die Verpflegung bei den Bürgern. — York macht dem Könige durch Schack, dem General Krusemark in Wilna durch Canitz, Anzeige von dem Vorgefallenen. — Macdonald an den Herzog von Bassano: „die Bombe mit York ist geplatzt.“ — Der an Essens Stelle ernannte Gouverneur von Riga, General Paulucci, fordert York zum Abfall auf. — York lehnt dies ab, tritt jedoch in heimliche Correspondenz mit ihm. — Wittgensteins Brief an York vom 13. November. — Paulucci schreibt dem Kaiser: Wittgenstein habe Alles verdorben; — an York den 1. December: er sei ermächtigt mit ihm einen Tractat abzuschließen. — York an Wittgenstein den 26. November; — an Paulucci den 5. December. — Er sendet einen dritten Eilboten, den Major v. Seydlitz, nach Berlin. — General Krusemarks Schreiben an York aus Wilna vom 6. December. — Bericht des Lieutenants v. Canitz von ebendaher. — Macdonald ohne Nachricht von der großen Armee; — glaubt nicht, was York ihm mittheilt. — Erneute Zudringlichkeit Paulucci's am 7. December. — York sucht ihn hinzuhalten. — Der Marquis bittet, beschwört, droht. — York erhält Depeschen aus Berlin vom 6. December, ohne zu erfahren, wie der König gesinnt ist. — York an Paulucci den 16. December. — Der Hauptmann v. Schack überbringt den 7. December dem Könige Yorks dringend wiederholtes Gesuch um Abberufung. — Major v. Seydlitz trifft in Berlin am 13. December ein. — Endlich nach fünfwöchentlichem Verweilen wird Graf Brandenburg an York am 17. December abgefertigt. — Der König verlangt von York „Rücksicht für Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse“. — Napoleon an Friedrich Wilhelm III. aus Dresden den 12. December. — Hardenberg an York. — Diplomatische Federfuchserei. — Seydlitz wird den 21. December aus Berlin an York abgefertigt. — „York soll nicht über die Schnur hauen,“ läßt ihm der König sagen. — Yorks Erklärung, daß er aus eigenem Gefühl, ohne geheime Instruction gehandelt habe. —



In den ersten Tagen des Novembers trafen in Riga die Nachrichten über den Abzug Napoleons aus Moskau, über das Vordringen Wittgensteins zur Düna und die Ankunft Tschitschagofs in Minsk ein. General Essen hielt den Zeitpunkt für günstig, seine Anträge bei York zu erneuen. Er theilte ihm am 5. November die officiellen Berichte über den

Abzug Napoleons aus Moskau mit, fügte hinzu, daß die große Armee sich bereits in völliger Auflösung befinde und einem unvermeidlichen Untergange entgegengehe, da ihr durch die combinirten Bewegungen von Wittgenstein und Tschitschagof der Rückzug nach Polen bereits völlig abgeschnitten sei. Ohne Umschweif machte er York den Vorschlag, von der französischen Verbindung abzufallen, den Marschall Macdonald festzunehmen und nebst gesammtem Hauptquartier an ihn nach Riga abzuliefern.

Dergleichen Ansinnen und Zuschrift ließ York unbeantwortet; indessen hielt er die Sache doch für so wichtig, um dem Könige den Brief Essens sofort durch sehr zuverlässige Hand zu übersenden. „Ew. Königlichen Majestät überreiche ich anliegend Allerunterthänigst ein an mich gerichtetes Schreiben des Kriegs-Gouverneurs in Riga im Original. Ich habe dasselbe unbeachtet und unbeantwortet gelassen; noch ist sein Inhalt ein tiefes Geheimniß bei mir geblieben. Da Ew. Majestät gewünscht haben, den Rittmeister Grafen Brandenburg bei der ersten Gelegenheit als Courier nach Potsdam zu senden, so habe ich diese Gelegenheit benutzt und den Grafen Brandenburg damit abgesendet. Ueber das oben gedachte Schreiben selbst erlaube ich mir keine weitere Bemerkung. Ew. Majestät aber werden einem treuen Diener verzeihen, wenn er, durch frühere Beispiele besorgt gemacht, es wagt, Dero Aufmerksamkeit auf die Festung Graudenz zu lenken, im Fall die retrograde Bewegung der großen französischen Armee begründet sein sollte, was wohl einige Glaubwürdigkeit zu haben scheint. Schon der Gedanke, daß Graudenz durch fremde Truppen besetzt, vielleicht gar überrascht werden könnte, erfüllt mich mit Angst; und ein solcher unersetzlicher Verlust wird bei Ew. Majestät Entschuldigung sein, wenn die Möglichkeit des Falls von mir in Erwägung gebracht worden ist."

Bald hierauf wurde General Essen vom Commando abgerufen und durch den General Paulucci ersetzt. Unterstützt durch den, seit dem 13. November eingetretenen, starken Frost, welcher über Fluß und Gräben Brücken aller Orten baute, ließ der neue Gouverneur häufige Ausfälle unternehmen, denen Macdonald durch ein, auf dem Papiere gut entworfenes, im Felde aber vom 15. bis 19. November schlecht ausgeführtes Manöver vergebens ein Ende zu machen suchte. Auch hier fochten vor allen anderen Truppen die Preußen mit Auszeichnung. „Die Affaire am 16." — schreibt Macdonald an seinen Freund Bergier — „hätte weit besser ausfallen können, wenn die Anordnungen des

Generals Bacheln nicht so höchst miserabel gewesen wären; auch hat die Dummheit meines Adjutanten Seguier Vieles zum Mißlingen beigetragen. Die Polen schießen einmal los und dann laufen sie zum Teufel. Aber hohe Achtung muß man der Bravour und Ausdauer der preußischen Truppen und der richtigen Einsicht ihrer Officiere zollen und meine Achtung vor ihnen steigt mit jedem Tage; sie rufen Hurrah! und dann sitzen sie auch dem Feinde gleich mit dem Bajonett in den Rippen."

Daß der preußische Soldat unter den Augen eines französischen Marschalls und Angesichts französischer Truppen die Schmach von Jena vergessen machte und von den Braven der großen Armee als ebenbürtig anerkannt wurde, stellte nicht nur in der preußischen Armee das so sehr niedergedrückte Selbstgefühl wieder her; es trug auch wesentlich dazu bei, daß, als später York mit seinem Armeecorps den französischen Marschällen als Feind gegenüberstand, diese wußten, daß sie es mit keinem gering zu achtenden Gegner zu thun hatten.

Unterdessen gab die schlechte Fürsorge für die Verpflegung der Abtheilungen, welche Kleist und Hünerbein commandirten, York Veranlassung zu wiederholten Beschwerden bei dem Marschall. Yorks eigenes Hauptquartier war mehrere Tage ohne Fourage geblieben, so daß der General sich zu Einkäufen für baares Geld auf dem Markte zu Mitau entschließen mußte. Da Macdonald ein erstes Schreiben Yorks unbeantwortet gelassen, schrieb er ihm am 25. November einen zweiten, etwas energisch abgefaßten Brief, worin er erklärte: „daß er solchen Ungebührlichkeiten nicht länger stillschweigend zusehen könne, sowohl wegen Erhaltung der Truppen, als der Pflichten, welche er gegen seinen König habe."

Der französische Marschall setzte sich jetzt auf das hohe Pferd; in sehr unziemlichen Ausdrücken weist er in seinem Antwortschreiben vom 27. November die Beschwerden Yorks als unbegründet zurück. Er schreibt ihm, daß die Empfangscheine vom 1. bis 25. November über 33,000 Scheffel Hafer vorlägen — viel mehr als sämmtliche preußische Pferde des Armeecorps hätten verzehren können.

. . . . . „Ew. Excellenz beklagen sich, daß Sie genöthigt sind, fast Alles zu kaufen. Dies geschieht unzweifelhaft, um das Vergnügen zu haben, Ihre

Auslagen nochmals zu berechnen, da sonst hier nichts gemangelt hat, man sich vielmehr über Ueberfluß und Verschwendung beklagen kann.

„Ich kenne die Anlässe nicht, welche Ew. Excellenz seit längerer Zeit schon gegen den Kaiser, gegen Frankreich, gegen die französischen Generale und die französische Armee erbittert haben. Ich verkenne keine der täglich sich wiederholenden Wendungen, die dahin zielen, die Meinungen irre zu machen und die Entmuthigung unter den Führern und Truppen des preußischen Corps zu verbreiten; unzweifelhaft aber werden sie auf den guten Geist, die Tüchtigkeit und das Ehrgefühl, die die Truppen beleben, ohne Einfluß sein. Bisher habe ich alle Mittel der Güte, der Gefälligkeit, der Herablassung gegen die Reizbarkeit und den wenig verholenen Haß Ew. Excellenz gegen Alles, was französisch ist, in Anwendung gebracht; selbst Alles, was den Schein einer höheren Stellung im Commando haben konnte, bei Seite gelassen, mehr als Kamerad, denn als Vorgesetzter gehandelt. Zum Lohn dieser Herablassung glauben Ew. Excellenz sich erlauben zu dürfen, sich alles Gehorsams zu entschlagen, während Sie mit gutem Beispiel vorangehen müßten. Ew. Excellenz wollen sich einmal aller der Befehle erinnern, die Sie, den meinigen entgegen, in Betreff der Verpflegung, erlassen haben, indem Sie sich aller Verantwortung gegen Ihren Souverain entschlagen, dessen Interessen Sie schlecht dienen, wenn Sie allen Geist der Eintracht und Harmonie entfernen, der vor Ihrer Ankunft herrschte. Ich besitze zu viel Freimüthigkeit, als daß ich Ihnen nicht mittheilen sollte, daß ich Sr. Majestät dem Kaiser über das Betragen und die Gesinnung des gegenwärtigen Chefs der preußischen Truppen Rechenschaft gebe, die man nicht unterlassen wird, dem Könige vorzulegen; und um die Wahrheit meiner Berichte zu bezeugen, werde ich kein anderes Zeugniß anrufen, als die Meinung der preußischen Truppen. Und ich muß damit enden, um mich des Ausdruckes Ew. Excellenz zu bedienen, daß, wenn die Pferde „crepiren", dies nicht vor Hunger, sondern aus embonpoint (Wohlbeleibtheit) geschehen wird und ich würde dasselbe von der Mannschaft hinzufügen, wenn von dieser die Rede wäre. Genehmigen Sie ꝛc."

Macdonald hatte den Oberst Terrier, eine sehr unangenehme Persönlichkeit, mit der Ueberbringung dieses, alles Maß des Anstandes überschreitenden, Schreibens beauftragt und um York in höchste Aufregung zu bringen und zu Ausschreitungen zu reizen, welche eine sofortige Verhaftung oder Entfernung

vom Commando zur Folge gehabt haben würden, hatte Terrier den Auftrag, das Schreiben in der Mitternachtsstunde zu überbringen und York aus dem ersten Schlafe wecken zu lassen. York empfing den französischen Oberst nach fünf Minuten in voller Uniform, durchlas rasch das Schreiben und bemerkte auf Terriers zudringliches Verlangen einer sofortigen Antwort: „Die Sache hat keine Eile, die Antwort wird erfolgen." „„Und was gedenken Ew. Excellenz zu thun?"" fragte der Franzos mit lästigem Diensteifer. „Sobald Sie mein Zimmer werden verlassen haben, vorläufig ruhig weiter schlafen," war Yorks kurze Antwort, womit er dem Abgesandten den Rücken kehrte und sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Am nächstfolgenden Vormittag (den 28. November) beantwortete York das Schreiben Macdonalds in sehr gehaltenem Tone. „Er habe," schrieb er ihm, „den Eifer des Marschalls, den Truppen die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen, nie verkannt; dessenungeachtet sei der gemeldete Fall buchstäblich wahr, die Pferde hätten schon seit mehreren Tagen kein Futter geliefert bekommen .... Was den letzten Theil des Briefes beträfe, so berühre er seine persönliche Ehre. Habe er auch durch Verleumdungen das Vertrauen des Marschalls verloren, so sei er doch im Stande, sich vor dem Kaiser, vor ihm, vor jedem Tribunal, vor seinem Könige, ja vor der ganzen Welt zu rechtfertigen. Die Umstände seien ihm günstig genug gewesen, seit Uebernahme des Commandos durch Thaten beweisen zu können, welche Anhänglichkeit er an der gemeinschaftlichen Sache habe. Wenn der Marschall ihm sage, daß er Reden gehalten, um den Geist des Corps zu verderben, so möge er ihm die Person nennen, die sich durch so schwarze Verleumdung bei ihm ein Verdienst zu machen gesucht. Er verlange keine Nachsicht, wohl aber strenge Gerechtigkeit."

Dem Könige sandte York durch einen Eilboten Abschriften von dem Schreiben Macdonalds an ihn und von seiner eigenen Antwort. Der von Berlin aus in das Hauptquartier Yorks geschickte General-Adjutant Graf Henkel erstattete ebenfalls Bericht und meldete dem Könige: „Es sei nicht zu leugnen, daß General York bei seinem finsteren, in sich verschlossenen Charakter vom Anfang an bis jetzt wenig gethan habe, um sich den Marschall, der ihm äußerlich mit Offenheit entgegen gekommen sei, und die oberen, dort anwesenden französischen Behörden zu Freunden zu machen." Der geheime Berichterstatter spricht zwar York von den, ihm von Macdonald gemachten, Anschul-

digungen frei, fügt aber hinzu: „Nach meiner Meinung macht es das einmal so offen gebrochene Vernehmen unmöglich, daß York länger das Commando behalte, wenn dem Corps nicht unendliche Chicane erwachsen solle."

Demnach war Yorks Aeußerung bei dem Empfange des Grafen Henkel, daß er „zum Spioniren" ins Hauptquartier geschickt worden sei, nicht ohne Grund.

Der Marschall antwortete auf Yorks Schreiben durch zwei strenge Tagesbefehle vom 30. November; in dem ersten wurde befohlen: daß die preußische Cavallerie wegen Futtermangels und wegen der (durch York) veranlaßten unüberlegten (non raisonnée) Verbrennung der Magazine zu Bauske von jetzt ab nur halbe Rationen erhalten sollte. In dem zweiten wurde befohlen, daß die in Mitau einquartirten Soldaten ihre Verpflegung aus den Magazinen und nicht mehr von den Wirthen erhalten sollten. Diese Befehle waren so absichtsvoll gegen die preußischen Truppen gerichtet, daß York dem Könige darüber durch seinen Adjutanten, Hauptmann v. Schack, den er als Courier nach Berlin schickte, Bericht erstatten ließ, mit Hinzufügen der allerunterthänigsten Bitte, ihn von seinem jetzigen Commando so bald als möglich abrufen zu wollen. Um einer Anklage bei dem Kaiser zuvorzukommen, schickte er am 3. December einen seiner tüchtigsten Generalstabsofficiere, den Lieutenant v. Canitz, an den, als preußischen Gesandten in dem diplomatischen kaiserlich französischen Hauptquartier bei dem Herzoge von Bassano (Maret) anwesenden, General v. Krusemark, von dem er sich außerdem Nachricht erbat über die Zustände der großen Armee, über welche Macdonald ein tiefes Schweigen beobachtete, da er von dem Kaiser, dem General-Major und von Bassano ohne alle Mittheilung gelassen wurde.

Macdonald, der durch seine Aufpasser genaue Kunde von Allem, was im Yorkschen Hauptquartiere vorging, erhielt, schickte ebenfalls einen, jedoch verspäteten und verunglückten, Eilboten nach Wilna ab. In seinem Schreiben an den Herzog von Bassano vom 10. December, welches durch gefällige Vermittelung der Kosacken nicht an seine Adresse gelangte, meldet er: „Die Bombe ist geplatzt mit dem General York; ich habe geglaubt, unter Umständen, wie die Herren vom preußischen Stabe sie bestätigen, ohne sie zurückzuweisen, mehr Festigkeit zeigen zu müssen. Das Corps ist gut, aber man verdirbt es; der Geist ist zum Erstaunen verwandelt; aber einige Gunstbezeugungen und Be-

lohnungen und ich werde ihn leicht wieder in Stand setzen, wenn nur in jedem Falle diejenigen Officiere, welche ich namhaft mache, entfernt werden; man wird sich nicht um sie grämen, zwei Drittel des Corps verwünschen sie." — Der Marschall hatte sich stark verrechnet; noch war die Bombe nicht geplatzt und „die Kreuzer der Ehrenlegion" waren bei den preußischen Officieren niemals und am wenigsten jetzt in Curs zu bringen.

Der General Paulucci, ein geborner Italiener, welcher an Essens Stelle als Gouverneur nach Riga gekommen war, war vom Kaiser Alexander ermächtigt, die von dem General Essen mit York angeknüpften Unterhandlungen weiter zu führen.

Ein als Parlamentair an York von Paulucci nach Mitau geschickter Officier überbrachte nachstehendes, in französischer Sprache abgefaßtes, Schreiben:

„Ehre und Freimüthigkeit ist der Charakter des Soldaten. Wir sind beide im Felde erzogen; die Sprache der Loyalität ist daher die einzige, die uns geziemt. Kommen wir zur Sache. Ew. Excellenz weiß mehr als jeder Andere, daß Preußen den Krieg wider Willen und gegen sein eigenes Interesse führt. Sie wissen, daß es ihn führt zu Gunsten des unversöhnlichen Feindes seiner Größe, für seine Plünderer, mit einem Worte für einen zweiten Attila, der, wie dieser, die Geißel des Menschengeschlechts, nach einander Preußen und die Staaten Europas verwüstend, in unseren Tagen alle Schrecken der Hunnen und Vandalen erneut hat. Wäre er dazu gekommen, auch Rußland Gesetze vorzuschreiben, so würde er unfehlbar das Joch über alle Völker, die für ihn kämpften, geworfen haben! Glücklicher Weise weit entfernt dies zu erreichen, ist dieser, der Menschheit so verderbliche, Mensch, der Europa mit Wunden, die noch lange bluten werden, bedeckt hat, dem Ziele seiner verhängnißvollen Größe nahe. Die beiliegenden Bülletins (sie reichten nur bis zum siebenundzwanzigsten) werden Ihnen seine verzweifelte Lage zeigen. Dieser Umstand setzt Preußen in den Stand, der Schiedsrichter über das Schicksal Europas zu werden und Sie, der Befreier Ihres Vaterlandes zu sein.

„Zwei Wege zeigen sich Ihnen, zu diesem Ziele zu gelangen. Der erste wäre: die Truppen, die Ew. Excellenz befehlen, mit den meinigen zu vereinen, Macdonald und die Führer der französischen Partei festzunehmen, vorzurücken, um Ihren König zu befreien. In diesem Falle würde ich Sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. Der zweite wäre: mit Berufung

auf die wachsenden Niederlagen der französischen Armee und ihres unaufhaltsamen Rückzuges zu erklären, daß Sie die Grenzen Ihres Vaterlandes decken wollen, Ihre Truppen hinter die Memel zurückzuziehen und sich jede andere Bewegung zu versagen, die man französischer Seits nicht unterlassen wird zu fordern und zwar zur Rettung der französischen Armee und zum Verderben Ihres eigenen Vaterlandes.

„Wenn Sie auf diese patriotischen Aussichten eingehen, aber nicht anders, als nach dem freien Entschluß des Königs, Ihres Herrn, handeln wollen, so wollen Ew. Excellenz diesen Brief an Se. Majestät gelangen lassen, damit derselbe die Gnade habe, zu entscheiden, welchen Weg er in seiner Weisheit seinen Interessen am entsprechendsten hält.

„Sie sehen, daß ich Ihnen nichts vorschlage, was Ihre Ehre bloßstellen könnte. Jeder Verrath ist mir in der Seele zuwider; er brandmarkt zugleich den, der ihn vorschlägt und den, welcher ihn begeht. Ueberdies im Besitz des, in jeder Beziehung, besten Namens, wie Sie sind, berechtigt nichts, von Ew. Excellenz etwas zu fordern, was Ihrer Pflicht entgegen wäre. Es ist als glühender Freund der Menschheit, daß ich Ihnen meine Ansichten mittheile; es ist im Namen Ihrer Liebe für Ihren König, für den Ruhm, für die politische Freiheit Ihres Vaterlandes, endlich der Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechtes, daß ich Sie beschwöre, meiner Aufforderung Folge zu geben.

„Die glorreiche Rolle des unsterblichen La Romana*) ist Ihnen bestimmt. Diese mit Erfolg erfüllend, werden Sie von der Nachwelt der Reihe der großen Männer zugezählt werden, welche die Retter ihres Vaterlandes waren.

„In der Hoffnung, mich in der Vorstellung, die ich mir von dem Adel Ihrer Gesinnungen und Ihrer Anhänglichkeit für den König mache, nicht getäuscht zu haben, habe ich die Ehre rc."

Noch war York von dem Könige über den Brief des Generals Essen, den er durch den Grafen Brandenburg ihm gesendet, nicht beschieden worden.

*) Peter Caro y Sylva Marqués de Romana, erhielt 1807 als General-Lieutenant das Commando über ein Hülfsheer von 15,000 Spaniern, welche Karl IV. Napoleon im Kriege gegen Preußen und Rußland nach dem Norden geschickt hatte. Romana stand auf der dänischen Insel Fünen, als er die Gefangennehmung seines Königs erfuhr. Er setzte sich mit der englischen Flotte in Verbindung und führte sein Corps glücklich nach Spanien zurück, um gegen die Franzosen zu fechten.

Da er jedenfalls dies abwarten mußte, ließ er dem von Paulucci gesandten Officier durch Seydlitz antworten, daß er dem Parlamentair eine persönliche Unterredung nicht gewähren könne, indem dies Verdacht bei dem Marschall erregen würde. Um jedoch in Verbindung zu bleiben, ließ er um officielle Nachrichten über die russische und französische Armee bitten, um sie dem Könige zu schicken. Damit bei Macdonald kein Argwohn erregt werde, ließ York Paulucci eine Adresse mittheilen, unter welcher die Briefe sicher an ihn gelangen könnten. Zur Bezeugung willfähriger Gesinnung und um einem, von dem russischen Gouverneur früher gemachten, Vorschlage nachzukommen, schrieb York dem Vorposten-Commandanten, Obersten Napatel (den 17. November): „ich mißbillige die unnützen Vorpostengefechte; diese Plänkeleien erzeugen zwischen den beiderseitigen Truppen eine Erbitterung, die bis dahin nicht statt gehabt hat.“ —

An Paulucci antwortete York eigenhändig, Mitau den 20. November, (französisch): „Die Freimüthigkeit, mit der Ew. Excellenz die Güte gehabt haben, mich Ihre politischen Ansichten über die gegenwärtige Lage der allgemeinen Angelegenheiten erfahren zu lassen, ist mir ein sehr schmeichelhaftes Zeichen des Vertrauens, welches Sie in die Loyalität meines Charakters setzen. Ich bitte Ew. Excellenz sich zu überzeugen, daß ich kein anderes Interesse kenne, noch je kennen werde, als das meines Königs und meines Vaterlandes. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der, durch Erfahrung gereifte Mann nie dies heilige Interesse durch eine außergesetzliche oder verfrühte Handlung (par une action émancipée ou prématurée) auf das Spiel setzen darf Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte, die Sache war klar ausgesprochen und entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommene Muster der Ehrenhaftigkeit, des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein.“ —

Kaum hatte York diese Antwort abgesendet, als er ein, von dem Grafen Wittgenstein, ebenfalls im Auftrage des Kaisers Alexander, an ihn gerichtetes, nicht minder andringliches Schreiben, aus Tschaschnicki vom 13. November, erhielt. Im Eingange wird „die höllische, den Sturz der legitimen Throne bezweckende Politik Napoleons“ geschildert und die Erfolge der russischen Waffen vorposaunt; dann heißt es weiter: „Ich offerire Ihnen die Mitwirkung meiner Armee zur gemeinschaftlichen Vertreibung der grausamen Bedrücker, welche

Preußen genöthigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons Theil zu nehmen; ich schlage Ihnen vor: gemeinschaftlich mit mir Ihrem Könige seine Gewalt zu restituiren und dann Deutschland von den Schrecken des Barbaren zu befreien. Ich habe 50,000 Mann tapferer Truppen, die schon meist für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben; unter ihrer Zahl befinden sich dieselben Divisionen, welche mit ihrem Blute die Gefilde von Pultusk, Eylau, Heilsberg und Friedland befeuchteten."

Diesen Brief hatte Wittgenstein durch den General-Major Fürsten Repnin nach Riga an Paulucci zur Abgabe an York gesendet. Paulucci, der, wie wir bald erfahren werden, sehr eifersüchtig auf den Ruhm war, durch seine Ueberredungskünste York gewonnen zu haben, machte alle möglichen Ausflüchte, den Brief Wittgensteins nicht zu befördern und that es nur, als Repnin ihm mit der Ungnade des Kaisers drohte.

An den Kaiser meldet Paulucci den 26. November: er habe die Angelegenheit mit York schon zu einer günstigen Entscheidung geführt gehabt, da habe der unglückliche Brief Wittgensteins Alles verdorben, denn York werde mißtrauisch, so bald Mehrere um die Sache wüßten, er verlange vor Allem „Geheimniß und Vorsicht". Paulucci bittet daher dringend, entweder ihn allein machen zu lassen, oder, wenn des Kaisers Weisheit den Grafen Wittgenstein geeigneter finde, diesen mit der Unterhandlung zu beauftragen. Er bittet 1. um eine Instruction, wie er sich in allen möglichen Fällen zu benehmen habe; 2. um eine Art Vollmacht, mit York, oder wen sonst der König beauftragen wird, zu unterhandeln; 3. um einen Brief an den König von Preußen von des Kaisers Hand, oder, um Se. Majestät nicht bloß zu stellen, von sonst Jemandem, dem der König vollkommenes Vertrauen schenkt. Da ihm der Kaiser schon früher (den 14. November) angeboten hatte, „ihm einige preußische Individuen zu schicken, deren antifranzösische Gesinnung sie gezwungen habe, ihr Vaterland zu verlassen," schreibt er, daß ihm diese Herren willkommen sein sollten.

An York richtete er bereits unter dem 1. December ein neues, zudringliches Schreiben. „Der Augenblick ist jetzt gekommen, wo Preußen einen Entschluß fassen muß, oder er kommt niemals. Ew. Excellenz übersende beigehend die neuesten Bülletins,*) welche Sie überzeugen werden, daß der neue Attila

---

*) Noch war das neunundzwanzigste vom 3. December nicht erschienen.

sich in einer verzweifelten Lage befindet, sobald nur Preußen entschlossen ist, sich der Rolle, die ihm zukommt, zu bemächtigen und die erlittenen Beleidigungen zu rächen. Der einzige Zweck, welchen mein erhabener Kaiser ins Auge faßt, ist: die politische Freiheit der europäischen Nationen zu sichern, namentlich derjenigen, die mit ihm in Grenznachbarschaft stehen. Die persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen von Preußen und Rußland und des Kaisers bekannte Loyalität sind genügend, um jede Art von Furcht zu beseitigen, sowohl vor der Anwendung des Uebergewichts, das Rußland in Begriff steht zu erhalten, als auch vor der Entschiedenheit, seine Verbündeten in dem, jedoch nicht denkbaren, Fall eines Mißlingens zu stützen.“ Er erklärt sich für ermächtigt, einen vollständigen Tractat abzuschließen, welcher die Beziehungen der beiderseitigen Höfe feststellen solle. „Wir sind,“ schließt der schlaue Italiener mit angenommener Biederkeit, „beide Soldaten, folglich ist jede diplomatische Feinheit fern von uns, unsere Parole sei, wie Ew. Excellenz gesagt haben: loyauté et secret.“ Er bittet York, im Fall es ihm bequemer sei, sich bei ihrem Briefwechsel der deutschen Sprache zu bedienen und ruft ihm zu: „Die Zeit drängt, ein jeder Augenblick ist kostbar.“

An den Kaiser berichtet Paulucci: er setze York zu, so viel in seinen Kräften stehe und er hoffe wenigstens zu erreichen, daß er sich auf die preußische Grenze zurückziehe, wodurch es ihm, Paulucci, möglich werde, sich mit Tschitschagof in Verbindung zu setzen. Der Zudringlichkeit der russischen Generale setzte York die größte Besonnenheit entgegen. Wittgenstein antwortete er den 26. November: „Die Sachen stehen noch so, daß ich jetzt mehr denn je gegen meinen König und gegen das Vaterland verpflichtet bin, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Von Kindheit an Militair, habe ich nie Gelegenheit gehabt, die vielfachen Verschlingungen der Politik zu erlernen. Allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß, wo es auf eine gänzliche Veränderung der Staatsverhältnisse ankommt, die Schritte der Armee vorher erst mit den Maßregeln im Innern des Landes in Uebereinstimmung gesetzt werden müssen.“ An Paulucci meldet er unter dem 5. December den richtigen Empfang seines Schreibens vom 1. December und erbittet sich, wegen der Wichtigkeit der Sache, eine kleine Frist.

York, der bereits zwei Eilboten: den Grafen Brandenburg mit den Anträgen von Essen, den Hauptmann Schack mit denen von Wittgenstein und

Paulucci an den König gesandt hatte, war ohne Bescheid geblieben; er sendete am 5. December den dritten Eilboten, den Major v. Seydlitz, den Einzigen von seiner Umgebung, zu dem er volles Vertrauen hatte, nach Berlin, um durch mündlichen Bericht zu ergänzen, was er dem Brief anzuvertrauen Bedenken trug. Ausführliches über die, Seydlitz ertheilten, Aufträge liegt uns nichts vor. Seydlitz hat in seinem Tagebuche nur so viel aufgezeichnet: „York, fest überzeugt, daß Napoleon bei einem möglichst raschen Frieden mit Rußland Preußen am ersten und unbedenklichsten aufopfern werde, schickte den Major v. Seydlitz nach Berlin, die Entschließungen Sr. Majestät zu erbitten."

Die erste vollständige und zuverlässige Nachricht über die Zustände der großen Armee seit dem Uebergange über die Beresina bis zur Ankunft ihrer jammervollen Trümmer in Wilna erhielt York durch den Lieutenant v. Canitz, welcher Wilna am 6. December verlassen hatte und am 8. bei York eintraf. Canitz überbrachte York eine schriftliche Antwort von dem preußischen Gesandten des napoleonischen Hauptquartiers, General v. Krusemark, die für eine Musterschrift nichtssagender Langweiligkeit gelten darf, aus Wilna den 6. December datirt und mit einer Seelenruhe abgefaßt, als ob dort noch der Himmel voller Geigen hänge. Nachdem er sich des Weitläufigsten darüber verbreitet, wie unangenehm ihn das Zerwürfniß Yorks mit Macdonald berühre und wie er nicht unterlassen werde, die Gelegenheit nach Umständen wahrzunehmen, für's Erste aber in dieser so delicaten Sache sich aller officiellen Schritte vorläufig zu enthalten sich bemüßigt finde und eine so schwierige Angelegenheit einleitend confidentiell mit dem Herzog von Bassano zu behandeln, ihm das Angemessenste zu sein bedünke. „Von der allgemeinen Lage der Dinge," heißt es am Schluß dieses Schreibens, „und dem Zustande der zurückkehrenden Armee, erlaube ich mir nichts mehr zu sagen, als daß Alles eine so wunderbare Wendung genommen, wie es die lebhafteste Einbildung wohl nicht erwarten konnte. Ich habe dem Lieutenant Canitz alle mögliche mündliche Auskunft gegeben, ihn aber sehr gebeten, solche nur Ew. Excellenz zur Kenntniß zu bringen. Was Alles noch geschehen wird, weiß Gott allein." Krusemark freilich wußte nicht einmal, was bereits, und zwar in seiner nächsten Nähe, geschehen war. Er schreibt York am 6. December, daß man den Kaiser täglich in Wilna erwarte, wo er einige Tage verweilen werde; und an demselben Tage war Napoleon bereits in aller Frühe vorübergefahren. „Gleich den andern Gesandten und

fremden, allhier accreditirten Generalen habe ich die Einladung erhalten, mich sobald als möglich nach Warschau zu begeben, wohin der Herzog von Bassano gleichfalls abzugehen angiebt, sobald er mit dem Kaiser, den man täglich hier erwartet, einige Tage zugebracht haben wird. Ich reise daher noch heut von Wilna ab. Gern wäre ich hier geblieben, um Vieles mit eigenen Augen zu sehen; ich glaube aber, daß man gerade hierzu keines fremden Zuschauers bedarf."

Mit umsichtigerem Blicke als der General, beurtheilte der Lieutenant die Zustände in Wilna. „Es war mir klar," schreibt Canitz in seinem Berichte, „daß es dem General York binnen Kurzem sehr gleichgültig sein konnte, ob Macdonald, oder ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei, oder nicht, die ganze Geschichte, weshalb ich gesendet war, die Händel über die Verpflegung, Macdonalds Vorwürfe, das ganze Verhältniß zwischen ihm und York erschien mir als eine geringfügige Nebensache neben der ungeheuren Angelegenheit, deren Entwickelung so nahe war."

Canitz, der am 5. December in Wilna ankam, fand hier noch Alles herrlich und in Freuden. „Die Truppen der Garnison, vor Allem die Grenadiere der Garde des Königs von Neapel, von denen mehrere Schildwachen vor dem Palast des Gouverneurs und vor andern Häusern standen, sahen gut, ja glänzend aus. Fast an allen Häusern der Hauptstraßen und Plätze kündigten Schilder mit riesigen Buchstaben nach französischer Sitte einen Ueberfluß aller Bedürfnisse an. . . . . . . Komödienzettel an allen Ecken bezeugten, daß man, während das neunundzwanzigste Bülletin geschrieben worden, das als Epilog der ungeheuren Tragödie der Welt verkündete, daß es mit dem französischen Spiel in Rußland vorüber sei, hier noch Ballets und Komödien aufgeführt hatte. . . . . . . Eine Unzahl von Officieren, Soldaten, Employés und Commis trieb sich in der Stadt umher, kurz es sah aus, als habe man eine französische Stadt in die alte Hauptstadt von Lithauen hineingeschoben und dann eine Versammlung von den Armeen von halb Europa dort angestellt."

Im Laufe des nächsten Tages (6. December) veränderte sich die Scene. Sobald es bekannt geworden war, der Kaiser verlasse die Armee, sei durchgegangen und habe Maret befohlen, das diplomatische Corps eiligst zu entfernen, gerieth Alles in Bewegung und packte ein und auf.

„Unabläßig zogen die revenants*) ein; Gestalten, wie sie im wirren

*) „Zurückkehrende" und auch „Gespenster".

Traume die seltsamste Phantasie kaum auszusinnen vermöchte, fuhren, ritten und gingen in fast ununterbrochener Reihe einher; Mehrere lagen hülflos auf den Straßen und mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit gingen Alle an ihnen vorüber. Leute sterben zu sehen, machte kaum so viel Eindruck in diesem Triumphzuge des Todes, wie der Anblick eines Betrunkenen auf einem polnischen Jahrmarkt zu machen pflegt; dergleichen Scenen waren von Moskau her Allen etwas Gewöhnliches geworden. Wer aber urplötzlich, wie ich, hineintrat in diesen gräßlichen Zug, den mußte ein tiefer Schauder erfassen bei der Betrachtung dieses unermeßlichen Elends. Und wenn Europa und Preußen vor Allem jubelnd in dem Untergange dieses Heeres die Morgenröthe einer besseren Zeit erkannte, so erbebte doch die menschliche Natur, selbst die verhaßtesten Feinde so untergehen zu sehen. . . . . . Morgen, hieß es, würde die Garde kommen; ich hatte die stolze Schaar im Juni in Insterburg in ihrem ganzen Glanze gesehen; ich hatte noch immer Mühe zu glauben, daß auch sie, wie die Unglücklichen, die ich vor Augen hatte, ohne Gewehr, ohne einen Schimmer von Ordnung, in einem Zustande ankommen sollte, der nur Jammer erregte. Alle, mit denen ich ein Gespräch anknüpfte, versicherten: das Wenige, was noch von der alten Garde übrig sei, wäre noch in Reih und Glied bis zur Beresina marschirt, von da aber habe alle Ordnung aufgehört, und jetzt gebe es so wenig eine Garde, wie irgend ein anderes Corps mehr: C'est fini, il n'y a plus d'armée, la fatigue et la misère nous ont abîmés!" (Es ist vorbei, eine Armee giebt es nicht mehr, Anstrengungen und Elend haben uns zu Grunde gerichtet.) Canitz reiste noch am 6. December des Abends ab und traf am 8. des Morgens in Mitau bei York ein. „Ich meldete dem General York, was ich gehört und gesehen. Es schien, als hielte er meinen Bericht für übertrieben; ich versicherte ihn, daß er bald noch mehrere Schilderungen von dem Zustande der Armee erhalten, daß er sie alle für übertrieben halten, daß aber keine jemals die gräßliche Wahrheit dieses Ruins erreichen würde. Er befahl mir, den General Kleist und den Oberst Röder ausgenommen, mit Niemandem von meiner Sendung zu sprechen."

York hielt sich für verpflichtet, dem Marschall Macdonald melden zu lassen, daß er von einem Officier, der aus Wilna komme, sichere Nachricht von dem Rückzuge der großen Armee erhalten habe und darauf aufmerksam machen müsse, daß das 10. Armeecorps in Gefahr stehe, umgangen und abgeschnitten zu werden.

Macdonald, den Napoleon und selbst der ihm sehr befreundete Herzog von Bassano seit dem 30. November ohne alle Nachricht gelassen, nahm die Mittheilungen Yorks mit Gleichgültigkeit auf, befahl das Schloß in Mitau zu einer Winterkaserne einzurichten, ließ seine Zimmer in Stalgen neu tapeziren und einen Tanzsaal für den nächsten Carneval herrichten.

Nur 34 Stunden hatte Canitz zur Reise von Wilna nach Mitau nöthig gehabt: so nah war Macdonald dem Hauptquartiere des Kaisers und des Herzogs von Bassano, so nah und noch näher ging an ihm der Rückzug der großen Armee bei dem nur 15 Stunden entfernten Kowno vorüber und der Marschall blieb bis zum achtzehnten December ohne officielle Benachrichtigung, konnte sich auch, da seine Couriere von den Kosacken aufgefangen wurden, keine Nachrichten durch eigene Boten verschaffen. Die Stellung seines Armeecorps wurde mit jedem Tage bedenklicher; dies glaubte Paulucci zu neuen Anträgen an York benutzen zu müssen. Er schrieb ihm den 7. December: ..... „Ew. Excellenz werden gewiß Gründe haben, noch zu zögern; allein ich muß, mit der Freimüthigkeit eines Soldaten, gestehen, daß die Zeit, welche Ew. Excellenz zum Ueberlegen brauchen wollen, besser zum Handeln verwendet werden könnte. Der gegenwärtige Augenblick wird nie wiederkommen, zum Unheil für die, welche ihn nicht zu benutzen verstanden. Meiner Ansicht nach handelt es sich gar nicht mehr um die Frage: ob Preußen mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wolle oder nicht, sondern um eine Maßregel, den Wechsel des Systems so nützlich als möglich zu machen.“ Schließlich ersucht er York um eine persönliche Zusammenkunft.

York antwortete am 8. December — also nach der Rückkehr des Lieutenant Canitz aus Wilna — daß ein einzelnes Handeln und Eingreifen in das Allgemeine außerhalb seiner Ansichten und seines Charakters liege und er zuvörderst Bescheid aus Berlin erwarten müsse. Er halte überdem den Augenblick nicht für so entscheidend, da ein Corps von 12—13,000 Mann, wie das unter seinen Befehl gestellte, keinen Einfluß auf die entfernte Rückzugslinie der großen Armee haben könne. Für Napoleon würde vielleicht nichts Erwünschteres geschehen können, als daß Preußen eine Zweideutigkeit begehe, wo es dann der Eroberer sogleich erdrücken würde. „Ein Schritt von meiner Seite würde den König aus seinen Staaten entfernen, alle Kräfte würden zersplittert werden, es würde kein Vereinigungspunkt mehr statt haben, mit einem Worte: der Staat würde ver-

loren sein.“ Eine persönliche Zusammenkunft lehnte er ab, da er zu genau beobachtet werde; auch sei seine Abberufung vom Corps so gut wie bestimmt; er erwarte täglich einen Nachfolger.

Da es Paulucci nicht mit sanfter Zurede gelingen wollte, stimmte er jetzt einen drohenden Ton an. Er schreibt York den 11. December: Napoleon werde Preußen doch vernichten, sobald er wieder zu Kräften gekommen sein werde, da er wohl wisse, daß, wenn es sich nicht gegen ihn erkläre, dies nicht dem Mangel an gutem Willen, sondern dem an Energie zuzuschreiben sei. „Ich bin nicht im Stande,“ fügt er hinzu, „meinen Angriff auf das zehnte Armeecorps länger zu verschieben. .... Im Namen der Menschheit, im Namen Ihres Vaterlandes, im Namen Ihres eigenen Ruhmes lade ich Sie nochmals ein, Angesichts der Unmöglichkeit, die Befehle aus Berlin abwarten zu können, auf Ihre eigene Verantwortung über die folgenden Vorschläge zu entscheiden. .... Wenn wir vereint Macdonald geschlagen haben, so werden wir uns mit Wittgenstein verbinden, Napoleon zum Rückzuge auf Warschau zwingen, das Yorksche Corps wird alle Beurlaubten an sich ziehen, sich mit dem pommerschen Corps zu verbinden suchen, der König wird nach Schlesien gehen und dort, auf die Festungen gestützt, gleichfalls alle Beurlaubten einberufen. Alle diese Combinationen brechen zusammen, wenn man Napoleon nach Preußen entkommen läßt.“

Daß Napoleon an diesem Tage bereits Preußen hinter sich liegen hatte, war Paulucci freilich noch nicht bekannt.

Am 15. December überbrachte Graf Dohna, der Schwiegersohn Scharnhorsts, Adjutant bei Paulucci, im Auftrage desselben die Nachricht, daß die letzten Reste der großen Armee bei Wilna vernichtet und diese Stadt in den Händen der Russen sei.

Endlich kamen die so lang ersehnten Depeschen aus Berlin an: eine Cabinetsordre des Königs und ein Schreiben des Staatskanzlers, beide vom 6. December datirt; sie hätten beide ungeschrieben bleiben können, denn sie enthielten nichts weiter, als besänftigendes Zureden, das gute Vernehmen mit Macdonald wo möglich wieder herzustellen. Der von dem Grafen Brandenburg überbrachten Anträge des Generals Essen geschah mit keiner Silbe Erwähnung. York mußte hieraus entnehmen, daß man mit seiner Zurückhaltung den Russen gegenüber einverstanden war. Er hielt es daher für das Beste,

mit Paulucci in gutem Vernehmen zu bleiben und ihn durch Aussichten auf baldige Entscheidung hinzuhalten. Er that dies in einer Antwort vom 16. December, worin er ihm schrieb: „Wenn ich der tiefer schauenden Politik Ew. Excellenz in vieler Hinsicht völlig Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, wenn ich im Zweck völlig einverstanden mit Hochdenenselben bin, so bleiben mir über die Zeit und die Mittel zum Zweck noch manche andere Rücksichten. . . . . Auf das mir gütigst überschickte Memoire erlaube ich mir nur eine Bemerkung. Ew. Excellenz haben in Ihrem Schreiben nicht darauf geachtet, daß unsere Festungen in Feindes Hand sind, daß Königsberg, Pillau, Danzig starke Besatzungen haben, daß unsere Streitmittel in Schlesien sind, mithin unsere disponible Mannschaft (die Recruten) in Ostpreußen ohne Waffen ist, ferner, daß die Kraftanstrengung der Provinz durch ein Corps unterstützt werden muß, daß dies aber nicht von hier aus geschehen kann. . . . . . Was aber auch Ihr Urtheil darüber sein möge, so hoffe ich nicht von Ew. Excellenz verkannt zu werden." Schließlich dankt York für die mitgetheilten Armeenachrichten und bittet um fernere Mittheilungen.

Vorläufig mußte Paulucci sich hiermit begnügen; er entnahm aus Yorks Briefe, wie er dem Kaiser den 17. December meldet, so viel, daß York aus Berlin eine seinen Wünschen entsprechende Antwort erwarte.

Der zweite Courier Yorks, Hauptmann v. Schack, traf am 7. December in Berlin ein und da sein Auftrag sich darauf beschränkte, das Mißverhältniß Yorks zu Macdonald offen darzulegen, und die Bitte Yorks, ihn von jenem Commando abzurufen, dringend vorzutragen, kamen bei seinen Unterredungen mit dem Staatskanzler und mit dem Könige die von den russischen Generalen gemachten Anträge nicht zur Sprache. Im Interesse des Dienstes und zur Genugthuung Yorks, dessen Ehre der König gegen den Marschall zu vertreten sich entschlossen zeigte, wurde sein Gesuch um Entlassung nicht genehmigt; jedoch sollte er „mit Instructionen des Verhaltens bei den möglichen Demarchen des Marschalls versehen werden."

Am Morgen des 13. Decembers traf der dritte Courier Yorks, Major v. Seydlitz, in Berlin ein. Er überbrachte die authentischen Nachrichten über die Zustände der großen Armee, wie sie Canitz mit eigenen Augen in Wilna gesehen, die Correspondenz Yorks mit Paulucci und das wiederholte dringliche Gesuch um Abberufung, oder wenigstens um bestimmte Verhaltungs-Vorschriften.

Denn so unschlüssig und vorsichtig war man in dem Cabinet des Königs, daß man in dieser Zeit, wo ein jeder Augenblick in der Wagschaale der Völkergeschichte ins Gewicht fiel, den ersten Courier Yorks, den Grafen Brandenburg, der Essens Anträge überbracht, fünf ganzer Wochen lang in Berlin zurückhielt, ohne York auch nur die leiseste Andeutung über seine Anfragen zugehen zu lassen.

Nun endlich mußte man sich entschließen, York über die Politik, welche das preußische Cabinet zu ergreifen gedachte, Aufschluß zu geben und dieser lautete dahin, daß der König an dem Bündnisse mit dem Kaiser Napoleon festhalten werde. In einer, Charlottenburg den 12. December datirten, jedoch erst am 15. dem Grafen Brandenburg zur Ueberbringung an York übergebenen Cabinetsordre wird York von dem Könige wegen seines Eifers, für das Wohl der Truppen bestens zu sorgen, belobt und ihm mitgetheilt, daß bei dem Kaiser Napoleon in Wilna darauf angetragen worden sei, daß weder im Commando des preußischen Hülfscorps eine Aenderung verlangt, noch das Armeecorps zerstückelt werde. „Ich trage Ihnen inzwischen auf, in dem Falle, daß eine Forderung an Sie gelangte, die dem nicht entspräche, derselben diese Meine Erklärung entgegenzusetzen und mit Bestimmtheit, wenngleich mit aller Rücksicht, welche Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse erfordert, die Stellung und Vereinzelung Meiner Truppen unter fremde Generale so lange zu verhüten, bis Sie vom General Krusemark unmittelbare Nachrichten vom günstigen Resultat seiner Unterhandlungen, oder im entgegengesetzten Fall von Mir weitere Befehle erhalten. Bei dem glänzenden Muth und der freudigen Aufopferung der Truppen bei allen Gelegenheiten habe Ich desto zuversichtlicher das Verlangen aussprechen können, sie ungetrennt und selbstständig fechten zu lassen. Ihren und Meinen braven Soldaten wird dies ein doppelter Sporn sein, Mein Vertrauen und das des Kaisers, Meines Alliirten, ganz wie bisher zu verdienen."

Schon waren die Courierpferde für den Grafen Brandenburg zur Abreise am 15. bestellt, als ein Brief Napoleons, den man noch in Wilna vermuthete, aus Dresden vom 12. December bei dem Könige in Berlin eintraf: „Indem ich Ew. Majestät" — so schreibt der feldflüchtige Kaiser — „in diesem Augenblicke bitte, Ihre Truppen zu vermehren, gebe ich Ihnen zu erkennen, wie groß mein Vertrauen auf Dero Beharrlichkeit bei dem System ist, das Sie ergriffen

haben. Ich habe Grund, während der ganzen Campagne mit der Art, wie sich Dero Truppen benommen haben, zufrieden zu sein." Napoleon ließ mündlich mittheilen, daß er die Absicht habe, York zum Marschall des Reichs zu ernennen und ihm ein von den anderen Marschällen unabhängiges Commando über das preußische Armeecorps, welches auf 30,000 Mann gebracht werden sollte, zu übertragen. Gegen die russische Invasion sollte der König mit seinen Truppen einen Cordon in Schlesien bilden. — Wie ungeschickt fing es Napoleon an, Preußen für sich zu gewinnen. Hätte er jetzt dem Könige die Zurückgabe der von ihm im Tilsiter Frieden abgetretenen Länder zugesichert, er würde an ihm den treuesten Bundesgenossen gehabt haben. — Nach Eingang jenes Schreibens fand sich der Staatskanzler veranlaßt, den Grafen Brandenburg erst am 17. December abreisen zu lassen und York von den Anträgen Napoleons in Kenntniß zu setzen. „Wir haben," schreibt Hardenberg an York, „bisher jede Vermehrung des Hülfscorps abgelehnt und noch hat der König keinen bestimmten Entschluß wegen dieser erneuten Forderung gewonnen." Er empfiehlt ihm, die Besatzung von Graudenz zu verstärken und dafür zu sorgen, daß Pillau von preußischen Truppen besetzt werde. „Ew. Excellenz werden von Sr. Majestät dem Könige nächstens bestimmte Befehle erhalten, unterdessen gebe ich mir die Ehre, Sie von Vorstehendem mit Vorwissen Sr. Majestät und für Sie allein im engsten Vertrauen zu unterrichten. Ihre Lage gegen den Marschall wird nunmehr dahin verändert, daß für jetzt alle Besorgnisse wegen Zerstückelung des Corps wegfallen, daß ein übler Eindruck in Absicht Ihrer Person auf den Kaiser nicht zu fürchten ist, daß der Marschall vermuthlich sein Benehmen gegen Ew. Excellenz ändert und es jetzt nothwendiger als je ist, daß Sie Ihrer Seits das Opfer bringen, das Ihnen zugefügte Unrecht vorerst mit Mäßigung zu übersehen; Vieles wird sich bald näher aufklären, darüber wir noch im Dunkeln sind und hiernach wird und muß sich unser weiteres Benehmen richten."

Einen alten Soldaten, wie York, von entschlossenem Charakter, der es wußte, daß auf seiner Degenspitze jetzt das Schicksal einer Welt stand, mußte es in tiefster Seele verletzen, daß „so ein diplomatischer Cabinets-Federfuchser", wie er und Blücher diese Herren zu nennen pflegten, ihm unter dem Siegel wichtigthuender Verschwiegenheit — nichts mittheilte und ihm wohlmeinenden Rath ertheilte, wie er mit Mäßigung die ihm zugefügten Beleidigungen hin-

nehmen solle. Er warf Cabinetsordre und Schreiben, welche ihm Graf Brandenburg überbrachte, nachdem er sie flüchtig durchlesen hatte, mit Entrüstung von sich und brummte Worte in den Bart, vernehmlich genug, um sie unserer Schrift nicht anzuvertrauen. Außerdem hatte Graf Brandenburg vom Könige den mündlichen Auftrag erhalten, York mitzutheilen, daß Unterhandlungen mit Oestreich eingeleitet würden. Worüber? In welcher Absicht? das waren Fragen, welche Brandenburg nicht zu beantworten wußte. Vier Tage später als Graf Brandenburg wurde Seydlitz am 21. December von Berlin an York mit einer Cabinetsordre vom 20. December abgefertigt, in welcher ihm abschriftlich die an den General-Major v. Bülow, den Commandirenden von Graudenz, und die Präsidenten der Regierungen von Lithauen, Ost- und Westpreußen ergangenen Befehle mitgetheilt wurden. „Sobald Sie," heißt es darin, „innerhalb der Grenzen Meiner Staaten zurückkehren, übertrage Ich Ihnen die Fürsorge für die Sicherheit der Provinz (also gegen die eindringenden Russen), und wird der General-Major v. Bülow alsdann sich auf die Formation der Reserven an der Weichsel beschränken. Auch von dort aus wird er Sie von allen durch ihn getroffenen Anordnungen in steter Kenntniß erhalten. Ein Gleiches wird auch Ihrer Seits in Bezug auf den General-Major v. Bülow geschehen müssen, damit, wenn höhere Anordnungen des französischen General-Commandos Sie wieder aus der Provinz abrufen möchten, er in Ihre Verfügungen wieder einzugreifen sofort im Stande sein möge."*)

Nach einer mündlichen Ueberlieferung, die uns als gut verbürgt erzählt worden, habe der König, als Seydlitz sich seine definitiven Befehle an York erbat, geäußert: „aber nicht über die Schnur hauen;" und als Seydlitz um bestimmte Weisung gebeten, habe der König erwidert: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hülfsmittel zu finden;" und zum dritten Male habe Seydlitz gefragt: ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei, wie man vermuthen müsse, der König gebiete, daß York streng bei der Allianz verharre, sein General bitte flehentlich um des Königs Befehle, wie er handeln solle; und der König habe geantwortet: „nach den Umständen" und habe damit Seydlitz entlassen.**) York sah sich durch diese Botschaft, welche er an dem-

*) Militair-Wochenblatt 1846. Beilage p. 4.

**) Droysen Yorks Leben I. S. 446. Später, nach beendetem Feldzuge, hat man von oben herab, wie es scheint geflissentlich, es im Ungewissen zu lassen befohlen: ob York auf

selben Tage erhielt, an welchem er mit dem russischen General abschloß, auf sich allein angewiesen und er that, wie eine höhere Pflicht, als die Soldatenehre, wie Menschlichkeit und das ihm zur Entscheidung in die Hand gelegte Schicksal des Vaterlandes zu handeln geboten. —

eigene Faust, oder aus Vollmacht geheimer Instructionen gehandelt habe. Als Seydlitz 1820 das Manuscript seines Tagebuches von 1812 der militairischen Censurbehörde einreichte, wurden mehrere Stellen als bedenklich zur Allerhöchsten Entscheidung vorgelegt; unter diesen eine, in der es hieß, „daß York bei Uebernahme seines Commandos weder eine öffentliche, noch geheime Instruction erhalten habe." Diese Stelle wurde gestrichen auf Grund folgender eigenhändigen Bemerkung des Königs: „Der Nicht-Existenz geheimer Instructionen für den General York darf keine Erwähnung geschehen." Als Seydlitz durch General Valentini dem General York die ihm geliehenen Papiere zurücksendete, schrieb Letzterer (den 14. März 1823) an Valentini: „Vielleicht, daß durch diese Papiere in der Zukunft einmal bewiesen wird, daß ich aus eigenem Gefühl gehandelt. Jetzt glaubt Mancher noch, ich habe geheime Befehle gehabt und sei anderer Seits impulsirt worden. Mein Sohn kann einst Gebrauch davon machen, wenn man, wie es in der Regel geschieht, meine Handlungen verkümmern will."

Einundvierzigstes Kapitel.

York fordert Macdonald nochmals auf, den Rückzug anzutreten; — der Befehl dazu von Napoleon trifft am 18. December ein. — Der Rückzug wird angetreten. — Stärke des preußischen Armeecorps. — Die Christbescheerung am 25. December. — York und Kleist von Macdonald durch Diebitsch abgeschnitten. — Das Hauptquartier am 28. in Tilsit. — Der tapfere Mannstein. — Diebitsch läßt Kleist und York zu einer Unterredung einladen. — Yorks erste Unterredung mit Diebitsch am 26. December. — Graf Dohna überbringt ein drittes Schreiben von Paulucci. — Zweite Besprechung mit Diebitsch. — Dörenberg als Kosacken-Hettmann. — Preußen und Kosacken trinken Brüderschaft. — York sendet den Grafen Henkel an den König am 27. December. — York schreibt die Bedingungen einer Convention nieder. — Seydlitz kehrt von Berlin zurück. — Macdonald ruft York nach Piktupöhnen. — Erneute Anträge von Paulucci, Wittgenstein, Diebitsch. — York zu Clausewitz: „Bleibt mir vom Leibe!" und bald darauf: „Ihr habt mich!" — Yorks Anrede an sein Officiercorps. —



Die Nachrichten über die gänzliche Auflösung der großen Armee auf dem ferneren Rückzuge von Wilna nach Kowno und von da nach dem Niemen, welche täglich bei York eintrafen und die noch bedenklicheren von dem Vordringen der Russen, welche am 15. December bereits in Rosienna standen, bestimmten ihn, am 18. December den Marschall noch einmal zum Rückzuge aufzufordern. Macdonald hatte nun endlich am 18. December Nachrichten aus dem Hauptquartier vom 9. und den Befehl erhalten, sich mit dem zehnten Armeecorps hinter den Niemen zurückzuziehen. Sofort ertheilte er York Befehl, die Bagage auf der Poststraße nach Memel abgehen

zu lassen, in Mitau das Gerücht zu verbreiten, daß man sich zwei Tagemärsche zurückziehe, um anderen Truppen der großen Armee Platz zu machen und bat: den Oberst Röder nach Stalgen zu senden zur Feststellung der Marschroute für die Truppen. Der Plan des Marschalls ging dahin: das Corps in Janischky zu vereinen, den Vortrab unter General Bachelu gegen Rosienna, von woher man den Feind erwarten mußte, vorgehen zu lassen und mit dem Hauptcorps auf Tilsit oder Memel zu marschiren.

Das preußische Corps zählte am 5. December mit Einschluß von 2500 Kranken und Verwundeten 17,500 Mann und 3200 Pferde. Am 16. betrug die Zahl der Combattanten ohne die Officiere 13,300 Mann. Die Division Grandjean war gegen 6000 Mann stark. Diese letztere setzte sich am 18. December in Marsch; bei ihr befanden sich 4 Schwadronen preußischer Dragoner unter Treskow, 4 Schwadronen Husaren unter Cosel und eine reitende Batterie. General Massenbach brach am 19. früh 3 Uhr mit 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und einer reitenden Batterie auf nach Janischky, wo er sich am 20. mit den voraufmarschirten Truppen vereinigte, so daß er 3300 Mann Fußvolk, 200 Reiter und eine reitende Batterie unter seinem Befehl hatte. York brach aus Mitau den 20. des Abends in aller Stille auf; alle Vorposten waren eingezogen worden. Oberst Hünerbein führte den Nachtrab. Dem General Paulucci machte York in einem französisch geschriebenen Briefe Mittheilung von dem Abmarsch der Preußen und empfahl die in Mitau zurückgelassenen Kranken der Loyalität der Russen. Die Stärke des Corps betrug 7500 Mann zu Fuß, 300 zu Pferde und 32 Geschütze. Der Nachtmarsch von 8 Stunden bei 24 Grad Kälte, Glatteis und Schneegestöber war angreifend und in dem Biwak bei Kalwe, welches man am 21. December des Morgens 4 Uhr bezog, war nur für eine Erfrischung unwillkommenster Art auf rauhem Schneelager gesorgt. Durch eingebrachte Gefangene wurde es unzweifelhaft, daß ein russisches Corps den Rückzug nach Memel bedrohe. Der Marschall durfte jetzt nicht mehr daran denken, das gesammte Armeecorps zu vereinigen, er eilte mit der Division Grandjean vorauf dem Niemen zu, traf am 24. in Koltinjani, am 26. in Tauroggen ein, von wo aus über Coadjuten am 27. die Straße nach Tilsit und Memel erreicht wurde.

York war, um seinen Truppen einige Erholung zu gewähren und den Oberst Horn, der noch zurück war und von russischen Plänklern beunruhigt

wurde, aufzunehmen, am 21. in Kalwe geblieben. Am 22. wurde eine kurze Rast in Meschkuz gemacht; am 23. erreichte man das Städtchen Korschany, unablässig von den Feinden beunruhigt, so daß man die Nacht vom 23. zum 24. bei heftiger Kälte im Biwak liegen mußte. Auf Macdonalds Befehl theilte York sein Corps in zwei Colonnen, von denen die eine unter Kleist von Schawly auf Kurtowiam, die andere unter York auf Podubircz marschirte. Beide Colonnen hatten am 24. December einen sehr beschwerlichen Marsch von 26 Stunden bei zunehmender Kälte, schneidendem Nordost, aufgehalten durch Schneewehen und angefüllte Hohlwege, zu machen. Kleist erreichte Wenghowa am 25. des Morgens 3 Uhr; York gegen Mitternacht Kelm. Die Tannenbäume schimmerten und glitzerten im Mondenscheine mit Schnee candirt und herunterhängenden Eiszacken; es war für diesmal eine frostige Christbescheerung. Eine Depesche von Macdonald traf ihn hier, worin er angewiesen wurde, sich wegen der Nähe des Wittgensteinschen Corps mit Kleists Colonne wieder zu vereinigen und auf Koltinjani zu marschiren. Jedes einzelne Gefecht sollte vermieden werden, bis sich das ganze Armeecorps bei Tauroggen vereinigt und ausgeruht habe. — Am nächstfolgenden ersten Weihnachtsfeiertage traten beide Colonnen den Marsch nach Koltinjani an. Kleist, welcher die Spitze führte, stieß, bevor er diesen Ort erreicht hatte, auf die Cavallerie von Diebitsch. „Er überzeugte sich bei der Recognoscirung der feindlichen Stellung, daß jeder Angriff, ungeachtet des noch immer guten Willens der Truppen, bei ihrer physischen Erschöpfung und der Schwierigkeit, die Colonne taktisch zu entwickeln, ohne alle Hoffnung des Erfolges, nur eine Menge Menschen nutzlos aufgeopfert, und den Rest aufgelöst haben würde. Zu gleicher Zeit kam von Yorks Nachhut die Meldung, daß sie und das aus 600 und mehr Wagen bestehende Trainfuhrwesen von dem aus Riga folgenden Feinde gedrängt werde. York sandte Verstärkung rückwärts und beeilte sich, mit seiner Colonne Kleist zu erreichen; bei dem Vorwerk Kiaukalek vereinten sich beide Colonnen; aber von Macdonald waren sie abgeschnitten.“*)

Keine der von dem Marschall abgeschickten Ordonnanzen, kein Spion konnte ihm Nachricht über Yorks Verbleiben bringen; vergebens hatte er ihn am 26. in Tauroggen erwartet. „Mit großen Versprechungen,“ berichtet ein preußischer Officier aus seiner Umgebung, „wurden aus Piktupöhnen am 27. Boten an York ausgesendet; keiner brachte Nachricht von ihm. Macdonald vermuthete ihn

*) Yorks eigene, dem über ihn bestellten Kriegsgericht eingereichte Vertheidigung.

in Murdeln. So rücksichtslos er sich in dem aufgeregten Gemüthszustande über viele Verhältnisse aussprach, so hat doch Niemand eine Aeußerung gehört, die darauf deutete, daß er den Schritt, den York wirklich gethan, für möglich hielt. Wenn der General nur erst mit seinen braven Preußen zu ihm gestoßen wäre, hielt er das Schlimmste seiner Lage für überwunden; „dann," sagte er, „wolle er mit dem noch schlagfertigen zehnten Armeecorps den Kern der großen Armee bilden." Am 28. nahm Macdonald sein Quartier in Tilsit, wohin ihm die schwarzen Husaren, Treskows Dragoner und der tapfere Mannstein, der hier blieb, den Weg durch ein mörderisches Gefecht am 26. frei gemacht hatten.

Während von Riga ein Corps Russen unter General Lewis, dessen Adjutant Graf Dohna war, dem Yorkschen Corps auf den Fersen saß, machte, von Wittgenstein entsendet, General-Major v. Diebitsch, auch ein geborner Preuße, mit einem fliegenden Corps von 1800 Mann auf den Vortrab Kleists am 25. December jenen oben erwähnten Angriff, der jedoch nicht ernstlich gemeint war. Im Auftrage Diebitschs meldete sich der Major v. Rönne — auch ein geborner Preuße — als Parlamentair bei Kleist, stellte diesem vor, daß seinem Corps der Weg nach Tilsit abgeschnitten sei, daß Diebitsch, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, sich zu verständigen wünsche und Kleist zu einer Unterredung einladen lasse. Dies wurde von Kleist abgelehnt, da York Commandirender sei, welcher erst am Abend in Kiaukalek eintreffen werde. Zur Nacht kam ein zweiter Bote von Diebitsch, und York sagte zu, sich am nächsten Nachmittage zu einer Unterredung mit Diebitsch zwischen den Vorpostenketten einzufinden.

Das heilige Weihnachtsfest war es, an welchem aus Yorks hochherziger Seele der Entschluß als That heraustrat: für die Rettung des Vaterlandes das, was ihm mehr als Gut und Blut galt, seine unverletzt bewahrte Soldatenehre, einzusetzen; so erhielt für Preußen dies Fest die Bedeutung, daß an diesem Tage zum zweiten Male ihm ein Kind des Heils, die Befreiung vom fremden Joche, geboren worden sei; aber die heiligen drei Könige säumten noch das Kind zu begrüßen.

Diebitsch empfing York mit freundschaftlicher Anrede und kameradschaftlichem Händedrucke; York erwiderte den Gruß in gemessener Haltung. Das Gespräch erging sich zuerst im Allgemeinen über die Folgen der gänzlichen Vernichtung des französischen Heeres. Diebitsch theilte mit, daß die russischen Generale von dem Kaiser den ausdrücklichen Befehl erhalten hätten, mit den

preußischen Heerführern, in der zuverlässigen Aussicht auf baldige Wiederherstellung der früheren freundschaftlichen Verhältnisse, jedes freundliche Abkommen, welches von diesen gewünscht werde, zu treffen. Mit Bescheidenheit gab Diebitsch zu, daß er, einen Durchbruch Yorks aufzuhalten, nicht stark genug sei, daß dieser jedoch schwerlich seine 600 Wagen und seine Kanonen sicher nach Tilsit bringen werde. York erklärte sich nicht abgeneigt zu einem Vertrage, bei welchem die Ehre der Waffen auf keine Weise gefährdet werde; seiner Meinung nach erscheine er als Soldat in dem gegenwärtigen Augenblicke noch zu wenig gerechtfertigt. Man kam überein, während der Nacht sich ruhig zu verhalten; dann sollte am anderen Tage York einen Seitenmarsch unternehmen, wodurch seine linke Flanke noch mehr exponirt würde. Zu fernerer Unterhandlung am nächsten Tage bat York Diebitsch ihm ehemalige preußische Officiere, deren sich mehrere bei seinem Stabe befanden, zu schicken, indem er zu diesen mehr Vertrauen habe.

York ertheilte noch am 26. Befehl zu dem, mit Diebitsch verabredeten, Flankenmarsche; den bei ihm zur Parole versammelten Commandeurs sagte er, daß es auf ein Durchschlagen durch den Feind abgesehen sei. Als am Morgen des 26. aufgebrochen werden sollte, traf bei York Graf Dohna mit einem Schreiben Paulucci's vom 22. ein, in welchem dieser mit äußerster Auf-, Ein- und Zudringlichkeit seine früheren Anträge wiederholt, die er diesmal durch die Mittheilung eines an ihn gerichteten Schreibens des Kaisers Alexander zu unterstützen sucht: „Es wäre möglich," heißt es darin, „daß General York bei der Rückkehr seines Couriers aus Berlin den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in Betreff der Vortheile zu erfahren, die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede, gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß Ich geneigt sei, mit diesem Fürsten einen Vertrag zu machen, in welchem festgestellt würde, daß Ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis es Mir gelungen sein würde, für Preußen eine Gebietsvergrößerung zu erhalten, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, welche es vor dem Kriege 1806 gehabt hat."

Aehnliches hatte Alexander freilich auch bei dem Feldzuge 1807 heilig gelobt und hernach dennoch mit Napoleon für sich allein Frieden geschlossen und sogar ein Stück Landes von dem unglücklichen Bundesgenossen als Entschädigung sich zugelangt. —

Paulucci fügte hinzu: er sende ihm den Brief des Kaisers, auf die Gefahr hin, in einer so delicaten Sache zu offen zu sein. Er überlasse York zu wählen: entweder Vereinigung und Abschluß eines Tractats, oder wenn York das nicht auf sich nehmen wolle, Abschluß einer Convention, nach welcher Yorks Truppen Cantonnements zwischen Libau, Hasenpoth und Goldingen nehmen würden, mit dem Versprechen, zwei Monate nicht offensiv gebraucht zu werden. Würde binnen dieser Frist zwischen den beiderseitigen Regierenden ein Tractat nicht zu Stande gekommen sein, dann sollte es York freistehen, sich dem nächsten französischen, oder preußischen Corps anzuschließen ... „Ich schwöre Ihnen, mein General, bei Allem, was das Heiligste auf der Welt ist, daß ich vollkommen überzeugt bin, daß Sie mit dem einen, wie mit dem andern Vorschlag klug und ehrenvoll handeln." Schließlich droht er mit Losschlagen, wenn York noch ferner zaudere und bittet ihn, sich mit Graf Dohna zum Nachtrab zu begeben, wo er ihn zu persönlicher Verständigung erwarte. — Als dies Schreiben York eingehändigt wurde, hatte er bereits mit Diebitsch die erwähnten Verabredungen getroffen; er schenkte dem ehrlichen Deutschen, bei dem sich jene ausgezeichneten Officiere Carl v. Clausewitz und der Freiherr v. Dörenberg befanden, mehr Vertrauen, als dem schlauen und zudringlichen Italiener, dessen Anträge er jedoch ebenfalls nicht ganz von der Hand wies. „Ich kam," berichtet Dohna an Paulucci, „in einem sehr glücklichen Augenblicke mit meinem Briefe an; er schien auf den General York einen sehr günstigen Eindruck zu machen; er erlaubte mir, den ganzen Tag während des Marsches bei dem Corps und die folgende Nacht bei dem Hauptquartier zu bleiben, wo ich Gelegenheit hatte, ganz ausführlich über den Gegenstand des Briefes mit ihm zu sprechen. Er schien geneigt, auf die Bedingungen einzugehen, welche Sie ihm antragen, wünscht aber auch einen Schein der Nothwendigkeit für sich zu haben." —

Am 26. des Vormittags unternahm York mit einigen seiner höheren Officiere eine Recognoscirung; man überzeugte sich, daß der Weg auf Koltinjani durch die Russen gesperrt sei. Gegen keinen von seiner Umgebung hatte er nur die leiseste Andeutung gemacht, daß noch heut die Trennung von Macdonald erfolgen werde; allein nicht nur die Officiere, auch die Soldaten waren nicht mehr im Ungewissen. Ein Adjutant von Diebitsch überbrachte York, an dessen Seite Graf Dohna im vertraulichsten Gespräche ritt, eine Einladung zu einer neuen Besprechung, welcher er, von dem Major v. Brause begleitet, sofort Folge leistete.

Während dem machten die Truppen Halt und taumelten sich in so aufgeheiterter Stimmung auf dem mit Eis und Schnee bedeckten Felde umher, als ob es der Tanzplatz unter dem Maienbaume zu Pfingsten wäre. York kam zurück; die Wolken, die seit Wochen und Monaten seine Stirn verdüsterten, waren verschwunden. So anstrengend der Marsch, oder vielmehr das Hin- und Hermarschiren heute wurde, Alle wußten ja, welches Ziel erreicht werden sollte, und ertrugen die Beschwerde guten Muthes. Zuerst wurde rechts abmarschirt gen Laskowo, dann links eingebogen gen Schelell. „Es war schon dunkel geworden, als eine Kosacken-Vedette an einer Brücke über einen Bach uns anrief. Wir antworteten: „Preußen, gut Freund!“ Die Kosacken sprengten zurück und ihr Hettmann, einen zottigen Bärenmantel um die Schultern geworfen, eine spitze Baschkiren-Filzmütze über Kopf und Ohren gezogen, gallopirte heran, York ihm entgegen und beide Führer schüttelten sich die Hände so traulich und herzlich, als ob sie alte Kriegskameraden wären. Und so war es auch: der Kosacken-Hettmann war der tapfere Dörenberg, der an Yorks Seite in Thüringen und in den unglücklichen Tagen in Lübeck 1806 gefochten hatte. Bald fanden sich noch einige, früher in preußischen Diensten gestandene, Officiere ein, welche alte Kameraden aufsuchten und als die Mannschaften die Führer in so guter Kameradschaft erblickten, hielten auch sie nicht länger zurück. Aus ihren Lagerstätten, Hütten und Scheunen kam das muntere Völkchen der bärtigen Söhne des Dons und Urals hervor, empfing mit Hurrah und Schnapsflasche die Preußen und die Kameradschaft war geschlossen. Ein russischer Major geleitete als Marschcommissair die preußische Colonne, an deren Spitze ein Officier mit zwanzig Kosacken ritt, welche vor Freuden eines jener melancholischen Volkslieder mit obligatem, gellendem Gepfeiff anstimmten, von einigen der Unsern mit der einzigen, damals in Deutschland bekannten russischen Volksmelodie: „Schöne Minka, ich muß scheiden!“ erwidert. Bis 9 Uhr Nachts wurde marschirt, wo wir, halben Weges zwischen Koltinjani und Schelell, in Berdaschischek ein sehr dürftiges und dicht aufeinander gedrängtes Unterkommen fanden.“ —

York hielt es jetzt für dringende Pflicht, den König von der vorläufigen Unterhandlung aufs Schleunigste zu unterrichten. Er sandte den ihm lästigen Aufpasser Grafen Henkel am 27. mit einer Depesche an den König ab, in welcher er jedoch die Angelegenheit als noch dem Willen des Königs anheim-

gegeben mittheilte, und daß er mit Zuversicht der baldigen Ankunft des Majors v. Seydlitz mit bestimmten Verhaltungsbefehlen entgegensehe.

Am 28. hatte York sein Corps bis Tauroggen geführt; an demselben Tage stand Diebitsch in Willkischen, drei Meilen von York entfernt, dem er, von Clausewitz zur Vorsicht ermahnt, noch immer nicht vollkommenes Vertrauen schenkte. Macdonald war an demselben Tage mit einem Theil der siebenten Division und mit Massenbach in Tilsit eingerückt, von Diebitsch nur zwei Meilen entfernt.

Bis spät in die Nacht hatten Dohna, dem York am meisten vertraute, und Clausewitz, der ihm zu fein und zu klug war, am 28. bei York verweilt, Alles war erwogen und besprochen worden, noch hatte sich York durch kein Versprechen gebunden. Als die beiden befreundeten feindlichen Officiere ihn verließen, war die Mitternachtsstunde vorüber; York, schwere Gedanken in seinem Geiste, noch schwerere Sorgen in seinem Herzen wiegend, ging längere Zeit im Zimmer auf und ab, mit der tapfern Faust, welche dem Dienste des Königs zu blindem Gehorsam geweiht war, sein mit Ehren ergrautes Haupt unterstützend. Endlich stand er still und brummte für sich in den Bart: „ich muß es niederschreiben, damit ich es vor mir schwarz auf weiß habe und nicht am Ende noch irre an mir selbst werde." Er setzte sich nieder und schrieb:

„Ich bleibe heute, den 29., in Tauroggen stehen, setze morgen, den 30., meinen Marsch, ohne von den russischen Truppen beunruhigt zu werden, nach Tilsit fort. Finde ich Tilsit von russischen Truppen besetzt, finde ich ein Corps in der rechten Flanke, so mich den Weg nach Nowo-Miesto (Neustadt) zu nehmen verhindert und sind feindliche Truppen hinter mir, die mir meinen Marsch beunruhigen könnten, so schließe ich mit dem russischen General die Convention wie folgt:

1. „Das Corps unter meinem Commando besetzt die Punkte von Tilsit und Memel und den dazwischen liegenden Strich Landes, oder wenn militairische Ansichten dies nicht gestatten, wird mir die Niederung und Memel angewiesen.
2. In diesem neutralen Strich bleibt das Corps inactiv stehen und zwar einen solchen Zeitraum, bis ich von Sr. Majestät dem Könige, meinem Herrn, die erforderlichen Befehle eingeholt habe.
3. Sollte der König nicht mit dieser Convention zufrieden sein, so bleibt mir ein freier und ungehinderter Marsch dahin, wo es der König bestimmt."

„Diese Bedingungen sind mir früher von dem Marquis Paulucci zugestanden und ich füge nur noch hinzu, daß mir alle etwanigen Nachzügler und militairisches Material, was auf der Straße zurückgeblieben sein könnte, zurückgeliefert wird.

„Können meine Befehle den General Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen, so unter seinem Commando stehen, und bei der siebenten Division sich befinden, in diese Convention mitbegriffen." —

„Dem Herrn Christus," soll York später einmal gesagt haben, „konnte, als ihm die Engel den Stein vom Grabe gewälzt hatten, nicht leichter ums Herz sein, als mir, da ich es nun endlich heraus hatte; aber freilich, mir halfen keine Engel, ich mußte selbst Hand anlegen."

Denn, was sehr unerwünscht war, am nächsten Tage traf Seydlitz mit den leidigen Cabinetsbriefen aus Berlin und an demselben Tage (den 29.) endlich ein Bote von Macdonald ein. Der Marschall hatte dem in das Hauptquartier als Ordonnanz-Officier commandirten Lieutenant v. Below 10,000 Franken zur Verfügung gestellt, um die wenigen Worte: „Le General York est attendu avec impatience à Tilsit. M." (Der General York wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet. M.) in Yorks Hände zu befördern. Es hielt für Below sehr schwer, selbst als man auf preußischem Gebiet angekommen war, einen Boten an York zu gewinnen; mehrere Leute, selbst aus dem niederen Volke, erklärten, daß sie nicht Lust hätten, für die Franzosen irgend etwas zu thun. Nur zwei von den von Below abgesendeten Boten gelangten an York; ein Bauernknabe aus dem Uebermemelschen Kruge, den York bei sich behielt, und ein gewisser Meslin, welchem 100 Thaler versprochen wurden, wenn er an York jenen Zettel bringen würde, auf welchem Below noch hinzugefügt hatte: „In Tilsit stehen vier Bataillone Preußen." Diesen Zettel brachte Meslin glücklich am 29. zu York und es war dies der letzte Befehl, wenn man diesen Zettel so nennen will, welchen York von Macdonald erhielt.*)

Uns sind die Ansichten des Königs und seine Erwägungen und Warnungen, die er York schriftlich und mündlich mittheilen ließ, bereits bekannt. In den Briefen hieß es: „Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse,"

*) Da eine Aussage in Yorks Rechtfertigung vor dem Kriegsgerichte hiermit im Widerspruche zu stehen schien, hat sich der Biograph Yorks das Verdienst erworben, diese Sache gründlich zu erörtern und die in dem ersten Theile der Biographie enthaltenen Angaben im zweiten (S. 267) zu berichtigen.

und mündlich wurde hinzugefügt, „nicht über die Schnur hauen!“ mit dem Bemerken: „großes Genie, Napoleon, bald wieder auf den Beinen stehen!“

Von allen Seiten Bedrängniß des Gewissens, der Soldatenehre, der Vaterlandsliebe! Nun trafen auch noch zur selben Stunde neue Ueberredungs-, Mahn- und Drohbriefe ein von Paulucci und Wittgenstein, von denen jeder den Ruhm eines so schönen Fanges gern für sich allein gehabt hätte. Paulucci meldete, daß er Memel besetzt habe und fügte am Schlusse hinzu: „Ew. Excellenz haben nur noch eine Stunde Zeit, um sich zu entschließen und wenn Sie den Wunsch haben sollten, mit mir zu sprechen, so werde ich mich nach dem Punkte hinbegeben, wo Sie wünschen, etwa auf dem halben Wege zu unserem Corps.“ Wittgensteins Schreiben war aus Georgenburg vom 27. datirt des Inhaltes: er befinde sich in diesem Augenblicke mit 50,000 Mann am Ufer des Niemen, bereit die französische Armee zu verfolgen, welche ihre Rettung in Preußen suche. Der Kaiser, sein erhabener Herr, kenne nur einen Feind, das sei das französische Gouvernement. Es würde seiner Hochherzigkeit widerstreben, durch Feindseligkeiten der Truppen unter Yorks Befehl gezwungen zu sein, unter einem anderen Titel, als dem eines Freundes des Königs, dessen Staaten zu besetzen. In diesem Sinne habe er die Proclamation, die er beilege, an die Bewohner Preußens gerichtet; sie, so wie der Tagesbefehl aus Kerdani vom 15. December, werde die Absichten zeigen, aus denen die Russen in Preußen einrückten. Zur weiteren Vergewisserung beehre er sich die Zurückgabe aller Gefangenen, die seine detachirten Corps gemacht hätten, mit ihren Waffen und Bagage anzubieten. Jedoch nehme er sich die Freiheit, um eine kategorische Antwort zu bitten, indem er seine weiteren Maßnahmen darnach richten werde. „Endlich und schließlich muß ich Ew. Excellenz bemerken, daß es heut vielleicht noch in Ihrer Hand liegt, über die künftigen Interessen des Königs, Ihres Herrn, zu entscheiden.“

Noch hatte York diesen Brief nicht zu Ende gelesen, als der Oberstlieutenant Karl v. Clausewitz eintrat mit dem Vermelden, daß er sehr dringliche Depeschen von dem General Diebitsch zu überbringen beauftragt sei. „Bleibt mir,“ rief ihm York entgegen, „bleibt mir mit euern Depeschen vom Leibe, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben. Eure verdammten Kosacken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschiren und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschiren und

verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden." Clausewitz, welcher diese, von York unwillig herausgepolterte, Rede für baaren Ernst nahm, entgegnete: „Ew. Excellenz habe hierauf nichts zu erwidern, bitte jedoch ein Licht bringen zu lassen, da ich einige Briefe vorzulegen habe. Ew. Excellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben?"

York befahl Licht zu bringen und den Chef seines Generalstabes, Oberst v. Röder, der im Vorzimmer war, hereinzurufen.

Der erste Brief, welchen Clausewitz mittheilte, war jener von den Kosacken aufgefangene des Marschalls Macdonald an den Herzog von Bassano, in welchem er schreibt: „daß die Bombe mit York geplatzt sei." „Noch nicht," brummte der alte General, „aber kommen Sie dem Zünder mit dem Licht nicht zu nah, Clausewitz!" Mehr Eindruck machte der zweite Brief; er war von dem Chef des Wittgensteinschen Generalstabes General d'Auvray an den General Diebitsch, welchem darin die Disposition der Wittgensteinschen Armee für die nächsten Tage mitgetheilt wurde, der zu Folge dieselbe am 31. December links von dem Niemen drei Meilen jenseit Tilsit in Schillupischken und Sommerau stehen und den Weg nach Königsberg beherrschen werde. d'Auvray richtet sehr ernste Vorwürfe an Diebitsch, daß die Sache mit York noch nicht abgemacht sei, trägt ihm auf, diesem die Disposition der Wittgensteinschen Armee mitzutheilen mit dem Bedeuten, daß wenn York darauf keine Rücksicht nehmen und sein zweifelhaftes Betragen nicht erledigen wolle, man ihn wie jeden anderen feindlichen General behandeln würde, so daß dann unter keiner Bedingung mehr von einem freundschaftlichen Abkommen die Rede sein könnte.

York faßte Clausewitz, als er den Brief zu Ende gelesen hatte, scharf ins Auge. „Clausewitz," sagte er, „Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist? daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" „„Ich verbürge mich,"" erwiderte Clausewitz, „„für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntniß, die ich von General d'Auvray und den anderen Officieren des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe. Ob diese Dispositionen ganz so ausgeführt werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Excellenz wissen, daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat.""

„Nun, Oberst Röder,“ fragte York, „was meinen Sie dazu?“ „„Ich kann,““ war dessen Antwort, „„Ew. Excellenz in dieser wichtigen Angelegenheit keinen Rath ertheilen; für den König, für den Staat, für die Armee würde es ohne Zweifel von großem Vortheil sein, wenn Sie auf die Ihnen angebotenen Bedingungen abschließen; für Ihre Person aber würde dieser Schritt höchst gefährlich sein —““ hier unterbrach ihn York und rief mit lauter Stimme: „Was! meine Person! für meinen König gehe ich auf das Schaffot! ich schließe ab.“

Festen Schrittes, daß die Sporen klirrten, ging er auf Clausewitz zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen.“ „„Um 8 Uhr?““ fragte Clausewitz, „„wenn es Ew. Excellenz genehm ist.““ „Um 8 Uhr pünktlich,“ erwiderte York, „ich werde aber die Sache nicht halb thun, ich werde euch auch Massenbach verschaffen.“ Er ließ hierauf einen Officier eintreten, der von Massenbachs Cavallerie eben eingetroffen war. Es war Lieutenant v. Wernsdorf, Adjutant von Treskows Dragonern, einer von jenen jüngeren Officieren, welche bereits am 25. December laut erklärt hatten, daß sie für die verlorene Sache Napoleons ihren ehrlichen preußischen Säbel ferner nicht ziehen würden. Wernsdorf überbrachte im Auftrage Treskows ein Schreiben mit dem Siegel des Kaisers Alexander an York adressirt, welches der Fürst Repnin schickte. York öffnete und las; „Ungefähr wie Wallenstein,“ — sagte er im Zimmer auf- und niedergehend: „Was sagen eure Regimenter?“ „„Wir sind Preußen,““ entgegnete Wernsdorf, „„was bedarf es da noch der Versicherung, daß von uns nicht ein einziger Mann bei den Franzosen zurückbleibt.““ „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute,“ sagte York, „mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ Das Officiercorps stand draußen zur Parole versammelt; York legte Schärpe und Degen an und befahl: die Herren Officiere eintreten zu lassen; sie standen im Halbkreise um ihn, alle lasen auf seiner ernsten Stirn, in den feierlichen Zügen seines sonst finstern Gesichtes, daß er seinen Entschluß ihnen eröffnen werde; es war so still in dem Kreise, daß ein jeder das Herz des Nachbars hätte klopfen hören, wenn das eigene nicht noch lauter geklopft hätte. „Meine Herren,“ so begann der General, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbstständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir

uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an, wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, welcher er will, ich werde auch Denjenigen stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Gelingt unser Vorhaben, dann wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen."

Da flogen die Säbel aus den Scheiden und mit erhobenen Schwertern riefen Alle: „Auf Tod und Leben mit York! mit unserm General! Alle für Einen, Einer für Alle!" York winkte mit der Hand; den lauten Jubel beruhigend sprach er: „So möge denn unter göttlichem Beistande das Werk der Befreiung des Vaterlandes beginnen und sich vollenden."

Die Officiere wurden hierauf entlassen und brachten den Soldaten die freudige Botschaft, daß es, was für sie schon seit zwei Tagen entschieden war, mit der französischen Kameradschaft ein Ende habe.

York hielt sich für verpflichtet, den General Paulucci sofort davon in Kenntniß zu setzen, daß er mit dem, ihm näher stehenden, General Diebitsch, welcher in Uebereinstimmung mit dem Grafen Dohna handle, auf die Bedingungen, welche der Marquis ihm gestellt, abschließen werde. „Die innige Ueberzeugung," schreibt ihm York, „daß die Rettung meines Vaterlandes, daß das Wohl der Menschheit die Entscheidung fordern, die ich nach Ihren Einladungen fasse, lassen mich in diesem wichtigen Augenblicke jede persönliche Erwägung vergessen. Indeß macht die Langsamkeit der Bewegungen der russischen Truppen meine Lage sehr peinlich; ich habe freiwillig meinen Entschluß fassen müssen, zu dem ich mich gern gezwungen gesehen hätte."

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Convention in der Mühle zu Poscherun. — Yorks Meldung davon an den König; — giebt Massenbach Nachricht, der sich bei Macdonald in Tilsit befindet. — Kriegsrath bei Massenbach. — Eine zweite Botschaft von York an ihn trifft ein. — Fritz v. Blankenburg. — Ein Brief Macdonalds an Bacheln. — Der Abzug Massenbachs. — Der Lieutenant v. Korff auf Stabswache bei Macdonald. — Marion überbringt die Schreiben von York und Massenbach. — Macdonalds ehrenhaftes Benehmen gegen Korff und die preußischen Dragoner beim Abschied. — Yorks Einzug in Tilsit am 1. Januar 1813. — Sein Bericht an den König vom 3. Januar. — „In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt.“



Zur verabredeten Stunde, am 30. December des Morgens 8 Uhr, trafen die beiden Generale mit ihren Adjutanten in der abgelegenen Mühle zu Poscherun zusammen; nicht Mehl, nein, Pulver sollte hier gemahlen werden, stark genug, einen Kaiserthron sammt dem Kaiser in die Luft zu sprengen. Mit York kamen Oberst Röder und Major Seydlitz, mit Diebitsch Graf Dohna und Clausewitz; für ein gutes Frühstück hatten die Russen gesorgt, Oberst Röder breitete eine Specialkarte von Ostpreußen auf dem vom Mehlstaub gesäuberten Tische aus. Die Herren nahmen auf hölzernen Bänken Platz, York wurde gebeten, als Vorsitzender sich auf einem braunledernen Großvaterstuhl niederzulassen. Er zog die, von ihm bereits im Entwurfe niedergeschriebene, Convention hervor, die einzelnen Punkte wurden durchgesprochen, Diebitsch nahm keinen Anstand zu bewilligen, was York verlangte, Clausewitz führte das Protokoll und brachte die Uebereinkunft, in einzelne Artikel wohlabgefaßt, mit Eingang und Schluß bestens versehen, sogleich in die gehörige Form, wie folgt:

Convention.

Es ist dato zwischen den beiden Unterzeichneten, dem Königlich preußischen General-Lieutenant und commandirenden General des preußischen Hülfscorps zur französischen Armee, v. York, und dem Kaiserlich russischen General-Major und General-Quartiermeister der gräflich Wittgensteinschen Armee, v. Diebitsch, nachstehende Convention verabredet und geschlossen worden.

Artikel 1. Das preußische Corps besetzt den Landstrich innerhalb des Königlichen Territoriums längs der Grenze von Memel und Nimmersatt bis zu dem Wege nach Woinuta nach Tilsit; von Tilsit macht ferner die Straße von Schillupischken und Melauken nach Labiau, die Städte dieser Straße miteingeschlossen, die Grenze desjenigen Territoriums, welches dem Corps hierdurch eingeräumt wird. Das kurische Haff schließt an der anderen Seite dieses Territoriums, welches während der preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird. Die Kaiserlich russischen Truppen behalten jedoch einen freien Durchmarsch auf den vorgenannten Grenzstraßen, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Artikel 2. In diesem, in dem vorstehenden Artikel bezeichneten, Landstrich bleibt das preußische Corps bis zu den eingehenden Befehlen Sr. Majestät des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn Höchstgedachte Se. Majestät den Zurückmarsch des Corps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die Kaiserlich russische Armee zu dienen.

Artikel 3. Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Corps ein freier, ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege dahin, wo Se. Majestät der König bestimmen, frei gestellt bleiben.

Artikel 4. Alle etwaige preußische Traineurs und alles militairische Material, das auf der Straße von Mitau hierher zurückgeblieben sein könnte, wird dem Corps unbedingt zurückgegeben; auch erhalten diejenigen Verpflegungs- und Train-Branchen, welche sich von Königsberg oder weiter durch die Kaiserlich russischen Armeen zum preußischen Corps begeben wollen, einen freien Durchmarsch.

Artikel 5. Können die Befehle des General-Lieutenants v. York den General-Lieutenant v. Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen unter seinem Commando, so wie alle anderen preußischen Truppen und dazu gehörigen

Administrations-Branchen, die sich dieser Convention anschließen wollen, darin mit einbegriffen.

Artikel 6. Wenn durch die Kaiserlich russischen Truppen unter Commando des General-Majors v. Diebitsch preußische Truppen von dem Detachement des General-Lieutenants v. Massenbach gefangen genommen werden sollten, so werden sie in diese Convention mit eingeschlossen.

Artikel 7. Dem preußischen Corps steht es frei, seine Verpflegung mit den Provinzial-Regierungen des Landes zu reguliren, selbst wenn der Sitz dieser Regierungen durch Kaiserlich russische Truppen besetzt wäre.

Vorstehende Convention ist in duplo ausgefertigt und von den Unterzeichneten eigenhändig unterschrieben und mit ihrem Familiensiegel bekräftigt worden.

Poscherunsche Mühle, den 18. (30. n. St.) December 1812.

(L. S.) v. York, Königl. preußischer General-Lieutenant.

(L. S.) v. Diebitsch, Kaiserl. russischer General-Major.

Die beiden commandirenden Generale reichten sich die Hände mit festem Handschlag, Diebitsch umarmte York aufs Herzlichste, dann auch Röder und Seydlitz, und in dem Kreise umherblickend rief er freudig aus: „Wir sind ja sämmtlich geborne Preußen!" Nun wurden die Gläser noch einmal gefüllt und auf das Wohl des Vaterlandes und des neuen Freundschaftsbundes, und daß Alles gelingen möge, angestoßen.

Sobald York in sein Quartier nach Tauroggen zurückgekehrt war, schrieb er sofort an den König, welchem er die Convention durch den Major Thile mit nachstehendem Schreiben übersandte:

„Durch einen spätern Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirection von Mitau auf Tilsit, blos um den Rückzug der siebenten Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachtheilige Lage versetzt, habe ich mich genöthigt gesehen, mit dem Kaiserlich russischen General-Major v. Diebitsch die Convention abzuschließen, welche ich Ew. Majestät hiermit Allerunterthänigst zu Füßen lege.

„Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsch die Auflösung des ganzen Corps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage eben so unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Unterthan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr

auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Corps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hülfe leisten zu können.

„Die Convention läßt Ew. Majestät in Höchst Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppencorps, was der alten, oder einer etwaigen neuen Allianz Werth giebt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkühr Ihres Alliirten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablirung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

„Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben.

„Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt. York."

Der General befahl hierauf, die in und um Tauroggen liegenden Truppen unter Gewehr treten zu lassen und sie Compagnie- und Schwadronweise mit der abgeschlossenen Convention bekannt zu machen. Alle empfingen die frohe Botschaft, welche jedem Zweifel ein Ende machte, mit freudiger Zustimmung, und als der General bald darauf bei den auf dem Marktplatze aufgestellten Bataillonen erschien, wollte das Hurrahrufen kein Ende nehmen.

Noch bevor das Schreiben an den König abging, schickte York einen zuverlässigen Officier nach Tilsit an Massenbach, der sich in einer eben so peinlichen, als bedenklichen Lage befand.

Als Lieutenant Below dem Marschall am 29. December Meldung machte, daß es ihm endlich gelungen sei, einen Boten an York abzusenden, war General Grandjean anwesend und machte über das Ausbleiben Yorks einige verfängliche Bemerkungen. Der Marschall, welcher, wenn auch nicht zu York, doch zu Massenbach das beste Vertrauen hatte, ertheilte diesem den Befehl, am nächsten Morgen eine Recognoscirung gegen Insterburg zu unternehmen. Als Below sich hierzu am 30. in aller Frühe 4 Uhr des Morgens bei Massenbach einfand, traf bald darauf der Lieutenant Wernsdorf, von York aus Tauroggen abgesandt, ein und überbrachte folgendes Schreiben:

„Ich habe den Stab zerbrochen und mit unsern bisherigen Feinden eine

Convention abgeschlossen, nach welcher das mir untergebene Armeecorps bis zur Entscheidung Sr. Majestät des Königs neutral gestellt und dem Vaterlande erhalten wird, während gleichzeitig die Greuel des Krieges von der vaterländischen Provinz entfernt werden. Indem ich auf diese Weise Ew. Excellenz nichts mehr direct zu befehlen habe, kann ich es nur Ihrem Ermessen überlassen, welche Schritte Sie zur Erhaltung der Ihrem Befehl untergeordneten Truppen thun wollen, wobei ich noch bemerke, daß Sie sich in allen Ihnen zweifelhaft erscheinenden Fällen auf den Major Zielinsky verlassen können, der mit meinen Ansichten vertraut ist."

Massenbach sah sich durch dies Schreiben auf sich selbst angewiesen und er schwankte nicht einen Augenblick über das, was zu thun sei. Aus Vorsicht wurde Yorks Brief in kleine Stücke gerissen und da man weder durch umherliegende Papierschnitzel, noch durch Asche von verbranntem Papier Verdacht erregen wollte, nahm ein jeder der Anwesenden eine Portion davon als Frühstück zu sich.

Dem Marschall waren im Laufe des Nachmittags „Judennachrichten" zu Ohren gekommen, daß York in Tauroggen stehe, ohne daß man von Feindseligkeiten mit den Russen höre; im Gegentheil — — mehr verriethen die Juden nicht.

„Die preußischen Officiere aus Massenbachs Umgebung: Rudolphi, Canitz, Below, eilten zu Massenbach, bei dem sie Zielinsky und den Grafen Lehndorf von Steinort fanden; bald kamen auch Massenbachs Adjutanten, Kykebusch und Folgersberg, dazu. Es wurde am Abend des 30. December eine Art Kriegsrath gehalten, hin- und hergesprochen, ohne daß man dabei zu einem Entschluß kam. Aus den von dem Marschall angeordneten Vorsichtsmaßregeln vermuthete man, daß er von Yorks Schritt Nachricht habe."

Graf Brandenburg hatte bei Macdonald gegessen. Er kam dann zu Lieutenant Below, bei ihm zu übernachten. „Wir kamen überein, angezogen zu bleiben und die Pferde gesattelt zu halten, die geladenen Pistolen neben uns." Gegen 5 Uhr Morgens am 31. kam Hauptmann v. Brandenstein aus dem Yorkschen Hauptquartier, von Meslin glücklich durch die polnisch-französischen Vorposten geführt. Er überbringe, theilte er mit, den Befehl an Massenbach, sich York anzuschließen, und ein Schreiben an den Marschall, welches Massenbach, sobald er mit seinen Truppen in Sicherheit sei, ihm zustellen solle. Brandenburg und Below eilten zu Massenbach, weckten ihn und als sie ihm den schriftlichen Befehl Yorks vorlegten, sich der Convention anzuschließen, erklärte er sich sofort dazu bereit.

Es waren von jedem Truppentheil Ordonnanzen in Massenbachs Quartier; durch sie wurden die Stabsofficiere berufen. Bei dem Kriegsrath, der hierauf bei Massenbach gehalten wurde, fragte Sjöholm: ob das, was man jetzt zu thun beginne, mit Wissen und Willen des Königs geschehe? Als ihm bedeutet wurde, daß General York in seiner jetzigen Lage keine Befehle einholen könne, daß aber das Corps seine Befehle auszuführen verpflichtet sei, machte er keine weiteren Einwendungen. Alle stimmten für den Abmarsch zu York und es wurde sofort zur Ausführung geschritten; Massenbach setzte York davon durch nachstehendes Schreiben in Kenntniß: „Ew. Excellenz Schreiben habe ich erhalten, trete sehr willig Ihrem Entschlusse bei und bin von meinen Truppen desselben ganz überzeugt, weil ich schon Alles habe anwenden müssen, daß nicht schon einzelne Cavallerie-Detachements übergegangen sind. Ich habe sogleich die nächsten russischen Vorposten von meinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und gebeten, dasselbe nicht zu stören. Der Marschall ist sehr besorgt wegen Ihres Ausbleibens und hat viele Boten ausgeschickt und ungeheuer bezahlt; noch bis diesen Augenblick kennt er Ihren Aufenthalt nicht; ich habe Tilsit mit meinen Truppen ganz allein besetzt."

Massenbach berief die Commandeurs seiner Truppen, theilte ihnen Yorks Schreiben und seinen Entschluß, ihm zu folgen, mit. Alle stimmten ihm bei; man beschloß, am 31. December vor Tagesanbruch mit der Infanterie gen Baubeln zu marschiren; die beiden Cavallerie-Regimenter und die Batterie Graumann, die unter General Bachelu bei Ragnit standen, erhielten Befehl, auf der Straße nach Insterburg zu den nächsten russischen Feldwachen zu marschiren.

Massenbachs Unternehmen erforderte die größte Vorsicht und konnte nur mit einer so zuverlässigen Mannschaft ausgeführt werden, wie er sie unter seinem Befehl hatte; eines Eides, einer Verschwörung, ja, nicht einmal einer Verabredung bedurfte es, ein jeder Preuße trug das Vaterland in seinem Herzen. Zu dem Gelingen trug vor Andern der Major Fritz v. Blankenburg bei, dessen wir uns aus Stralsund, wo er unter Schill focht, erinnern. Er war Platzmajor von Tilsit, wohin Macdonald sein Hauptquartier verlegt hatte. Blankenburg wußte die Besorgniß des Marschalls über Yorks Ausbleiben auf die unbefangenste Weise zu beruhigen und hatte ihm gerathen, an Massenbach Befehl zu ertheilen, aus Vorsicht seine Truppen in den Allarmhäusern zu versammeln. Mißtrauischer als Macdonald waren die Generale Bachelu und Grandjean;

Letzterer hatte sich den Befehl erwirkt, am 31. December mit seiner Division Tilsit und die dortigen Uebergänge zu besetzen, und ersuchte den Platzmajor, unter dem Vorwande dienstlicher Verabredungen, bei verschiedenen Flaschen Wein die Nacht über es sich bei ihm gefallen zu lassen.

Auch Macdonald hatte eine Anzahl preußischer Officiere zum Abendessen eingeladen; er beobachtete sie genau, ohne daß ihm auch nur durch eine Miene oder durch einen gewechselten Blick verrathen worden wäre, was der nächste Tag bringen würde. Alle theilten seine Besorgniß wegen York, den er durch die Russen von sich abgeschnitten glaubte, versicherten aber, wie sie nicht zweifelten, daß der tapfere General sich mit den Seinen gewiß durchschlagen werde. Macdonald brachte eine unruhvolle Nacht zu. Er schickte, nachdem ihn die Gäste verlassen hatten, an Bachelu, der in Ragnit stand, einen Eilboten mit nachstehendem Briefe:

„Mein lieber General!

„Ich habe Ihren Betrachtungen, die ich meiner Seits ebenfalls mache, nichts entgegen zu stellen; seit drei Tagen erliege ich den schmerzlichsten Gefühlen. Aus einer so gefahrvollen Lage herauszukommen, um sogleich wieder hinein zu sinken, ist ein harter Schlag! Dennoch kann ich mich nicht entschließen, das Yorksche Corps aufzugeben; es kann unmöglich gefangen sein, der Feind hätte dies auf alle Weise ausposaunt. Jemand, der heut aus Mordlen hier angekommen ist, hat nichts davon gehört. Ein Kundschafter aus Coadjuten hat ausgesagt: er habe gehört, der General York sei aus Chelet auf Pagermont gegangen. Keiner von unsern zahlreichen Boten kehrt zurück, trotz des versprochenen Lohnes; sie müssen aufgefangen worden sein. Dies Betragen des Generals York ist unerklärlich; er war am 24. in Kelm und hatte Befehl am 25. in Koltinjani zu sein. Er muß bemerkt haben, daß zahlreiche Streifcorps alle Verbindungen abschneiden. Was mehr ist, er muß es wissen, daß wir in Tilsit sind; die Nachricht ist allgemein verbreitet und es war verabredet dahin zu marschiren. Erwartete er noch weitere Befehle? Das kann ich nicht annehmen. Er war hinter uns auf unserer Spur, der Weg war gebahnt und er ist nicht gefolgt! Ich verliere mich in Vermuthungen. Sollten wir ohne ihn abmarschiren? Was werden der Kaiser, Frankreich, das Heer, Preußen, was endlich Europa dazu sagen? Wäre es nicht ein unvertilgbarer Fleck für das zehnte Armeecorps, freiwillig und durch nichts Anderes als bloße Vorsicht dazu gezwungen, einen Theil seiner Truppen aufzugeben? O nein, wie auch die

Ereignisse sein mögen, ich ergebe mich darein und biete mich gern als Opfer dar, wenn ich nur das einzige bin. Ich stehe mit dem Hauptquartier in Königsberg in Verbindung. Man läßt einige Truppen auf Tapiau marschiren, die Division Heudelet, die dort allmälig anlangt, um die Garde abzulösen; indeß glaube ich, daß es schwer halten wird zu erlangen, daß diese Truppen nach Insterburg mir entgegengeschickt werden. Durch den Befehl zum Rückzuge, den Sie erhalten haben, bin ich Ihren Wünschen zuvorgekommen. Morgen werde ich einen Entschluß fassen. Wenn Sie nicht beunruhigt werden, so besuchen Sie mich auf einen Augenblick. Ich sage Ihnen guten Abend und wünsche Ihnen einen Schlaf, den meine traurige Lage mir seit langer Zeit versagt."

„Nachschrift. Ich habe Anstalten getroffen, die Absichten des Feindes zu vereiteln, wenn er keck genug wäre, ein Hurrah auf die Stadt zu versuchen."

Der Befehl des Marschalls: dieses „Hurrah der Russen" zurückzuweisen, gab dem General Massenbach einen erwünschten Vorwand, am 31. December des Morgen 8½ Uhr, seine Infanterie in geschlossenen Colonnen über die festgefrorne Memel hinüberzuführen; den außerhalb stehenden Schwadronen und der Batterie Graumann waren die nöthigen Mittheilungen gemacht und eine willkommene Aufnahme bei den russischen Vorposten auch für sie vorbereitet.

Ein Adjutant des Marschalls, Lieutenant Marion, dem der Aufbruch Massenbachs aufgefallen war, hatte sich ganz unbefangen zu ihm gesellt, war mit über die Memel hinüber geritten, wo ihm, als er sein Befremden über die Richtung, welche die Colonne einschlug, äußerte, Massenbach das von York an den Marschall gerichtete Schreiben zur Einhändigung an denselben mit dem Bemerken übergab, daß darin das Nähere enthalten sei. Ein zweites von Massenbach war beigeschlossen. Im Galopp sprengte Marion, dem nun kein Zweifel mehr über das, was vorging, blieb, zu dem Marschall zurück. Eben war General Bachelu bei ihm eingetreten, um ihm zu melden, daß die preußische Cavallerie und Artillerie, welche zu seiner Brigade gehörten, sich auf dem Sammelplatze nicht eingefunden hätten, wodurch seine Ankunft verzögert worden. „Sonderbar, höchst sonderbar," bemerkte nachdenklich Macdonald und legte Messer und Gabel — er saß eben beim Frühstück — nieder. „Was meinen Sie dazu, Herr Lieutenant?" fragte er den an seiner Seite sitzenden preußischen Dragoner-Lieutenant v. Korff, welcher mit 32 Mann die Stabswache bei ihm hatte. Korff erwiderte, daß ihm kein Befehl zugegangen sei, seinen Posten zu verlassen.

Die beiden Briefe, welche Marion überbrachte, klärten Alles auf. York schrieb:

„Monseigneur! Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne in den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Excellenz verzögert und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Theil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern konnte, zu verlieren, oder Alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Convention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Theile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll.

„Die preußischen Truppen werden ein neutrales Corps bilden und sich gegen keinen Theil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten Statt haben müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden.

„Ich beeile mich, Ew. Excellenz von meinem Schritte in Kenntniß zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände gezwungen bin.

„Welches auch das Urtheil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reifliche Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.

„Indem ich Ihnen, Monseigneur, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtung gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Hochachtung zu genehmigen rc."

Das Schreiben Massenbachs:

„Monseigneur! Das Schreiben des Generals York wird Ihnen bemerklich gemacht haben, daß mein letzter Schritt mir vorgeschrieben ist und daß ich daran nichts zu ändern vermocht hätte, weil die Vorsichtsmaßregel, die Ew. Excellenz diese Nacht ergreifen ließ, mir verdächtig erschien, daß Sie mich vielleicht mit Gewalt zurückhalten, oder meine Truppen in dem gegenwärtigen Falle entwaffnen wollten. Ich mußte die Partie, welche ich jetzt genommen habe, ergreifen, um meine Truppen der Convention anzuschließen, die der commandirende General unterzeichnet hat und von der er mir diesen Morgen Kunde und Weisung gegeben hat. Ew. Excellenz verzeihen, daß ich nicht selbst gekommen bin, Sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen; es geschah, um mir eine für mein Herz sehr

peinliche Bewegung zu ersparen, weil die Empfindungen der Verehrung und Hochachtung für Ew. Excellenz Person, die ich bis an das Ende meiner Tage bewahren werde, mich gehindert haben würden, meine Pflicht zu erfüllen."

Der Marschall war wie vom Donner gerührt und rief mehrmals aus: „Das hätte ich nie geglaubt! Seinen General, seinen König, den Kaiser zu verlassen!"

Wohl hatte der französische Marschall Recht, sich über den Schritt Yorks zu verwundern, der immer noch von deutscher Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit zeugte. Ein Franzos, ein Italiener, oder Russe an Yorks Stelle würde den Schritt nicht blos halb gethan haben; er hätte den Marschall festgenommen, was sich von Franzosen ihm widersetzt, nieder gemacht und durch Volksaufstand und rasches Vordringen den Feind nicht Kräfte zu einem neuen Feldzuge sammeln lassen.

Macdonald war nicht ohne Besorgniß, daß so etwas geschehen könne; er gab Befehl zu schleunigem Aufbruch der siebenten Division, soviel ihm davon geblieben war, um zu versuchen, über Melauken Königsberg und Danzig zu erreichen.

Den, als Ehrenwache bei ihm zurückgebliebenen, preußischen Dragonern bezeigte der Marschall Anerkennung und Dank in aufrichtiger und herzlicher Weise. „Die Lage der Sache," sagte er zu seinem Tischnachbar, dem Lieutenant Korff, „ist von der Art, daß Sie nicht bei mir bleiben können; gehen Sie mit Ihrem Commando über die Memel zurück, wo Sie Ihr Corps und Ihr Regiment wiederfinden werden."

Der Marschall sprach seine Hochachtung der von den preußischen Truppen während des Feldzuges bewiesenen Bravour und Ausdauer gegen Korff aus, beauftragte ihn, dem Corps seinen Dank für die treuen Dienste, welche es ihm geleistet, zu sagen, nannte einzelne Officiere, an welche er Grüße bestellen möchte und bat ihn, eine mit Emaille verzierte schwere goldene Dose als ein Andenken anzunehmen. Von den 32 Dragonern ließ er einem jeden zwei Napoleons einhändigen. Er umarmte Korff beim Abschied und sagte: „Es ist möglich, daß sich die Umstände noch ändern, dann sehen wir uns bald als gute Kameraden wieder, wo nicht, so treffen wir uns im Felde und ich bin gewiß, daß die Soldaten, welche unter mir im zehnten Armeecorps den Feldzug mitgemacht haben, ihrem ehemaligen Führer Ehre machen werden, auch wenn sie in den Reihen ihm gegenüber fechten sollten. Leben Sie wohl!" —

Korff versicherte den Marschall, daß sein Andenken in dem Herzen derer,

welche sich seines näheren Umganges erfreut hätten, nie erlöschen werde, dankte für die hochherzige Weise, in welcher er ihn und sein Commando entlasse, und wie es ihn glücklich mache, ihm und seiner Umgebung als Freund und guter Kamerad ein offenes und ehrliches Lebewohl sagen zu können. — Während Korff mit seinen Dragonern gen Osten frohen Muthes dem Yorkschen Corps entgegen ritt, zogen Macdonald, Bachelu und Grandjean mit dem traurigen Reste der siebenten Division, einigen tausend Mann Fußvolk, Polen und Westphalen, gen Westen nach Melauken.

York führte sein Corps noch am letzten Tage des alten Jahres von Tauroggen auf vaterländischen Boden gen Baubeln, wo der preußische Grenzadler mit vieltausendmal wiederholtem „Hurrah!“ begrüßt wurde.

Vereint mit Massenbachs kriegslustiger Schaar hielt York am 1. Januar 1813, festlich von der Bevölkerung eingeholt, unter unendlichem Volksjubel seinen Einzug in Tilsit. Das war ein Neujahrsfest, wie man es hier noch nicht erlebt hatte. Der alte Nachtwächter lebte noch, welcher 1807 den jammervollen Friedensmachern ein Klagelied gesungen. Heute stimmte er eine lustige Weise an und sang:

Hört ihr, Franzosen, und laßt euch sagen,
Euer letztes Stündlein hat geschlagen,
Der Kaiser hat euch angeführt,
Daß ihr alle die Nasen erfriert;
Und lobet Gott den Herrn!

Nachdem York die Truppen in und um Tilsit in guten Quartieren sicher untergebracht hatte, erstattete er darüber dem Könige aus Tilsit vom 3. Januar einen Bericht, in welchem er, der Form wie dem Inhalte nach, die herkömmliche Fassung ordonnanzmäßiger Rapporte bei Seite setzte und dem Könige in eindringlichen Worten die Bahn vorzeichnete, wohin der preußische Adler seinen Flug zu nehmen habe, jetzt die einzige, auf welcher das Vaterland Ehre und Freiheit wieder gewinnen werde.

Im Eingange meldet er, daß er sein Armeecorps in und um Tilsit in Folge der abgeschlossenen Convention in Cantonnirungen geführt und daß 6 Bataillone Infanterie, 10 Escadrons Cavallerie und 2 reitende Batterien, welche unter Massenbach sich noch bei Macdonald befunden hätten, zum Corps gestoßen seien.

„Diese Vereinigung“ — meldet York — „wurde mit einer Klugheit eingeleitet

und ausgeführt, daß die Geschichte kein Beispiel dieser Art hat. Der Rittmeister Graf Brandenburg, der Ueberbringer dieser Depesche, wird Ew. Majestät das Detail davon mündlich mittheilen. Der General-Lieutenant v. Massenbach hat sich so weise und bestimmt dabei benommen, daß es die höchste Achtung verdient.

„Der Schritt, den ich gethan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurtheilt werden muß. In der Lage, in welcher sich das Corps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen, wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte; der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, so die französischen Marschälle angeordnet, bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

„Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Unterthanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltirten Eroberers tragen zu müssen. So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Königlichen Majestät gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Majestät zeigen, was von diesem Alliirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Waagschale werfen könnte, die Staaten Ew. Majestät würden das Lösepfand zum Frieden werden.

„Das Schicksal will es anders. Ew. Königlichen Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiationen, welche Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraft-

vollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel und Oestreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen.

„Ew. Königliche Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht einmischenden Mann. So lange Alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen. Das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird Alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert dastehen.

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Königlichen Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten und ich schwöre Ew. Königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen eben so ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin,*) die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer als Ew. Majestät Allerunterthänigster und getreuester Unterthan. York."

*) York war 53 Jahre alt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Macdonalds Bericht an den französischen Gesandten in Berlin. — Das unterbrochene Abendessen. — „Da möchte einen ja der Schlag rühren!“ — Major Thile trifft mit Yorks Bericht bei dem Könige ein. — v. Natzmer geht als Courier nach Königsberg mit dem Befehl, York zu arretiren. — Der Schlagschatten eines Riesen. — Natzmer wird von Wittgenstein nicht zu York durchgelassen. — Krusemark, Beguelin und Goltz werden mit Ergebenheitsversicherungen nach Paris gesandt. — Wittgenstein läßt Macdonald entkommen. — Yorks Unterredung mit Wittgenstein in Königsberg. — General Paulucci besetzt Memel; — erklärt die Weichsel für Rußlands Grenze.— Kleist an Alexander gesendet nach Wilna. — Schönste Versprechungen. — York sendet den Rittmeister v. Auer an Bülow. — Der Präsident Schön in Gumbinnen. — Der Regierungsrath Schulz macht sich um das Vaterland verdient. — York an Schön, Tilsit den 4. Januar. — Schöns Antwort. — „Ew. Excellenz haben das Schicksal beim Schopf genommen.“ — Schön am 6. Januar in Tilsit bei York. — Wittgensteins Einzug in Königsberg den 6. Januar. — York am 8. in Königsberg. — Die Studenten bringen ihm eine Nachtmusik. — Hans v. Auerswald, der später in Frankfurt ermordete Redner der Studenten. — Die Nachricht von Yorks Entsetzung trifft ihn in Königsberg am 10. Januar. — York an Bülow den 13. Januar. — Er tritt seine Stelle als General-Gouverneur der Provinz wieder an; — nimmt Anleihen auf. — Fürst Dolgoruki als russischer Unterhändler bei York. — Adresse der preußischen Stände an den König. — Schulz erbietet sich den Aufstand in Masuren zu organisiren. — Kutusof benachrichtigt York, daß er unter Wittgensteins Befehl gestellt sei und Stein die Administration des Landes übernehmen werde. — Stein droht mit Waffengewalt gegen York. — Napoleons Befehl, den König von Preußen zu entführen. — Friedrich Wilhelm geht nach Breslau. — Eine Ober-Regierungs-Commission in Berlin soll die freundlichen Verhältnisse mit den französischen Militairbehörden aufrecht erhalten. — Yorks Erklärung in der Königsberger Zeitung vom 27. Januar.



er Eilbote, welchen Macdonald an den französischen Gesandten Grafen St. Marsan abfertigte, überholte den des Generals York und traf schon am 4. Januar des Abends in Berlin ein. Macdonald überschickte die Convention, die Briefe von Massenbach und York an ihn und hatte über den Letzteren sein Urtheil dahin abgegeben: „er erlaube sich keine Bemerkung über denselben, da er

die Indignation eines jeden Mannes von Ehre erwarten müsse." Selten ist wohl einer guten Compagnie die Suppe so versalzen worden, als der Gesellschaft, welche gemüthlich an runder Tafel an jenem Abende bei dem Marschall Augereau in Berlin beisammen saß. Der Graf St. Marsan war eben dabei, die Vorzüge der italienischen Trüffel vor der von Perigord auseinander zu setzen, als der Adjutant Macdonalds eintrat und ihm die Depeschen übergab. Noch bevor er sie zu Ende gelesen, verrieth sein Gesicht, daß sehr unerwünschte Nachrichten darin enthalten seien; auch hielt er nicht damit zurück, er theilte das Wesentliche derselben zuerst dem Staatskanzler Hardenberg, der neben ihm saß, dann auch dem Marschall, dem Grafen Narbonne und Fürsten Hatzfeld mit. „Der Baron v. Hardenberg" — meldete St. Marsan dem Minister des Auswärtigen in Paris — „schien indignirt, er begab sich sogleich zum Könige."

„Da möchte einen ja der Schlag auf der Stelle rühren!" soll der König, als Hardenberg ihm die Nachricht mittheilte, ausgerufen haben. Er beauftragte Hardenberg, noch in später Mitternachtsstunde zu dem französischen Gesandten zu gehen, und ihm zu sagen, daß sofort Befehl ertheilt werden sollte, York zu arretiren, abzusetzen, dem General Kleist das Commando zu übergeben, das Hülfscorps zurückzurufen. Von einer Ratification der Convention könne nicht im Entferntesten die Rede sein. Ein Flügeladjutant des Königs sollte mit diesen Befehlen an den König von Neapel nach Königsberg abgesendet werden.

Am nächsten Morgen 5 Uhr fuhr Major v. Thile mit Yorks Depeschen vor dem Palais des Königs vor, welcher befohlen hatte, ihn zu jeder Stunde der Nacht zu wecken, wenn ein Courier eintreffen sollte. Im Vorzimmer traf Thile den Major v. Natzmer reisefertig, um als Courier an den König von Neapel nach Elbing abzugehen. Der König war nicht so unangenehm, als Thile ihn nach den Aeußerungen Natzmers erwartete. Er schien nicht unzufrieden damit, daß York ein nutzloses Aufopfern der Truppen vermieden habe; aber er war es desto mehr mit der Form, in der derselbe seine Handlungsweise gegen Macdonald zu rechtfertigen suchte, indem diese gewissermaßen einen politischen Charakter trage, durch den das Gouvernement — d. h. der König — in seiner augenblicklich wehrlosen Lage compromittirt werde.

Einen so gewaltigen Schlagschatten warf der niedergeworfene Riese auch jetzt noch auf die h o h e n Häupter, daß sie in Furcht erzitterten; das n i e d e r e

Volk wurde nicht davon betroffen und rief dem Gespenste zu: Bange machen gilt nicht!

Noch an demselben Tage reiste Natzmer ab. In dem Schreiben des Königs, welches er dem Könige von Neapel überbrachte, heißt es: „jener eigenmächtige Schritt des Generals York habe eben so sehr sein Erstaunen, wie seine Indignation erregt; Major Natzmer überbringe an General Kleist den Befehl, sofort das Commando des Corps zu übernehmen, York abzusetzen und zu arretiren. Was die über die Truppen zu treffenden Anordnungen betreffe, so stünden dieselben nach dem Allianz-Vertrage dem Kaiser und jetzt dem Könige von Neapel, als Stellvertreter des Kaisers, zu; des Königs von Neapel Majestät wolle deshalb den General Kleist mit seinen Befehlen versehen und dieselben dem Major Natzmer bezeichnen."

Natzmer fand bei dem Könige von Neapel, als er ihm am 9. Januar in Elbing die Depeschen übergab, eine freundliche Aufnahme; nicht so bei Macdonald, der nicht sowohl über Yorks Abfall, als darüber, daß ein französischer Marschall nebst seinem Generalstabe von einem preußischen General sich so sehr hinter das Licht hatte führen lassen, in der bittersten Laune war. Da Natzmer von dem Könige von Neapel den Befehl an den Marschall mitbrachte, ihn ungehindert zu den russischen Vorposten durchzulassen, konnte er nichts dagegen haben. In Heilsberg, wohin die Kosacken Natzmer brachten, traf dieser den General Wittgenstein, der ihm jedoch, als er ihm eröffnete, er habe Auftrag, dem General Kleist die Befehle des Königs zu überbringen: York zu arretiren, ihn des Commandos zu entsetzen und dasselbe selbst zu übernehmen, die Weiterreise nicht gestattete. Dagegen erlaubte er ihm, ein Schreiben des Königs an den Kaiser Alexander zu überbringen und gab ihm einen russischen Officier zum Geleit mit.

Von Berlin war mit Natzmer in demselben Schlitten Hauptmann v. Schack abgereist, jedoch ohne Depeschen für York, blos mit der einfachen Weisung, sich zurück auf seinen Posten zu begeben. Er traf erst am 10. Januar in Königsberg bei York ein und, wenn auch nicht officiell, so konnte er ihn doch ausführlich und genau über die Kleinmüthigkeit in dem Cabinet des Königs, welcher seinen Schritt auf das Entschiedenste mißbillige, unterrichten. Man hatte in Berlin sich beeilt, den Unwillen Napoleons durch die Versicherung zu entwaffnen, daß man über Yorks Hochverrath die äußerste Indignation empfinde und daß

man zu jedem Unterpfand des treuen Festhaltens an dem Bündnisse mit Frankreich bereit sei; Krusemark und Beguelin waren eiligst nach Paris gesendet worden; Graf Hatzfeld — diese, vom Feldzuge 1806 uns bekannte, noble Sippschaft — sollte unverzüglich nachfolgen.

York war, als er den gewagten und kühnen Schritt that, sich bewußt, daß dies nur ein erster Schritt sei, dem noch andere, nicht minder kühne folgen müßten; er sah sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Mit Bestimmtheit hatte er darauf gerechnet, daß Wittgenstein von seinen 50,000 Mann wenigstens so viele auf den Beinen haben würde, um die 6000 Mann, welche Macdonald noch geblieben waren, sammt dem Marschall gefangen zu nehmen, das Hauptquartier des Vicekönigs aufzuheben und Platows Kosacken in den nächsten 14 Tagen schon bis Berlin streifen zu lassen. Wäre am Morgen des 31. Decembers die russische Vorhut nur von Sommerau nach Schillupischken gegangen, nur zwei Stunden Weges, so empfing sie den dort in der Dunkelheit in dem Engwege von Tilsit ankommenden Rest des zehnten Armeecorps und Macdonald war verloren. Statt dessen ließ man ihn ungehindert nach Königsberg ziehen, wo Verstärkungen eingetroffen waren, so daß der König von Neapel die Weichsel erreichte, durch Danzig und Thorn unterstützt, nicht nur Halt, sondern sogar wieder Front gegen Wittgenstein machte. Vergeblich hatte York von Tilsit aus am 5. Januar an Wittgenstein die Erklärung gelangen lassen, daß er bereit sei, im Fall der Noth loszuschlagen. In einer Besprechung mit ihm in Königsberg bald darauf forderte er York auf, die Befehle aus Berlin nicht abzuwarten, sondern loszuschlagen, da er, selbst mit Tschitschagof vereint, die Weichsel gegen die Franzosen nicht werde behaupten können.

Bald traten noch andere Veranlassungen hinzu, York die mit den Russen geschlossene Brüderschaft sehr zu verleiden.

Der Convention zu Folge gehörte ihm Memel. Dies besetzte General Paulucci und als York dagegen protestirte, schrieb ihm der durch den Abschluß mit Diebitsch gekränkte Marquis am 4. Januar: „Die Stadt Memel und ihr Gebiet werden provisorisch im Namen des Kaisers von Rußland verwaltet.“ In seinem Bericht an den Kaiser vom 8. Januar schreibt er: „York habe als kluger Mann sich den Eifer zu Nutze gemacht, den Diebitsch gezeigt habe, den Ruhm des Abschlusses der Convention für sich zu gewinnen; eigentlich sei die Weichsel Rußlands Grenze, indeß fordere die Klugheit für alle Fälle, die noch

eintreten könnten, sich auf eine weniger vortheilhafte vorzubereiten. Nach diesem Grundsatze habe er geglaubt, durch die Anordnungen, die er getroffen, es mit Memel unvermerkt einleiten zu müssen, daß es einen Theil der russischen Grenze bilde (préparer insensiblement Memel à former partie de notre frontière), natürlich, ohne gerade den preußischen Hof mummelstutzig zu machen (effaroucher la cour de Prusse), der bis dahin diese Occupation und das dabei inne gehaltene Verfahren für nichts Anderes als für eine rein militairische Maßregel ansehen könne." Von allen Russen am freundlichsten gesinnt war noch der Kaiser. York sendete, sich und sein Armeecorps zu Gnaden zu empfehlen, den General Kleist zu ihm nach Wilna, welcher dort die ehrenvollste Aufnahme fand. Der Kaiser erbot sich gegen einen, von York unterzeichneten, Empfangsschein, sogleich 500,000 Rubel baar für die Bedürfnisse des Corps anzuweisen und sprach den Wunsch aus: York möge der russischen Armee, bis eine weitere Bestimmung des Königs eintreffen werde, inactiv folgen. Der Großfürst Constantin hatte Kleist beim Eintritt in sein Zimmer zugerufen: „Halt! Werda? Freund oder Feind?" Und als Kleist antwortete: „Gut Freund!" umarmte und küßte er ihn, theilte ihm mit, daß ein Bote aus Tyrol angekommen sei, wo der Aufstand organisirt werde und daß der Kaiser im Begriff stehe, mit Schweden ein Bündniß abzuschließen. Darüber, daß der König von Preußen sich Rußland anschließen werde, wurde nicht der geringste Zweifel erhoben. Am 11. Januar kehrte Kleist zu York zurück, welcher des Zuspruches eines Freundes und einer sichern Vertröstung auf Hülfe von dem Kaiser sehr bedurfte. Die Nachrichten aus Berlin lauteten für ihn immer bedrohlicher, unter seinen Officieren regte sich eine bedenkliche Stimmung. York erkannte die Nothwendigkeit, derselben durch einen zweiten entscheidenden Schritt entgegen zu treten und sich in dem General Bülow, welcher mit einer Abtheilung frischer Truppen von Königsberg zur Beschützung der Festung Graudenz nach der Weichsel gezogen war, einen Verbündeten zu gewinnen. Ein erstes Schreiben an Bülow vom 1. Januar war ohne Antwort geblieben; er sendete ihm durch den Rittmeister v. Auer von den schwarzen Husaren, den Schwiegersohn Bülows, ein zweites Schreiben vom 5. Januar, in welchem er ihm die Nachricht mittheilt, daß Königsberg von den Franzosen geräumt sei und daß er beabsichtige, die Hauptstadt zu besetzen, auch das ganze Corps dort zu vereinigen, um mehr bei der Hand zu sein. Er besorgt, daß Wittgenstein bei seinen Operationen an der

unteren Weichsel eine Schlappe erleiden könnte. Er wirft die Frage auf, was er in diesem Falle zu thun habe, wenn ihm bis dahin noch keine Befehle des Königs zugegangen seien. Er fürchtet, daß das Zurückwerfen der Russen aus Preußen ungünstig auf die Stimmung der übrigen Provinzen wirken werde, und daß man Alles aufbieten müsse, um dasselbe zu verhindern. Eine solche Lage der Dinge möchte erfordern, einen zweiten Schritt zu thun. Er habe den ersten Schritt gethan, er sei entschlossen, auch den zweiten — loszuschlagen — zu thun. Jetzt oder nie sei der Zeitpunkt zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit des preußischen Staats. Ein vereintes Wirken sei gegenwärtig, in dem so hochwichtigen Augenblick, eine große Hauptsache. Sollte ein französisches Corps über Marienburg oder Marienwerder vordringen, so käme es darauf an, vereint eine Stellung zu nehmen, um das rückliegende Preußen zu decken.

Worauf aber bei der Bedrängniß und Zaghaftigkeit des Cabinets, welches Unterwürfigkeits- und Freundschaftsversicherungen an Napoleon, Drohbriefe an York abfertigte, Alles ankam, war, daß in der Provinz Preußen eine unabhängige Verwaltung eingerichtet werde, welche York die nöthigen Mittel verschaffte, um sein Armeecorps unterhalten und so verstärken zu können, daß es zu einem Heere anwachse, an welches sich ein Volksaufstand anschließen könne. Zum Heil für Preußen stand damals in jener Provinz an einflußreicher Stelle ein Mann, welcher zu den tüchtigsten und thatkräftigsten zählte, der Präsident Schön. Schon in früheren Jahren hatte er mit York über eine dereinstige Erhebung Preußens sich verständigt; jetzt bot er Alles auf, um das kühne Unternehmen des Soldaten durch treuen Anschluß des Bürgers zu unterstützen.

Welches Gewicht damals die Stände Ostpreußens in die Waagschale legten, um das in Berlin hin und her schwankende Cabinetszünglein dahin zu bringen, den Ausschlag zu geben, darüber werden wir weiter unten das Interessanteste mittheilen; hier sind wir zunächst darauf angewiesen, York nicht aus den Augen zu verlieren.

Schon am 30. December hatte Schön den Grafen Lehndorf auf Steinort York entgegen nach Tilsit geschickt, um wegen der Verpflegung des Corps, des Aufgebotes der Provinz und anderer dringlicher Angelegenheiten mit ihm Rücksprache zu nehmen. Da Schöns Anwesenheit in Gumbinnen für den Augenblick unerläßlich war, konnte er der Einladung Yorks, zu ihm zu kommen, nicht entsprechen. Er schickte ihm den Regierungsrath Schulz, mit

der Vollmacht unbedingter Repräsentation der lithauischen Regierung. Schön hatte seinen Mann trefflich zu wählen verstanden; so wie Schulz hat sich in jener Zeit kein Zweiter um das Vaterland verdient gemacht. Sein Name wird sonst nicht in der Geschichte genannt; um so mehr freuen wir uns seiner näheren Bekanntschaft. Er schreibt an Schön aus Tilsit den 3. Januar 1813:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

„York hat mehr als das Leben eingesetzt. Schon den 24. hat er, noch ehe Seydlitz zurückkam, den Entschluß zur großen That gefaßt. Er steht ganz, ganz allein mit seinem, freilich nicht ruinirten, aber sehr kleinen Corps. Er bittet Sie dringend, wenn auch nur auf einige Stunden, herzukommen, mit ihm den Bund zu schließen, mit ihm wegen der Aufrichtung desselben, wegen eines etwa nöthigen Aufgebots in der Provinz, wegen hundert anderer wichtigen Sachen zu verabreden, was die wichtigen Augenblicke fordern. . . . . York bedarf Ew. H. Mitwirkung für den Augenblick, aber mehr als das bedarf er Ihrer stützenden Kraft. Die Schweiz ruhte auf drei Säulen und York ist kein Atlas. Die Stimmung des Corps, so weit ich sie kenne, ist nicht so wie man sie wünschen muß, und York hat wohl Recht, daß aus dem Vaterlande rückwärts — über die russische Grenze — ihm seine Leute nicht folgen würden, und diesen Fall denkt er sich doch als möglich. . . . Kleist geht morgen früh zum Kaiser nach Wilna; ich habe für ihn 600 Thaler Reisegeld zusammenbringen müssen. . . . Die Sache ist so groß, Yorks That in unsern Tagen so selten, so kühn und es ist Gottes Wille, daß ich an ihn gekommen bin. Jeder Tropfen mehrt das Meer, so erlauben Sie, daß außer York auch ich Sie noch dringend bitte herzukommen. . . ."

In einem zweiten Briefe von demselben Tage aus Tilsit giebt er Nachricht über Macdonalds Entkommen und Wittgensteins Schneckenmarsch. „Dörnberg und andere seiner Officiere jammern darüber, daß er nicht schneller vorgeht. Darüber jammert auch York und hält das Corps für lange nicht 40,000 Mann stark. York ist in großer Furcht, daß Macdonald schon durch sei. — — Gottlob, daß Sie hier in Lithauen sind! York hat viel auf die Karte gesetzt; er bedarf Stärkung und Salbung von Außen; dieser gethane Schritt hat seine ganze Kraft in Anspruch genommen. Ich ging gestern gleich zu ihm, aber nicht wie ein Held, der Europa befreit, wie ein Missethäter, der sein Urtheil erwartet, sieht er aus, und einige Officiercanaillen von seinem Corps, die ich gesprochen,

sind immer noch französisch gesinnt und nicht für die braven Russen. . . . . — Dörnberg, der mir ausnehmend gefällt, schilt wüthend auf die Deutschen, wenn sie auch jetzt wieder nichts thun sollten. Er will Jedem Haus und Hof verbrennen, damit er nicht mehr Kalbsbraten und rothen Wein höher schätze, als Unabhängigkeit und Freiheit."

Schulz begab sich am 4. Januar zu Wittgenstein, welcher einen preußischen Commissarius bei sich zu haben wünschte; er meldet dieses Schön und fügt hinzu: „Wittgenstein soll heute nach Wehlau kommen. Er wünscht dringend York zu sprechen. York ist zum zweiten und dritten Schritt entschlossen; er bedauert, daß Sie erst am 6. hier eintreffen wollen, er hätte gerne so Vieles mit Ihnen besprochen und hat so wenig Augenblicke zu verlieren. . . . Ich glaube, es ist schon zu viel verloren, daß Sie noch nicht mit York gesprochen; er fühlt sich schmerzlich verlassen. Er hat dem Könige seinen Kopf als verwirkt zu Füßen gelegt; er ist entschlossen und groß, es ist mir schmerzlich von ihm zu gehen."

York selbst richtet an Schön aus Tilsit vom 4. die wiederholte Bitte, zu ihm zu kommen. „Das Corps ist von Allem entblößt" — schreibt er ihm — „und ich bedarf schleuniger Mittel, um dasselbe eben so schleunig zu retabliren Auf dem Punkte, auf welchem sich gegenwärtig der Staat befindet, würde ich zwar auch nicht das Außerordentliche scheuen, aber ich wünsche das Ordentliche so lange als möglich seinen Gang gehen zu lassen, oder deutlicher, ich wünsche so lange als nur irgend möglich Alles durch die Behörden des Landes betreiben zu lassen. Ew. Hochwohlgeboren beschwöre ich daher, wo möglich schon morgen hieher zu kommen, übermorgen bin ich vielleicht schon auf dem Marsch nach Königsberg; ich beschwöre Sie als Freund und Patriot, nicht zu zögern, denn die verlorene Zeit ist nicht wieder zu gewinnen. Aber bringen Sie nur auch, so viel Sie nur können, die Mittel, die zum Zweck und zum wahren Wohle des Vaterlandes und des Königs führen, mit. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Preußen seine nöthige Unabhängigkeit wieder erlangen kann."

Schön antwortete: „Von Berlin schreibt man mir: der König ist decidirt und es werden nur noch Formalitäten wegen Augereau berichtigt. So wäre ja Alles in hoher Harmonie, wie es der Drang der Umstände auch geben muß. Ew. Excellenz haben das Schicksal beim Schopf genommen, wie jeder große Mann es thun muß. Gott segne Sie. Schelten Sie nicht, daß ich noch nicht bei Ihnen bin. Es ist im Gegentheil gut, daß Graf Brandenburg und Thile

mich hier finden werden. Der König wird die Handlung gerechter und ohne Schein von Vorurtheil nun einsehen. . . . Minister Stein, der mir, wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaisers, schreibt, macht es mir zur Pflicht, zur Erhaltung der Ordnung beizutragen und nichts dabei zu unterlassen. Das hat auf die Stimmung Einfluß u. s. w."

Am 6. Januar endlich kam Schön nach Tilsit. „Ich fand" — hat er später berichtet — „York in Absicht der geschlossenen Convention getrost, aber in Absicht der Verfolgung der Franzosen von Seiten des Wittgensteinschen Corps war er sehr bedenklich; er wollte gerne bis Königsberg vorgehen, aber er konnte es damals noch nicht wagen. Wir verabredeten, was demnächst als Folge der Convention in Beziehung auf das Land zu thun sei; wir waren einig, daß man einzelne Aufstände nicht fördern, die Sache nur im Ganzen aufnehmen müsse."

Einige Bewegung kam in das öffentliche Leben, als Wittgenstein am 6. Januar des Abends, von einer jubelnden Volksmenge empfangen, durch die glänzend erleuchteten Straßen Königsbergs seinen Einzug hielt und im Königlichen Schlosse sein Hauptquartier aufschlug. Nachdem er den höchsten Behörden der Provinz und der Stadt eine kurze Audienz gewährt, begab er sich in das festlich geschmückte Schauspielhaus. Das Publicum empfing ihn, als er in die Königliche Loge eintrat, mit Hurrah! und Vivat! welches er mit einem Lebehoch auf den König erwiderte. Als er nach beendetem Theater nach dem Ballhause fuhr, spannte das Volk die Pferde aus und zog ihn im Triumphe durch die Straßen. —

Am 8. Januar des Abends spät kam York, von 50 Husaren begleitet, in Königsberg an, wo er bei dem Präsidenten der Provinz Ostpreußen, dem trefflichen Auerswald, abstieg.

Mit Wittgenstein hatte York hier die bereits erwähnte Conferenz, in welcher er seine Beschwerden wegen der Vorenthaltung Memels zur Sprache brachte und erklärte, daß er dafür mit seinen Truppen Königsberg besetzen werde. Noch über andere Beschwerden kam es zu unangenehmen Erörterungen, ohne daß Verabredungen zu gemeinschaftlichem Handeln getroffen wurden, indem Wittgenstein am nächsten Morgen Königsberg verließ, um seiner Armee zu folgen.

Sobald in Königsberg die Anwesenheit Yorks bekannt wurde, gab sich die Theilnahme der gesammten Einwohnerschaft für ihn überall kund. Vor Anderen war die studirende Jugend auf dem Platze, um dem Helden des Tages, den sie in York verehrte, ihre Huldigung darzubringen. Mit Fackeln und Musik, die

blanken Schläger in den Händen, zog die Schaar am 9. des Abends vor seine Wohnung und rief ihm, verstärkt durch die mitziehende Volksmenge, ein dreifaches Lebehoch. Einige Abgeordnete begaben sich zu dem General, der sie freundlich empfing. Hans v. Auerswald versicherte in kräftiger Anrede, wie die gesammten Studenten bereit seien, sich seinem Zuge zur Vernichtung der Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes anzuschließen.*)

Noch bis zu dieser Stunde hatte York, durch die Präsidenten Schön und Auerswald ermuthigt, die Hoffnung nicht aufgegeben, daß der König, wenn er den von ihm gethanen Schritt auch nicht öffentlich beloben und gutheißen könne, doch gewiß nichts thun werde, die weiteren Folgen desselben aufzuhalten. Er wurde hierüber bereits am 10. bitter enttäuscht, wo ihm Auerswald mittheilte, daß Briefe aus Berlin ihm gemeldet: die Convention sei nicht genehmigt; der Major v. Natzmer abgeschickt, ihm und Massenbach Degen und Commando abzufordern. Jetzt nun zeigte York, daß er dem Unternehmen gewachsen, und daß er entschlossen sei, es nicht bei dem ersten Schritt bewenden zu lassen. Zur guten Stunde trafen Kleist mit den Anerbietungen Alexanders, Auer mit denen des Generals Bülow in Königsberg ein, welcher Letztere sich erbot, sich York anzuschließen. York schickte Auer an Bülow zurück, dem er aus Königsberg den 13. Folgendes schrieb:

„Was für Ansichten hat man in Berlin! Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demüthig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsehung zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserem Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzbarer Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zu dem Könige sagen: hier, Sire, ist Ihre Armee

---

*) Der treffliche Hans v. Auerswald, welcher die Feldzüge 1813, 14 und 15 als Freiwilliger mitgemacht, dann weiter fortdiente und zum General befördert worden war, fiel durch feige Mörderhand zugleich mit dem Fürsten Lichnowski 1848 als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt.

und hier ist mein alter Kopf; — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße, ohne alle persönlichen Rücksichten.

„Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen, oder, was Gott nicht wolle, von ihnen schmählich verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbstständigkeit, als ein Geschenk annehmen, oder erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt Preis geben.

„Handeln Sie, General, es ist absolut nothwendig, sonst ist Alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Corps aufgelöst und die Provinz in Insurrection. Wohin kann das führen? Es ist nicht zu berechnen. York."

Mit Berufung auf die frühere Cabinetsordre vom 20. December hatte York nach seiner Ankunft in Königsberg die Geschäfte eines General-Gouverneurs der Provinz übernommen, als ob nichts vorgefallen sei. Die Präsidenten der Regierungen erklärten sich bereit, ihm Folge zu leisten; nicht so einige der höheren Officiere. Der Oberst v. Below wies die ihm von York zugegangenen Befehle zurück und der Commandant von Graudenz, Major Krausenec, leistete der ihm von York am 16. Januar ertheilten Anweisung, 70,000 Thaler, die für das Corps in Graudenz lagen, so wie Waffen und Munition ihm zu schicken, keine Folge. Dagegen zeigten die Kaufmannschaften von Königsberg, Elbing und Memel sich bereit, bedeutende Geldsummen vorzustrecken, so daß York sich bald rühmen konnte, „er habe auf seinen persönlichen Credit eine halbe Million Thaler geborgt."

Am 14. Januar traf General-Lieutenant Fürst Dolgoruki, Flügeladjutant des Kaisers, in Königsberg bei York ein und überbrachte ein Schreiben Kutusofs vom 10. Januar, worin derselbe als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet wurde, sich mit York über die Einrichtungen und Maßregeln zu verständigen, die Zeit und Umstände erfordern könnten. Sehr diplomatisch war hinzugefügt: „York möge dem Fürsten Dolgoruki sein volles Vertrauen schenken und werde er die Delicatesse des Princips zu würdigen wissen, die diese Sendung, so wie die Richtung der besonderen Instructionen, die der Fürst erhalten, bestimmt hätte."

York, welcher gegen die Russen eine außerordentliche Vorsicht zu beobachten sich angelegen sein ließ, erwiderte das Schreiben mit aller Höflichkeit und hob nachdrücklich hervor, daß er die Allerhöchsten Befehle Sr. Majestät des Königs, dem er davon Mittheilung machen werde, erwarten müsse.

Von dem Könige, wie er glauben mußte, verurtheilt, von dem Kaiser von Rußland mit nichts sagender und nichts thuender Schmeichelrede, ohne die 500,000 Rubel hingehalten, sah York sich mit jedem Tage mehr darauf angewiesen, sich auf die Kraft der Bevölkerung zu verlassen, über deren zuverlässige Gesinnung er keinen Zweifel hatte. In der Adresse der ostpreußischen Stände vom 11. Januar hatte vielleicht zum ersten Male in einer amtlichen Anrede an den König von Preußen „die Stimme der Nation“ sich erlaubt das Wort zu nehmen. Die Vertreter des Landes hatten, ohne York dabei einzumischen, sein Unternehmen dem Könige gegenüber vertreten und ihn Allerunterthänigst gebeten:

> „den Untergang des ruhmwürdigen preußischen Namens zu verhüten und in diesem Augenblicke den Entschluß zu fassen, der unserer Ueberzeugung nach nur allein im Stande ist, uns zu retten.“

Ueber die Stimmung der durch keine ständische Deputirte vertretenen Bevölkerung der Provinz wurde York durch ein Schreiben des Regierungsrathes Schulz in Kenntniß gesetzt. „Ew. Excellenz“ — schreibt er ihm aus Memel den 18. Januar — „wanken, leider mit vollem Grunde, im Glauben an die Nation und ihre Energie; aber gewiß, es ist daran nicht zu verzweifeln, der Erfolg wird es beweisen, wenn nur schnelle und große Schritte geschehen, welche auch die dumpfe Masse erwecken. Masuren, der südliche Theil der Provinz Litthauen, enthält herrliche, wackere Männer in den gemeinen und höheren Ständen, welche bereit sind, für den König und das Vaterland Alles daran zu setzen, es kommt nun darauf an, daß Ew. Excellenz, der Sie jetzt den König von Preußen und die Sache der Menschheit repräsentiren, auf diesen kraftvollsten Theil der Provinz einwirken.“ Er führt die Männer namentlich auf, mit denen er bereits im vorigen Sommer sich „auf Leben und Sterben für die Sache der Menschheit und die Befreiung von Sklavenketten verbündet habe“. „Finden es Ew. Excellenz nicht unräthlich, auf Masuren Ihren besonderen Blick der Achtung und Aufmerksamkeit zu wenden, so hoffe ich, daß durch Gottes Hülfe, durch die treuen Patrioten, die ich Ew. Excellenz genannt habe, Masuren außer den Krümpern und Beurlaubten in Kurzem zwei- bis dreitausend Reiter aufstellen kann und

wird, die, wenn auch Anfangs kümmerlich bewaffnet, doch Einiges wirken und helfen können."

Und sein Bruder schreibt am 21: „Darf man noch keinen Schritt thun, um außer mit Beurlaubten und Krümpern das Yorksche Corps zu verstärken? Auch wenn Sie Nein sagen, treibe ich doch im Stillen auf eigenes Conto. Auf Masuren rechne ich zwei- bis dreitausend Freiwillige, auf die Tilsitsche Gegend und die Niederungen tausend Mann. . . . Wills Gott, Herr v. Lynker nimmt auch sein Häuflein. Kommt dann auch ein Präsident auf ewig auf die Festung, so liegt wenig daran, wenn nur deutsche Pferde in drei Monaten Rheinwasser und deutsche Männer Rheinwein im Rheingau trinken."

Der Oberpräsident fand sich veranlaßt, den Regierungsrath Schulz aus Memel abzurufen: „weil er sich dort verlauten lassen, daß er einen Volksaufstand in Masuren organisiren wolle." Es ward für die Behörden immer bedenklicher, der öffentlichen Meinung entgegen zu treten. „Die öffentliche Stimme der Nation," wird aus Königsberg nach Berlin amtlich berichtet, „widerstrebt mit unaufhaltsamer Macht dem politischen System des verehrten Monarchen; die öffentlichen Behörden thun das Ihrige, um groben Ausbrüchen eines langverhalten Nachegefühls, zu welchem sich jetzt die Verzweiflung gesellt, vorzubeugen; ihre Kraft wird endlich doch erlahmen."

Die Stellung Yorks nach russischer, wie nach Berlinischer Seite hin ward mit jedem Tage verschränkter und peinlicher. Ein Courier überbrachte ein Schreiben des Feldmarschalls Kutusof aus Lyk vom 20. Januar, worin York mitgetheilt wurde, „daß er, seinem Wunsche gemäß, an den Operationen der Wittgensteinschen Armee Theil nehmen und, sobald der König in Sicherheit gebracht sei, angriffsweise, unter Wittgensteins Befehl gestellt, vorgehen solle." Zugleich wird ihm gemeldet, daß Baron Stein von dem Kaiser mit ausgedehnten Vollmachten nach Königsberg kommen werde, um die Administration des Landes — „jedoch im Interesse des Königs" — zu übernehmen.

Ueber die Anmaßung, mit welcher Stein den preußischen Ständen gegenüber auftrat, werden wir später zu berichten haben. An York stellte er das Verlangen, eben so wie an den Präsidenten Auerswald, daß sie eine jede dienstliche Verbindung mit Berlin abbrechen sollten; er machte gegen sie, kraft seiner Vollmacht, geltend: daß Ost- und Westpreußen von den russischen Truppen besetzt und was sich hier an Kriegs- und Geldmitteln vorfinde, zur Unterstützung

der russischen Unternehmung anzuwenden sei. Er forderte York und Bülow auf, sofort auf die Franzosen loszuschlagen, wozu er sie, obwohl ungern, mit Waffengewalt zu zwingen sich genöthigt sehen werde. „Die Gefahr für Preußen," äußerte er sich, „liegt jetzt darin, durch Waffengewalt gezwungen, für Rußland thätig werden zu müssen und dadurch den Werth und das Verdienst heldenmüthigen, selbstständigen Handelns verloren gehen zu lassen."

Hätten sich damals in den Händen des Kaisers hinreichende Bürgschaften des preußischen Cabinets für den Abfall von Frankreich und den Anschluß an Rußland befunden, dann würde Stein nicht zu solchen Gewaltmaßregeln geschritten sein. Noch mehr gerechtfertigt erschien sein Verfahren, als in den Berliner Zeitungen vom 19. Januar die nachstehende Bekanntmachung veröffentlicht worden war:

„Der General-Lieutenant v. York, Chef des, unter die Befehle des Marschalls Herzog von Tarent gestellten, preußischen Hülfscorps, hat auf dem Rückmarsch aus Curland den 30. December 1812 bei der Poscherunschen Mühle mit dem Kaiserlich russischen General-Major v. Diebitsch capitulirt. In dem hierüber Sr. Majestät erstatteten Bericht führt der General-Lieutenant v. York an, daß er durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, durch die strenge Kälte und die daraus entstandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Cavallerie, welche nebst einem Theile der Infanterie mit der Avantgarde anderthalb Tagemärsche unter den Befehlen des Marschalls, Herzogs von Tarent, vorausgegangen, hauptsächlich aber dadurch, daß er von drei ihm sehr überlegenen, feindlichen Armeecorps umzingelt war, zu diesen Maßregeln gezwungen worden sei und setzt hinzu, „„daß er dieses Mittel ergriffen habe, um dem Könige das Corps zu erhalten."" Se. Majestät haben bei dieser unerwarteten Nachricht den höchsten Unwillen empfunden und, Ihrem Bündnisse mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Capitulation abgeschlossene Convention nicht ratificirt, sondern auch sofort verfügt, daß:

1. dem General-Lieutenant v. York das Commando des preußischen Hülfscorps genommen und dem General v. Kleist übertragen,
2. der General v. York sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werde,
3. der General v. Massenbach, welcher sich an die Capitulation angeschlossen hat, gleichfalls suspendirt und zur Untersuchung gezogen, endlich die Truppen selbst aber nach dem Inhalte des mit Frankreich abgeschlossenen Trac-

tats zur alleinigen Disposition Sr. Majestät des Kaisers Napoleon, oder seines Stellvertreters, des Königs von Neapel Majestät, verbleiben sollen.

„Mit diesen Befehlen ist der Königliche Flügeladjutant v. Natzmer bereits zur Armee abgegangen.

„Es ist Sr. Königlichen Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein Corps d'Armée, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Treue gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente unthätig gemacht worden ist. Se. Majestät haben den Fürsten v. Hatzfeld nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Alliirten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nöthigen Aufklärungen vorzulegen." —

Eine allgemeine Niedergeschlagenheit, welche unmittelbar darauf in eine allgemeine Empörung der Gemüther umschlug, rief diese Bekanntmachung in der Hauptstadt und wo sie in dem Lande verbreitet wurde, hervor. Im Cabinet des Königs war man, wie schon früher einmal, der Ansicht der alten Gräfin Goltz, daß es höchst gefährlich sei, es mit Napoleon zu verderben, der keinen Spaß verstehe, während der Kaiser Alexander ein so gutes Herz habe, daß er nicht für immer bös mit uns bleiben werde.

Napoleon aber witterte längst schon, daß für die nächste Zeit den Versicherungen des Berliner Hofes nicht zu trauen sei. Die Befehle waren bereits ausgefertigt, sich der Person des Königs und der Prinzen zu versichern; allein wir waren auf der Hut. Der Ueberfall der Königlichen Residenz durch französische Truppen mußte verschoben werden, da die Garden beständig unter den Waffen standen, des Nachts ausrückten und die Straßen besetzt hielten. Indessen schien doch ein längeres Verweilen des Hofes in Potsdam und Berlin bedenklich, der König verlegte seine Residenz nach Breslau, wohin er am 22. abreiste; jedoch blieb man immer noch im besten Vernehmen mit Frankreich. Eine Bekanntmachung vom 22. Januar benachrichtigte das Publicum von der Abreise des Königs nach Breslau, wohin ihm der französische Gesandte folgen werde. Eine Ober-Regierungs-Commission von fünf Mitgliedern unter dem Vorsitze des Grafen Goltz blieb in Berlin zurück, welche, wie die Bekanntmachung lautete, „insonderheit die freundlichen Verhältnisse mit den Kaiserlich französischen Militairbehörden sorgfältig zu erhalten habe, welche bisher zu Sr. Majestät höchsten Zufriedenheit geherrscht hätten."

Eine bei weitem größere Mißstimmung, als in Berlin, die in offenen

Aufruhr auszubrechen drohte, gab sich bei dem Eintreffen jener Bekanntmachungen in Königsberg und durch ganz Ostpreußen kund, wo sich jetzt die russischen Civil- und Militairbehörden für vollkommen berechtigt halten durften, das Land als ein feindliches, erobertes zu behandeln.

York aber behielt Besinnung und festen Muth; da von den Officieren mehrere bereits den Gehorsam verweigerten, die Regierungs-Präsidenten und Landstände durch Stein hart bedrängt wurden und York fürchten mußte, daß man ihn nicht mehr als General-Gouverneur der Provinz und commandirenden General anerkennen werde, veröffentlichte er in der Königsberger Zeitung vom 28. Januar nachstehende Erklärung:

„Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. soll der Major und Flügeladjutant v. Natzmer an den Herrn General-Major v. Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Commando des Königlichen Armeecorps ab- und dagegen es selbst zu übernehmen.

„Der Herr v. Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn General-Major v. Kleist, noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die anderen Functionen nach den Bestimmungen der Cabinetsordre vom 20. December v. J. ferner auszuüben, als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein officielles Staatsblatt ist und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen. Königsberg, den 27. Januar 1813. York."

Mit dieser Erklärung hatte York den zweiten Schritt gethan, dem Könige den Gehorsam verweigert. Er war entschlossen, nun auch den dritten zu thun und gemeinschaftlich mit Bülow vor Berlin mit einem Heere von funfzigtausend Mann zu erscheinen, welches, noch bevor es die Hauptstadt erreicht hätte, auf hunderttausend Mann angeschwollen wäre, eine Sturmfluth, welcher weder die papiernen Cabinetsstückchen der Diplomaten, noch die den französischen Marschällen übrig gebliebenen Feldstückchen damals widerstanden haben würden.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Zwei denkwürdige Schlittenfahrten. — Stein verzweifelt an Preußen im April 1812. — Alexander ladet ihn ein nach Wilna zu kommen. — Stein in Wilna den 12. Juni. — Charakterschilderung Alexanders. — Einfluß deutscher Officiere und Staatsmänner in Rußland. — Denkschrift Steins vom 18. Juni. — Der deutsche Minister schlägt dem russischen Zar vor, Volksaufstand zu organisiren. — Das deutsche Comité im russischen Hauptquartiere. — Aufruf Alexanders an die Deutschen. — Justus Gruner in Prag. — Denkschrift vom 27. Juni. — Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte. — Gneisenau an Stein; Stockholm den 14. Juli 1812. — Leo v. Lützow kehrt aus Spanien zurück. — Die vertriebenen deutschen Fürsten in Rußland. — E. M. Arndt in Petersburg. — Sein Katechismus für den deutschen Wehrmann. — Gruners antifranzösisches Spionirsystem. — Metternich schwärzt Preußen bei Napoleon an. — Gruners Verhaftung. — E. v. Pfuel geht von Wien nach Rußland; — seine Denkschrift für den Kaiser von Rußland.



In den verhängnißvollen Tagen des letzten Monats 1812 jagte durch die schneebedeckten Felder und Haiden des unwirthbaren Lithauens ein Schlitten, in dessen Kasten, bis über die Ohren in Schafpelz gehüllt, der ärgste Wolf feldflüchtig durchbrannte, der jemals in die friedlichen Heerden des nordischen Zaren eingebrochen war: der gedemüthigte Franzosenkaiser wurde in einem elenden Schneeschiffchen nebst seinem Marschall nach Haus geschickt. Hunger und Kummer, Jammer und Fluch gaben ihm heulend das Geleit; die Sorge und das böse Gewissen, das ihn wegen Hunderten von Verbrechen, nicht aber wegen einer einzigen begangenen Dummheit Ruhe ließ, standen als Heiducken hinten auf, der Siegesadler, der sonst kühn vorauffflog, blieb flügellahm zurück und wetzte den stumpfen Schnabel auf dem, von anderem Raubgethier abgenagten,

Geripp eines erfrorenen Grenadiers der Kaisergarde; der Kriegesruhm der großen Armee war „unter dem Schlitten“, wie man zu sagen pflegt. —

Und desselben Weges fuhr vier Wochen später in dem ersten Monate des neuen Jahres 1813 wiederum ein elendes Schneeschiffchen und eben so saßen drinnen zwei über den Scheitel in Pelz gehüllte Männer. So eisig auch der Schneesturm Bahn und Blicke verwehte, der gute Humor und Siegesfreude gaben dem Fahrzeug das Geleit, Freiheitsgedanken flogen vorauf, Heldenmuth und Gottvertrauen, die keinen Deutschen verlassen, hielten das Gefähr in jeglicher Gefahr aufrecht und um auch der Wirklichkeit die Ehre zu geben: auf dem Bock saß neben dem unverwüstlichen russischen Rosselenker ein fast beständig betrunkener ausgedienter Oestreicher als Kammerdiener.*) — Im Innern saßen der deutsche Freiherr vom Stein und der deutsche Dichter Ernst Moritz Arndt.

„Excellenz sehen heut recht unternehmend aus,“ bemerkte Arndt, „wir athmen heut zum ersten Male wieder deutsche Luft.“ „„Wie sollte mir auch,““ entgegnete der Freiherr, „„nicht unternehmend zu Muthe sein; wenn man in der Tasche eine respectable Vollmacht des Selbstherrschers aller Reussen, in dem Kopfe eine preußische Ständeversammlung““ — — „Und ganz Deutschland im Herzen hat,“ fiel der nur allzurasche Arndt dem Freund in das Wort, „da möcht' ich wohl den sehen, der sein Glück dem unsern gleichstellen könnte.“ „„Die Herzensangelegenheiten,““ bemerkte Stein, „„überlass' ich dem Poeten; mich erwartet zunächst die Prosa des Lebens; des Praktischen viel, und mehr noch vielleicht des Unpraktischen.““

Die beiden Reisegefährten hatten wiederum eine Zeit lang schweigend neben einander gesessen, als Stein mit entschieden sicherer Betonung sagte: „So soll es sein, so muß es sein: die preußischen Stände werden einberufen, Landwehr, Landsturm aufgeboten, York muß auf Berlin los marschiren, Preußen voran, Oestreich, Sachsen, Westphalen, Baiern, Schwaben, Tyrol und so das ganze Deutschland hinterdrein!“

„Ja, das ganze Deutschland soll es sein!“ rief Arndt mit so hellem Jubel, daß der schlaf- und schnapstrunkene Oestreicher auf dem Bocke davon wach wurde. — „Excellenz,“ fügte Arndt hinzu, „halten für Deutschland die Bundesverfassung und ich das Bundeslied bereit; Sie theilten mir gestern Ihren Verfassungsplan mit, dafür sollen Sie heut mein Lied hören. Noch hab' ich's

*) Nach E. M. Arndts Mittheilung.

nicht ganz beisammen, aber Anfang und Schluß lassen merken, worauf es abgesehen ist.“ Und nun sang er nach einer eigens erfundenen Weise mit etwas frostbewegter Stimme:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

„Und wenn ich nun in zehn oder zwanzig Versen alle die lieben Deutschländer werde aufgezählt haben und immer der Chor mit „Nein! nein!“ antwortet, dann kommen wir zu dem Schluß:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott, vom Himmel schau' darein
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!“

Unter vertraulichem Gespräche über die neue und große Zeit, welche für Deutschland kommen werde, wenn jenes Sollen zur Wirklichkeit und Wahrheit geworden, war der Schlitten in das lithauische Städtchen Gumbinnen eingefahren, wo der Präsident Schön, von der Ankunft Steins in Kenntniß gesetzt, für besten Empfang gesorgt hatte.

Mit dem Eintritt in Preußen öffnete sich für Stein ein Feld ruhmwürdigster, wenn auch oft durch widerwärtigste Hinderungen aufgehaltener, Thätigkeit.

Damit uns aber Steins Beginnen in Königsberg, sein entschiedenes Durchgreifen in Kalisch, Breslau und Dresden nicht als ein trotziges Ueberrennen des alten Cabinetskrams und als ein unbedächtiges Ueberstürzen dessen, was die Andern erst in reifliche Erwägung ziehen zu müssen sich gemüßiget fanden, erscheine, ist es unerläßlich, die Arbeiten und weitgreifende Thätigkeit Steins währeng seines Aufenthaltes in Petersburg und in dem Hauptquartier des Kaisers Alexander kennen zu lernen.

Der Freiherr vom Stein, uns bereits bekannt als ein Mann von unerschütterlichem Muthe, tiefer Einsicht in die europäischen Welthändel, frei-

sinnig und von reinster Vaterlandsliebe beseelt, hatte, wie wir uns erinnern, von Napoleon in die Acht erklärt, den preußischen Staatsdienst verlassen und Zuflucht in Böhmen gesucht. Während er hier einzig und allein mit Entwürfen zu einer künftigen Befreiung Deutschlands beschäftigt war, rüstete Napoleon zum Kriege gegen Rußland. Die letzten Hoffnungen, welche Stein noch immer auf eine Erhebung Preußens gesetzt, gab er jetzt auf. Er schreibt an seinen Freund, den Grafen Münster in London, aus Prag den 19. April 1812: „Die Hoffnungen aller Redlichen und Gutgesinnten sind also zum zweiten Male von Preußen getäuscht worden; es hat sich wehrlos und gebunden den Händen seines, auf mannigfaltige Art gereizten und erbitterten, Feindes überliefert, bereitet mit den eigenen Händen sein Grab und sieht nun dem Kampf, der wahrscheinlich in wenigen Tagen beginnen wird, zu. — Nun kann man in Deutschland nichts mehr von einer Impulsion von oben erwarten u. s. w. Seit 1809 lebe ich in der Erwartung glücklicher Ereignisse, die nun zuletzt noch durch die Vorgänge in Berlin genugsam getäuscht worden ist. Es ist unerträglich, sich in diesem Müßiggange aufzuzehren und die kurze Lebenszeit, in der man noch einigen Vorrath von Kräften besitzt, unbenutzt vorübergehen zu sehen, während das Rad des Schicksals sich unaufhaltsam über die Zeitgenossen hinwälzt." Er frägt bei Münster an, ob er nicht bei dem Ausbruche des Krieges bei der englischen Gesandtschaft in dem Hauptquartier in Thätigkeit gesetzt werden könne. „Möge er einen glücklichen Erfolg haben, oder ich mein Ende darin finden."

Noch bevor dieser Brief von Prag nach London — wozu damals zuweilen vierzig Tage nöthig waren — gelangte, erhielt Stein am 19. Mai ein Schreiben des Kaisers Alexander aus Petersburg vom 27. März, welches ihm durch Vermittelung des russischen Gesandten Grafen Lieven in Berlin und persönlich durch den Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal überbracht wurde. Alexander schrieb ihm:

„Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Aenderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und Ihre ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben. Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkenden Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen, wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie von der Barbarei und

Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen. Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dies zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand vor und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt.

„Die Freunde der Tugend und alle von dem Gefühl der Unabhängigkeit und Liebe zur Menschheit belebte Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen, als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphiren. Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzutheilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da Sie sich, so zu sagen, im Rücken der französischen Heere befinden. Aber Oestreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen und könnte Ihre Sicherheit, oder wenigstens die Ihres Briefwechsels gefährdet sein.

„Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller der Umstände reiflich zu überlegen und diejenige Wahl zu treffen, welche Ihnen die geeignetste scheint für den Nutzen der großen Sache, der wir Beide angehören. Ich habe nicht nöthig Sie zu versichern, daß Sie in Rußland mit offenen Armen werden empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich für Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr. Alexander."

Stein nahm dies Anerbieten an, verließ Prag am 27. Mai und traf am 12. Juni in Wilna ein, wo er sich eines herzlichen Empfanges von Seiten des Kaisers zu erfreuen hatte. Alexander, damals 27 Jahr alt, besaß alle Vorzüge und alle Fehler eines deutschen Prinzen; „der Hauptzug seines Charakters," bemerkt Stein in einem Briefe aus jener Zeit, „ist Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und der Wunsch, die Menschen zu veredeln und zu beglücken. Sein Erzieher, der Genfer Laharpe, hat ihm frühzeitig Achtung für den Menschen und seine Rechte beigebracht, die er bei dem Antritt seiner Regierung in das Leben zu rufen eifrigst bemüht war. Ihm fehlt aber die Geisteskraft, um mit Beharrlichkeit die Wahrheit zu erforschen, die Festigkeit, um trotz aller Hindernisse das Beschlossene durchzuführen, den Willen der Anderswollenden zu

kreuzen; seine Gutmüthigkeit artet oft in Weichheit aus, und er muß sich oft der Waffen der List und Schlauheit bedienen, um seine Absichten durchzuführen."

Für die Einsicht Alexanders und eben so für seine Klugheit und Willenskraft erweckt es ein gutes Vorurtheil, daß er damals, wo an der Spitze des auswärtigen Departements der unfähige, eitle, von Napoleons Liebenswürdigkeit bezauberte Graf Romanzow stand, ohne diesen zu fragen, Stein als ersten Rathgeber zu sich berief. Eben so vertraute er in Angelegenheiten des Krieges bei weitem mehr den deutschen, insbesondere den preußischen Officieren, welche in seine Dienste getreten waren, als den russischen. Dies gewann ihm, als ihn später das Kriegsglück nach Deutschland führte, eine große Popularität. Napoleon und die Franzosen würden nun und nimmermehr ihre Staats- und Kriegsangelegenheiten deutschen Staatsmännern und Generalen anvertraut haben. Zu dem russischen Feldzuge, so durften sich die Deutschen rühmen, haben unsere Officiere den Plan entworfen, und nun, da es galt, die Siege der Waffen durch freisinnige Verfassungen zu befestigen, überhaupt zu organisiren, zu verwalten, waren es deutsche Staatsmänner, denen der Kaiser die oberste Leitung anvertraute.

Alsbald nach seiner Ankunft in Wilna übergab Stein dem Kaiser am 18. Juni eine Denkschrift: „Ueber die Mittel, die Theilnahme Deutschlands an dem Kriege gegen Frankreich anzuregen und zu erhalten." Er schildert in dem Eingange die allgemeine Unzufriedenheit der deutschen Bevölkerung, „welche ihre Unabhängigkeit, ihr Blut, ihr Vermögen dem Vortheile der Fürsten geopfert sieht, welche sie verrathen haben, um ein augenblickliches Dasein zu fristen . . . Ein vom Ehrgeiz geblendeter Mann, unterstützt durch die Feigheit der deutschen Fürsten, welche er unterdrückt, macht Europa arm und führt es der Barbarei zu." Stein macht bemerklich, daß wenn irgendwo eine Hoffnung aufging, der Gewaltherrschaft ein Ende zu bereiten, man sogleich die Völker bereit gefunden habe, die Ketten zu brechen. „Man kann," fährt er dann fort, „diese Stimmung der Gemüther in Deutschland verstärken und erhöhen, wenn man dort Schriften verbreitet, die ein treffendes Gemälde der unheilvollen und herabwürdigenden Lage dieses Landes darbieten. Der zweite Theil von „Ernst Moritz Arndts Geist der Zeit" ist mit einer großen Kraft und einer erschreckenden Wahrheit geschrieben. In Schweden gedruckt, hat es nicht in Deutschland ein-

dringen können. Man müßte einen neuen Abdruck veranstalten und ihn auf dem Wege des Schleichhandels auf der galizischen Grenze Herrn Gruner, einem flüchtigen preußischen Polizeipräsidenten, in Prag zuschicken, damit er das Buch in Deutschland in Umlauf setzt, und Herrn Arndt hierher ziehen, um ihn bei der Abfassung von Flugschriften zu gebrauchen, welche man in Deutschland verbreiten ließe. — — Bei einer so leselustigen Nation bilden die Schriftsteller eine Art Macht durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung; es wird nützlich sein, sie sich durch Auszeichnungen irgend einer Art, akademische Ehren, Orden u. dergl. zu verbinden. Die Herren Schleiermacher in Berlin, Steffens und Bredow in Breslau, Heeren in Göttingen, Luden in Jena sind unter den Gelehrten ausgezeichnet .... Während man durch diese Mittel die Aufregung der Gemüther unterhalten wird, kann man sich sogleich damit beschäftigen, die Unternehmungen des Feindes zu erschweren. Eins der wirksamsten Mittel hierzu wird die Aufhebung der Couriere sein, welche nach Frankreich gehen, oder die Verbindung der Heere unterhalten." Stein schlägt vor, im Spessart, Thüringer Walde und in der Tuchler Haide bewaffnete Haufen von 12—15 entschlossenen Burschen — Karl Moor und seine Gesellen — zu bilden, um die Couriere aufzufangen, die sich nach glücklich ausgeführtem Streiche sogleich zerstreuen müßten. „Man müßte Herrn Gruner sogleich in den Stand setzen, die Personen zu gebrauchen, mit denen er schon vorläufige Verabredung getroffen hat." — — Ein zweites Mittel, die Unternehmungen des Feindes zu hemmen, ist die allmälige Verführung und Auflösung der fremden Truppen, besonders der Westphälinger, Tyroler und Illyrier. „Man könnte diese verschiedenen Truppencorps durch Unterhändler aus ihren Landsleuten bearbeiten; die Deutschen durch vertraute Officiere, die Tyroler durch einige ihrer jetzt in Wien lebenden Führer, besonders einen gewissen Speckbacher, endlich die Croaten durch griechische oder serbische Mönche." Er schlägt vor, Proclamationen unter die fremden Truppen auszustreuen und die Ueberläufer in Legionen zu sammeln, an deren Spitze Männer, die in Deutschland geachtet sind, die Herzöge von Oldenburg und Braunschweig, sich stellen würden, welche sich mit tüchtigen Officieren: Oberst v. Gneisenau, Chazot u. A. umgeben könnten. Er zählt auf die Bevölkerung in Danzig, die, sobald englische Hülfstruppen sich in der Nähe ausschiffen, auf die Besatzung losschlagen würde. Durch den Kronprinzen von Schweden müßten Versuche gemacht werden, französische Marschälle zu gewinnen

und höhere Officiere zum Uebertritt zu bewegen. Vorsichtig räth er, den Aufstand in Deutschland nicht eher hervorzurufen, als bis Napoleons Heer durch Niederlagen oder Widerstand in Rußland geschwächt worden sei. „Die Anwendung aller angezeigten Mittel," fügt er hinzu, „um auf die öffentliche Meinung in Deutschland, auf die deutschen Truppen u. a. zu wirken, erheischt eine fortgesetzte, beharrliche und durch Kenntniß der Menschen und Sachen aufgeklärte Thätigkeit, und es würde nothwendig sein, sie einem eigens dazu ernannten Comité anzuvertrauen." Am Schlusse erbot er sich, die in der Denkschrift gegebenen Umrisse, auf den Wunsch des Kaisers, in weiterer Ausarbeitung darzulegen. Alexander antwortete Stein noch an demselben Tage: „Wilna den 6. Juni. Ich habe Ihre Denkschrift mit der größten Aufmerksamkeit gelesen, ich habe darin das Genie erkannt, welches Sie stets auszeichnete. Die gute Sache hat unendlich gewonnen, da sie Sie zum Mitarbeiter besitzt. Jetzt, wie Sie sehr wohl bemerken, kommt Alles darauf an, die Ausführung Alles dessen, was Ihre Denkschrift enthält, zu veranstalten, und Sie werden mir einen wahren Dienst erzeigen, wenn Sie sich sogleich damit beschäftigen; ich meinerseits werde suchen, Ihnen alle Erleichterung zu gewähren, die in meiner Gewalt ist. In unserer nächsten Zusammenkunft wollen wir die nächsten Maßregeln festsetzen."

Der Kaiser genehmigte die in einer zweiten Denkschrift noch genauer angegebenen Vorschläge. Es wurde im russischen Hauptquartier ein „deutsches Comité" gebildet, zu dessen Mitgliedern der Kaiser seinen Schwager, den Prinzen Georg von Oldenburg, den Geheimrath Kotschubey und Stein ernannte, welcher Letztere natürlich die Geschäfte allein führte; er genehmigte einen

„Aufruf an die Teutschen, sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln."

„Teutsche! unglückliche, schmachvolle Werkzeuge zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke, ermannt und erhebt euch, bedenkt, daß ihr seit Jahrhunderten in der Geschichte die Stelle eines großen, in den Künsten des Krieges und des Friedens sich auszeichnenden Volkes einnehmt, lernet aus dem Beispiel der Spanier und Portugiesen, daß der feste, kräftige Wille eines Volkes den Angriff und die Unterdrückung der Fremden zu vereiteln vermag. Ihr seid unterdrückt, aber noch nicht erniedrigt und entartet; verriethen gleich viele eurer Fürsten die Sache des Vaterlandes, statt für sie zu bluten und zu fallen, ließen sich gleich viele

eures Adels und eurer Staatsbeamten zu Werkzeugen seines Unterganges brauchen, statt dem ehrenvollen Berufe zu gehorchen, seine Vertheidiger zu werden, so ist doch die große Mehrheit eures Volkes bieder, tapfer, des Druckes der Fremdlinge unmuthig, Gott und dem Vaterlande treu.*) Ihr, die der Eroberer auf Rußlands Grenzen getrieben hat, verlaßt die Fahnen des Verderbens, der Schande, der Knechtschaft, sammelt euch unter denen des Vaterlandes, der Freiheit, der Nationalehre, die unter meinem Schutz errichtet worden. Ich sage euch zu den Beistand aller tapferen russischen Männer aus einer Bevölkerung von 50 Millionen meiner Unterthanen, die den Kampf für Unabhängigkeit und Nationalehre bis zum letzten Athemzuge zu führen entschlossen sind."

Der Aufruf wurde „Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät des Kaisers von Rußland" von dem „Oberfeldherrn des russischen Heeres Barclay de Tolly" unterzeichnet und in Tausenden von Exemplaren unter die preußischen und rheinländischen Truppen vertheilt. So sehr hatte sich damals die Welt verkehrt, daß aus dem Lande des Despotismus, des finstern Aberglaubens, des Seelenverkaufes, der Knute und Leibeigenschaft, der Ruf der Freiheit und Nationalehre an die Deutschen gerichtet wurde, um unter dem russischen Adler gegen Frankreich geführt zu werden, welches, den weltbewegenden Grundsätzen seiner Revolution ungetreu, sich unter den unbeschränkten Willen eines Tyrannen gebeugt hatte! —

An den preußischen Staatsrath und früheren Polizeipräsidenten Justus Gruner, der auf verlorenem Posten in Prag stand und dem die Rolle eines politischen Karl Moor in den böhmischen Wäldern und dem Spessart zugetheilt war, wurden 4000 Ducaten geschickt, um seine Freibeuter, welche auf die französischen Couriere Jagd machen sollten, bereit zu halten. Er wurde ferner beauftragt, den zweiten Theil von Arndts Geist der Zeit nachdrucken und in wohlfeiler Ausgabe in Preußen und Westphalen verbreiten zu lassen. Für Arndt wurde ein Paß unter anderem Namen beigelegt, in welchem er als Kaufmann bezeichnet war. Besonders war es darauf abgesehen, Officiere und Soldaten der deutschen Hülfsvölker dem französischen Adler abwendig zu machen. „Man muß," schrieb Stein an Gruner, „so viel als möglich die wahre Ansicht ver-

*) Diese Stelle fand der Kaiser zu stark. Pertz, das Leben Steins III. S. 602.

breiten, daß das Vaterland da ist, wo sich die Ehre und Unabhängigkeit findet, daß die deutschen Fürsten ihre Macht mißbrauchen, da sie das Volk für ihre erbärmliche, persönliche Existenz aufopfern, daß die Völker die Fesseln brechen müssen, worin jene sie werfen wollen, daß sie hierdurch allein ihre Fürsten vom Untergange retten werden, indem Napoleon nach Erlangung der allgemeinen Oberherrschaft diese kostbaren und erniedrigten Werkzeuge seines Despotismus zerbrechen und die Knechtschaft der Deutschen noch vollständiger und unerträglicher machen wird."

Nach allen Himmelsgegenden hin war Stein geschäftig, Napoleon Feinde zu erwecken und Verlegenheiten zu bereiten, in fast allen Hauptstädten europäischer Reiche unterhielt er Verbindung und Briefwechsel mit gleichgesinnten Männern, nicht etwa eine diplomatische Notenschreiberei, um auf dieses oder jenes Cabinet oder Cabinetchen einzuwirken, vielmehr waren Steins Verbündete mit ihm darin eines Sinnes, daß man sich in der nächsten Zeit nicht an Regierungen, sondern an das Volk zu wenden habe, wenn der Tyrannenherrschaft Napoleons ein Ende mit Schrecken gemacht werden sollte. Von jenen Verbündeten Steins nennen wir: Gneisenau in Stockholm, später in London, Walmoden in Spanien, Münster in London, E. v. Pfuel und W. v. Humboldt in Wien, Gruner in Prag, Grolmann in Jena, Arndt in Preußen, Vincke, Scharnhorst in Berlin, Boyen, Schön in Königsberg und so aller Orten.

Sobald zu Anfang Juni 1812 der zur schwedischen Thronfolge berufene ehemalige napoleonische General Bernadotte mit dem Kaiser Alexander ein Bündniß gegen Napoleon geschlossen hatte, legte Stein dem Kaiser sogleich den Plan zu einer schwedisch-englischen Landung an der Ost- und Nordsee vor, wodurch ein Volksaufstand in Norddeutschland begünstigt werden sollte.

„Da der Krieg ausgebrochen ist," heißt es in dieser unter dem 27. Juni eingereichten Denkschrift, „so darf man nicht länger zaudern, die wirksamsten Mittel vorzubereiten, um im innern Deutschland einen offenen, kräftigen Aufstand hervorzubringen. So sehr aber auch die Gemüther in Deutschland erbittert sind, so glaube ich doch nicht an einen freiwilligen Aufstand. Das südliche Deutschland, dessen Bewohner für lebhafte Eindrücke und enthusiastische Gefühle am empfänglichsten sind, darf auf keine militairische Stütze rechnen, seitdem Oestreich sich an Frankreich angeschlossen hat. In Norddeutschland ist das Volk über die Unterdrückung empört, und in einigen Gegenden herrscht

stets eine dumpfe Gährung, aber es ist kalt und langsam und wird überdem durch die Mehrzahl der wohlhabenden Eigenthümer und Beamten und durch eine auf Gewohnheit ruhende Anhänglichkeit an eine gesetzliche und regelmäßige Ordnung der Dinge zurückgehalten; man muß daher andere Mittel, es in Thätigkeit zu setzen, anwenden, als einfache Ermahnungen und Aufrufe." —

Als das wirksamste Mittel, einen Volksaufstand in Norddeutschland hervorzurufen, bringt Stein die Landung eines schwedischen Heeres bei Lübeck, eines englischen bei Emden in Vorschlag. Nach seiner Berechnung sollten die zwischen Elbe und Oder gelegenen Länder eine bewaffnete Macht von 75,000 Mann, außer der Landwehr und dem Landsturm, welche er bereits schon damals in seinen Plan aufgenommen hatte, aufbringen. Der Kaiser ertheilte seine Genehmigung, und Stein glaubte seiner Sache so gewiß zu sein, daß er aus dem Hauptquartier Swinciany den 30. Juni an Gruner meldete: es werde eine Landung in Lübeck und Emden vorbereitet, er möge nun im größten Geheimniß Alles vorbereiten, damit im Augenblicke der Landung alle westphälischen und rheinbündischen Obrigkeiten abgesetzt, und die junge Mannschaft von der Küste der Nordsee bis zum Thüringer Walde unter die Waffen gerufen werden könnte. Chazot übernahm es, durch Herrn v. Stülpnagel den General York zum Uebertritt aufzufordern. Im Auftrage des Kaisers schrieb Stein an Münster in London: er möge Alles aufbieten, um Englands Mitwirkung für die Erhebung Norddeutschlands durch eine Landung von Truppen und Waffen zu sichern.

Allein weder das englische Ministerium und noch weniger der Kronprinz von Schweden gingen auf die im Auftrage Alexanders gemachten Anträge ein. Nicht eben tröstlich war, was Gneisenau aus Stockholm den 14. Juli an Stein meldet: „Hier herrscht noch viel Verblendung. In der Vorliebe für die Franzosen ist man noch auf der Höhe, wie wir 1805. Ueberdies ist hier viel revolutionairer Stoff und Fractionsgeist, wie immer. Um emporzukommen, geben sich viele junge Ehrgeizige vom Adel den Plänen des Kronprinzen hin, dieses aber nur so lang es gut geht und nichts Besseres geboten wird. Der größte Theil der Nation ist einem auswärtigen Kriege abgeneigt. Persönliche Eigenschaften und Glück können indessen eine Nation zu Plänen fortreißen, die vorher nicht in ihrer Berechnung gelegen hatten; besonders viel läßt sich hier damit machen, daß man wenig fordert und viel giebt. England will indessen auf Subsidien sich nicht mehr einlassen, und der hierher gesandte Thornton soll von

jeher ein Knauser gewesen sein. Ich gehe nun nach England, um zu sehen, ob man für die deutschen Patrioten etwas thun will. Die jetzige Zeit ist meinen Plänen wenig günstig. Allerwärts in England sind Unruhen, denen man durch die constitutionellen Mittel nicht mehr steuern kann. . . . . In diesem Conflicte der Leidenschaften wird man demnach wenig Neigung und Muße haben, sich mit den Continental-Angelegenheiten viel abzugeben. Ich muß jedoch einen Versuch machen und eine Frage an das Glück thun. Wenn sie verneinend ausfällt, so weiß ich freilich nicht, was ich beginnen soll. Abzuwarten, bis die große Streitfrage zur Entscheidung der Völker kommt, dazu bin ich zu alt, und doch zu jung, um mich jetzt schon zur Ruhe zu begeben. Noch habe ich einen Entschluß nicht gefaßt." —

Noch bevor Gneisenau in London seine Thätigkeit eröffnete, traf bei Stein der Major Leo v. Lützow, Bruder des Freischaar-Lützow, ein, der aus Spanien durch Frankreich, die Schweiz und Süddeutschland zurückkehrend, über die Marschlinien der Zuzüge aus Frankreich sehr genau unterrichtet war und jetzt in russische Dienste trat.

Für Stein die schwerste Aufgabe war es, die Ansprüche der von Napoleon abgesetzten oder vertriebenen deutschen Fürsten von dem Kaiser abzuwehren, die nur für Wiedererlangung ihres Hof- und Wildstandes, nicht aber an Aufhebung der Lasten und Plackereien der schon genug geplagten Unterthanen dachten. Dies Letztere aber war es, was Stein unausgesetzt im Auge behielt. Auf eine, von dem Prinzen August von Oldenburg eingereichte, Denkschrift, in welcher dieser den Grundsatz aufstellt, daß man bei einer Landung in Deutschland nicht die Völker aufwiegeln, die geheimen Verbindungen nicht benutzen, vielmehr ausschließlich die vertriebenen Fürsten unterstützen müsse, um durch die Kraft ihrer getreuen Unterthanen die verlorenen Besitzungen wieder zu erobern, erwiderte Stein noch in dem Lager zu Drissa: „Der Grundsatz, wonach man ausschließlich durch die vertriebenen Fürsten handeln will, führt uns 1. zur Zersplitterung der Kräfte, welche man thätig machen will, vertraut sie 2. großentheils unfähigen Personen, 3. läßt eine große Masse Kräfte der eingenommenen Länder, welche jenen Fürsten nicht gehören, gelähmt und erstarrt. Eine Unternehmung, welche die größte Einheit und Kraft erfordert, würde dann damit begonnen, daß wir ihre Ausführung a. einer hannoverschen Regierung anvertrauten, deren Haupt in London wohnt; b. einer hessischen Regierung, deren Haupt ein unfähiger,

kleinlicher, habsüchtiger Greis ist; c. einer Regierung von Fulda, deren Fürst seine eigene Meinung haben würde; d. einer braunschweigischen Regierung, deren Fürst schwer zu leiten ist; e. einer oldenburgischen Regierung, welche bestimmt wegen ihrer Weisheit und Sittlichkeit völlig Zutrauen verdient, aber schwerlich hinreichende Kraft haben möchte, um ihre Collegen a. b. c. d. und deren Cabinette, Minister, Generale, Kammerdiener und Maitressen — denn Frau v. Schlotheim wird dann auch (in Cassel) für etwas mitzählen — auf demselben Wege vorwärts zu bringen." Er setzt auseinander, wie die Kleinvielherrschaft Deutschland aufs Neue zu Grunde richten würde. „Der Anstoß, welchen man Deutschland zu geben beabsichtigt, muß ausgehen von einer einzigen und energischen Kraft, die auf einer weiten und edlen Grundlage ruht, sie darf nicht ihre Bewegung durch verwickelte und fehlerhafte Springfedern hemmen. Rußland und seine Verbündeten senden ein Landungsheer an die deutschen Küsten, sie laden die deutsche Bevölkerung ein, sich von dem französischen Joch zu befreien, der Anführer der Ausrüstung bildet einen Centralausschuß für die Länder, welche er in dem Wirkungskreise seines Heeres begreift; dieser Ausschuß besteht natürlich aus den Fürsten und den Männern, welche den größten Einfluß auf die von den Franzosen besetzten Länder haben; er leitet die politischen und militairischen Geschäfte; man jacobinisirt nicht gerade die besetzten Lande, aber man organisirt die bewaffnete Masse und man thut Alles mit Einheit, Kraft und mit der einzigen Absicht des Glückes und der Freiheit der deutschen Nation, welcher die Fürsten so gut als die letzten ihrer Unterthanen das Opfer ihres Vortheils zu bringen verpflichtet sind, da sie niemals Oberherrn, sondern Glieder und Unterthanen des Kaisers und Reichs gewesen sind und die durch den Rheinbund ihnen gegebene Souverainetät nichts als eine Usurpation ist. — Was die geheimen Gesellschaften betrifft, so ist mir der gegenwärtige innere Zustand derer, welche sich in Deutschland finden, ganz unbekannt; aber wenn es wohlgesinnte Personen giebt, welche Geschmack daran haben, warum soll man sich nicht mit dieser kleinen Schwäche abfinden? Ich meinerseits habe mich an keine Constitution der Freimaurer mehr gehalten, als an die Tafellogen (wobei es nur auf gut Essen und Trinken abgesehen war); denn im Jahre 1783 ward ausdrücklich zu diesem Zweck eine Versammlung nach Wiesbaden ausgeschrieben, die sich auflöste, ohne sich vereinigen zu können, wie es mir auch in jeder anderen Hinsicht schien, daß diese alte Gesellschaft, die von Salomo herrührt, nicht nur nicht wußte, was sie that, sondern

nicht einmal, was sie wollte. Die Illuminaten schienen mir eine gar schlechte Gesellschaft und ihre Moral etwas zweideutig. Ihr Oberhaupt, ein Herr Weißhaupt, ließ seine Maitresse abortiren, ein zweiter Herr v. Knigge ward von allen rechtlichen Menschen verachtet, ein dritter Herr v. Busch war ein Gemisch von Liederlichkeit und Corporalismus. — Eine Gesellschaft der Tugendfreunde (Tugendbund), die sich 1808 bildete, ist durch ihre guten Absichten achtbar, aber bis jetzt ist von ihren Werken noch nichts erschienen; sie sind im heftigen Zorn gegen die Franzosen, aber ihr Zorn kommt mir vor, wie der Zorn der träumenden Schafe."

Wir haben bereits oben erwähnt, welche Unschlüssigkeit, Eifersucht und Verwirrung in dem Hauptquartier des Kaisers unter seinen Generalen herrschte. Der von dem General Phull, Hauptmann Pfuel, Oberst Gneisenau, Knesebeck, Clausewitz und andern deutschen Officieren entworfene Feldzugsplan, nach welchem die russischen Heere fechtend zurückgehen und die Feinde immer tiefer in das Land hineingelockt werden sollten, veranlaßte in dem Lager zu Drissa die heftigsten Scenen. Der General-Major Marquis Paulucci, ein Landsmann Napoleons, legte seine Stelle mit Ungestüm und Ungezogenheit nieder, da Alles verloren sei. Im Kriegsrathe durchkreuzten sich verschiedenartige Vorschläge. Der Großfürst Constantin verlangte schon jetzt einen — natürlich schimpflichen — Frieden. Einige Generale riethen, eine Stellung zwischen Dniester und Düna zu nehmen und das Innere des Landes gegen den anrückenden Feind zu decken. General Graf Araktschejew stellte dem Kaiser das Verderbliche der bisherigen Kriegsleitung vor und fand ein ungeduldiges Gehör; mit ihm vereinigten sich nun mehrere Generale, um den Kaiser zu bitten: entweder den Oberbefehl unmittelbar zu übernehmen, oder sich vom Heere zu entfernen, um die zu ihrer Unterstützung nothwendigen Streitkräfte und Hülfsmittel zu entwickeln.*)

Das Lager von Drissa wurde verlassen; der Kaiser ging nach Moskau, wo das Volk aufs Aeußerste fanatisirt wurde, und von da nach Petersburg. Stein befand sich in seiner Begleitung. Der edle deutsche Freiherr verfolgte unverrückt sein Ziel: die Befreiung des Vaterlandes durch Erhebung des Volks. Als in Petersburg der Kaiser dem Herzog von Oldenburg den Vorsitz in dem deutschen Comité übertrug und dieser die von Stein vorgeschlagenen Maßregeln für revolutionair erklärte, ersuchte dieser den Kaiser, ihn „von der Behandlung der Ge-

*) Pertz, Stein III. S. 101.

schäfte, welche sich auf die Leitung des öffentlichen Geistes im innern Deutschland beziehen, zu befreien, indem die Ansicht Sr. Hoheit des Herzogs von Oldenburg über die Angelegenheiten des inneren Deutschlands so vollkommen verschieden von der seinigen sei, daß er kein Mittel sehe, sie zu vereinigen, ohne die eigene in den wesentlichsten Punkten zu opfern, was seine Anhänglichkeit an das, was sich seinem Geiste als Wahrheit darstelle, ihm niemals erlauben würde." Er bat, im Falle der Kronprinz von Schweden eine Landung bei Memel unternehmen werde, ihm zu erlauben, sich zu ihm zu begeben, um dort zu versuchen, des Kaisers Absichten auszuführen.

Alexander wußte Steins Verdienste und Bedeutung vollkommen zu würdigen; er bat ihn, ihn nicht zu verlassen und die deutschen Angelegenheiten mit Kotschubey und Lieven, ohne den Herzog von Oldenburg, fernerhin zu bearbeiten. Als ein treuer, thätiger und höchst wirksamer Gehülfe traf um diese Zeit am 16. August 1812 Ernst Moritz Arndt in Petersburg ein. Stein meldete dem Kaiser sofort seine Ankunft und machte bemerklich: „Herr Arndt muß sogleich mit Nutzen gebraucht werden, a. um Schriften, Lieder u. s. w. abzufassen, welche unter den Deutschen verbreitet werden sollen, um ihre Ansichten zu berichtigen; b. er wird bei der deutschen Legion angestellt, um ihr durch seine Schriften und alle Mittel einer volksthümlichen Beredtsamkeit Begeisterung und eine solche Hingebung einzuflößen, wie wir sie in den Corps des Herzogs von Braunschweig und Schills gesehen haben."

Der Kaiser genehmigte diese Anträge und gewährte eine freigebige Unterstützung zur Verbreitung sehr christlicher, aber dabei doch sehr revolutionairer Schriften. In Petersburg verfaßte Arndt seinen hernach viel verbreiteten „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll." Dies Büchlein wurde in Petersburg gedruckt und bei dem Vorrücken der Armee in Preußen, Sachsen, Westphalen in neuen Auflagen und vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Mit Justus Gruner in Prag wurde fortwährend die Verbindung unterhalten. Alexander genehmigte den ihm durch Stein vorgelegten Plan Gruners, von dem bereits ein geheimes Spionirsystem organisirt worden war, im Rücken der französischen Armee wie ein verstecktes Netz über ganz Deutschland ausgespannt. Gruner hatte es übernommen, über Alles, was in Deutschland in Beziehung auf den russischen Feldzug vorgehe, über die Truppenmärsche, Zustand der Festungen u. s. w.

genaue Nachrichten einzuziehen und mitzutheilen, die öffentliche Meinung in Deutschland zu Gunsten Rußlands zu bearbeiten, das Volk gegen seine Unterdrücker und deren Mitschuldige zu erbittern, einzelne Aufstände zu veranlassen und zu unterstützen, bewegliche Banden zu bilden, um die französischen Couriere aufzuheben. Durch seine Vertrauten hatte Gruner zu diesem Behufe vierzig bis funfzig zuverlässige Männer angeworben, von denen jedoch nur sehr wenige ihn persönlich kannten. Sie waren fast sämmtlich aus dem Preußischen gebürtig, preußische Beamte, Officiere, Prediger, Regierungsräthe, Professoren, auch einige alte Studenten, sogenannte „bemooste Häupter", denn auf die Universitäten war besonders gerechnet.

Wie umfangreich und wohlorganisirt Gruner sein Kundschaftergeschäft betrieb, erhellt aus folgender, von ihm gemachter Vertheilung:

I. Im Lande zwischen Oder und Elbe:

a. Zwischen Hamburg und Stettin fünf Beobachter, und zwar in Hamburg, Boitzenburg, Schwerin, Schwaan bei Rostock und Stettin; die Verbindung unterhielt als Reisender und Sammler Frz. Knuppius.

b. Zwischen Magdeburg und Cüstrin zwölf Beobachter, in Magdeburg, Berlin, Brandenburg, Cüstrin; Reisender: Ferd. Müller.

c. Zwischen Dresden und Glogau sechs Beobachter, zu Dresden, Freiberg, Sagan, Crossen, Lübben; Reisender: Ferd. Müller.

II. In dem Lande zwischen Elbe und Rhein:

a. Zwischen Magdeburg und Wesel drei Beobachter, zu Hannover, Göttingen und Münster.

b. Von Weimar nach Mainz vier Beobachter, in Jena, Weimar, Erfurt, Frankfurt.

c. Von Dresden nach Straßburg drei Beobachter, in Dresden, Würzburg, Stuttgart; Reisender: Preusse I.

d. Von Dresden nach München drei Beobachter, zu Altenburg, Hof, München; Reisender: Siebdrath.

In Prag bei Gruner waren v. Ditmar, Preusse II. und Mutzel.

Von sämmtlichen Kundschaftern erhielten nur sechszehn einen Monatsgehalt von 60 bis 100 Thaler; die Mehrzahl widmete sich aus freier Hingebung diesem gefährlichen Dienste. Die von dem Kaiser bewilligten Gesammtkosten betrugen monatlich gegen 2000 Thaler.

Mit großer Vorsicht vertraute sich Gruner anfänglich nur wenigen, ihm persönlich bekannten, zuverlässigen Männern an, die ihm Ergebenheit und Verschwiegenheit mit Handschlag und auf Ehrenwort gelobten. Er versah die Freunde mit nachstehender Dienst-Anweisung:

„Der Zweck Ihrer Sendung ist: die Befreiung des deutschen Vaterlandes von den Fesseln Frankreichs. Da wir dazu jetzt durch eine offene Thätigkeit noch nicht beitragen dürfen, so bleibt uns nichts übrig, als nach dem ruhmvollen Beispiele älterer Völker Alles in der Stille vorzubereiten, daß einst, und wo möglich bald, der Tag der Rettung erscheine, an dem die deutsche Nation wieder in ihrer ursprünglichen Größe und Selbstständigkeit auftrete.

„Die Hülfe kann für jetzt noch nicht von Innen kommen, es bleibt uns daher nur übrig, uns an eine äußere Kraft anzuschließen, durch diese das deutsche Volk zur Selbstbefreiung anzuspornen und in Gemeinschaft mit ihr auf jede Weise zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes kräftig und beharrlich zu wirken. Diese äußere Macht, an welche wir uns jetzt schließen, ist Rußland. Unser Bestreben muß zunächst dahin gehen, seine Bemühungen im Kampfe mit Frankreich zu unterstützen, es mit dem deutschen Vaterlande in enge Verbindung zu setzen, gegenseitiges Vertrauen zwischen beiden zu fördern und zu erwirken, daß alle Anstrengungen ihren hohen Zweck, die Vernichtung des gemeinschaftlichen Feindes, möglichst sicher erreichen. Die Geschäfte, welche wir in dieser Beziehung übernehmen, sind theils Beobachtung, theils Bearbeitung Deutschlands zu dem ebengenannten Zweck. Behufs desselben ist ganz Deutschland in gewisse, auf ihre Eigenthümlichkeit berechnete Bezirke getheilt. Jeder dieser Bezirke wird der Beobachtung eines treugesinnten, festen, besonnenen, für die gerechte Sache mit allen Mitteln ausgerüsteten und mit solchen für sie handelnden Mannes anvertraut.

„Ihnen ist der Bezirk von .... überwiesen. Die Geschäfte, welche dort das Ziel Ihrer speciellen Bemühungen sein müssen, sind:

1. Ueber das Kriegswesen des Feindes genaue Auskunft zu geben: Stärke, Standort, Stimmung, Zuzüge gehören hierher. Als Basis Ihrer Beobachtung erhalten Sie hier einen genauen Dislocations-Etat der französischen Armee, welchen Sie in geheimer Schrift mit sich nehmen werden.
2. Die Stimmung Deutschlands zu erforschen und zu dessen Selbstbefreiung zu bearbeiten. Die besten allgemeinen Mittel hierzu sind: Gewinnung tüchtiger Männer aus allen Ständen zur Verstärkung des über Deutsch-

land gelegten Netzes; — Verbreitung einer richtigen Ansicht und tieferen Verbitterung über das Elend, welches Frankreich über Deutschland verbreitet, und über die Nothwendigkeit und Leichtigkeit, das schmachvolle Joch durch eigene Anstrengung und fremde Unterstützung abzuwerfen; — unmittelbare und wirksame Unterstützung aller Insurrectionsversuche in den von Frankreich unterjochten Ländern. — — Es ist wichtig, sich genaue Kenntniß von den zu unserem Zwecke schon früher bestandenen, oder noch bestehenden Verbindungen zu verschaffen und an dieselben anzuknüpfen. Besonders ist eine nähere Wissenschaft von den früheren Insurrectionsversuchen und deren Häuptern und Mitteln wesentlich nothwendig.

3. Die Bildung von Parteigängern gegen den gemeinschaftlichen Feind in dessen Rücken möglichst zu befördern. — Nur entschlossene und gewandte Männer müssen dazu gewählt werden. — Das Auffangen von Courieren und Nachrichten, Abschneiden der Zufuhr und Verwirrungs-Erzeugung muß der Hauptzweck dieser Parteigänger sein, welche sich unter jeder Form bilden können, nur in kleinen Haufen agiren, häufig ganz verschwinden und dann auf entgegengesetzten Straßen sich zeigen müssen, um eine Art von Schreckenssystem zu etabliren.
4. Die Bildung einer deutschen Legion in Rußland, worüber das Nähere später mitgetheilt werden wird.

„Sollte es Ihnen nicht möglich sein, Ihre Mittheilung aus irgend einem Grunde nach Prag direct zu senden, so geschieht solches nach zwei anderen Punkten, welche Ihnen mündlich angegeben werden. Auf eben diesen Punkten werden die dort sich befindenden Verbündeten sich durch alle zulässigen Mittel, durch Rath und Geld in Noth und Tod unterstützen. Werden Sie gefangen, oder trifft Sie sonst ein Unglück, so geben Sie durch den Correspondenten von Deutschland in der verabredeten Art Nachricht. Alle Ihre Briefe werden in Chiffern, welche Sie hier erhalten, und mit chemischer Dinte, die Sie ebenfalls hier bekommen, geschrieben und unter den Adressen, welche Sie erhalten, abwechselnd nach Prag oder den Zwischenpunkten gesandt. Auch werden Sie mit Nutzen, außer der Chiffer, sich für Truppen und ähnliche Gegenstände der verabredeten Blumensprache bedienen."

Gruners Entwürfe blieben nicht in dem Schreibpult verschlossen, sie traten praktisch hervor. Von Arndts Geist der Zeit ließ er in Leipzig heimlich eine

neue Auflage drucken; an der sächsisch-böhmischen Grenze stand ihm eine Handdruckerei zu Gebote, in welcher er Flugblätter, Kriegsberichte, patriotische Lieder u.s.w. drucken ließ. Ernst v. Pfuel, damals Hauptmann in östreichischen Diensten, Oberst v. Boyen und andere ausgezeichnete Officiere erhielten durch Gruner Pässe und Vorschuß zur Reise nach Rußland. Und so wie er schon früher in Preußen laut es ausgesprochen, so wiederholte er auch jetzt den rheinländischen Officieren, daß die deutschen Fürsten, zu Napoleons Präfecten herabgesunken, keinen Anspruch mehr auf blinden Gehorsam ihrer Unterthanen hätten, vielmehr letztere, ihres Eides ledig, nicht verpflichtet seien, für eine schlechte Sache dem Vaterlande zum Schaden zu fechten. Wenn ein preußischer Polizeipräsident solche Grundsätze predigt, dann muß wohl nicht blos die Staatsmaschine aus dem Leim gegangen, nein, die ganze Welt aus ihren Fugen gerückt sein.*)

An Stein berichtete Gruner im Juni: die Stimmung in Norddeutschland sei im Allgemeinen so gut, wie man sie erwarten dürfe; die Hoffnung auf eine Landung der Schweden und Engländer gerichtet, welche zu einem allgemeinen Aufstande das Zeichen geben werde. In Preußen habe die Art, wie Napoleon dem Könige, dessen Reise nach Dresden er nicht gewünscht, begegnet sei, die Stimmung gehoben, aber die unseligen Unterhandlungen mit den Franzosen, die leichtsinnige Uebernahme so großer Lasten durch Beguelin, an denen später Staatsrath v. Heydebreck sieben Millionen Franken abgedungen, das Ausschreiben einer allgemeinen Vermögens- und Einkommensteuer eine desto größere Mißstimmung hervorgerufen; der Staatskanzler, als vermeintliche Quelle des Elends, sei Gegenstand aller Verwünschungen.

Zur Bildung von kleinen Banden gingen Hasseroth in den Thüringer Wald, v. Burgsdorf in den Spessart, Müller in die Tuchler Heide ab, um französische Couriere abzufangen. — Stein gab Grunern Nachricht, daß der Kaiser die bisher getroffenen Maßregeln gut geheißen und die nöthigen Summen zur Insurrection Deutschlands zur weiteren Verfügung gestellt habe. Er macht ihm noch mehrere tüchtige Gehülfen in Deutschland namhaft. „Vor Allem könne die Mitwirkung des Präsidenten v. Vincke zu jeder Zeit von sehr großem Nutzen sein, und schon jetzt müsse sein Rath über den vorläufigen Verwaltungsplan auf den Fall der Landung eines Heeres, die Wahl der zu verwendenden Männer

*) Steins Leben III. S. 126.

und die Kriegsmittel jedes Bezirks eingeholt werden. Da für Begeisterung und edle Gefühle die Jugend am empfänglichsten sei, müsse man unter ihr auf den Universitäten Schriften zu verbreiten suchen, welche die Seelen erheben, damit man im Augenblicke der Landung eines Heeres unter ihnen begeisterte Anhänger finde, welche der Sache des Vaterlandes sich hinzugeben bereit seien." Er fragt an, ob der Bund der Tugendfreunde noch bestehe und ob man ihn jetzt wieder in Thätigkeit setzen könne? Auch auf die protestantischen Geistlichen glaubt Stein als auf brauchbare Wühler rechnen zu können. — „Der Zug des Kronprinzen von Schweden," schreibt er ihm ferner, „hat den Zweck, letztere Macht zum Beitritt gegen Frankreich zu zwingen; sobald dieser Zweck erreicht ist, wird sich der Kronprinz im December an die Küste Deutschlands begeben, um dessen Freiheit auf den festesten Grundlagen herzustellen. Sie können von diesem Plane den General Scharnhorst in Kenntniß setzen, dessen große Verschwiegenheit ich kenne; er kann die Gemüther vorbereiten und zu seiner Zeit diese Maßregel dem Könige als seinem wahren Vortheil günstig darstellen, verhindern, daß er sich nicht zu bewaffnetem Widerstande gegen das Gelingen der Unternehmung in Deutschland fortziehen lasse, ihn im Gegentheil bewegen, sich damit zu vereinigen, da er von ihrem Gelingen seine Unabhängigkeit zu erwarten hat. Warum kommt Grolmann nicht?"

Gruner hatte im Vertrauen darauf, daß er im Interesse der östreichischen und preußischen Regierungen, wenn auch ohne dazu von ihnen berufen zu sein, handle, sich nicht immer der nöthigen Vorsicht befleißigt; die Staatskanzleien in Wien und Berlin waren von seinen Unternehmungen und Plänen unterrichtet worden, und Metternich nahm sogar diese Gelegenheit wahr, um dem französischen Gesandten Preußen verdächtig zu machen. Bignon, der uns dies verräth, zeigt sich in anderer Beziehung als schlecht unterrichtet über die damaligen inneren Gährungen in Deutschland. „Seitdem" — erzählt er*) — „der König von Preußen eine Allianz mit Napoleon geschlossen hatte, setzte der Tugendbund Alles daran, jenem Bündnisse entgegen zu arbeiten.**) Die Autorität des Königs war offenkundig in Frage gestellt und sein Thron schien auf schwachen Füßen zu stehen. Metternich, welcher damals wegen der Allmacht

*) Hist. de France XI. p. 194.

**) Der alte Tugendbund hatte längst aufgehört; gegenwärtig gehörte jeder Patriot dem Bunde an, welcher die Befreiung Deutschlands sich zur Aufgabe gestellt hatte.

Napoleons ganz aufrichtig das gute Vernehmen mit ihm zu befestigen bemüht war, ließ ihm angelegentlichst empfehlen, er möge sich mit Preußen wohl vorsehen und auf seiner Hut sein, indem der böse Geist, welcher in diesem Königreiche herrschte, leicht einen Umsturz oder eine Schilderhebung veranlassen könnte, wodurch 100,000 Mann den Russen zugeführt werden dürften." — „Man muß" — schrieb er in den letzten Tagen des August an den französischen Gesandten Otto in Wien — „die Kräfte der Nation nicht mit dem Willen des Königs verwechseln."

Bignon erzählt, daß es damals außer dem Tugendbunde noch mehrere Geheimbunde in Deutschland gegeben habe: die deutsche Union, der eiserne Bund, die Schwarzen. „Alle diese Verbrüderungen," bemerkte er, „hatten einen und denselben Zweck: die Bevölkerung Deutschlands zunächst gegen die Franzosen, und wenn es nicht anders gehen sollte, gegen die eigenen Fürsten, welche ihr Schicksal einer Allianz mit Frankreich anvertrauen wollten, aufzuwiegeln."

Genöthigt, Berlin zu verlassen, wo die Herrschaft der Franzosen sich fühlbar machte, wenigstens in dem Cabinet, hatten sich mehrere der Häupter nach Oestreich und Sachsen zurückgezogen. Prag war damals der vornehmste Heerd, ein Mittelpunkt der Bewegung geworden. Hierher hatte Justus Gruner, der frühere Chef der Polizei in Berlin, seine Zuflucht genommen, welcher nach dem Tode des Grafen Arnim einer der Notablen des Tugendbundes, Director des Vereins und Vertheiler der von England gezahlten Hülfsgelder war. Da nun diese Wühlerei (le travail souterrain) der Geheimbündler den Regierungen, und namentlich der östreichischen, keineswegs gefiel, wurde Justus Gruner festgenommen und zunächst nach Wien gebracht. Man nahm ihm seine Papiere und Gelder fort, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Metternich in Betreff Preußens hinter Dinge kam, von welchen er Napoleon durch dessen Gesandten Nachricht zu geben sich beeilte.

Genauere Auskunft über die Arretirung Gruners ertheilt ein, von einem Bundesbruder an Stein nach Petersburg geschriebener, Brief, in welchem es heißt: „Gruner ist uns jetzt entrissen und für das Werk, an welchem er mit reinem Eifer und größter Thätigkeit arbeitete, vielleicht für immer verloren. Die Verhaftung erfolgte auf Befehl des Geh. Staatsraths v. Bülow, des jetzigen Chefs der höheren Polizei in Berlin, eines persönlichen Feindes von Gruner und Widersachers der guten Sache (er denuncirte ihn bei Metternich). Der

Staatskanzler scheint sich jetzt des Schrittes zu schämen, und der König mißbilligt ihn. Herr v. Hardenberg wird durch Schonung und Milde nicht wieder vergüten, was Bülow durch Plumpheit verdarb. Anfangs waren mehrere der Unsern beobachtet, ich bin's noch; doch ohne Erfolg. H. v. S. wurde von Polizeibütteln und Schergen überfallen und seine Papiere in Brieftasche und Schreibschrank untersucht, doch vergeblich. Heiligenstädt*) wurde verhaftet, doch wieder frei gelassen; alle plumpen Kunststücke des Herrn v. Bülow, des eitelsten Narren von der Welt. Der Colberger Müller (berühmt unter Schill vor Colberg) ist ebenfalls verhaftet, und Kursky aus Breslau eingebracht. Kalkreuth, Wittgenstein und der saubere Herr v. Cölln schüren das Feuer der politischen Inquisition und finden an Bülow einen dummleidenschaftlichen Inquisitor, der aber gern den Schein retten möchte. Die Aufpasser sind so jämmerlich, wie der Chef, der sie anstellt. Unser ganzes Streben ist jetzt dahin gerichtet, die Mittel zu gewinnen, Gruners Unternehmen fortführen zu können und womöglich zu erweitern und lebendig zu machen, und wenn dies uns versagt sein sollte, zur Zeit sein Schicksal zu rächen und bis dahin thätig, wenn auch unscheinbar, so fortzuwirken, als vor der Verbindung mit Gruner .... Es sind die herrlichsten Vorbereitungen getroffen, aber wie nun weiter? .... Wir nennen Ihnen Jahn als Gewährsmann für den rechten Zweck des Unternehmens, doch nicht als Geschäftsführer, dafür soll gemeinschaftlich gesorgt werden. Wir sind in größter Geldarmuth u. s. w."

Konnte auch seit Gruners Abführung nach der ungarischen Festung Munkatsch weder ein Führer, noch eine Centralstelle für die Insurrection gefunden werden, so blieben doch die von ihm ausgesandten Boten in ununterbrochener Thätigkeit, und bei der allgemeinen Erhebung des preußischen Volkes im nächsten Jahre zeigte es sich, daß hier gut vorgearbeitet worden war.

Auf eine Reclamation des Kaisers von Rußland, welcher die Freilassung Gruners als eines in russischen Diensten stehenden Beamten forderte, erhielt er nach viermonatlicher Haft seine Freiheit.

Mit Scharnhorst blieb Stein in Verbindung. Der Oberst v. Boyen, „fast der Erste an Geist und Kraft in dem preußischen Heere", — so nennt ihn Gruner — überbrachte Stein, bei dem er sich wegen des Eintritts in die

*) Später Major in Lützows Freicorps.

deutsche Legion in Petersburg meldete, einige Zeilen von Scharnhorst, der ihm aus Breslau d. 1. August 1812 schreibt: „Ew. Excellenz lege ich hier meine innigste und dankbarste Verehrung nieder. Ich füge dieser nichts hinzu; der Oberst v. Boyen wird Ihnen Alles sagen, was ich außer dieser Gelegenheit noch zu sagen hätte, auch wird er mir das schreiben, was Sie mich wissen lassen möchten. In tiefster Verehrung Ew. Excellenz gehorsamer Diener v. Scharnhorst."

Ernst v. Pfuel, welcher nach dem unglücklichen Feldzuge 1807 die preußischen Dienste verlassen und 1809 in östreichische getreten war, befand sich jetzt ebenfalls auf dem Wege nach Rußland, um dort den Unterdrücker der europäischen Freiheit zu bekämpfen. Obwohl nur erst Hauptmann, war Pfuel schon damals vielleicht der größte Strateg des östreichischen Heeres, ein geborenes Genie der Kriegskunst. Zu Ende des Jahres 1811 schrieb er aus Wien an Stein, um ihm seine Bereitschaft, nach Petersburg zu gehen, zu melden:

„Die Erwartungen, zu welchen in diesem Herbste der Gang der politischen Begebenheiten berechtigte, sind bitter getäuscht worden. Man muß aber auch gestehen, die Russen sind sehr unbegreiflich; von Allem dem, was sie hätten thun sollen, um dem für diesmal nicht sehr schnell sich rüstenden Feinde kraftvoll zu begegnen, oder noch besser zuvorzukommen, ist wenig, so scheint es, geschehen; ein erstarrtes Stehenbleiben auf den Grenzen führt meines Erachtens nicht zum Zweck, und die Türkei auf dem Halse zu behalten, Preußen aus den Händen zu lassen und eine brave und zahlreiche Armee mehr in die Reihen der Feinde gewissermaßen hineinzuzwingen, sind, am gelindesten ausgedrückt, himmelschreiende Fehler. Die Sache steht schlimm, und wenn das Verhältniß zwischen Rußland und Schweden, über welches in diesem Augenblicke noch eine Art Dunkelheit schwebt, sich auch noch feindselig gestaltet, so steht Alles noch bei Weitem schlimmer, und um die Küstenländer wenigstens scheint es gethan zu sein. Den Russen bleiben aber dennoch Mittel, den Kampf nicht unrühmlich zu bestehen; nur Charakterstärke und ein hartnäckiges Beharren bei dem einmal Gewählten, und dieses zu Wählende muß für sie ein Kriegführen in Wellingtonscher Manier sein; vor Allem aber wäre jenes römische Princip zu beachten: in Widerwärtigkeiten nie Frieden zu schließen, und dieses um so weniger, je schwieriger die Lage scheint. Ein langer Kampf ist schon ein halber Sieg über Napoleon, bei dem Alles auf Kürze abgesehen, auf schnelle Entscheidung berechnet ist. Wenn Schweden mit Rußland ist, dann nimmt Alles eine weit günstigere Gestalt an,

und ein weites Hineinlaufen in Rußland könnte in diesem Falle den Franzosen sehr verderblich werden. Die Folgen einer großen Diversion von 60 bis 80,000 Schweden und Engländern in Norddeutschland wären nicht zu berechnen.

„Was sagen Sie zu dem Namen: Armee von Europa? Mich dünkt, Napoleon spricht sich nachgerade offen genug aus, wie er es eigentlich meint; seit einiger Zeit nannte er seine Armee gewöhnlich nach den Ländern, die er zu erobern gedachte.

„Hier in Wien will man noch nicht viel vom Kriege wissen, ich bin indeß lebhaft überzeugt, daß er für uns unausweislich und wahrscheinlich sogar schon beschlossen ist; mancherlei Bewegungen unter den Truppen und vorzüglich der Abmarsch beträchtlicher Geschützcolonnen nach Polen deuten, auch bei der zur Zeit noch bestehenden Ruhe und selbst Gerüchtlosigkeit, auf etwas hin, das sich im Stillen entwickelt. Wir graben unser eigenes Grab! und mir thut es bitterlich leid, daß ich daran helfen soll. Was das für eine Erscheinung sein wird! Eine Armee, die in einem fast zwanzigjährigen Kriege sich so voll Franzosenhaß gesogen hat, daß sie für alle ihre früheren Feinde sanftere Gesinnungen angenommen, nun auf einmal Freund und Kampfgenosse ihres bittersten Feindes und seiner Leitung gehorchend! Sehr nahe Berührungen werden nun wohl vermieden werden müssen, um blutigen Händeln auszuweichen; was aber hilft das im Grunde auch, wir werden für uns operiren und trotz alles heimlichen Aergers nicht weniger zum allgemeinen Untergange beizutragen suchen.

„Der General W. bleibt weit länger aus, als Ew. Excellenz Anfangs rechneten; hat das westphälische Decret nicht einen Einfluß auf ihn gehabt? Ich bin noch eben so bereit, wie vormals, zu Ihnen zu kommen, aber die Zeit und die Ereignisse können leicht so drängen, daß später nichts mehr zu thun übrig bleibt. Immer aber wünsche ich, daß Ew. Excellenz selbst mit dem General über mich redeten, da ein gesprochenes Wort, zumal in solchen Fällen, zehn geschriebene aufwiegt.“ Am Schlusse fügt Pfuel noch einige treffende Bemerkungen über den Zustand der östreichischen Finanzen hinzu: „Der Krieg wird dem Fasse völlig den Boden ausschlagen, und was dann weiter werden soll, das weiß Gott. Ueberfüllung an Papier heißt unsere Krankheit nicht mehr, sondern Abwesenheit des Vertrauens ins Papier, ins kaiserliche Wort und das läßt sich nicht zurückzwingen, sondern will mit weiser Hand zurückgeführt sein .... Ja selbst durch Realisirung der Scheine dürfte die Sache noch nicht

gelöst werden, das Uebel scheint im Organismus des Staates zu liegen und dann sind große Erschütterungen und Umwälzungen unvermeidlich. Bewahre uns der Himmel vor blutigen! Ich habe die Ehre &c."

Auf weitem Umwege über Dänemark und Schweden gelang es Pfuel, Petersburg zu erreichen, wo er bei Stein willkommene Aufnahme fand. Dieser forderte ihn auf, eine Denkschrift über die Zustände Deutschlands abzufassen, welche er dem Kaiser vorzulegen wünsche. Pfuel, der die Feder so gut wie den Degen zu führen verstand und einen eben so geübten Scharfblick für die Auffassung politischer Zustände, wie für die Ausführung militairischer Unternehmungen besaß, übergab Stein nach wenigen Tagen ein in französischer Sprache geschriebenes Mémoire: „Observations sur la situation politique et militaire de l'Allemagne, Petersbourg, 1. Septbr. 1812," welches von dem Kaiser sehr günstig aufgenommen wurde, dessen Aufmerksamkeit und Vertrauen sich ihm sogleich zuwendeten und der ihn unter den ehrenvollsten Anträgen aufforderte, in russische Kriegsdienste zu treten, was Pfuel auch that.

„Um zu wissen," — heißt es in der genannten Denkschrift — „bis zu welchem Punkte Rußland auf Deutschland zählen darf, muß man die Stellung dieses Landes Frankreich gegenüber und die Art und Weise, wie man über den gegenwärtigen Krieg urtheilt, kennen. Man kann Deutschland nicht unter einem einzigen Gesichtspunkte umfassen; Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern u. s. w. zeigen verschiedenartige Schattirungen, denen man Rechnung tragen muß, wenn man sich eine richtige Vorstellung von dem Stande der Dinge machen will." In Beziehung auf Oestreich wird mitgetheilt, daß allerdings die Bundesgenossenschaft mit Frankreich weder im Volke und noch weniger im Heere Anklang gefunden habe, daß viele Officiere bei Beginn des Feldzuges ihren Abschied gefordert, so daß, was sonst für eine Schande gehalten, man sich zum Ruhm und zur Ehre anrechne. Einen trefflichen Wink aber erlaubt sich der junge Hauptmann dem Kaiser und seinem greisen Feldmarschall zu geben: „Das Einzige, worauf Rußland zu achten hat, um sich die Geneigtheit Oestreichs, von welcher es großen Vortheil ziehen könnte, zu erhalten, wäre: die Grenzen Oestreichs nicht zu verletzen; denn in diesem Falle würde man an dem guten Willen Rußlands zweifeln, man würde die Vorstellungen von einem anscheinenden und einem wirklichen Feinde vermischen und würde sich ohne Umstände (de bon coeur) gegen diejenigen schlagen, von denen man jetzt die Befreiung Europas erwartet.

Auch kann dies nicht anders sein; sich an seinem eigenen Heerd angegriffen zu sehen, ist von allen Uebeln dasjenige, welches man am ersten abzuwehren entschlossen ist.“ —

Ueber die damaligen Zustände Preußens wird Folgendes berichtet: „Preußen ist ein Land, welches Schlag auf Schlag so heftige Erschütterungen erfahren hat, daß sich alle Gemüther in einem Zustande allgemeiner Gährung befinden. Von allen Seiten alte Schutzmauern niedergerissen, überall Neues, überall Versuche, Herumtappen, sehr oft Irrthum; ein moralisch herabgewürdigter, politisch vernichteter Adel, ein Haufe von Glücksrittern, durch keine Bande an das Wohl des Staats geknüpft, eine durch die Auflagen zerrüttete Bevölkerung, welche nicht murrte, so lange man die Opfer zu irgend einer großen Anstrengung den Staat zu retten für nothwendig erkannte; der König endlich, welcher gegen die allgemeine Erwartung im kritischen Momente eine andere Partie ergriff. Das Volk hört auf keine Vorwände, es fühlt nur sein Elend und daher die allgemeine Unzufriedenheit. Die Bande, welche das Volk an den König binden, lockern sich und obschon man fortfährt die Franzosen zu hassen, betrachtet man die Russen mit Gleichgültigkeit, da man auf sie einige unbestimmte Hoffnung auf Hülfe und Befreiung gesetzt hatte. Diese Stimmung der Gemüther, diese Aufregung, welche zu dem Aeußersten treibt, dieses Elend, welches sich in erschreckendem Fortschritte steigert, machen die Preußen geneigt, sich einem entscheidenden Entschluß hinzugeben und lassen vermuthen, daß sie die gemeinschaftliche Angelegenheit mit Wärme ergreifen werden, in dem Augenblicke, wo sich einige Wahrscheinlichkeit des Gelingens zeigt. Uebrigens kennt man die Ansichten des Königs sehr wohl, wodurch man über das Verbrechen des Treubruchs (la crime de félonie) in einem gewissen Sinne sehr beruhigt sein kann. Tags zuvor, eh' ich Berlin verließ, war ein Generalstabsofficier von der Armee angekommen mit der Nachricht von einem Siege, welchen die Preußen über die Russen davongetragen; er überbrachte eine dem Feinde abgenommene Fahne. Der König ließ diesen Officier sehr lange im Vorzimmer warten und als er ihn empfing, schien er keinesweges, weder über die Botschaft, noch über die Fahne erfreut zu sein.“

Den Rheinbundfürsten stellt Pfuel eben kein sehr günstiges Zeugniß aus: „**Sachsen, Baiern, Würtemberg** rangiren ziemlich in derselben Klasse; ihre Könige sind die Präfecten Napoleons; so sehr ihre Unterthanen die Fran-

zosen hassen, lieben sie ihre Souveraine eben so, wie sie sie liebten, bevor sie das französische Joch kannten. So lange sie sehen, daß es ihren Fürsten gleichfalls schlecht ergeht, ertragen sie ihr Unglück mit Geduld und an einen Aufstand ist bei ihnen nicht zu denken. Erst wenn der Brand allgemein geworden sein wird, werden sie in dem Maße, wie die Bewegung um sich greift, mit fortgestoßen werden. Deshalb ist für den Anfang nicht auf sie zu zählen, allein sie werden den Strom vergrößern, wenn er sich mehr von seinem Ursprunge wird entfernt haben. Für Baiern trifft dies jedoch nicht ganz zu; sämmtliche neu erworbenen Länder wie Anspach, Baireuth, Bamberg und vor Allem Tyrol, glorreichen Andenkens, halten keineswegs zu dem Könige und sind deshalb leichter zu entzünden, als das übrige Land, so daß es nur eines Funkens bedarf, um sie in demselben Augenblicke in Flammen zu setzen, wenn der Ruf: zu den Waffen! von den Küsten der Ost- und Nordsee her erschallen wird."

Große Hoffnung setzt Pfuel auf die Erhebung Westphalens. „In diesem Theile Deutschlands, so wie in den neuerdings mit dem französischen Kaiserreiche vereinigten Provinzen giebt es kein Band, welches die Unterthanen mit dem Fürsten verbindet, welchen sie weder achten, noch lieben. Hier fühlt man das Joch der Fremden nach seiner ganzen Last und man trägt es nur, weil es an einem Vereinigungspunkte und an Aussicht auf Gelingen fehlt. Demnach ist es vor Allem dieses Land, welches die Aufmerksamkeit Rußlands verdient. Gebe man den Einwohnern das, was ihnen fehlt: einen Vereinigungspunkt in der erlauchten Person eines deutschen Fürsten von militairischem Rufe, die Wahrscheinlichkeit einer Landung eines hinreichend starken Hülfsheeres und man wird über den Erfolg in Erstaunen gerathen."

In Betreff der öffentlichen Meinung findet Pfuel eine Uebereinstimmung durch ganz Deutschland darin, daß man nicht nur Rußland den Sieg gönnt, sondern auch, trotz allen Vorrückens Napoleons, nicht daran zweifelt. „Als Napoleon über den Niemen ging und in großen Tagemärschen vorrückte, ohne daß es zu ernsthaften Gefechten kam, war man, trotzdem daß die Bülletins ihren gewohnten großsprecherischen Ton anstimmten, durchaus nicht bestürzt, sondern sagte: da seht ihr, das ist ein Plan, das ist eine Absicht, man will den Feind immer tiefer in das Land hineinziehen, wo er wegen der Lebensmittel in Verlegenheit geräth und in dem Maße, als er sich von seinen Hülfsquellen entfernt, schwächer wird. Man ist überall der Ueberzeugung, daß es ihm diesmal nicht

gelingen werde, daß er vielleicht Schlachten gewinnen, aber dennoch nichts erreichen werde, sobald sich nur der Krieg in die Länge zieht, wo man den Feind im Rücken beunruhigen kann durch kräftige Demonstrationen besonders von den deutschen Küsten her. . . . — Wenn die öffentliche Meinung einstimmig ist, ist sie niemals unbegründet, sie geht aus einer Art Instinct für das Wahre hervor und wenn die Ereignisse dieser öffentlichen Meinung entsprechen, verdoppelt sich ihre Macht und sie stellt dem, der sich ihrer bemächtigt, große Mittel zur Verfügung. Die französischen Bülletins sind dazu bestimmt, die öffentliche Meinung zu leiten, allein sie haben seit langer Zeit schon allen Glauben verloren, so sehr, daß sie nicht einmal mehr auf Dummköpfe einen Eindruck machen. Von höchster Wichtigkeit ist es, daß Rußland jene öffentliche Meinung nicht ohne Unterstützung lasse, daß es vielmehr derselben zu Hülfe komme, sie lenke und durch Nachrichten, wie sie sie verlangt, stärkt."

Am Schlusse seiner Denkschrift giebt Pfuel eine Uebersicht der Militairstraßen der großen Armee vom Rheine zur Weichsel und theilt die auf seiner Reise in Berlin, Hamburg und Dänemark eingezogenen Erkundigungen über die französischen Depots mit. Daß Pfuels militairische Operationspläne eben so wie die insurrectiellen Unternehmungen Gruners sich nicht nur des Beifalls des Kaisers Alexander damals erfreuten, sondern auch später praktische Anwendung fanden, wurde bereits erwähnt.

Wunderbar genug ging es damals in der Welt her: ein östreichischer Hauptmann ertheilt dem Zaren von Rußland den guten Rath, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen zu suchen und ein preußischer Polizeipräsident errichtet, von jenem Zaren mit den nöthigen Rubeln unterstützt, auf östreichischem Gebiet ein geheimes Revolutionsbureau. Noch fabelhafter will es uns bedünken, wenn wir jenen revolutionairen Präsidenten, nachdem er aus dem östreichischen Kerker durch Rußlands Kaiser befreit worden, in den preußischen Staatsrath berufen sehen und jenem östreichischen Hauptmann als preußischen General der Infanterie und Minister-Präsidenten in Berlin wieder begegnen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Steins Denkschrift vom 18. September 1812, Deutschlands Verfassung und Aufstand betreffend. — Chazots Insurrectionsplan für Deutschland. — Steins Abwehr der Friedensanträge Napoleons. — Alexanders Brief an den Kronprinzen von Schweden. — Die russische Flotte soll nach einem englischen Hafen in Sicherheit gebracht werden. — Steins Briefwechsel mit Gneisenau und Münster in London. — Die deutsche Legion in Rußland. — Schilderung der Umgebungen des Kaisers Alexander. — Steins Ausfälle auf die Cabinette und Fürsten. — England soll die deutschen Angelegenheiten in die Hand nehmen. — Münster über die deutschen Angelegenheiten. — Gneisenau an Stein aus England den 30. October 1812. — Stein ladet ihn dringend ein, nach dem Festlande zurückzukehren. — Steins Einfluß bestimmt Alexander zur Fortsetzung des Krieges. — Denkschrift vom 17. November 1812. — Entlassung des Kanzlers Romanzow.

Durch so geistvolle und thatkräftige Männer in seinem Glauben an eine baldige Erhebung des Vaterlandes aufs Neue befestigt, war Stein unabläßig beschäftigt, für das befreite Deutschland Verfassungs- und Verwaltungspläne auszuarbeiten. Während Napoleon von Smolensk siegreich vordrang und es den Zar in seinem Winterpalaste bei der Nachricht von dem Brande Moskaus kalt überrieselte, hatte Stein eine „Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung“ ausgearbeitet, welche er dem Kaiser am 18. September 1812 vorlegte.

„Die Ruhe Europas,“ heißt es darin, „erheischt es, daß Deutschland so eingerichtet sei, daß es Frankreich widerstehen, seine Unabhängigkeit erhalten,

England in seine Häfen zulassen und der Möglichkeit französischer Einfälle in Rußland zuvorkommen könne. Diesen Zweck kann man erreichen:

1. entweder durch Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie;
2. oder wenn man es nach dem Laufe des Main zwischen Preußen und Oestreich theilt;
3. oder indem man in diesen beiden großen Theilen einige Länder, wie z. B. Hannover u. a., unter einem Bündnisse mit Oestreich und Preußen bestehen läßt."

Er giebt hierauf einen Abriß der Verfassungsgeschichte des deutschen Reichs und zählt die Ursachen des Verfalls desselben auf, unter denen „die Thorheit seiner Fürsten, welche die Fremden herbeiriefen," eine erste Stelle einnimmt. „Statt die deutsche Verfassung des westphälischen Friedens herzustellen, würde es dem allgemeinen Besten Europas und dem besonderen Deutschlands unendlich angemessener sein, die alte Monarchie wieder aufzurichten, ein Reich zu bilden, welches alle sittlichen und physischen Bestandtheile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthielte und dem unruhigen Ehrgeize Frankreichs widerstehen könnte. Ein solcher Zustand der Dinge würde dem Volke das Gefühl seiner Würde und seiner Unabhängigkeit wiedergeben, seine Kräfte würden nicht in Beschäftigung mit kleinen Territorial-Angelegenheiten zersplittert, sondern sich denen der Nation im Ganzen zuwenden. Außerdem ist dies den Wünschen fast der Gesammtheit entsprechend, seitdem sie unwürdig von denen verrathen ist, welche verstehen mußten, für sie zu sterben; eben so müßten es die Fürsten wünschen, weil eine solche Ordnung der Dinge ihr eigenes Dasein sichern, ihnen die edle Aufgabe anweisen würde, die Rathgeber eines großen Volks zu sein, statt der erblichen Präfecturen, welche sie jetzt einnehmen, ungewiß in der Dauer, wenig ehrenvoll wegen der Kleinheit ihres Wirkungskreises." Da indessen Stein die Wiederherstellung des alten römischen Reichs und Kaiserthums für „unmöglich" erklären muß, spricht er „einer Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen den Vorzug vor der alten Verfassung zu, selbst wenn man, um die Eigenliebe zu schonen, die Länder der vertriebenen Fürsten bestehen lassen müßte, indem man sie mit dem Theile Deutschlands, worin sie eingeschlossen sind, in ein Bundesverhältniß brächte."

Mehr aber noch, als die künftige Reichsverfassung, lag Stein die gegenwärtige Erhebung Deutschlands am Herzen. Durch Gruners Verhaftung und

Beschlagnahme seiner Papiere war dessen persönlicher Thätigkeit allerdings ein Ende gemacht; allein die Freunde fehlten nicht, die in seinem Sinne das begonnene Werk weiter führten.

Wir haben früher bei dem Ausmarsche Schills aus Berlin des damaligen Commandanten der Stadt, Oberst Chazot, und seiner Begünstigung des kühnen Unternehmens gedacht. Er hatte, um nicht in den Reihen der Franzosen fechten zu müssen, die preußischen Dienste verlassen und war in russische getreten. In einer von ihm verfaßten „Denkschrift über die Kriegführung in Deutschland", welche durch Stein dem Kaiser in Petersburg am 18. September 1812 überreicht wurde, sagte er:

„Der Aufstand in Deutschland bezweckt zunächst, die französischen und süddeutschen Recruten an der Vereinigung mit Napoleons Heere zu verhindern und dadurch dem russischen Heere eine entschiedene Uebermacht über den ihm entgegenstehenden Feind zu verschaffen. Von diesem ersten Zwecke wird das Heer zu einem viel wichtigeren fortschreiten, nämlich dem französischen Heere die Rückkehr nach Frankreich zu verschließen, es völlig zu vernichten und dadurch eine Macht zu gewinnen, worauf man die Befreiung Deutschlands von dem Joche der napoleonischen Unterwürfigkeit begründen könne." Es werden nun die vornehmsten Militairstraßen namhaft gemacht, deren Benutzung dem Feinde abgeschnitten werden müßte. „Das ganze Aufstandsland," heißt es dann weiter, „wird in Abschnitte nach den Straßen getheilt werden. Die Bewohner jedes Abschnittes werden für den Vertheidigungskrieg, für den Hülfskrieg, für den Beobachtungskrieg und für den Angriffskrieg eingeübt. Der hartnäckigste Angriff muß dem graden Angriff entgegengestellt werden. Die Engpässe und die überragendsten Höhen werden nach einem eigenen System vertheidigt. Es werden Einfälle in das feindliche Gebiet gemacht, um dort die Magazine wegzuführen oder zu zerstören und Lieferungen jeder Art aufzuerlegen. Um die Unternehmungen zu leiten, werden Directoren ernannt und deren jedem ein Hauptstrich des in Aufstand gebrachten Landes anvertraut. Zwischen den Directoren wird eine genaue, sichere und schnelle Verbindung eingerichtet. Ein jeder Director darf sich die nöthigen Gehülfen wählen. Die Waffen werden aus Kanonen, Gewehren, Arkebusen, Piken, Sensen, Baumstämmen, Pfählen bestehen. Im Anfange wird der Aufstand es nur mit den wenigen Truppen zu thun haben, die in Baiern, Würtemberg, Sachsen, Westphalen zurückgelassen

sind, und den zur Bildung einer Reserve bestimmten Franzosen. Letztere werden durch das Heer des Kronprinzen von Schweden hinreichend beschäftigt werden. Der Aufstand von Tyrol und Vorarlberg — für welchen Hormayr und Schneider thätig sein wollten — kann die Aufmerksamkeit der Baiern und Würtemberger festhalten. Es wird daher nicht schwer sein, dem deutschen Aufstande ein entschiedenes Uebergewicht über die Sachsen und Westphalen zu geben. . . . . . Die Leiter des Aufstandes werden öffentliche Aufrufe an Oestreich und alle Nachbarländer erlassen, sie werden darin einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und seine Verbündeten aussprechen. Man wird den Kaiser von Oestreich auffordern, sein altes Ansehen in den deutschen Angelegenheiten wieder zu nehmen. Man wird die Bewohner des linken Rheinufers auffordern, gleichfalls das französische Joch abzuschütteln. Man wird von den Bewohnern des flachen Landes in Deutschland fordern, dem Aufstande Lebensmittel, Waffen, Schießbedarf und Soldaten zu liefern; jeder mit den Waffen ankommende Ueberläufer findet Aufnahme."

In jener Zeit, wo nach der Einnahme Moskaus die Friedenspartei in Petersburg in den Kaiser drang, den Kampf nicht länger fortzusetzen, und dieser zu schwanken anfing, war es von größter Wichtigkeit, ihn in der Zuversicht, daß bei der Verlängerung des Krieges ein allgemeiner Aufstand in Deutschland losbrechen werde, zu befestigen. Dies ließ sich Stein mit allem Eifer für die gute Sache angelegen sein, und seinen Bemühungen haben es Rußland und Deutschland vornehmlich zu danken, daß die Friedens-Anträge Napoleons zurückgewiesen wurden. „Des Kaisers nächste Umgebungen, die Kaiserin Mutter, der Großfürst Constantin, General Araktschejew, riefen laut nach Frieden; an sie hingen sich alle Feigen und Eigensüchtigen, den Kanzler Romanzow an der Spitze, und ergossen sich in Besorgnissen und Haß gegen die Fremden, in Drohungen und Verdächtigungen der Verrätherei. Stein aber trug das Haupt hoch empor; wie auf Kaiser und Kaiserin, so wirkte sein Muth und seine Entschlossenheit, dem Kaiser, wohin auch das Schicksal führe, zu folgen, auf die höchsten Kreise der Gesellschaft bei der Herzogin Alexander von Würtemberg, den Kotschubeys, Orlows, Ouwarows, in denen er täglich erschien und wo sein Charakter eine Macht geworden war. Bald theilte sich die Stimmung des Innern Rußlands, wo man Alles verloren hatte, aber auch Alles dem Vaterlande gern zum Opfer brachte, der Hauptstadt mit; die Kaiserliche Familie war

zur Flucht nach Olonez bereit; die großen Familien ertrugen unermeßliche Verluste mit Muth und Entsagung und schränkten sich ein. Als die Kunde von dem Rückzuge des französischen Heeres nach Kaluga in Petersburg eintraf, ward man ermuthigt, die Bildung der Milizen ging vorwärts, die Nachricht von den Plünderungen der Franzosen, welche — zu allgemeiner Entrüstung — nur des Kanzlers Romanzow Besitzungen verschonten, der Brand Moskaus, die freiwillige Waffenergreifung des Landvolks, Alles erbitterte und erhöhte den Wunsch nach Rache und die Kriegslust bei allen Ständen; man rühmte sich jedes Verlustes, den man durch Plünderung oder Brand erfahren hatte. Der allgemeine Abscheu gegen die Verheerer des Vaterlandes stieg zu solcher Höhe, daß der Kaiser, auch wenn er gewollt hätte, seiner persönlichen Sicherheit halber keinen Frieden schließen durfte. „Der Verlust von Moskau," schrieb Alexander an den Kronprinzen von Schweden, „giebt mir Gelegenheit, dem ganzen Europa den Beweis meiner Ausdauer im Kampfe gegen seinen Unterdrücker abzulegen, denn nach dieser Wunde sind alle anderen nur Schrammen. Ich wiederhole Ew. Königlichen Hoheit die feierliche Versicherung, daß mehr als jemals ich und das Volk, an dessen Spitze ich zu stehen die Ehre habe, entschlossen sind, auszuharren und lieber uns unter den Trümmern des Reiches zu begraben, als mit dem neuen Attila einen Vergleich einzugehen."*)

Da von dem englischen Ministerium Aeußerungen des Mißtrauens in die Beharrlichkeit des Kaisers diesem zu Ohren gekommen waren, eröffnete er dem Gesandten Lord Cathcart in geheimster Unterredung, daß er sich entschlossen habe, England ein Pfand seiner Bundestreue zu geben, welches dasselbe über ihn beruhigen werde. Bei der Möglichkeit, daß Napoleon in Petersburg als Sieger einzöge, sei Kronstadt kein sicherer Winterhafen für die Flotte. Er habe bereits dem See-Minister befohlen, die Flotte segelfertig zu halten und, sobald er dazu von dem Lord Cathcart aufgefordert werde, sie nach einem englischen Hafen in Sicherheit zu bringen, wo sie, völlig ausgerüstet und bemannt, dem Prinz-Regenten zur Verfügung gestellt werden solle. Zu näherer Verabredung wurde der Graf Lieven als Botschafter nach London gesendet, durch welchen Alexander dem englischen Ministerium erklären ließ: „daß er fest entschlossen sei, nicht eher Frieden zu schließen, bis er den Feind völlig aus seinen Grenzen ver-

*) Leben Steins III.

trieben habe, und sollte er sich, um dies zu erreichen, bis hinter Kasan zurückziehen."*)

Für den Kampf, welcher sich schon damals zur Erhebung Preußens und zur Befreiung Deutschlands vorbereitete, war es von unberechenbarem Vortheil, daß sich eben damals ausgezeichnete deutsche Staats- und Kriegsmänner in der Nähe des Kaisers von Rußland und bei seinem Heere befanden, da der König keine Gesandtschaft in Petersburg oder in dem russischen Hauptquartier hatte. Einem so feinen Beobachter wie Stein, dem der Kaiser das größte Vertrauen schenkte, entging nicht der leiseste Zug seines Charakters, und eben so genaue Kenntnisse verschaffte er sich über die Persönlichkeiten seiner Umgebung und über das politische System, welches sich dort zu entwickeln begann. Zugleich behielt er aber auch die Fäden im Auge, öfter nahm er sie selbst in die Hand, welche Rußland für die Fortsetzung des Krieges mit England und Oestreich anspann.

Was zunächst England betraf, so reichten über das Meer herüber zwei Freunde von bewährter vaterländischer Gesinnung Stein die Hand: der Hannoveraner Graf Münster und der tapfere Oberst Gneisenau.

Von Gneisenau hatte Stein zuletzt Nachricht aus Schweden erhalten, von wo er sich nach London eingeschifft hatte. Von hier erstattete er unter dem 1. September Stein Bericht:

„Schon in Rußland," schreibt er, „war ich genöthigt, trübe Betrachtungen anzustellen. Percivals Ermordung mußte meine Hoffnungslosigkeit abermals steigern. In Oeröbro, dem Sitze des schwedischen Reichstages, erfuhr ich, daß das britische Ministerium für Schweden nichts thun wolle, selbst nicht einmal Subsidien zu geben war man geneigt. Eine geheime Unterhandlung mit Dänemark war angezettelt, und man wollte nicht auf Pläne eingehen, die dieses zu vernichten drohten. Alles dieses bestätigte sich mir in Gothenburg. Unter diesen Umständen hätte ich eigentlich meine fernere Reise nicht fortsetzen sollen, ich that es aber dennoch, theils aus dem Grundsatze: in einer großen Sache nichts unversucht zu lassen, theils aus der Verzweiflung selbst einen Grund zur Hoffnung herzunehmen; theils um das Wort zu lösen, das ich meinen Freunden gegeben hatte. Ich ging, und meine Beharrlichkeit wurde belohnt, belohnt näm-

*) Commentaries in the war of Russia and Germany 1812 and 13 by Colonel Cathcart. 1850 p. 40.

lich durch neu aufgehende Hoffnungen, denen ich bereits entsagt gehabt hatte. Ich bin gütig hier aufgenommen worden. Ohne daß ich mich aufdrängte, verlangte man meine Meinung zu wissen. Der Prinz-Regent ist sehr gnädig gegen mich gewesen und geht mit dem größten Eifer auf unsere Pläne ein. Selbst die Minister thun dieses, insoweit es ihnen parlamentarische Rücksichten, die allgemeine Lage des Landes und die großen Anstrengungen in der spanischen Halbinsel gestatten." — Er theilt nun mit, daß das Ministerium an Schweden eine ansehnliche Hülfe an Geld, Waffen und Munition bewilligt, zu einer Expedition nach Deutschland ein Corps von 12,000 Mann mit Cavallerie und Artillerie bereit halte, und nach geschehener Landung in Deutschland noch ein Armeecorps errichten werde. — „Ew. Excellenz," fährt er dann fort, „sehen hieraus, daß das britische Ministerium bei weitem mehr für unsere Sache thun will, als wir erwarten durften. Wenn der Brief des Grafen Münster, dessen Concept ich gelesen habe, etwas kalt über die von hier aus zu gebende Hülfe klingt, so liegt dies zum Theil in der Kälte seiner Ansicht — nicht Kälte des Herzens, denn dieses fühlt sehr warm für die gute Sache —, in seinen Verhältnissen zum Regenten und zu den Ministern, und in den Besorgnissen, die man hier überhaupt von der Leitung der Dinge dort hat. Ich will geradezu damit herausgehen. Man hält hier den Kanzler Romanzow dem französischen Interesse für völlig ergeben und man hält seinen Einfluß für sehr bedeutend. Bei großen Unfällen fürchtet man die Vermehrung dieses Einflusses. Würde man sich hier überzeugen können, daß der Kaiser Alexander auch im Unglück standhaft bleiben und in der Verlängerung des Krieges und der nur allein dadurch möglichen Entwickelung moralischer und physischer Kräfte sein Heil suchen wolle, so glaube ich, würde man hier das Unmögliche zur Unterstützung leisten, und diese würde mit der Dauer der Anstrengung in steigendem Verhältnisse stehen. So aber, von der Furcht des Mißlingens und von der Besorgniß, daß Unfälle und eine irre geleitete Politik die Begebenheiten des Jahres 1807 wieder herbeiführen könnten, geleitet, nehmen die Minister Anstand, in Verpflichtungen sich einzulassen, die wegen verschleuderten Blutes und Geldes sie in zu harte parlamentarische Verantwortung stürzen könnten .... Meine Verständnisse in Deutschland gehen einen guten Gang. Vielleicht ist deren Natur Ew. Excellenz bekannt. Selbige versprechen nach den letzten mir zugekommenen Nachrichten eine bessere Ausbeute, als meine seit fünf Jahren so oft getäuschten Erwar-

tungen mir zu hoffen erlaubten. Die Noth ist eine bessere Lehrerin, als die Vernunft. Wenn Ew. Excellenz, wie mir Ihr verehrliches Schreiben sagt, meine Rückkunft erwarteten, so glaube ich, werden Sie, nach dem, was ich Ihnen von dem guten Willen des hiesigen Ministerii jetzt sage, es billigen, wenn ich nicht nach Rußland zurückkehre, sondern mich sogleich an die hiesige Expedition anschließe. Zwar sind mir von hier aus deshalb noch keine Anerbietungen geschehen, allein gewohnt, aufs Ungewisse hin zu abenteuern, werde ich immer einen kleinen Wirkungskreis für mich finden, wenn ich auch weder bestimmte Anstellung noch Entschädigung finde. Da zu sein, wo ich am Meisten Nutzen stiften kann, ist, was die Pflicht mir gebietet, und ich habe Ursache, vorauszusetzen, daß es mit der deutschen Legion in Petersburg nicht großen Fortgang haben werde, besonders wenn England, seiner andern Entwürfe wegen, nicht mit Geld unterstützt, und anderwärts für dessen Rechnung Truppen errichtet würden, die dann mehr Zulauf haben würden, als die Legion im Norden."

Moskau lag bereits in Asche, als Gneisenaus Brief in Petersburg am 28. September eintraf; die Lage der Angelegenheiten hatte sich in so fern günstiger gestaltet, als durch Steins Einfluß und durch die Stimme des Volks Alexander zur Fortsetzung des Krieges fest entschlossen war. Dagegen waren die Aussichten für die Errichtung einer deutschen Legion in Rußland so ungünstig, daß Stein an dem Fortgange derselben verzweifelte.

„Die Erbitterung der Nation," schreibt Stein an Gneisenau aus Petersburg den 29. Septbr., „ist auf das Aeußerste gebracht, der Kaiser kann, wie er sich deutlich und bestimmt äußerte, seiner eigenen Sicherheit halber keinen Frieden machen. Die Verheerung Moskaus verstärkt diese Stimmung. Die Volksbewaffnungen gehen unaufhaltsam fort. Romanzows Einfluß ist allerdings verderblich, er bereitete nichts vor, hielt und hält noch jetzt Vieles auf. Keiner der Bundesgenossen hat das mindeste Zutrauen zu ihm, er ist von der Nation verabscheut, seine Schlauheit, eine kleine Faction und ein gewisser Eigensinn des Kaisers halten ihn. Was ich von Rußland und Schweden für Deutschland erwarte, darüber habe ich ausführlich an Graf Münster geschrieben, er wird Ihnen das Mitgetheilte eröffnen, und ich wünsche Ihre Zustimmung. Von der Oldenburgischen Familie erwarte ich nur Hindernisse; des Herzogs Ansichten sind kalt, eingeschränkt, kümmerlich. Prinz August ist ohne allen Einfluß, Prinz

Georg hat welchen durch seine Gemahlin, beide sind aber von hier entfernt. Diese Menschen wollen nur: Wiederherstellung des Oldenburgischen Herzogthums durch eine russische Armee, sie wollen nichts von Landungen, von Theilnahme und Mitwirkung des Volks, sie sind blind und taub, ich habe sie abgeschüttelt. Die Beschlüsse des britischen Ministeriums machen seiner Weisheit und Kraft Ehre; traurig ist's, daß man sie von den schwedischen Projecten abhängig zu machen gezwungen ist, und daß diese wieder durch die hiesige Unbeholfenheit verschleppt werden. Als Stamm zum deutschen Heere kann man die hiesige Legion brauchen, über deren Stärke, Beschaffenheit u. s. w. Herr v. Stülpnagel Ihnen Auskunft giebt und Graf Münster, der über Errichtungs- und Unterhaltungskosten von mir genaue Nachrichten erhalten hat. Es ist nothwendig, daß England sogleich das Corps übernehme, Kleidung und Waffen herschicke, da es an beiden fehlt und beides übermäßig theuer ist, da Rußlands Finanzen durch den Krieg erschöpft sind und man hier die Fremden weder liebt, noch zu behandeln, noch zu benutzen versteht. Landet man, so müssen Waffen und Kleidungen für 100,000 Mann gleich vorräthig sein, da die Errichtung der Armee und die Zusammenziehung von Menschenhaufen einen schleunigen Fortgang haben wird. — Verfährt man nach meinen Vorschlägen, so erhält die Civil- und Militair-Verwaltung Kraft und Einheit — sonst wird Alles zersplittert und gelähmt durch eine kleine, verwickelte, schwerfällige, erbärmliche Maschinerie. Sie sind bei der Stimmung der englischen Regierung und Nation dort nützlicher, als Sie hier sein könnten. Antworten Sie mir, da es nöthig ist, der Aufsicht der hiesigen Polizei zu entgehen, nur durch englische oder spanische Couriere. Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund, die Vorsehung segne Ihre Bemühungen und seien Sie von der Unwandelbarkeit und Lebhaftigkeit meiner freundschaftlichen und hochachtungsvollen Gesinnungen überzeugt.

Stein."

Da Stein seinen Freund auf die von ihm dem Grafen Münster in einem Briefe vom 25. September gemachten Mittheilungen anweist, so dürfen wir diese unseren Lesern nicht vorenthalten. „Es ist schlechterdings nothwendig," heißt es in diesem Briefe, „daß England die Leitung der deutschen Angelegenheiten übernehme, die deutsche Legion besolde. Wir dürfen von dem Persönlichen der hier herrschenden und leitenden Personen keine weisen, großen, uneigennützigen Pläne im Glück, keine unerschütterliche Festigkeit und Hochherzigkeit

erwarten. Die, das Vertrauen des Kaisers genießenden und ihn umgebenden, Männer sind der Kanzler Romanzow, der Graf Araktschejew, der Polizeiminister Balaktschew; der erste ist als unfähig bekannt, der zweite höchst beschränkt, der dritte kurzsichtig, listig, in großen Weltangelegenheiten unkundig, alle drei dem Frieden geneigt. Nirgends findet sich unter den Umgebungen des Kaisers ein kräftiger weiser Mann. Gehen die Angelegenheiten erträglich, so wird man trotz alles Wortgepränges unterliegen, wie 1805 und 1807. Das Princip liegt in dem Mangel der Tiefe des Verstandes und des Herzens, in der Oberflächlichkeit des Charakters des Kaisers. Man darf mit Recht vertrauen auf die Tapferkeit des Heeres, auf den Muth der Nation; Kraft ist vorhanden, aber keine Leitung. Die Räumung von Moskau (vor dem Brande) ist unverzeihlich, gegen den Willen Bennigsens und Doctorows und gegen den laut ausgesprochenen Willen der Armee, — verloren ist allerdings nur die Stadt, aber eine große, volkreiche Stadt. Der moralische Eindruck im In- und Auslande, besonders auf das Wiener und Berliner Cabinet, ist verderblich.*) Bei diesem wankenden Zustande der Dinge ist es dringend nothwendig, daß England die deutsche Legion (welche damals in Rußland gebildet wurde) übernehme, sie nach Schweden übersetzen lasse, um ihrer immer gewiß zu sein. Erfolgt ein schändlicher Friede, so behält England diese Streitkräfte; ist dieses nicht der Fall, so benutzt es diese Truppenmasse, um mit den Schweden gemeinschaftlich zu wirken. Landet der Kronprinz in Deutschland, so kann man doch einem Gascogner und den raubsüchtigen armen Schweden nicht das Schicksal Deutschlands überlassen; auch nicht Rußland. Dieses wird sich im Osten vergrößern wollen und jenes wird Dänemark mit deutschen Provinzen zu entschädigen suchen für den Verlust von Norwegen. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten wird vor dem nordischen Bundesgenossen kriechen, wie sie 1801 und 1802 vor Laforest und Mathieu Favier gekrochen sind."**)

Die Mittheilungen zwischen Petersburg und London wurden damals nicht durch elektrische Telegraphen oder Dampfer befördert, ein Brief, selbst wenn er mit dem Courier ging, brauchte vier Wochen und eine gleiche Zeit die Rückantwort.

Am 3. October hatte Stein noch keine Antwort von dem Grafen Münster

*) Nicht nur in vertraulichem Briefwechsel, auch im offenen Gespräch vernahm man von Stein dergleichen Ausfälle.

**) Pertz, das Leben Steins. III. S. 175.

auf seine Briefe vom 9. und 25. September. Er schrieb ihm an jenem Tage aufs Neue über die deutschen Angelegenheiten: „Ich wiederhole es, bei der Kurzsichtigkeit und Charakterlosigkeit des hiesigen Ministeriums ist nichts zu erwarten, sie begreifen das Interesse Europas so wenig, als sie Kraft haben, um es mit Beharrlichkeit zu verfolgen; wie sollen dergleichen Gedanken in den trüben Köpfen dieser Leute aufgehen, oder dergleichen Gefühle in ihren engen Herzen wurzeln. Der Kaiser ist ein Mann von edlen Gesinnungen, aber weich und nicht tief. — — Es müssen daher alle leitenden politischen und militairischen Ideen, besonders in Beziehung auf Deutschland, allein von England ausgehen und diese Macht darf nachdrücklich und freundlich auf eine Veränderung des Ministeriums (in Petersburg) dringen." Schon damals war Stein darauf bedacht, ein Zurücktreten Oestreichs vom französischen Bündnisse zu veranlassen. „Nur England," schreibt er an Münster, „kann Vertrauen und Neutralität zwischen Oestreich und Rußland wiederherstellen und dieses zur Aufopferung seiner Eifersucht erregenden, ohnbedeutenden Eroberung am Pruth als Bürgschaft seiner gemäßigten Gesinnungen bewegen. Diese Sache verdient die größte Rücksicht, damit Oestreich nicht verleitet werde, Napoleon noch ferner zu unterstützen. Graf Metternich zeigt einen Doppelsinn, der Alles befürchten läßt, z. B. Arretiren russischer Reisender und Geschäftsträger, denen er selbst Pässe gegeben hat. Wir sind wegen Gruner sehr besorgt, was ich bitte, Gneisenau wissen zu lassen."

Die Eroberung Moskaus hatte auf die Bereitwilligkeit des Kronprinzen von Schweden und eben so auf die des englischen Ministeriums ungünstig eingewirkt. Der Kronprinz erklärte, daß er zur Unternehmung einer Landung an der deutschen Küste zu schwach sei, da die Franzosen an jedem beliebigen Punkte zwischen Oder und Ems 40,000 Mann versammeln könnten und der König von Preußen in Stockholm habe erklären lassen, daß er sich mit 40,000 Preußen einer Landung der Schweden widersetzen werde.

Münster, welcher dies Stein in einem Briefe vom 23. October mittheilte, fügt tröstend hinzu: „Alles, was Ew. Excellenz schreibt über die Art, wie man die deutschen Angelegenheiten führen soll, ist meiner Ansicht vollkommen gemäß. Ich stehe für mich selbst, so wie für die Vollmacht des Regenten ein."

Dieselben Versicherungen wiederholt Münster in einem Briefe vom 3. November, in welchem er die deutschen Angelegenheiten noch ausführlicher zur

Sprache bringt. „Ew. Excellenz und ich," schreibt er, „denken über unsere Landsleute gleich. Guter Wille ist da, aber er ist mit so vielen Bedachtsamkeiten vermischt, daß wir kein Entgegenströmen aus dem von Menschen entblößten Deutschland erwarten dürfen, falls wir ihnen nicht die Hoffnung des Gelingens und zugleich die Mittel, sie allenfalls unter unsere Fahnen zu zwingen, nebst der Kraft, sie durch eine Armee oder feste Position zu schützen, zeigen können. Nach allen Nachrichten, die ich erhalten habe, sind die Franzosen im Stande, in kurzer Zeit auf jedem Punkte zwischen Oder und Ems vierzigtausend Mann zusammenzubringen; ungerechnet was die Dänen von ihrer nicht geringen Armee hergeben und" — fügt das, auf englischen Hochmuth gepfropfte, hannöversche Vornehmthun hinzu — „was der sogenannte König von Preußen gegen uns zu stellen befehligt werden dürfte. — Mit den, in Ew. Excellenz Memoire angenommenen, Grundsätzen bin ich ganz einverstanden bis auf einige kleine Zweifel. Ich habe es dem Regenten vorgelegt, für dessen Zustimmung ich einstehe. Alle Schwierigkeiten werden sich durch kein ersinnliches Mittel bei der Behandlung deutscher Angelegenheiten heben lassen. Ein viereiniger Dictator hat manches Bedenkliche, indessen glaube ich, daß unsere beiden Köpfe unter einen Hut passen würden, wenn ich gleich nicht schwören wollte, daß Sie den Preußen, und ich den Hannoveraner ganz würden ablegen können. — — Die gewünschte Negociation zwischen Rußland und Oestreich ist im Gange und wird heimlich betrieben."

Mit mehr Zuverlässigkeit, als Münster und das englische Ministerium sah Gneisenau in die Zukunft und obwohl er sich in Rußland, wegen seines offenen Freimuthes, weder bei den Großen des Reichs, noch bei dem Kaiser der verdienten Anerkennung zu erfreuen gehabt, so läßt ihn doch die Hoffnung, daß von Rußland aus die Erhebung Deutschlands eine Zukunft habe, nicht ruhen und er theilt Stein aus dem Badeorte Buxton, wohin er sich leidend zurückgezogen hatte, die besten Rathschläge für die fernere Kriegführung in Rußland mit, um sie an den Kaiser gelangen zu lassen.

„Die Verbrennung der russischen Hauptstadt," schreibt er an Stein den 30. October 1812, „ist der einzige lichte Punkt, den ich erblicke. Es ist hierdurch ein Unterpfand zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges gegeben, das man redlicher Weise lösen muß und nicht schamlos verleugnen darf. Wenn es nur nicht an Kriegsmaterial fehlt und Rußland den Krieg, wenn auch nur

defensiv, fortführt, so sind in der Natur des Landes, in den gedrängten, jedem Fremden tödtlichen Cantonnirungen, in der Weitläufigkeit der Stellungen, im Mangel aller europäischen Bequemlichkeiten, in der Entfernung von eigenen Hülfsquellen noch Elemente zum endlichen Gelingen vorhanden; man muß indessen zu verhindern trachten, daß der Feind sich nicht zwischen der Okka und Wolga festsetze, ein Raum, der die besten Provinzen des Reichs enthält und dem Feinde die Möglichkeit gewähren würde, dort ein neues Kriegstheater zu organisiren. Daß man den Russen von hier aus Munition sende, darauf habe ich, nach meiner Kenntniß des dortigen Mangels an Vorsicht, schon früher angetragen und ich habe jetzt nochmals den Grafen Münster gebeten, auf die Sendung von Waffen und Munition, nicht für die deutsche Legion allein, sondern für die gesammte russische Armee noch vor Eintritt des Winters zu dringen, da ich überzeugt bin, daß daran bitterer Mangel ist, obwohl mich der Kaiser zu Wilna versicherte, er habe deren in Ueberfluß. Der Graf Münster wird gewiß Alles thun, was in seinen Kräften steht, um die Hülfe zu bewirken, so wie ich auch auf seinen Beistand bei dem Antrag an das britische Ministerium, die russisch-deutsche Legion in englischen Sold zu nehmen, am meisten rechne." — Er erklärt dem Freunde, daß er nicht geneigt sei, in russische Dienste zu treten. „Ich fühle mich," schreibt er ihm, „keineswegs geeigenschaftet, dort, was man nennt, mein Glück zu machen. Ich möchte vielleicht selbst mit Kälte dort aufgenommen werden. Ich habe dem Kaiser noch vor Ausbruch des Krieges eine Denkschrift über die russische Armee überreicht, die in manchen Stücken eine herbe Kritik des Geschehenen enthielt. Ich hatte tief genug gesehen, um das Schlimmste zu fürchten. Es ist mir hierauf eine Antwort, obgleich ich mich noch im russischen Reich aufhielt, nicht geworden, und ich muß besorgen, daß meine ungeforderten Rathschläge Mißfallen erregt haben. Ich halte es also für angemessener, so lange hier zu bleiben, bis die weitere Entwickelung der Begebenheiten beurtheilen läßt, was ferner anzufangen sei. Entscheidet das Schicksal gegen unsere Sache, so komme ich freilich in bedenkliche Lagen. Ich darf dann nicht zurückkehren in die Heimath und bin ein Ausgestoßener. Einen Jahrgehalt, wie Viele vielleicht denken mögen, habe ich von der hiesigen Regierung weder gefordert noch erhalten. Selbst für meine nächste Zukunft müßte mir bange werden. Ich waffne mich indeß hiegegen mit Leichtsinn und vertrauend auf ein günstiges Schicksal, das mir mein ganzes Leben hindurch etwas zuwarf,

wenn ich am bedrängtesten war. Rigas Wichtigkeit, die ich in einem, meine Denkschrift begleitenden, Briefe an den Kaiser so dringend schilderte, liegt jetzt am rechten Tage. Man mußte diesen durch seine Umgebungen, wenn gehörig verschanzt, so unbezwinglichen Ort zu einem Waffenplatz erster Größe erheben. Im Besitz der Herrschaft über das Meer konnte man daselbst große Truppenmassen anhäufen und sie schnell nach anderen Punkten hin versenden, wo ein kleiner Sieg große Erfolge vorbereiten konnte. Man hat erst spät für diesen Platz und dann nur halb gesorgt und Tiedemanns*) Rathschläge sind unbefolgt geblieben. So ist, unseliger Weise, wahr geworden, was ich vor einigen Jahren in einer zu Stockholm geschriebenen Denkschrift, die bestimmt war, dem britischen Ministerium die zu hohe Meinung von Rußlands Militairkräften zu benehmen, vorher gesagt habe: daß die Russen nicht mehr als 180,000 Mann auf ihrer westlichen Grenze aufstellen könnten, vielleicht etwas mehr mit großer Anstrengung, daß ihr Kriegsstoff bald erschöpft sein würde, daß große Weisheit von ihnen nicht zu erwarten sei und daß des französischen Kaisers Angriff unbezweifelt über Minsk, Mohilew, Smolensk gegen Moskau gehen würde, wo dann der fernere Widerstand der Russen ermatten würde. Gott gebe, daß der letztere Theil meiner Prophezeihung unwahr werde. So also ist dieser französische Kaiser, wie vorher: adhuc ignavia aliena, quam sua virtute felicius."**) Am Schlusse des Briefes klagt er, daß ihn ein sich verschlimmernder Rheumatismus nöthige, die Heilquellen von Buxton zu besuchen. „Obgleich mit einer sehr festen Constitution ausgestattet und bei einer meist mäßigen Lebensart fühle ich doch, jetzt 52 Jahr alt, meine Kräfte schneller abnehmen, als ich vor einigen Jahren solches erwarten durfte."

Wir werden bald zu melden haben, wie die Nachrichten aus Rußland und Preußen und der allgemeine Ruf: „Zu den Waffen!" für ihn wohlthätiger wirkten, als Brunnencur und Arzneimittel. Der Kriegsharnisch und die Eisenbraut bereiteten für ihn das Stahlbad, nach welchem sein tapferes Herz verlangte.

Stein ließ es nicht an dringender Einladung fehlen. Er schrieb ihm aus Petersburg den 1. December: „In wenigen Monaten steht die russische Armee wenigstens zwischen Oder und Elbe, besetzt und formt das nördliche Deutsch-

*) Ein tapferer, aus preußischen in russische Dienste getretener Officier, der vor Riga im Gefecht gegen das Yorksche Corps blieb.

**) Bisher durch fremde Thorheit glücklicher, als durch eigene Tugend.

land zum Kampfe gegen Frankreich und Ew. Hochwohlgeboren baden in Buxton? Eilen Sie her, ich bitte Sie dringend, und da die Vorsehung uns einen anderen Weg als den der Landung andeutet, so wählen Sie ihn. Die deutsche Legion könnte 20,000 Mann stark sein, wenn es nicht an Waffen und Geld fehlte; noch zählt sie nicht 7000 Mann, es fehlt an Officieren. Eilen Sie her."

Petersburg, den 21. December 1812. „Der Kaiser ist zur Armee, in wenigen Wochen wird er in Königsberg sein; ich bitte Sie inständigst, kommen Sie dahin über Schweden; was machen Sie in England, wenn Russen und Franzosen sich in Deutschland herumtummeln — ich bitte Sie dringend, kommen Sie. Leben Sie wohl und kommen Sie."

Dieser Brief traf Gneisenau nicht mehr in England; er hatte sich bereits nach Deutschland eingeschifft. —

In dem Leben Steins hat es wohl nie einen Moment von größerer Einwirkung auf die Weltbegebenheiten gegeben, als den, wo er und nur er allein den Kaiser von Rußland bestimmte, den Krieg nicht etwa nur bis an den Niemen, oder bis zur Weichsel fortzusetzen, sondern die Oder, die Elbe zu überschreiten, Preußen, Oestreich, ganz Deutschland in Bewegung zu bringen und das Schwert nicht eher ruhen zu lassen, bis Napoleon besiegt und Frankreich in seine früheren Grenzen zurückgedrängt sein würde.

Es kam Alles darauf an, den Kaiser nicht allein für eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges geneigt zu stimmen, er mußte zugleich zu dem Entschlusse gebracht werden, in dem Armeebefehl große Aenderungen eintreten zu lassen und seinen Kanzler Romanzow zu verabschieden. Wir haben bereits Stein als den seltenen Staatsmann kennen gelernt, der den Ereignissen kühn entgegentrat, nicht auf Schleichwegen zum Ziele zu gelangen suchte; er hielt mit der Ansicht, von deren Wahrheit er durchdrungen war, nicht zurück, und weder der ungnädige Blick, noch die üble Laune des Zaren von Rußland oder eines andern gekrönten Hauptes konnten ihn, wenn man seinen Rath zu hören verlangte, in seinem Freimuthe beirren.

Die Denkschrift vom 17. November 1812, welche Stein in Petersburg dem Kaiser überreichte, dürfte von allen, von dem berühmten Staatsmanne verfaßten, Schriften dieser Art nicht allein die ausgezeichnetste, sondern auch diejenige sein, welche den größten Erfolg hatte.

In der Einleitung setzt er auseinander, wie die Weise der Kriegführung sich von jetzt an wesentlich dadurch ändere, daß man aus dem Vertheidigungskriege zu dem Angriffskriege übergehe, und der Kriegsschauplatz aus Rußland nach Preußen und Deutschland versetzt werde. „Man kann nicht ferner auf Einöden, Verheerungen, auf Massen, auf die Gewalt der Dinge allein rechnen; man wird um das Land fechten, die Hülfsquellen schonen, auf die Einwohner Einfluß gewinnen müssen; man bedarf der Einsicht, Thätigkeit, Menschlichkeit und freisinniger Begriffe bei den Generalen, man bedarf der Kriegszucht bei den Soldaten. Die Wahl der Generale bietet daher in diesem Augenblick mehr Schwierigkeit, da sie mit einem größeren Kriegstalent die Eigenschaften, welche die Neigungen der fremden Völker gewinnen, vereinigen und von Vorurtheilen frei sein müssen, welche deren Meinungen und Volksthümlichkeiten verletzen. Es ist ein Glück, daß es die Kriegsereignisse sind, welche die Wahlen leiten können, daß glänzende und ausdauernde und wichtige Erfolge den General Wittgenstein bezeichnen, der kriegerisches Talent mit einem kühnen, unternehmenden Charakter vereinigt, welcher den Sieg sichert und daß die Liebe seines Heeres und aller derer, welche ihm angehören, für die Güte und das Wohlwollen seiner Seele bürgen. Es ist daher zu wünschen, daß er es sei, dem der Befehl des Heeres anvertraut werde, welches zu der größten Theilnahme an den Kriegsereignissen berufen ist." Es werden nun strategische Ansichten preußischer und östreichischer Officiere über die Wahl des nächsten Kriegsschauplatzes zwischen der Wartha, der schlesischen Grenze und der Elbe mitgetheilt. Nicht aber der Waffenruhm des russischen Zaren und seiner Kosacken war es, was Stein jetzt beschäftigte; ihm zunächst am Herzen lag das Schicksal Deutschlands.

„Da der Krieg nach Deutschland bringt," heißt es in der Denkschrift, „so muß man Grundsätze feststellen über die Haltung, welche man den Fürsten und Einwohnern gegenüber behaupten will. Der allgemeine Grundsatz wird sein: die Einwohner zu schonen, sie gegen den gemeinsamen Feind in Thätigkeit zu setzen, die Regierungen aber zu überwachen, zu leiten und in gewissen Fällen sich ihrer zu bemächtigen. Man muß den festen Willen aussprechen, die Unabhängigkeit Deutschlands herzustellen, den Rheinbund zu vernichten, und man wird alle Deutsche einladen, sich zur Eroberung ihrer Freiheit mit den verbündeten Heeren zu vereinigen; man wird das russische Heer gleich bei

seinem Eintritte von Männern begleiten lassen, die der Sache ihres Vaterlandes treu geblieben sind, so wie durch die deutsche Legion, der man durch die Bevölkerung des zu besetzenden Landes mehr Ausdehnung geben muß. Diejenigen Fürsten, welche sich der allgemeinen Sache anschließen, müssen dann die Aufrichtigkeit und die Beharrlichkeit ihrer Gesinnungen dadurch gewährleisten, daß sie sich nur mit wohldenkenden Männern umgeben und ihre Streitkräfte in die Hände der Verbündeten geben, welche zugleich die Länder der, Napoleon etwa anhängig bleibenden, Fürsten in Besitz nehmen und verwalten werden. Man darf hoffen, daß Oestreich und Preußen auf ihren wahren Vortheil hören werden, sobald die Annäherung der russischen Heere gegen ihre Grenzen ihnen Halt und Schutz gegen Napoleons Unterdrückung giebt, und daß sie nicht das von Gott ihnen zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen wollen, um ihre Fesseln zu verstärken. Die übrigen deutschen Fürsten werden länger zaudern, sich von ihren Tyrannen loszureißen, weil die Furcht zu tief eingewurzelt ist in ihren, durch den Druck und das Gefühl ihrer Schwäche herabgewürdigten, Seelen. Finden sich diese Voraussetzungen durch die Ereignisse gerechtfertigt, so wird man besonders bei dem Könige von Preußen darauf dringen, daß er sein Ministerium und seine Umgebungen aus Männern bilde, welche die Reinheit ihrer Grundsätze und die Kraft der Charaktere erprobt haben, daß er ein Ministerium aus dem Präsidenten v. Schön, General v. Scharnhorst und dem ehemaligen Minister Grafen Dohna zusammensetze und daß er einen feigen und verächtlichen Haufen fortschicke, der, weit entfernt, ihn gegen die Schwäche zu hüten und zu stählen, dieser unglücklichen Anlage nachzugeben hinzieht und daß er dadurch den Verbündeten, welche ihn schützen und stützen, eine Gewähr seines Betragens gebe.

„Was die übrigen deutschen Fürsten betrifft, so haben sie, was auch ihr Betragen sein mag, sei es, daß sie sich widersetzen, oder sich sogleich unterwerfen, kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen; sie sind jetzt in feindlichem Stande, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Eroberungsrechts machen, wie ihr eigener Vortheil es ihnen anzeigen wird. Selbst die vertriebenen Fürsten haben kein Recht, ihre Wiedereinsetzung zu verlangen, da es ausschließlich von den verbündeten Mächten abhängt, welchen Gebrauch sie von ihren Erfolgen machen wollen, wenn sie die

Franzosen aus Deutschland verjagt haben; denn sie sind keineswegs die Verbündeten dieser Fürsten und haben ihnen keine Gewähr gegeben."

Stein beruft sich auf die von einem englischen Publicisten ausgesprochenen Grundsätze: „daß es die größte Thorheit sein würde, wollte England seine Hülfsquellen in Versuchen, die Fürsten kleiner Staaten in ihre früheren Besitzungen wieder einzusetzen, erschöpfen ... Aus Grundsatz der Gerechtigkeit einen solchen Zustand zu schützen und wiederherzustellen, sei gerade so, als wollte man darauf bestehen, daß ein todter Mann auf seinen Beinen stehen solle, weil er es thun konnte, als er noch lebte."*) Diese Grundsätze will Stein auf Deutschland angewendet wissen und gründet darauf folgende Anträge:

1. Der König von Preußen würde seine Kriegsmacht zur Verfügung der Verbündeten stellen und sich mit Männern umgeben, die ihr Vertrauen verdienen.
2. Die übrigen Länder, welche von den verbündeten Heeren besetzt werden, sind unter Aufsicht der Verbündeten zu verwalten, welche über die Truppen verfügen, das Maaß der Beiträge an Geld, Lebensmitteln u. s. w. bestimmen und den Volkskrieg in Thätigkeit setzen werden.
3. Man würde seiner Zeit das Loos Deutschlands nach dem wahren Vortheil des Volkes und Europas festsetzen; zu dieser Handlungsweise ist man berechtigt durch den Kriegszustand, in welchen sich der Rheinbund gesetzt hat, und durch das Eroberungsrecht, welches bei günstigem Erfolge daraus unmittelbar hervorgeht."

Da diese Verwaltungs-Geschäfte nicht einem commandirenden General, der vollauf im Felde zu thun habe, anvertraut werden können, schlägt Stein vor, beim Ueberschreiten der Grenze einen „Verwaltungsrath" zu ernennen, welchem die verbündeten Höfe die Verwaltungs- und diplomatischen Geschäfte übertragen müßten. Vor Allem komme es jetzt, nach der gänzlichen Auflösung des französischen Heeres, darauf an, daß sich das russische Heer in seinem Siegeslaufe nicht aufhalten lasse, daß es Preußen und Oestreich mit sich ziehe und, durch die Kriegsmittel dieser beiden Mächte noch verstärkt, noch in diesem Winter sich der Kriegsmittel Deutschlands bemächtige.

---

*) Paisley, essay on the military policy in the British Empire.

Die einflußreichsten Umgebungen, Rathgeber und selbst Feldherren drangen fortwährend in den Kaiser, jetzt einen vortheilhaften Frieden zu schließen, oder sich auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken; Stein bekämpfte diese Partei mit aller der Energie, die ihm zu Gebot stand, wenn er für die Befreiung des Vaterlandes das Wort nahm. „Eine falsche und verschmitzte Politik" — so schreibt der deutsche Freiherr dem russischen Kaiser, der ihn in seinen Rath berufen hatte — „oder die Unwissenheit werden vielleicht einen Vertheidigungskrieg rathen, zerstörend für die Heere, die ihn führen, für das Land, welches dessen Schauplatz sein wird und dem Feinde die Zeit gewährend, um alle Kriegsmittel des Südens und Westens Europas in Thätigkeit zu setzen. Dann würde sich der Kampf zwischen Rußland und dem übrigen Festlande auf unbestimmte Zeit verlängern und die weiten Länder, welche dessen Schauplatz wären, würden in unbewohnbare Wüsten verwandelt werden. So furchtsame und falsche Begriffe werden zurückgestoßen durch den edlen und großmüthigen Charakter des Kaisers Alexander; er wird der Wohlthäter und Friedensrichter Europas sein wollen, wie er der Retter seines Reichs gewesen ist. Er wird seinen Generalen die Pläne vorzeichnen, die sie ausführen sollen; er wird ihnen sagen, daß sein Wille ist, daß sie seine Heere in das Herz Deutschlands führen; er wird Oestreich und Preußen sein Bündniß anbieten, und es wird mit Freuden und Dankbarkeit angenommen werden; er wird darauf bestehen, daß England in dem Lande zwischen Elbe, Yssel und Rhein ein Heer bilde, welches zu der Ausführung dieser Pläne beitrage, und er wird gemeinschaftlich mit dieser Macht eine politische Ordnung in Deutschland herstellen, welche der Nation ihre Unabhängigkeit wiedergiebt und sie in den Stand setzt, Frankreich zu widerstehen und Europa gegen die Versuche der ungestümen und folgelosen Nation, welche es bewohnt, zu sichern. Es bleibt nur Ein Wunsch übrig, daß sich der Kaiser mit den tiefsten Einsichten und den achtungswürdigsten Charakteren seines weiten Reichs umgebe und daß der Mann, welchem er die Ausführung seiner edlen politischen Pläne anvertraut, einen großen, mit ausgedehnten und gründlichen Kenntnissen genährten Geist und einen erhabenen und kräftigen Charakter besitze und daß der falsche und phantastische Geist, angefüllt mit faden, durch das verfaulte Herz eines Höflings ausgesprochenen Anekdoten, aufhöre auf die Rathschläge einzuwirken, die Entschlüsse zu lähmen und die wahren Diener eines Souverains zur Verzweiflung zu bringen, welchen die Vorsehung in die glückliche und glän-

zende Lage gesetzt hat, der Wohlthäter des jetzigen Menschengeschlechts zu sein. Man könnte sich bei der Wahl unter den Personen, welche man für seinen Nachfolger bestimmt, dreist auf die Entscheidung des Looses verlassen, zehn oder zwölf Namen mittelmäßig fähig geglaubter Männer in ein Gefäß legen, es schütteln und man wäre sicher, daß der Zettel, welcher herauskäme, einen mehr fähigen, mehr geachteten und mehr Vertrauen einflößenden Mann anzeigen würde, als die Person, welche man entfernen will und deren Charakter und Betragen, in Europa gekannt und zergliedert, mit den Absichten ihres erhabenen Herrn in Mißklang stehen." Es war kein geringes Wagniß, dem Selbstherrscher aller Reußen ein solches Bildniß des Lieblinges seines Umgangs, des Vertrauten seines Rathes, des in alle Geheimnisse des Cabinets eingeweihten, viel vermögenden Kanzlers Romanzow vorzuhalten; das Wagniß gelang: Alexander gab die gemessensten Befehle zur Fortsetzung des Krieges, Wittgenstein erhielt einen freieren Wirkungskreis im Felde, die Entlassung des Kanzlers wurde beschlossen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Stein theilt dem englischen Ministerium seinen Verfassungsplan für Deutschland mit. — Rußlands Gelüste auf Polen. — Steins politische Enthüllungen an den Grafen Münster vom 1. December 1812. — Alexander mehr Feldprediger, als Feldherr. — Kaiserliche Vollmacht für Stein. — Die ostpreußischen Behörden verweigern die Anerkennung der russischen Vollmacht. — Cabinetsdurchstechereien. — Adresse der ostpreußischen Landstände an den König vom 11. Januar 1813. — Stein fordert den Landhofmeister auf, einen allgemeinen Landtag einzuberufen. — v. Auerswald läßt sich ins Bockshorn jagen. — Stein wird unangenehm. — Fürsorge für Preußen. — Aufhebung der Handelssperre der preußischen Häfen. — Die Kaufmannschaft macht einen Vorschuß von 500,000 Thalern. — Die Russen müssen für ihre Lazarethe sorgen und die Lieferungen bezahlen. — Der Zwangs-Cours des russischen Geldes. — Der Kaiser hebt auf Steins Antrag das Verbot der Rücksendung der russischen Bankobligationen auf.

Wie große Erwartungen nun auch Stein damals von einem raschen Vordringen des russischen Heeres und von dem großen Vertrauen, welches der Kaiser ihm schenkte, hegte, war er doch weit davon entfernt, das Heil Deutschlands einzig und allein von dem russischen Zar zu erwarten, oder es ihm ausschließlich anheim zu geben. Unausgesetzt war er bemüht, das englische Ministerium zu einem thätigen Eingreifen in die Angelegenheiten Deutschlands zu veranlassen. Steins unternehmender Geist, welcher den Begebenheiten voranseilte und die Nebelbilder der Zukunft durch Form und Gesetz zu gestalten und festzuhalten wußte, hielt schon längst den Entwurf einer Verfassung für Deutschland bereit, welchen er am 1. November 1812 dem von Petersburg nach England zurückkehrenden Lord Walpole übergab zur Mittheilung an den Prinz-Regenten und an das Ministerium.

„Nimmt man," heißt es darin, „die Theilung Deutschlands unter Oestreich und Preußen, mit Beibehaltung einiger umschlossener Länder, an, so müssen Baiern, Würtemberg und Baden auf die Gebiete und Würden, welche sie vor 1802 besessen, beschränkt, in das Verhältniß großer Vasallen zu Oestreich gesetzt werden und das Recht der Bündnisse und Gesandtschaften verlieren; aus den übrigen würde ein Königreich Süddeutschland unter östreichischer Herrschaft gebildet und dieses eine Verfassung erhalten, da die wesentlichsten Bestandtheile dieses Landes seit undenklichen Zeiten einen Grad von Freiheit genossen haben, deren völliger Verlust ihnen eine autokratische Regierung, selbst eine methodisch eingerichtete, äußerst unangenehm machen würde. Auf gleiche Weise würde Norddeutschland eingerichtet, verfassungsmäßiges — d. h. constitutionelles — Königreich, große Vasallen: Hannover, Hessen, Braunschweig, Oldenburg, abhängig vom Königreich Preußen, aber nicht dessen Bestandtheile. Deutschlands Grenzen müssen sein: die Maas, das Luxemburgische, die Mosel, die Vogesen und die Schweiz. Der Lauf des Rheins als Grenze würde Deutschland des Gebrauches dieses Stromes berauben und ließe Mainz in Feindeshand, welches ein Angriffspunkt ist. Die Schweiz würde sich in ein Bundesverhältniß mit Oestreich setzen. Die deutschen Angelegenheiten müssen durch England, Oestreich, Rußland geordnet und Preußen fortgerissen werden."

Auch für Polen, Dänemark, Schweden hat Stein Entwürfe zu neuer Begrenzung und Verfassung zu Papier gebracht. Ein russisches Herr von 80,000, ein östreichisches von 100,000, ein englisch-deutsches von 120,000 hält er zur Durchführung seines Befreiungsplanes für hinreichend.

Obschon dem Kaiser Alexander für das ihm geschenkte Vertrauen persönlich verpflichtet und ergeben, ließen sich das unbestechliche Herz und die klare Einsicht Steins durch den Glanz und die Gunst des Zaren weder blenden, noch von dem Einen Ziele, welches er verfolgte, ablenken. Die Gelüste Rußlands auf Polen bis zur Weichsel erklärte Stein als von der größten Gefahr für Preußen und für Deutschland. Diese Besorgniß war es vornehmlich, welche ihn bestimmte, durch Münster dahin zu wirken, daß England in erster Stelle die Führung der deutschen Angelegenheiten übernehme. Nachdem Stein in einem Briefe an Münster aus Petersburg den 14. November 1812 die Unfähigkeit der russischen Minister geschildert, fährt er fort: „Aus allen diesen Gründen kann das Wesentliche nur in London geschehen; dadurch wird man in vielen

Fällen dem Einflusse des Kanzlers Romanzow zuvorkommen. Die Erfolge der russischen Waffen wirken hier nothwendiger Weise auf die öffentliche Meinung — sie zeigt sich auf verschiedene Weise. Einige hoffen, daß man nach Vertreibung des Feindes Frieden schließen und Europa seinen eigenen Bewegungen überlassen werde; Andere wollen die Vergrößerung des Reichs wenigstens bis zur Weichsel und die Oberherrschaft in den Angelegenheiten des Festlandes; noch Andere wollen in Europa einen, auf Gerechtigkeit und die wahren Vortheile der Völker gegründeten, öffentlichen Zustand herstellen. Wie sich von selbst versteht, ist diese dritte Partei die schwächste, obwohl ihre Meinung die einzige, welche die allgemeine Ruhe sichern und dem Festlande, so wie England gefallen kann; dieses muß daher den Anfang machen und Maßregeln nehmen, um der weisesten Partei die Oberhand zu sichern; es kann auf die edle und freisinnige Denkungsart des Kaisers zählen."

Dem Scharfblicke Steins entging nichts; mit einer politischen Prophetengabe ausgestattet, wie wir außer Macchiavelli keinen zweiten zu nennen wüßten, enthüllte sich ihm damals schon das Schicksal, welches sich für Polen vorbereitete und welches er, nicht ohne Besorgniß für Preußen, kommen sah.

„Die Partei, welche Vergrößerungspläne hegt," — schreibt er aus Petersburg den 7. November an Münster — „wird durch alle Polen verstärkt (die am Hofe des Kaisers Gunst gesucht und gefunden hatten). Sie wünschen Polen als ein mit Rußland unirtes, eine eigene Constitution besitzendes Reich wieder herzustellen. Die bedeutenden, Einfluß habenden Polen sind Oginsky, Sapieha, Lubomirski, der Schwiegersohn des Hofmarschalls Tolstoy, welcher Letztere die polnischen Ideen unterstützt. Auch Armfeld tripotirt mit seiner Regsamkeit, Pfiffigkeit, Oberflächlichkeit in allem diesen mit und kocht und siedet in seinen siebenundsiebzig Töpfchen politische, militairische, finanzielle, finnische, lappländische Angelegenheiten. Es fragt sich aber: ist eine solche Wiederherstellung Polens dem wahren Interesse Rußlands und dem der übrigen europäischen Mächte angemessen? Angenommen, das wiederhergestellte Polen erhalte von Rußland eine Constitution, so wird sie von den Beherrschern Rußlands entweder geachtet oder nicht. Im letzten Falle bildet und unterhält sich ein Geist des Mißvergnügens, der neue Beweggründe in den Beeinträchtigungen auffindet, um zu widerstreben, sich loszureißen und unabhängig zu werden; dieser Fall wird wahrscheinlich eintreten, weil Regenten eines despotischen Staats es leichter

finden zu gebieten, durchzugreifen, als zu influenziren und selbstgezogene Grenzlinien zu beobachten. Kommt die Constitution in Thätigkeit, so wird sich in diesem Lande, welches durch die im Jahre 1772 gezogenen Grenzen, den Dnieper und die Düna, bestimmt wird, ein constitutioneller, republicanischer Geist bilden, der den russischen Despotismus verschlingt, oder von ihm verschlungen wird. Ist aber wohl ein Volk, das aus Edelleuten, Juden und tiefgebeugten Leibeigenen besteht, zum Genuß einer vernünftigen Freiheit fähig, nachdem eine zweihundertjährige Anarchie es durchaus verbildet hat? Wie verhält sich aber die Wiederherstellung Polens und dessen Union mit Rußland zu dem großen Interesse von England, Oestreich, Deutschland? Diese Frage läßt sich leicht beantworten, wenn man erwägt, daß alsdann die Weichsel und die Oder, ohngefähr von Cüstrin aus, Rußlands Grenze sein werden, daß die bedeutendsten Häfen und Flußmündungen des baltischen Meeres in dessen Besitz kommen, daß die polnische Grenze Ungarn, Schlesien, Pommern, die Neumark umfaßt und daß sie das Herz Deutschlands bedroht. Es ist überflüssig, bei der Entwickelung dieser Ideen und ihrer ungeheuern Folgen stehen zu bleiben. England kann, besonders in Verbindung mit Oestreich, diesen wilden Plänen Grenzen setzen durch bestimmte, feste Erklärungen, welche durch einen gescheuten und kräftigen Mann abgegeben werden." —

Am weitesten aber in den Enthüllungen seines politischen Glaubensbekenntnisses geht Stein in einem Briefe an Münster aus Petersburg vom 1. December 1812, in welchem er sich gegen den ihm von Münster wegen allzustreng preußischer Gesinnung gemachten Vorwurf verwahrt. „Es ist mir leid," — antwortet der deutsche Reichsfreiherr dem hannöverschen Grafen — „daß Ew. Excellenz in mir den Preußen vermuthen und in Sich den Hannoveraner entdecken. Ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und nicht einem besonderen Theile desselben angehörte, so bin auch ich nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, sie sind blos Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und Beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter, verfallener und verfaulter

Formen nicht erhalten werden; dies hieße das System einer militairischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Thürmen befestigten Städten gründen wollen und die Ideen Vaubans, Cöhorns und Montalemberts verwerfen. Mein Glaubensbekenntniß finden Ew. Excellenz in der Anlage: es ist Einheit; ist diese nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie es auf, verstärken Sie Oestreich mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland mit Ausschluß der Vertriebenen, reduciren Sie Baiern, Würtemberg und Baden als die von Rußland begünstigten auf das Verhältniß vor 1802 und machen Oestreich zum Herrn von Deutschland, ich wünsche es, es ist gut, wenn es ausführbar ist; nur denken Sie nicht an die alten Montagues und Capulets und an diese Zierden aller Rittersäle. Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland 20 Jahre unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiele endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben eilig und freudig zurück." — Auf eine Einladung des Kaisers, ihm in das Hauptquartier zu folgen, verließ Stein Petersburg am 5. Januar 1813 und erreichte im Fluge russischer Schlittenfahrt, Freund Arndt an einer Seite, Wilna am 11. Januar. Der Kaiser und das russische Hauptquartier hatten bereits Wilna verlassen: Stein beeilte sich, Alexander einzuholen, bevor er die preußische Grenze überschritt. Durchdrungen von dem Gefühle der Demuth und Bescheidenheit und von der Ueberzeugung, daß weder der Klugheit und Kriegskunst seiner Generale, noch der Tapferkeit seiner Truppen, noch eigener Thatkraft der für Rußland so glückliche Ausgang des Feldzuges zugeschrieben werden könne, erließ der Kaiser Alexander zu Wilna den 25. December 1812 eine, mehr in dem Stile eines Feldpredigers, als eines Feldherrn abgefaßte Kundmachung an seine getreuen Unterthanen, worin es heißt:

„Kaum sind sechs Monate seit dem Einbruche des Feindes verflossen, und wo ist er? Hier treten uns die Worte des Psalms ins Gedächtniß: „Ich sah den Ungerechten am Morgen sich erheben wie eine Ceder des Libanon; ich ging am Abend vorüber, und er war nicht mehr. . . . ." Wir wollen also in unsern Siegen nicht einen eitlen Ruhm suchen, sondern dieses große und seltene Beispiel soll uns zur Frömmigkeit und Mäßigung, zur treuen Beobachtung der Gesetze Gottes und seines erhabenen Willens leiten. Dadurch wollen wir uns

von den verbrecherischen Tempelschändern unterscheiden, deren Leichname jetzt den Hunden und den Vögeln des Himmels zur Speise dienen. Gott ist groß in seiner Barmherzigkeit, wie in seinem Zorn. Mit dem Bewußtsein reinen Willens und unsträflicher Handlungen lasset uns den einzigen Weg wandeln, der zu seiner Gnade führt! In seine Tempel wollen wir treten und nur von seiner Hand verherrlicht, Ihm für die Wohlthaten danken, welche Er uns gespendet hat. Niedergebeugt vor dem Allerhöchsten, wollen wir Ihm unsere heißen Bitten darbringen, daß Er sich in Gnaden zu uns wende, dem Kampfe ein Ziel setze und uns den Frieden gewähre, welcher der Sieg der Siege ist!"

Es mußte Stein Alles daran gelegen sein, Preußen davor zu bewahren, daß es nicht von den russischen Generalen als ein erobertes Land behandelt würde, wodurch die den Russen günstige Stimmung der Bevölkerung, der Landstände, des Heeres unter Yorks Befehl und sämmlicher königlichen Beamten sich unfehlbar in eine feindselige verwandelt haben würde; und nur zu wohl erkannte Stein, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Erhebung und Befreiung Deutschlands einzig und allein von dem Anstoße, welcher von der Provinz Ostpreußen ausgehen werde, zu hoffen sei. Eben so wenig aber Stein für die Verwaltung des Landes von der Knutenherrschaft russischer Generale Günstiges hoffen durfte, eben so wenig war er geneigt, von dem herkömmlichen Schlendrian der Ministerien, Dikasterien, von Regierungs-Rescripten, Mandaten, Declarationen, Verfügungen und sonstigem Büreau- und Kanzlei-Wesen das Heil einer neuen Zeit zu erwarten. Die Lage der Provinz Preußen war insbesondere dadurch schwankend und unsicher geworden, daß sie von dem Könige noch fortwährend Befehle empfing, welchen die Aufrechthaltung des Bündnisses mit Frankreich zum Grunde lag; mit einem Worte: Preußen wußte selbst nicht, wem es angehörte. Diesem peinlichen Zustande gedachte Stein dadurch ein Ende zu machen, daß er, sobald er den Kaiser eingeholt hatte, diesem zur Unterzeichnung nachstehende Vollmacht vorlegte:

„Wir Alexander der Erste, von G. G. ꝛc., thun durch Gegenwärtiges kund, daß, da Ost- und Westpreußen von Unseren Heeren besetzt gehalten werden und dadurch von dem Mittelpunkte ihrer Regierungen getrennt sind, indem die Verhältnisse zu Sr. Majestät dem Könige von Preußen noch unentschieden bleiben, Wir für unumgänglich nothwendig gehalten haben, vorläufige Maßregeln der Aufsicht und Leitung zu treffen, um die Provinzialbehörden zu leiten und die

Hülfsquellen des Landes zu Gunsten der guten Sache nutzbar zu machen. In Folge dessen haben Wir beauftragt und beauftragen durch Gegenwärtiges den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein, Ritter des rothen Adlerordens, sich nach Königsberg zu begeben und dort von der Lage des Landes Kenntniß zu nehmen, um die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung Unserer Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit zu setzen. Wir beauftragen ihn, außerdem darüber zu wachen, daß die öffentlichen Einkünfte des besetzten Landes mit Treue verwaltet und dem erwähnten Zwecke gemäß verwendet werden, das Eigenthum der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Beschlag gelegt, daß die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturmes nach den von Sr. Majestät dem Könige von Preußen 1808 entworfenen und gebilligten Plänen in möglichst kürzester Zeit eingerichtet werde und die nöthigen Lieferungen von Lebensmitteln, Transportmitteln für das Heer mit Ordnung und Schnelligkeit erfolgen. Zu diesem Zwecke bevollmächtigen Wir den benannten Freiherrn vom Stein, alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Vollziehung dieses Auftrages nöthig halten wird, sich der Beamten zu bedienen, welche ihm die geeignetsten scheinen werden, um Unsere Absichten zu vollziehen, diejenigen, welche er für unfähig und böswillig halten wird, zu entfernen, die verdächtigen aber überwachen und selbst verhaften zu lassen. Wir ertheilen ihm das Recht, seine Stelle durch einen Mann seines Vertrauens vertreten zu lassen. Seine Sendung wird in dem Augenblicke beendigt sein, wo Wir ein endliches Abkommen mit dem Könige von Preußen getroffen haben werden. Dann wird die Verwaltung der Provinz ihm zurückgegeben werden und der Freiherr vom Stein zu Uns zurückkehren. Uebrigens versprechen Wir auf Unser Kaiserliches Wort, Alles zu genehmigen, was in Kraft der gegenwärtigen Vollmacht beschlossen und ausgeführt werden wird. Zur Beglaubigung dessen haben Wir diese Unsere Vollmacht unterzeichnet und mit Unserem kleinen Siegel versehen lassen. Gegeben zu Raczki*) am $^{6}/_{16}$. Januar des Jahres der Gnade Eintausend achthundert dreizehn, Unserer Regierung im 13. Jahre. (L. S.) (eigenhändig) Alexander."

Nach einer kurzen Besprechung mit dem Präsidenten v. Schön in Gumbinnen, demselben, der wenige Jahre vorher „Steins politisches Testament" niederschrieb, traf Stein in Königsberg am 22. Januar ein. Wenn auch mit

*) Einige Meilen von Suwalki an der nach Lyk und der Weichsel führenden Straße.

einer unbeschränkten Vollmacht des Kaisers von Rußland, dessen Heere das Land besetzt hielten, versehen, gedachte Stein den preußischen Ständen, Staatsbehörden und Militair-Befehlshabern gegenüber bei weitem mehr derjenigen Vollmacht zu vertrauen, welche ihm sein Verdienst um das Vaterland und sein von Napoleon geächteter Name ausstellten. Allein der hochherzige Mann fand sich bitter getäuscht; anstatt, wie er erwarten durfte, mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen zu werden, fand er Beides für sich verschlossen. York, von dem wir uns erinnern, daß er nach Steins Entfernung aus dem preußischen Staatsdienst ein Lob- und Danklied angestimmt, erklärte, daß er mit so einem Revolutionair nichts zu schaffen haben wolle; Schön ließ vielmehr den königlich preußischen Regierungspräsidenten, als den Freund zu Worte kommen, der Landhofmeister v. Auerswald hatte nicht den Muth, eine große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, überall stieß der durch und durch deutsche Stein auf blindes Stock-Patriotenthum, büreaukratische Officianten-Faulheit und, was ihm das Allerunerträglichste war, auf arglistige, hinterrückische Cabinetsdurchstechereien.

Sogleich bei seiner ersten Zusammenkunft mit Schön in Gumbinnen gab Stein den unzweideutigsten Beweis seiner Geneigtheit, die Interessen Preußens gegen Uebergriffe Rußlands zu wahren dadurch, daß er es von dem Kaiser dringend verlangte und auch erreichte, daß der General Paulucci, welcher Memel, der Convention zuwider, als eroberte Stadt besetzte und behandelte, von dort abberufen und nach Haus geschickt wurde.

Als ihm aber der Landhofmeister erklärte: er könne einen Allgemeinen Landtag nur auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs einberufen, der General-Gouverneur ebenfalls Anstand nahm, vor eingegangener Allerhöchster Bestimmung vorzurücken, als der Präsident Schön erklärte, den Volksaufstand gegen Rußland aufzubieten, als York drohte, die Russen mit Waffengewalt aus dem Lande hinauszuwerfen, da blieb Stein jetzt, wo die Umstände so zum Handeln drängten, nichts Anderes übrig, als seine russische Vollmacht geltend zu machen. Dazu kam, daß Stein gerechte Besorgnisse wegen der Entscheidung des preußischen Cabinets hegte. Zwar war ihm nicht unbekannt geblieben, daß der Flügel-Adjutant des Königs, Major v. Natzmer, welcher den Auftrag an Kleist überbringen sollte, York das Commando abzunehmen und den Vice-König von Italien von der Entrüstung des Königs über das Benehmen seines Generals in Kenntniß zu setzen, sich in geheimer Botschaft in das Hauptquartier des Kaisers von

Rußland am 13. Januar nach Bobersk, ohnweit des Niemen, begeben hatte. Natzmer war, wie es scheint, nur mündlich von dem Könige beauftragt, dem Kaiser Alexander „ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, wenn derselbe geneigt sei, den Krieg gegen Napoleon mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln fortzusetzen und ohne Aufenthalt die Weichsel und Oder zu überschreiten." Bundestreue aber — und auch davon war Stein unterrichtet — war der Fürst Hatzfeld zu derselben Zeit beauftragt, dem Kaiser Napoleon in Paris zu geloben. Hardenberg unterhandelte wegen einer Vermählung des Kronprinzen mit einer napoleonischen Prinzessin, und der Chef der Regierungs-Commission zu Berlin, Graf Goltz, ließ an den Landhofmeister und Ober-Präsidenten v. Auerswald (nach der Ankunft Steins) „viel Lächerliches sagen und vor russischen Umtrieben warnen."*)

Daß eine officielle Verurtheilung des Schrittes, welchen York gethan, in Berlin am 14. Januar bekannt gemacht wurde, entschuldigte Stein damit, daß sich der König damals in der Gewalt französischer Marschälle und Truppen befand. Daß aber, nachdem der König sich bereits in Breslau in vollkommener Sicherheit und Freiheit befand, der Graf Brandenburg dem Commandanten von Graudenz, Major Krauseneck, den Befehl überbrachte: „dem Yorkschen Corps, so lange es in der Lage sei, in die es die abgeschlossene Convention versetzt habe, weder Waffen, noch andere Kriegsbedürfnisse verabfolgen zu lassen,"**) mußte Stein, wenn auch nicht an der Redlichkeit, doch an dem festen Entschluß des preußischen Cabinets, mit Rußland zu gehen, zweifeln lassen. —

York war von den Behörden des Landes und von dem Kaiser von Rußland als General-Gouverneur der Provinz Preußen anerkannt worden und übte dessen Befugnisse aus. Vom Cabinet aus wurde davon keine Notiz genommen, Hardenberg ließ ihm nicht einen einzigen vertraulichen Wink zukommen, vielmehr wurden alle, das General-Gouvernement betreffenden Erlasse von Breslau aus an den General Bülow gerichtet. Auf eine Anfrage desselben vom 31. Januar wurde er durch eine Cabinetsordre aus Breslau vom 13. Februar dahin beschieden: „daß Se. Majestät sich für jetzt noch enthalten müsse, über die Betreibung der Gouvernementsgeschäfte in Königsberg etwas zu bestimmen."

Bei so vielen offenbaren Anzeigen der Zaghaftigkeit und Unzuverlässigkeit

*) v. Auerswalds Aufzeichnung in seinem Tagebuche.

**) (Prittwitz) Beiträge S. 125. 141.

des Cabinets in Breslau, bei dem in mancher Beziehung ehrenwerthen Trotze, mit dem die Civil- und Militairbehörden in Preußen Stein entgegentraten, erkannte dieser, daß ohne ein energisches Auftreten und Durchgreifen Alles verloren sei. Ihm war die ungeheure Aufgabe gestellt: hinter sich her mit der einen Hand den schwerfälligen russischen Koloß auf den Kampfplatz zu schleppen und mit der anderen das aalhäutige Hardenbergsche Cabinet festzuhalten und vorwärts zur Entscheidung zu drängen; daß ihm jedoch weder das Eine, noch das Andere ohne die Begeisterung des preußischen Volks und Theilnahme kräftiger Führer desselben gelungen sein würde, hat er selbst nie in Abrede gestellt. Bei seinem jetzigen Auftreten in Königsberg fand er in seinem Geiste vortrefflich vorgearbeitet. Wir erwähnten des Zusammentretens ostpreußischer Landstände, welche zu Anfang Januars 1813 in Königsberg, ohne dazu von dem Könige berufen zu sein, als „Vertreter der Nation“ zusammentraten, um über das, was geschehen müsse, zu berathen. Nach einem Beschluß vom 11. Januar beauftragten sie Einen aus ihrer Mitte, den Grafen Klinkowström, dem Könige nachstehende Adresse zu überbringen:

„Ew. Königliche Majestät haben bei verschiedenen, die innere Organisation des Staats betreffenden Angelegenheiten die Stimme der Nation in ihren Deputirten zu hören anbefohlen, und diese Gnade hat uns wahrlich nicht vergessen machen, daß es für Völker nicht geziemend ist, anders als mit stillem Vertrauen das Lenken der politischen Angelegenheiten von ihrem Regenten zu erwarten.

„Wenn nun aber politische Ereignisse außerordentlicher Art eintreten, wenn wir beängstiget, daß das fremde Heer, in seiner Erwartung, einen Alliirten zu finden, getäuscht, an uns Rache nehmen, wohl gar Deutschland seinem Schicksale überlassen, nur eine militairische Grenze für sich zu erringen trachten möchte, — dann scheint es erlaubt, Ew. Königliche Majestät Allerunterthänigst zu bitten:

> den Untergang des ruhmwürdigen preußischen Namens zu verhüten und in diesem entscheidenden Augenblicke den Entschluß zu fassen, der unserer Ueberzeugung nach nur allein im Stande ist, uns zu retten.

„Wir verkennen es nicht, daß die Ausführung desselben mit Anstrengung verbunden sein muß, aber wir betheuern Ew. Königlichen Majestät, daß uns kein Opfer zu groß dünken soll, um die Ehre und das Glück auf unsere Kinder vererben zu lassen, die wir von unseren Vätern empfangen. Wir ersterben ꝛc.“

Die Ehrenmänner, welche diese Schrift unterzeichneten, waren: Feldmarschall v. Brünneck als Vorsitzender; v. Krafft, v. Stachow, v. Domhard, v. Rehbinder, v. Burgsdorf, Graf Klinkowström, Graf zu Eulenburg, Graf v. Kalnein, Graf v. Finkenstein, v. Hüllsen, v. Kurowsky, Generallieutenant v. Schöning, v. Korff, v. Perbandt, Hahn, v. Treyden, v. Ostau, v. Wildemann, Graf zu Eulenburg-Gallingen, Graf v. Dönhoff, v. Keudell, v. Buddenbrock, v. Weiß, v. Bardeleben, Jachmann, Mauras, Manitius. —

Der König nahm die Adresse, noch bevor er Berlin verließ, durch den Staatskanzler in Empfang; ein Bescheid oder eine Antwort wurde jedoch weder dem Grafen Klinkowström, noch den ostpreußischen Ständen ertheilt, welche sich ohne höheren Befehl, nur auf den Nothruf des Vaterlandes versammelt und sogar „Vertreter der Nation" zu nennen unterfangen hatten.

Wir kommen nun zu Steins Auftreten mit russischer Vollmacht zurück. Bei seiner Ankunft in Königsberg (den 22. Januar) wurde Stein von dem Oberpräsidenten und Landhofmeister v. Auerwald, dem Grafen Alexander Dohna, Präses des ständischen Comités, und von dem General-Gouverneur der Provinz, General York, mit Achtung, wenn auch mit Zurückhaltung empfangen. Stein gab ohne Rückhalt seine Gesinnung, seine Ansichten und Erwartungen kund, wobei er als leitenden Grundsatz aussprach, daß die Provinz, so lange sie von dem Centrum der Regierung keine Befehle empfangen könne, sich selbst „verfassungsmäßig" regieren möge. Zweierlei thue vor Allem Noth, erstens: ein preußisches Kriegsheer herzustellen und zweitens: die Mittel dazu, so wie zum Unterhalt der russischen Truppen zu beschaffen. Was die Bildung einer bewaffneten Macht betreffe, werde er sich an den General York, und was die Aufbringung der Mittel und Wege angehe, an den Landhofmeister als Königl. Commissarius des Landtages wenden.

Noch an demselben Tage erließ er an Herrn v. Auerswald nachstehendes Schreiben: „Ew. Excellenz ersuche ich zufolge der mir von Sr. Majestät dem Kaiser ertheilten General-Vollmacht d. d. Raczki den 6/16. Januar 1813, einen Generallandtag auf den 5. Februar a. c. auszuschreiben, um mit den Ostpreußischen, Lithauischen und diesseit der Weichsel belegenen Herren Ständen über die Errichtung eines Landsturmes und einer Landwehr zu berathschlagen und einen Entschluß zu fassen. Königsberg den 22. Januar a. St. 1813. Stein."

In Folge dieser Aufforderung beauftragte Auerswald unter d. 23. Januar „das hochlöbliche ständische Comité in Königsberg," die erforderlichen Wahlausschreiben an die Regierungen, Landräthe u. s. w. zu einem ständischen Landtage zu erlassen. „Von Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimen Staatsminister Freiherrn v. Stein, als Beauftragten Sr. Kaiserlichen Majestät von Rußland, bin ich, der Landhofmeister, aufgefordert, auf das Schleunigste einen ständischen Landtag zu veranstalten, wobei nicht allein die Provinzen Ostpreußen und Lithauen, sondern auch der diesseit der Weichsel belegene Theil von Westpreußen durch Deputirte zugezogen werden sollen. Die Deputirten werden, der Verfassung gemäß, in folgender Art gewählt." Es werden die herkömmlichen Bestimmungen für die acht landräthlichen Kreise, Städte u. s. w. in Erinnerung gebracht. „Die Herren Deputirten erhalten nach der bereits eingeführten Verfassung und unter den jetzigen Umständen keine besondere, sondern blos die allgemeine Instruction, das Beste ihrer Herren Committenten wahrzunehmen; sie legitimiren sich durch eine beglaubigte Abschrift des Wahlprotokolls. Die Zusammenkunft ist auf den 5. Februar dieses Jahres im Conferenzzimmer der hiesigen Regierung um 9 Uhr Vormittags angesetzt und wird wahrscheinlich mehrere Tage hindurch dauern .... Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß die Zusammenberufung der Kreisstände Behufs der Wahlen dergestalt beschleunigt werden müsse, daß die gewählten Deputirten noch Zeit haben, ihre Reise zu bewerkstelligen und ohnfehlbar den 4. Februar hier einzutreffen, indem auf die Ausbleibenden nicht gerechnet werden kann." —

An diesem Ausschreiben eines ständischen Landtages in Folge einer, von dem Kaiser von Rußland ertheilten, Vollmacht wurde theils aus Nationalstolz, weil man sich nicht unter einen russischen Ukas stellen wollte, theils aus Loyalität, weil nur Sr. Majestät dem Könige das Recht zustehe, einen Landtag zu berufen, großer Anstand genommen. Die Präsidenten Wißmann in Marienwerder und v. Schön in Gumbinnen machten den Oberängstlichsten bänglich, daß er der Königlichen Prärogative zu nahe getreten und schlugen als ein sehr klug ausgesonnenes Auskunftsmittelchen vor, nicht „einen ständischen Landtag", wozu er nicht befugt sei, sondern „eine Versammlung der Deputirten der Stände" zu berufen. Von der westpreußischen Regierung ging ebenfalls die Erklärung ein, daß es nach den bestehenden Verfügungen nicht in ihrer Befugniß liege, generallandtägige Versammlungen zu veranstalten.

Auerswald ließ sich ins Bockshorn jagen und schickte seiner Verfügung vom 23. Januar am 25. eine zweite nach, in welcher den Landräthen aufgetragen wurde, in den ihnen zugefertigten Circularen vom 23. d. M. den Passus

> „die Herren Deputirten erhalten nach der bereits eingeführten Verfassung und unter den jetzigen Umständen keine besondere, sondern blos die allgemeine Instruction, das Beste ihrer Herren Committenten wahrzunehmen“

wegzunehmen, und „daß nicht ein Landtag, sondern blos eine Versammlung der Deputirten der Stände hier stattfinden würde, um die Eröffnungen zu vernehmen und darüber zu berathen, welche der Bevollmächtigte Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, Herr Staatsminister Freiherr v. Stein Excellenz, machen wird.“

Als Stein sich durch dergleichen kleinliche Formalitäten der preußischen Behörden in seiner auf das Große und Ganze gerichteten Thätigkeit aufgehalten sah, ward er unangenehm; er hatte als das einzige Brechmittel napoleonischer Gewaltherrschaft geordnete revolutionaire Maaßregeln erkannt; mit dem alten Zopf war nichts auszurichten.

Die Aengstlichkeit, welche den Landhofmeister und die Präsidenten befallen hatte, drohte bei den höheren Civil- und Militairbeamten noch mehr um sich zu greifen, als in Königsberg die „Berlinischen Nachrichten“ vom 19. Januar, mit der Königlichen Bekanntmachung wegen Entsetzung des General York eintrafen. Wäre der Feldmarschall eben so in das Schwanken gerathen, wie die Hof- und Landmarschälle, so war es um die Erhebung des Landes gethan. York erklärte das Patent des Königs für eine Spenersche Zeitungs-Ente, durch welche er sich von seinem Posten als General-Gouverneur nicht herunterschnattern lassen werde. Er hatte hierdurch die Brücke hinter sich abgebrochen und erkannte es jetzt als unerläßlich an, mit Stein, obschon niemals ein Herz und eine Seele, Hand in Hand an das Werk zu gehen. Eben so bot aber auch Stein Alles auf, um York, dessen einzige Mannhaftigkeit er zu würdigen wußte, die nöthigen Mittel zur Erhaltung und Vermehrung seiner Kriegsmacht zu beschaffen. Da das ständische Comité auf Steins Vorschlag, sofort ein preußisches Papiergeld machen zu lassen, nicht eingehen zu können erklärte, mußte anderweitig Rath geschafft werden. Durch die, von Napoleon in Folge seines berüchtigten Continental-Systems befohlene, Handelssperre war der Verkehr der

preußischen Häfen mit England und Amerika aufgehoben und somit die vornehmste Erwerbsquelle des Landes vernichtet worden. Stein öffnete Preußen seine Häfen wieder; in das Continentalsystem wurde von ihm die erste Bresche geschossen. Die Abgaben- und Polizei-Deputation der Königlichen Regierung von Ostpreußen erließ zu Königsberg den 26. Januar 1813 an die Ober-Licent-Inspection daselbst folgende Verfügung:

„Nach dem Befehl des Russischen Kaisers Majestät, der dem Herrn Landhofmeister v. Auerswald Excellenz durch des Herrn Staatsministers Freiherr v. Stein Excellenz eröffnet worden, sollen die preußischen Häfen geöffnet, und die Ausfuhr aller preußischen Producte, mit Ausnahme des Roggens und des Hafers, hinfüro gestattet sein. Ein anderes Schreiben gedachten Herrn Staatsministers Excellenz enthält zugleich die Festsetzung, daß die, in Absicht des Handels und der Importations-Abgaben seit dem Tilsiter Frieden ergangenen, Bestimmungen suspendirt sein sollen, und Se. Excellenz haben nebenbei noch mündlich erklärt, daß unter dieser Suspension auch diejenige neue Abgabe begriffen sei, womit die Exportation des Getreides und des Bauholzes zur See im Jahre 1811 belastet und zu deren Erhebung die Ober-Licent-Inspection unter dem 7. August 1811 angewiesen worden. Indem wir dieselbe hiervon in Kenntniß setzen, machen wir es ihr zugleich zur Pflicht, der Ausfuhr aller preußischen Producte, mit alleiniger Ausnahme des Roggens und des Hafers, kein Hinderniß in den Weg zu legen und davon keine anderen als die vor Einführung des Continental-Systems üblich gewesenen Gefälle zu erheben." —

War nun auch wegen des strengen Winters nicht auf eine sofortige Belebung der Häfen zu rechnen, so erweckte doch diese Maßregel so großes Vertrauen, daß durch Steins Vermittlung die Kaufmannschaften von Memel, Elbing und Königsberg sich zu einem Vorschuß auf die Seezölle von 500,000 Thalern bereit erklärten, welche ausschließlich für das Yorksche Corps verwendet werden sollten, wodurch York in den Stand gesetzt wurde, das Anleihen, wozu der Kaiser sich erboten hatte, nicht anzunehmen.

Stein zeigte sich, wo sich ihm eine Gelegenheit darbot, für das Wohl des Landes, selbst auf Kosten der russischen Kriegskasse, besorgt und thätig. Er drang darauf, daß die Verpflegung der in preußischen Spitälern untergebrachten kranken russischen und französischen Soldaten, welche der Provinz eine monat-

liche Ausgabe von 60,000 Thalern verursachte, von der russischen Kriegskasse übernommen wurde.

Hart bedrückt wurde das erschöpfte Land durch die von den russischen Generalen ausgeschriebenen Lieferungen an Futter, Mehl, Brod, Fleisch und Branntwein. Die beiden letzteren Artikel waren nicht mehr zu erschwingen. Der Kaiser befahl dem Feldmarschall Kutusof, bei Stein deshalb anzufragen. „In Ihre Meinung," schrieb Kutusof an Stein (Mlava den 2. Februar), „setzen wir unser ganzes Vertrauen. Alles ist Thätigkeit in dem, was Sie unternehmen, Alles muß es sein in dem, was wir thun. Daher müßte das Land mehr als erschöpft sein, um uns die Lieferungen zu versagen, ohne welche wir uns in der größten Verlegenheit befinden würden."

Stein antwortete, Königsberg den 5. Februar: „Die eigenen Erzeugnisse des Landes, welches jetzt zum Kriegsschauplatze dient, sind bisher mit Leichtigkeit geliefert worden, die Jahreszeit der gefüllten Scheuern, die Ausdehnung des von dem Heer besetzten Landes, der Eifer der Einwohner kommt dabei zu Statten; aber es nähert sich die Zeit, wo diese günstigen Umstände aufhören werden; im Frühling leeren sich die Scheuern, die Heere nehmen engere Stellung; für diese Zeit muß man sorgen, aus dem Innern Zufuhr heranziehen und an den Küsten der Ostsee auf den Punkten, welche dazu durch die wahrscheinlich einzunehmende Stellung des Heeres geeignet sind, Magazine bilden. Unentgeltlich fordern heißt im Allgemeinen die Steuerfähigkeit eines Landes vermindern, und wenn man ein befreundetes Land besetzt und dem Bundesgenossen die Möglichkeit lassen will, die Einkünfte des Staats zu erheben und damit die Truppen zu unterhalten, so muß man sich der Requisitionen mit Mäßigkeit bedienen."

In unverholener Weise spricht Stein gegen Kutusof seine Meinung über die Unredlichkeiten der Lieferanten aus.

„Jedes Requisitionssystem erfordert etwas Redlichkeit bei den Lieferanten; von strenger Redlichkeit kann bei dieser Art Leuten nun einmal nicht die Rede sein; wenigstens zeigt dieses das Beispiel der östreichischen, englischen, preußischen und russischen Heere während der Revolutionskriege." Kutusof hatte für seine Truppen in dem ausgepreßten und ausgeplünderten Preußen große unentgeltliche Lieferungen an Schlachtvieh und Branntwein ausgeschrieben. Stein trug bei dem Fürsten darauf an: „1. daß man die Lieferungen für die Reserve-

magazine im Herzogthum Warschau ausschreibe; 2. daß das erforderliche Schlachtvieh in den preußischen Provinzen ausgeschrieben und nach angemessenen Preisen bezahlt werde; im Feindesland mag man sich an unentgeltliche Lieferungen halten. Ich wiederhole es, der Generalintendant muß seine Forderung mit Kenntniß der Hülfsquellen des Landes machen, sie mit Gleichheit und Billigkeit vertheilen und wenn man ein befreundetes Land besetzt, dessen Fürst den Genuß der Einkünfte bewahren soll, um Truppen zu unterhalten, so muß man für den Frühling auf Magazine denken, die aus dem Innern herbeigezogen werden, oder man muß den Einwohnern für ihre Waare einen billigen Preis, oder wenigstens einen Theil dieses Preises zahlen."

Es gelang Stein, von dem Kaiser den Befehl an Kutusof zu erwirken, daß Preußen mit Branntwein-Lieferungen ganz verschont bleiben, Vieh und Lebensmittel nach einer billigen, von der Königsberger Regierung vorgeschlagenen Schätzung vergütet und zwar mit $\frac{1}{5}$ baar, das Uebrige in Empfangscheinen der Intendantur, welche das russische Commissariat einzulösen hatte, bezahlt werden sollten.

Bezahlten nun aber auch die Russen die ihnen gemachten Lieferungen und Einkäufe baar, so geschah es doch fast nur in russischem Papiergelde, welchem ein Zwangscours in Preußen verliehen, während eine Rücksendung desselben nach Rußland streng verboten worden war. Die ostpreußische Regierung remonstrirte gegen eine, das Land mit fremdem, zuletzt werthlosem Papiergelde überschwemmende, Maßregel und schloß ihre Eingabe an Stein vom 1. Februar mit der Erklärung: „Auf jeden Fall halten wir uns nach unserer amtlichen Stellung, besonders da des Kaisers von Rußland Majestät die preußischen Administrations-Behörden völlig in ihren Functionen zu belassen geruht haben, schuldig, die Genehmigung der uns vorgesetzten Behörde über diesen Gegenstand einzuholen."

Daß die Regierung von Königsberg, mit gänzlicher Ignorirung der dem Freiherrn v. Stein ertheilten Vollmacht, von der unter französischer Autorität stehenden Regierungs-Commission in Berlin Verhaltungs-Befehle einholen zu müssen erklärte, konnte nicht gestattet werden. Stein ertheilte unter dem 2. Februar nachstehenden Bescheid: „Ich bin nicht im Stande, den Wunsch einer Königlichen Regierung zu erfüllen und die Bekanntmachung der Verfügung wegen des Verhältnisses der russischen Münze zur preußischen von der Genehmigung der ihr vorgesetzten oberen Behörde abhängig zu machen. Dieser mein Entschluß gründet sich auf den Zustand der preußischen oberen Behörden, auf den Drang der

Umstände, auf die Zwecke des Krieges. Die preußischen Behörden stehen noch unter französischer Influenz, sie sind noch nicht fähig eines selbstständigen, freien Entschlusses, eine Maßregel, wie die in Rede stehende, kann daher nicht von ihrem gebundenen Urtheil abhängig gemacht werden. Der Drang der Umstände ist so groß, die russische Armee erhält Sold und Löhnung in Papiergelde, dieses ist das hauptsächlichste Circulationsmittel in Rußland, Officier und Soldat muß in den Stand gesetzt werden, alle die mannigfaltigen Bedürfnisse sich anzuschaffen, die nicht vom Lande geliefert werden und die russischen Staatskassen nicht in Lagen gesetzt werden, die ihnen die Führung eines auswärtigen Krieges unmöglich machen. Zu alle diesem kommt der Zweck des Krieges; er ist nicht Rußlands Selbstständigkeit, denn die furchtbaren Ereignisse des gegenwärtigen Feldzuges beweisen, daß diese gesichert ist; er ist nicht, Eroberungen zu machen, dieses verbürgen die Erklärungen und die edle Gesinnung des Kaisers; er ist die Wiederherstellung der Selbstständigkeit Deutschlands und Preußens, und zur Erreichung dieses Zweckes ist jeder Kräftige und Verständige Gut und Blut aufzuopfern verpflichtet. Aus diesem Grunde wiederhole ich meine Aufforderung an das hiesige Regierungs-Collegium, die Bekanntmachung der Verfügung wegen der russischen Münze noch heute zu verfügen."

Die Regierung gab klein bei und berichtete an den Kaiserlich russischen Bevollmächtigten: „Auf Ew. Excellenz Befehl vom heutigen Datum werden wir dem gestern geäußerten Verlangen wegen der Circulation der russischen Münzen und Papiere sogleich nachkommen, welches wir Ew. Excellenz anzuzeigen nicht verfehlen. Königsberg, den 2. Februar 1813. Königliche Regierung von Ostpreußen. Auerswald."

Sah sich Stein auch genöthigt, hier kräftig durchzugreifen, so war er doch selbst ein zu einsichtiger Finanzmann, um nicht bei dem Kaiser auf die Zurücknahme einer so verkehrten Maßregel, wie die des Einfuhrverbots russischer Bankobligationen nach Rußland, anzutragen. Der Kaiser hob das Verbot auf.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der preußische Landtag im Februar 1813. — v. Auerswald überträgt den Vorsitz an v. Brandt. — Stein ladet v. Schön ein, den Vorsitz zu führen. — Schön berichtet an Hardenberg, daß er Steins Ansinnen abgelehnt, weil jener Vorsitz nicht zu seinem „officio" gehöre. — Stein ladet York ein, den Vorsitz zu übernehmen, dieser lehnt ebenfalls ab. — Mittheilungen aus Schöns Aufzeichnungen vom Jahre 1849. — Bedenkliche Auftritte Steins mit York. — Der Geheime Justizrath v. Brandt übernimmt auf Steins Einladung die Stellvertretung des Landhofmeisters. — Eröffnung des Landtages am 5. Februar. — York erscheint in der Versammlung. — Das ständische Comité versammelt sich bei York. — Die russischen Officiere v. Clausewitz, Graf Friedrich Dohna und v. Dörnberg werden zur Berathung über die Volksbewaffnung hinzugezogen. — Landwehr. — Zweite Sitzung. — Protest gegen Steins russische Vollmacht. — Des Grafen Alexander Dohnas Rede. — Anerkennung Yorks als Stellvertreter des Königs. — Eine Botschaft an den König wird beschlossen. — Steins Aufgabe in Königsberg ist gelöst, er verläßt die Stadt am 7. Februar. — Yorks Antrag auf Errichtung eines National-Cavallerie-Regiments. — Dritte und vierte Sitzung. — Eine Adresse an den König erhält die Genehmigung der Versammlung. — Das Gesuch um Aufhebung der Gensdarmerie. — York übersendet dem Könige die Landwehr-Verordnung. — Die Stärke des Yorkschen Corps am 10. Februar 1813. — Das National-Cavallerie-Regiment wird aus Freiwilligen gebildet. — Aufruf des Grafen Lehndorf. — Das Cabinet läßt York „im Finstern tappen". — Er erhält Befehl, seine Rechtfertigung einzureichen; — seine Freisprechung erfolgt erst am 17. März. — v. Schöns Urtheil über den Landtag in Königsberg.

Daß Stein, ohne große Umstände zu machen, überall durchgriff, und bei seinem von Natur heftigen Wesen oft die rauhe Seite herauskehrte, empfanden die preußischen Regierungs-Präsidenten so übel, daß es nahe daran war, die angekündigte Versammlung der Landstände in die Brüche gehen zu sehen.

Der Landhofmeister meldete Stein unter dem 1. Februar, daß ein rheumatisches Uebel ihn an das Bett feßle, er deshalb den Geheimen Justizrath

v. Brandt, als den Director des ständischen Comités, zum Dirigenten der Versammlung ernannt habe. Stein sah die Krankheit Auerswalds als eine vorgebliche an, äußerte: „er habe sich aus Furcht vor der Rückkehr der Franzosen zu Bett gelegt und sei überhaupt ein Hemmschuh der guten Sache." Zu Brandt hatte Stein ebenfalls kein Vertrauen, er berief den Präsidenten Schön nach Königsberg, um den Vorsitz in der ständischen Versammlung zu übernehmen. Zwar folgte Schön sogleich dieser Einladung, lehnte jedoch die Uebernahme des Vorsitzes ab, aus Besorgniß, sich dadurch in Angelegenheiten, welche nicht zu seinem „officio" gehörten, zu mischen. Stein hatte verlangt, daß die ostpreußische Regierung selbstständig handeln und keine Verhaltungsbefehle von dem noch immer zu Frankreich haltenden Hardenbergischen Cabinet einhole; demungeachtet meldet Schön dem Staatskanzler nach Breslau aus Königsberg vom 10. Februar: „Des Herrn v. Stein Excellenz forderte mich vor acht Tagen auf, nach Königsberg zu kommen und bei der Krankheit des Landhofmeisters v. Auerswald die auf den 5. zusammenberufene ständische Versammlung zu leiten. Des Herrn v. Stein Excellenz bemerkte zugleich, daß die (von Breslau) eingegangenen Nachrichten meine etwaigen Bedenken entfernen würden. Bei dieser Anführung glaubte ich nach Königsberg reisen zu müssen. Ich unterrichtete mich bei des Herrn v. York Excellenz,*) was eingegangen war, und fand zwar keine Veranlassung, die von dem Landhofmeister v. Auerswald ausgeschriebene ständische Versammlung in Absicht der Provinz Lithauen polizeilich zu sistiren, aber auch für mich keine Befugniß, mich in ständische Angelegenheiten, die nicht zu meinem Officio gehören, zu mischen. Auf diese Erklärung abstrahirte des Herrn v. Stein Excellenz von ihrem Verlangen und der Landhofmeister v. Auerswald substituirte sich den Herrn Justizrath v. Brandt." Die Zeitläufe und die Gewalt der Ereignisse machten an so hochgestellte Staatsdiener allerdings die Anforderung, sobald das Vaterland in Gefahr erklärt wurde, auch wohl etwas zu thun, was nicht zu dem „officio" gehörte.

Da Schön es ablehnte, den Vorsitz zu übernehmen, wandte sich Stein an York; er schrieb ihm am 4. Februar:

„Des Kaisers Majestät haben Ihre Gesinnungen gegen Preußen und seinen König in Allerhöchstihrer Proclamation vom 18. Januar deutlich ausgesprochen; sie sind Wiederherstellung der Unabhängigkeit und des Glanzes des Thrones.

*) Vorsichtig läßt Schön den Generalstitel fort.

Diese großmüthige Erklärung hat die Herzen aller Bewohner dieses Landes mit Dankbarkeit und Ehrfurcht erfüllt; überall wurden Se. Majestät der Kaiser mit lautem Jubel, die russischen Heere als Brüder und Befreier empfangen und der brennende Wunsch, mit ihnen gegen den Menschenverderber und seine Räuberbanden zu kämpfen, brach allgemein und laut aus. Nichts hindert jetzt die Erfüllung dieses Wunsches. Das Land ist bis an die Ufer der Spree frei, der König ist für seine Person gesichert, Klugheit, Ehre, Vaterlandsliebe, Rache gebieten, keinen Augenblick zu verlieren, den Volkskrieg aufzurufen, die Waffen zu ergreifen und jede Kraft anzuspannen, um die Fesseln des frechen Unterdrückers zu brechen und die erlittene Schmach in dem Blute seiner verruchten Banden abzuwaschen. Des Kaisers Alexander Majestät haben mich in der, unter dem 18. Januar ertheilten Vollmacht zu beauftragen geruht, diese Volksbewaffnungen auf die verfassungsmäßige Art zu veranlassen. Die Stände von Lithauen, Ostpreußen und Westpreußen sind auf den 5. dieses Monats von des Herrn Landhofmeisters v. Auerswald Excellenz zusammenberufen; die Leitung der Berathungen, damit sie zu einem zweckmäßigen, weisen Resultate führen, kann von Niemand vollkommener geschehen, als von Ew. Excellenz, die durch Ihren kräftigen und weisen Entschluß die Flucht des Feindes beschleunigt und dem Könige und Vaterlande ein Corps tapferer Männer zum Kampf für Freiheit und Ehre aufbewahrt haben. Se. Majestät der Kaiser erwarten daher, daß Ew. Excellenz diese Leitung übernehmen und die Verhandlungen zu einem erwünschten Resultate bringen werden."

York lehnte eben so wie Schön es ab, der Aufforderung Steins Folge zu leisten; es fanden zwischen diesen Männern, die beide von heftiger und rauher Gemüthsart waren, Scenen der bedenklichsten Aufregung statt, welche jedoch durch Schöns Dazwischentreten glücklich vermittelt wurden. Wie hart der Zusammenstoß war, erfahren wir aus den, von Schön im März 1849 aufgezeichneten Erinnerungen.*)

„Der Zwiespalt" — erzählt Schön — „unter den Männern, welche die große Sache führen sollten, wurde so groß, daß Stein, als er sah, wie isolirt er dastand, in dieser Verlegenheit von mir forderte, daß ich sofort nach Königsberg käme. Nach meiner Ankunft in Königsberg sprach ich zuerst den Ober-

*) Sie befanden sich 1850 in Schlossers Händen, welcher sie in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts benutzt hat.

präsidenten, dieser theilte mir die Differenzen und heftigen Scenen, welche er mit Stein gehabt hatte, mit und schloß damit, daß er keinen Theil an den Steinschen Operationen nehmen könne, weil diese für die große Sache verderblich sein könnten. York war aufgeregt gegen Stein, nannte ihn einen verbrannten Kopf, der Alles gegen sich aufrege und dadurch die Stimme des Landes und dessen Theilnahme an dem großen Schritte, den er durch die Capitulation gemacht habe, schwäche. Dohna, das Haupt der Stände, klagte bitter über Steins Unklarheit und über die Heftigkeit seiner Zumuthungen, doch war ihm dieser noch am nächsten geblieben. Stein selbst fand ich in hoher Spannung tobend und scheltend auf die Autoritäten in Königsberg. Mit dem Oberpräsidenten war keine Ausgleichung möglich. Dieser war zu sehr überzeugt, daß Stein der großen Sache nur hinderlich sei. Dohna wollte unbedingt mit mir gehen, in der Ueberzeugung, daß wir vereint Stein von zweideutigen Forderungen abhalten würden. York, schon besorgt, daß, wenn das Land sich nicht für den von ihm gemachten Schritt erkläre, seine Capitulation als eine Greuelthat dastehe, verstand sich nach langem Widerstreben endlich, obgleich mit erklärtem Widerwillen dazu, mit mir zu Stein zu gehen und über die, am morgenden Tage stattfindende Eröffnung der großen ständischen Versammlung zu verhandeln. Das Gespräch hatte Anfangs einen ruhigen Gang; als Stein aber verlangte, daß York die ständische Versammlung mit einer Ansprache über den eigentlichen Zweck der Berufung eröffnen sollte, und als York dies ablehnte, weil die Berufung auf sein Verlangen erfolgt sei und man allgemein eine Aeußerung Steins erwartete und als ich York mit Entschiedenheit beistimmte, wurde das Gespräch von Seiten Steins so bitter und heftig und namentlich für York, dem er vorwarf, durch seine Capitulation etwas angefangen zu haben und jetzt nicht vollführen zu wollen, so beleidigend, daß York plötzlich von seinem Stuhle aufstand und ohne Weiteres das Zimmer verließ. Ich folgte ihm mit der Bemerkung, daß ich nach einiger Zeit wiederkommen würde. Bald als ich in meiner Wohnung angekommen war, trat York in mein Zimmer; ich sah es ihm an, daß in seinem Innern ein großer Kampf stattfand. Er klagte zuerst sein Schicksal an, daß, indem ein großer Moment für ihn einzutreten schien, er vom Schicksal durch die Unvernunft Steins zurückgeschleudert würde. Stein habe die Sache jetzt dahin gebracht, daß kein guter Ausgang für ihn abzusehen sei. Erkläre sich das Land nicht laut und entschieden für das, was er durch seine Capitulation

angefangen habe, dann müsse der König ihn verlassen. Stein habe durch seine russische Vollmacht und durch seine darauf gestützten unüberlegten Forderungen schon viel verdorben und indem er sich jetzt weigere, zu den auf sein Verlangen versammelten Ständen eine Ansprache zu richten, könne unser Vorhaben kein gutes Ende nehmen.*) Ihm bliebe jetzt nichts Anderes übrig, als, da er einer schimpflichen Behandlung sich nicht aussetzen könne, sogleich heimlich nach England zu gehen und ich möge ihm, da ich in dem Lande bekannt sei, Empfehlungen dahin geben. Ich suchte York zu beruhigen, aber die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen und nur mit Mühe erlangte ich Aufschub bis dahin, daß ich mit Stein wieder gesprochen hatte. Nach Verlauf von etwa einer Stunde fand ich Stein zwar immer noch aufgeregt, aber doch schon gefaßter. Ich stellte ihm die Wichtigkeit des Moments vor, wie es jetzt in unserer Hand läge, die vorhandene Schmach von unserem Vaterlande, ja von ganz Deutschland zu entfernen, wie wir jetzt berufen zu sein schienen, dem Laufe der Zeit in die Räder zu greifen und ihm eine andere Richtung zu geben, und daß dieser große Moment verloren sei, wenn nicht Jeder, der zur Erreichung desselben beitragen könne, dazu die Hand biete und wenn er jetzt bei dem beharre, was er mir und York vor einer Stunde äußerte. York könne ohne Aufforderung des Landes selbst nicht vortreten, um so weniger, da er nach den Zeitungen als formell abgesetzter General dastehe, er (Stein) habe die Stände des Landes berufen, sie erwarteten von ihm die Ansprache. Kein Diener unseres Königs könne, da sich der König noch nicht erklärt habe, die Initiative ergreifen. Er (Stein) wäre dazu als russischer Commissarius mit einem echt deutschen Herzen berufen. Stein suchte auf alle Art die von ihm gemachte Aeußerung zu recht-

*) Hiermit im offenbarsten Widerspruche steht der Inhalt eines Briefes Yorks an den General-Adjutanten des Königs, Major v. Thile, dem er damals aus Königsberg schrieb: ... „Unter diesen Umständen wurde unter russischem Einfluß ein Landtag ausgeschrieben. Um diesen Einfluß nicht auch auf die Berathschlagungen desselben einwirken und dadurch den Souverainetätsrechten des Königs zu nahe treten zu lassen, erklärte ich dem russischen Commissarius Baron v. Stein, daß ich mich sogleich von Allem zurückziehen würde, wenn er in der Versammlung erschiene.

„Herr v. Stein gab meinen Vorstellungen nach und die Sache ist nun unter meiner Einwirkung geschehen. Eine unmerkliche Spur von Officianten-Intrigue abgerechnet, habe ich alle Ursache gehabt, mit dem Geiste der Stände zufrieden zu sein. Alle sind entschlossen, der Unabhängigkeit des Königs und des Vaterlandes Gut und Blut aufzuopfern."

fertigen, das Gespräch ging hin und her, als ich aber den großen Moment und den Ruf des Vaterlandes lebhaft und mit Wärme heraushob und forderte, daß Jeder an seinem Theile seine Persönlichkeit dafür einsetze, da konnte die edle Natur in Stein nicht länger widerstehen und er erklärte sich bereit, in einem Schreiben der Versammlung den Wunsch zu äußern, daß das Land an der Befreiung des großen Vaterlandes Theil nehme. Die Zuschrift wurde sehr allgemein gefaßt, damit weder russische Forderung, noch Aufstand gegen den Willen unseres Königs durchscheine. Stein hatte sich gesträubt, als Veranlasser eines Aufgebotes aufzutreten und wollte deshalb Anfangs, daß York vortrete, und glaubte, dies als Folge von dessen Capitulation betrachten zu können. Stein kannte den damaligen zerrütteten Zustand der russischen Armee und sah voraus, daß wenn Preußen nicht mit Rußland gegen Napoleon ginge, Napoleon unantastbar bliebe und den, der unser Volk gegen ihn aufzuregen versucht hätte, dann Schimpf und Schande träfe. . . . . . Alle diese Umstände machten, daß es Stein einen großen Kampf kostete, auf Yorks und auf mein Verlangen einzugehen. Er war so erschüttert, daß er das kurze Schreiben an die Ständeversammlung nicht zu machen im Stande war. Er wollte, daß ich es dictirte und nun schrieb er es und schickte es ab. Es ist an den Geheimen Justiz-Rath v. Brandt gerichtet:

„Ew. Hochwohlgeboren, als dem Stellvertreter des Herrn Landhofmeisters v. Auerswald Excellenz bei der morgenden Conferenz und ständischen Versammlung, wird es aus meinem Schreiben an den Herrn Landhofmeister über diesen Gegenstand bekannt sein, daß ich diese Versammlung veranlaßt habe, um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes anheimzugeben. Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren, dies den versammelten Herren Ständen mitzutheilen, deren Anerbietungen und Vorschläge verfassungsmäßig zu leiten und solche den geordneten Behörden vorzulegen. Königsberg, den 4. Februar 1813. Stein."

Zur Ergänzung und stellenweisen Berichtigung der von Schlosser und Pertz aus Schöns „Erinnerungen" gemachten Mittheilungen fügen wir aus zuverlässiger Quelle Folgendes hinzu:

Stein erfuhr schon in Lyk durch eine Deputation der Landstände, wie bereit man wäre, das französische Joch abzuschütteln und wie sehr man sich über seine Ankunft, als Förderer der guten Sache, freue. Der Graf Lehndorf,

die Herren v. Fahrenheid und v. Plotho bezeugten ihm dies ausdrücklich. Der Kaiser Alexander ging von Lyk durch Polen nach Kalisch, Stein unmittelbar zu Schön nach Gumbinnen. Beide stimmten in ihrer Ansicht überein, daß Alles darauf ankomme, das Volk dermaßen anzuregen, daß es seine Bereitwilligkeit zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Staats offen und vor aller Welt äußere, um dadurch den König in den Stand zu setzen, das französische Joch abschütteln zu können. Stein wollte dies dadurch bewirken, daß er auf den Grund seiner russischen Vollmacht als Gewalthaber von Preußen auftrete, wodurch die Sache einen officiellen Anstrich erhalten hätte. Diesem war Schön entgegen, weil hierdurch, wie er äußerte, „das Bild des Königs, welches im Volke im vollen Leben sei, in Schatten gestellt werde und das Land und die Behörden bei der russischen Aufforderung mindestens neutral bleiben würden. Dagegen würde, wenn die Sache vom Lande selbst, ohne Bezug auf die Vollmacht, welche Stein in den Händen habe und abgesehen von den Behörden, ausginge, bei der Stimmung, welche im Lande vorherrsche, dieselbe unbedenklich gelingen."

Stein bezeugte Anfangs geringes Vertrauen zu Schöns Vorschlage; er überzeugte sich aber bald, daß dies der einzige Weg sei, welcher zum Ziele führe, und war es zufrieden, daß Schön von seiner russischen Vollmacht gar keine Kenntniß nahm. Er reiste mit dem Vorhaben nach Königsberg ab, den Director des ständischen Comités, den Grafen Dohna, und den Ober-Präsidenten und Landhofmeister v. Auerswald, als Königlichen Commissarius in allen landständischen Angelegenheiten, zu veranlassen, daß angeblich wegen der militairischen Besetzung des Landes durch russische Truppen eine, in der Form unserer Landtage gewählte, ständische General-Versammlung ausgeschrieben werde.

In Königsberg wurde Stein mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen, selbst York schloß mit ihm seinen Frieden und erklärte sich bereit, Steins Vorhaben zu fördern und zu unterstützen. Sei es nun, daß für Stein bei seinem heftigen Temperamente die Sache nicht bereitwillig genug aufgenommen wurde, oder daß ihn irgend ein anderer Umstand aufregte, er trat jetzt mit seiner russischen Vollmacht hervor und soll, wie Dohna, Auerswald und York bezeugten, Forderungen gemacht haben, deren Erfüllung, ohne Verletzung der Königlichen Prärogative, diesen Männern nicht möglich schien, so daß sie, bei dem besten Willen für Steins Vorhaben, dennoch dessen Wege als der guten

Sache hinderlich betrachteten. Jetzt richtete Stein an Schön die Einladung: nach Königsberg zu kommen und die Leitung des Landtages zu übernehmen. Schön ging zwar nach Königsberg, lehnte jedoch den ihm angetragenen Vorsitz ab. Er machte Stein bemerklich, daß, wenn er (Schön) als Königlicher Commissarius auf dem Landtage erschiene, er hierdurch die Vollmacht, welche der Landhofmeister und dessen Stellvertreter unmittelbar von dem Könige hätten, vernichten würde; mehrere der Landstände würden ihm die Anerkennung versagen, wenn er ohne Königliche Vollmacht erschiene. Wollte er als Landstand auftreten, um die Verhandlung zu leiten, so wäre er theils kein gewählter Abgeordneter, theils verletzte er dadurch das Verhältniß des ständischen Comités, namentlich das des dirigirenden Vorstehers desselben, ohne allen Grund. Stein erkannte die Bedenken Schöns als begründet an und nahm sein Verlangen, daß dieser die Leitung des Landtags übernehmen solle, zurück. — Der Landhofmeister hatte wegen Krankheit seinen Stellvertreter, den Geheimen Rath v. Brandt, ersucht, seine Stelle als Königlicher Commissarius bei der Versammlung einzunehmen. Die Sache war so in der besten Lage. Brandt war ein neutraler Mann und zur Leitung der Sache selbst war der Director des ständischen Comités, der Graf Dohna, berufen, welcher nicht allein den damaligen Stand der Dinge klar sah, sondern auch mit Stein, York und mit Schön über die Art, wie die Sache zu führen sei, ganz einverstanden war. Am Tage vor der Eröffnung der Versammlung aber verlangte Stein wider alles Erwarten, daß der General York die Leitung der Versammlung übernehme. Dies wäre nun dem, was beabsichtiget wurde, noch mehr entgegen gewesen, als wenn Schön den Vorsitz übernommen. Die Versammlung war auf Steins, als des russischen Bevollmächtigten, Verlangen ausgeschrieben, York konnte nicht als dessen Stellvertreter auftreten und dadurch seinen Standpunkt als preußischer General-Gouverneur verleugnen. Er erklärte sich zwar bereit, den Ständen seine Meinung mitzutheilen, allein zur Leitung der Verhandlungen war er weder berechtigt, noch geeignet. Da trat jene Scene leidenschaftlicher Aufregung ein, nach welcher York das Zimmer plötzlich verließ. Hierauf theilte Stein seinen Wunsch dem Königlichen Commissarius Geheimen Rath v. Brandt schriftlich mit und so ging die Sache ihren guten Gang.*)

*) Vorstehende, so wie noch einige andere, an den betreffenden Stellen eingeschaltete Berichtigungen gingen dem Verfasser nach dem Erscheinen der vorigen Ausgabe, begleitet

Minder bedenklich als der Landhofmeister und die Präsidenten der Regierungen zeigten sich die Landräthe und Magistrate. Die Wahlen der Landtags-Deputirten wurden nicht weiter beanstandet. „Nicht der König hatte geladen; es mußte Jedem vor die Seele treten, daß es eine höhere Treue gebe, als die des bloßen Gehorsams und daß diese jetzt zu bewähren sei. Dem russischen Rufe folgend, mußte man nur um so mehr im rechten preußischen Geiste zu handeln wissen."

Nach der auf Steins Veranlassung durch den Landhofmeister erlassenen Einberufung fand die Eröffnung der ständischen Versammlung Freitag den 5. Februar in früher Vormittagsstunde in dem Saale des landschaftlichen Ständehauses zu Königsberg durch den Geheimen Justiz-Rath v. Brandt Statt. Es waren in

---

von einer Zuschrift des Herrn v. Schön aus Preußisch-Arnau, den 8. Januar 1854 zu, in welcher der greise Staatsmann, der uns über woher? und wohin? beherzigenswerthe Enthüllungen gemacht, schreibt:

„Das Werk, welches Ew. Wohlgeboren unter dem Titel „Neuere und neueste Preußische Geschichte" herausgegeben, ist die wichtigste historische Schrift für die große Zeit unseres Staats vom Jahre 1806 ab. Sie enthält Schriftstücke und Notizen über Ereignisse, bei welchen ich zum Theil selbst thätig war und von denen es mir unbegreiflich ist, wie Sie dazu haben gelangen können.

„Bei diesem Anerkenntniß der Wichtigkeit Ihres Werkes ist es Pflicht für Jedermann, da, wo die Dinge sich anders gestaltet haben, als sie Ihnen erschienen sind, den damaligen wahren Stand der Dinge Ihnen mitzutheilen."

Es folgen nun die, bei gegenwärtiger Umarbeitung in den Text aufgenommenen Berichtigungen.

Gegen die Anschuldigung, als habe er durch die nach Steins Tode der Oeffentlichkeit übergebenen „Erinnerungen" dem Verdienste dieses großen Mannes um das Vaterland zu nahe treten wollen, legt Herr v. Schön in entschiedener Weise Verwahrung ein.

„Wenige Menschen," so schreibt er, „haben Stein, besonders in seinem öffentlichen Leben, so genau gekannt, als ich ihn gekannt habe und bis an sein Ende sind wir nicht allein in nahen, sondern in freundschaftlichen Verhältnissen geblieben, wie dies die Stiftung in Marienburg bezeugt.

„Meiner Ueberzeugung nach stand Stein so hoch, daß Vollkommenheiten ihm nicht angedichtet und Mängel und Schwächen nicht verschwiegen werden dürfen. Er war trotz dieser Mängel und trotz dieser Schwächen nicht allein ein brillanter Geist, sondern auch ein großer Mann!

„Er lebte, wie ich ihm vor Anderen bezeugen kann, unbedingt der Idee des Vaterlandes und vor einem solchen Manne wird jeder Ehrenmann sich gern beugen. Tausendmal und mehr als tausendmal habe ich es erklärt und auch an Pertz geschrieben, daß Deutschland Stein ein Ehrenstandbild, größer als das des h. Borromäus setzen müsse; denn ohne Stein würde Deutschland im Jahre 1813 in eine russische Provinz und eine französische Präfectur getheilt worden sein." —

dieser Versammlung acht Kreise Ostpreußens, drei Lithauens, und zwei Westpreußens diesseit der Weichsel vertreten. Von den adligen Gutsbesitzern waren 23, von den Städten 18, von den freien Bauern oder sogenannten Köllmern 13 Abgeordnete erschienen; nicht um Privilegien und Vorrechte des einzelnen Standes, des Kreises, der Stadt handelte es sich, die Anwesenden waren von gleicher Gesinnung, von wahrhafter Vaterlandsliebe beseelt, sie erkannten, daß sie, so lange sich der König noch unter französischem Gebot befinde, die Ehre, die Freiheit und die Gerechtsame der Nation zu vertreten hätten.

Herr v. Brandt theilte das, an ihn unter dem 4. Februar von dem kaiserlich russischen Bevollmächtigten gerichtete, Schreiben mit, in welchem Stein erklärt: „diese Versammlung veranlaßt zu haben, um der Deliberation der Herren Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes anheim zu geben." Nach kurzer Berathung erklärte die Versammlung in Betreff dieses Hauptpunktes: sie gehe von dem Gesichtspunkte aus, daß ihre Berathungen nur dann auf einen richtigen und bestimmten Zweck gerichtet werden könnten, wenn solche von derjenigen Militairbehörde geleitet würden, der sowohl die Gesinnung des Königs, als die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt seien. Es wurde hierauf eine Deputation, bestehend aus dem so eben zum ständischen Präsidenten erwählten Grafen A. Dohna, dem Ober-Bürgermeister von Königsberg, Heidemann, dem Grafen Lehndorf-Steinort und dem Herrn Kiß, gewählt, welche sich zu dem General-Gouverneur v. York begeben und denselben ersuchen sollte, seine Vorschläge oder Forderungen den Ständen durch einen schriftlichen Aufsatz bekannt zu machen. York erklärte der Deputation, daß er kein Freund der Schreiberei und Correspondenz sei und es vorzöge, sich persönlich in die Versammlung zu begeben und den hochachtbaren Herren Ständen mit wenigen Worten zu sagen, worauf es ihm anzukommen scheine. Er schnallte sofort seinen Säbel um und begab sich mit der Deputation in die Versammlung. Alle erhoben sich bei dem Eintritt des tapfern Generals. „Meine Herren Stände und Vertreter der Nation," redete er sie an, „als General-Gouverneur Preußens und als treuster Unterthan Sr. Majestät des Königs trete ich in Ihre Mitte, um Ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, Sie aufzufordern, meine Vorschläge zur Bewaffnung des Landes und zur Verstärkung der Armee auf das Kräftigste zu unterstützen. Da die Verbindung mit dem Könige gehemmt ist, kann ich nur

nach den Umständen und Kraft der, mir als General-Gouverneur ertheilten, Autorität handeln; Kraft derselben werde ich, wie bisher so auch ferner, im Namen Sr. Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortlichkeit für alle meine Schritte handeln. Meine Pläne und Vorschläge kann ich der gesammten großen Versammlung nicht bis ins Einzelne vorlegen; daher wünsche ich, daß ein Comité gewählt werde, meine Vorschläge anzuhören, Bemerkungen hinzuzufügen und dann so discutirt der Versammlung vorzutragen." Er sprach hierauf in eindringlicher Rede von dem, worauf es jetzt ankomme, um das Vaterland aus Erniedrigung und Schmach wieder zu Ehren zu bringen. „Ich hoffe," so schloß er, „die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Theilnahme Aller; ist die Uebermacht zu groß, nun so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen!" Ein lauter, jubelnder Zuruf: „Hoch lebe York! York für immer!" ertönte, als er seine Rede geschlossen und mit freundlich ernstem Gruße den Saal verließ. Da das Hurrahrufen kein Ende nehmen wollte, wandte er sich an der Thür noch einmal um: „auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!" rief er der, für einen Augenblick schweigenden, Versammlung zu, welche darauf in einen noch lauteren Jubel ausbrach. — „Wir Alle," riefen die mannhaften Vertreter des Volks, „werden dir folgen! Alles muß zu den Waffen greifen, Alt und Jung, Weib und Kind!" Die Aufregung machte nöthig, die fernere Berathung und Verhandlung bis zur nächsten Sitzung zu vertagen.

Am Abend versammelte sich ein für die Angelegenheiten der Landesbewaffnung erwähltes ständisches Comité bei York, um dessen speciellere Anträge entgegen zu nehmen. Der General erklärte, daß er mit Rücksicht darauf, daß die Provinz — mit etwa 1 Million Einwohnern — bereits an sein und das Bülowsche Corps 30,000 Mann Ersatzmannschaft und Krümper abgegeben, nur noch die Aufbringung von 20,000 Mann Landwehr und 10,000 Mann Reserven verlangen werde.

Von Stein dazu aufgefordert, hatte der Präsident des ständischen Comités Graf Alexander Dohna die damals in russischen Diensten stehenden Oberst-Lieutenant v. Clausewitz, General v. Dörnberg und Major Graf Friedrich Dohna zur Berathung über die allgemeine Volksbewaffnung hinzugezogen.

Clausewitz hatte bereits 1811 dem Könige den Entwurf zu einer allgemeinen preußischen und deutschen Volkserhebung und Landesbewaffnung nach

spanischer und tyrolischer Weise vorgelegt, welche der König mit eigenhändigen, theils gutheißenden, theils mißbilligenden Randbemerkungen versehen hatte. Die Freunde drangen in Clausewitz, jenen Entwurf dem gegenwärtigen Bedürfniß der Provinz gemäß abzuändern und mitzutheilen, wozu er sich nach Beseitigung einigen Einwandes bereitwillig finden ließ und, vertraut mit den Ansichten Scharnhorsts, einen Entwurf: „das Wesentlichste in der Organisation eines Landsturms und einer Miliz" überschrieben, vorlegte. Da Clausewitz mit dem russischen General Sievers nach Pillau abreiste, um die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Festung zu führen, übernahm es der Graf Alexander Dohna nach Anleitung des Entwurfs von Clausewitz, eine „Verordnung über Landwehr und Landsturm" aufzusetzen, welche, nachdem sie die Billigung Steins und Yorks erhalten hatte, in dem ständischen Comité berathen, den versammelten Ständen in der nächsten Sitzung vorgelegt, von diesen genehmigt und in Gesetzesform bekannt gemacht wurde. Diese Verordnung bestimmte, daß ein jeder Preuße, ohne Unterschied des Standes und der Religion, vom 18. bis 45. Jahre der Landwehr zugehöre. Da ein jeder Mann von Ehre an dieser Landwehr Antheil nehmen und sich nicht ausschließen lassen werde, wurde zuvörderst die freiwillige Gestellung gestattet, danach erst sollte, was noch an der, dem District zugeschriebenen, Zahl fehle, durch das Loos aus den übrigen Pflichtigen ergänzt werden. Um diese großen Organisationen schleunigst und mit möglichster Energie zu betreiben, soll eine eigene, überwiegend ständische Behörde, die General-Commission, aus sieben Ständemitgliedern bestehend, mit den ausgedehntesten Vollmachten und ohne Concurrenz der vorhandenen Verwaltungs-Behörden das Weitere leiten, fünf Special-Commissionen, von den Ständen des betreffenden Districts gewählt, unter derselben je die Herstellung einer Landwehr-Brigade zu vier Bataillonen beschaffen; die General-Commission wird die Befehlshaber der Brigaden dem Könige oder dessen Stellvertreter (gegenwärtig York) zur Ernennung vorschlagen, die Special-Commission die Bataillonsführer und die übrigen Officiere der General-Commission zur Genehmigung präsentiren u. s. w.

Nachdem in der zweiten Stände-Versammlung, Sonntag, den 7. Februar, die Landwehr-Angelegenheit besprochen und geordnet worden war, machte Herr v. Brandt, worauf in der ersten Sitzung angetragen worden war, Mittheilung von der dem Staatsminister v. Stein vom Kaiser von Rußland ertheilten Vollmacht.

Es gereicht jener Versammlung zum Ruhme, daß sich das patriotische

Gefühl dadurch tief verletzt fühlte, unter das Gebot einer russischen Vollmacht gestellt zu sein, und unverholen sprach man sich gegen die Fassung des ersten Protokolls aus, nach welcher es den Anschein gewinne, als ob die Stände nur auf Befehl des Kaisers von Rußland die Anstrengungen des Landes übernähmen. Der Präsident Graf A. Dohna nahm vermittelnd das Wort: „die bisherige Verhandlung," sagte er, „hat bewiesen, daß der Kaiser loyal genug gedacht, um es der Provinz allein zu überlassen, was sie für möglich hält, zum Besten des Königs und des Vaterlandes zu thun. Eben dieser Gedanke wurde von den Ständen aufgefaßt und nur deshalb sind wir mit Freuden auf diese Sache eingegangen und haben uns gern an des Herrn General-Lieutenant von York Excellenz gewandt, als den Stellvertreter des Königs in Militairsachen, den treuesten Diener Sr. Majestät und heiligsten Verehrer des Vaterlandes. In diesem Geiste unerschütterlicher Treue und patriotischer Gesinnung wurden die bisherigen Beschlüsse gefaßt, werden alle künftigen Handlungen geleitet und vollführt werden. Wir halten uns an die Versicherung des Generals York, daß er als treuester Diener des Königs und in dessen Namen handle, weshalb wir eine Mißbilligung des Königs nicht zu fürchten haben." Dohna verhehlte der Versammlung die Gefahr nicht, die für die Vertreter der Nation eine Beschlußnahme über die allgemeine Volksbewaffnung habe; die französischen Heere ständen nahe, hielten Danzig und die Oderfestungen besetzt, die russischen seien so geschwächt, daß fürs Erste auf einen kräftigen Beistand von dieser Seite nicht gerechnet werden dürfe. „Werden," so schloß der Redner, „unsere Wünsche nicht erfüllt, oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein Alles, was wir haben, sondern werden mit Allen, die uns nahe stehen, vertrieben und verfolgt. Wir aber schrecken vor keinem Bedenken, vor keiner Gefahr zurück. Gott ist mit uns. Gott und dem Könige treu darf uns nichts zurückhalten, mit freudigem Muthe, was York in des Königs Namen von uns fordert, zum Opfer zu bringen. Gott erhalte den König! Es lebe der König!" Voller Begeisterung und Hingebung stimmte die Versammlung in das dem Könige gebrachte Lebehoch ein.

Die versammelten Landstände als Vertreter der Nation hatten durch die Beschlüsse der ersten beiden Sitzungen die Sache Yorks vollständig zu der ihrigen gemacht, indem sie ihn, den abgesetzten, dem Kriegsgericht verfallenen General, als den wahren Stellvertreter des Königs in Ost- und Westpreußen und in Lithauen anerkannten.

Es ward für nothwendig erachtet, sich hierüber bei dem Könige zu rechtfertigen und deshalb beschlossen, durch den Grafen L. Dohna ein ehrfurchtsvolles Schreiben an Se. Majestät zu befördern, worin hervorgehoben würde: „daß bei den jetzigen Conjuncturen die augenblickliche Festsetzung durch den König nachzusuchen nicht möglich, dagegen wegen dringender Gefahr keine Zeit zu verlieren gewesen sei." Nochmals kam man auf die kaiserlich russische Vollmacht zurück und auf die Frage: ob dieselbe zu den Acten zu nehmen sei? entgegnete der Vorsitzende, „daß es derselben nicht bedürfe, da die Versammlung ihre Berathungen unter der Autorität Yorks gehalten habe." Dem Antrage: „die russische Vollmacht von den Acten zu removiren," wurde nicht Folge gegeben und dieselbe in deutscher Uebersetzung, wie sie v. Brandt vorgelesen, als ein wesentlich zu den landständischen Verhandlungen gehörendes Schriftstück aufbewahrt.

Stein hatte somit Alles erreicht, was ihn nach Königsberg geführt und wozu ihn die Vollmacht des Kaisers ermächtigt hatte. Die Vertreter der Nation waren in verfassungsmäßiger Weise — mit Ausnahme der Berufung durch den König — gewählt und versammelt worden; die Verordnung zur allgemeinen Volksbewaffnung, zur Errichtung von Landwehr und Landsturm war vorbereitet, um sofort in Kraft zu treten; der Abfall Yorks vom Napoleonischen Adler war von den Repräsentanten der Nation anerkannt und ihm Vollmacht und Mittel bewilligt worden, um das Werk, das er kühn begonnen, kräftig durchzuführen. Außerdem hatte Stein durch die Aufhebung der Continentalsperre, durch die Regelung der Armeelieferungen und Feststellung des Werthes russischer Münze und Papiergeldes im Verkehr der Provinz Hülfsquellen eröffnet und Erleichterung schwerer Lasten verschafft. Unbeirrt durch das schroffe Entgegentreten einzelner hochgestellter preußischer Beamten und durch das, von ihm mit Nachsicht und Anerkennung geschonte, National- und Selbstgefühl der Vertreter der Nation, hatte Stein während seiner funfzehntägigen Anwesenheit in Königsberg dem Kriege gegen Frankreich einen festen Standpunkt, der Volkserhebung eine Physiognomie gegeben. Am 7. Februar verließ er Königsberg, um sich in das Hauptquartier des Kaisers zu begeben, der seiner bedurfte, um das noch immer unter dem Einflusse französischer Bedrohung unschlüssige Hardenbergische Cabinet zum offnen Bruch mit Napoleon zu drängen.

In der dritten Sitzung am 8. Februar theilte der Vorsitzende nachstehendes, „An die zu Königsberg versammelten ständischen Deputirten" gerichtete, Schreiben

des Generals York mit: „Erhaben und der Achtung der Nachwelt würdig, spricht sich in diesem hochwichtigen Moment im Königreich Preußen der Geist der Liebe und Treue gegen Monarch und Vaterland durch die Repräsentation der Nation aus. Bereit kein Opfer zu scheuen, wodurch dem Vaterlande seine Selbstständigkeit, das Palladium der Privatwohlfahrt, wiedergewonnen werden kann, sehe ich mich nicht allein kräftig unterstützt in meinem Wirken, sondern erhalte auch noch Anerbietungen, welche das Gepräge des reinsten Patriotismus, der edelsten Selbstverleugnung tragen. Wie sollte nun mein Vertrauen zu einer Nation, die, des Ruhmes und Glückes ihrer Väter eingedenk, Alles daran zu setzen fest entschlossen ist, jenen von Neuem zu befestigen, dieses von Neuem zu gewinnen, die den erhabenen Beruf erkannt, Deutschland und Europa das erste Beispiel wahrer Vaterlandsliebe durch Thaten zur Nachahmung aufzustellen, einen Augenblick wanken?

„In diesem Vertrauen, mit dem vollen Glauben an Wille und Kraft, eröffne ich daher den edlen und hochgeehrten Deputirten der Stände die Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden Mittel, die benöthigte Cavallerie zu bilden. Ich übergebe ihren weisen Berathungen zum weiteren Vortrage den Entwurf zur Formation eines Regiments preußischer National-Cavallerie aus den freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes und erfreue mich des Glaubens, daß dies eine Gelegenheit darbieten wird, wo auch weniger Bemittelte Beweise der Treue und Liebe zu König und Verfassung an dem Altar des Vaterlandes als Opfer niederlegen können." Der General schlägt vor, ein preußisches National-Cavallerie-Regiment, 1000 Pferde stark, zu bilden; ein Jeder, der hinzutritt, bringt ein gutes Husarenpferd nebst Sattel und Zeug mit. „Sobald sich nun" — heißt es weiter — „der Wille der Bewohner von Preußens sonst glücklichen und gesegneten Fluren durch das Organ ihrer Repräsentanten ausgesprochen hat, behalte ich mir vor, das Nähere wegen Zeit und Art der Formation und alle übrigen nöthigen Bestimmungen bekannt zu machen.

„Mit hoher Achtung wird die Mit- und Nachwelt, mit freudigem Herzen ob der Liebe und Treue der Monarch auf uns blicken, mit erhabenem Gefühl über das Vertrauen der edlen Preußen werde ich alles dasjenige erkennen, was die reinsten Motive zu leisten vermögen und die Hochherzigkeit, wodurch sich Preußens Bewohner von jeher so ruhmwürdig auszeichneten. v. York."

Mit bereitwilligstem Entgegenkommen wurde diese Botschaft von den Repräsentanten aufgenommen und wir werden in der Geschichte des Befreiungs-

krieges darauf zurückkommen, wie bei der Bildung der Landwehr und der freiwilligen Jägerdetachements das Vorangehen der Provinz Preußen auf die Entschließungen des Königs in Breslau vom größten Einfluß war.

Mit der Abfassung der Adresse an den König war der Oberbürgermeister Heidemann beauftragt worden; er legte sie in der heutigen Sitzung vor, sie wurde dem Comité überwiesen und erhielt in der Schlußsitzung am 9. Februar die Genehmhaltung der Versammlung; sie lautet:

„Allerdurchlauchtigster u. s. w.

„Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, das sind die Tugenden, welche jeder Preuße von zarter Kindheit an sich zueignet, stets in treuem Herzen nährt und nie, auch nicht in den schwersten Drangsalen, verleugnet.

„Mit diesen heiligen Gesinnungen versammelten wir uns im Auftrage der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen vom rechten Weichselufer und Lithauen in gesetzlicher Form, um zu berathen, welches Opfer wir Euer Königl. Majestät und dem theuren Vaterlande bringen könnten, um in der jetzigen Lage der Dinge unsere Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland nicht in Worten zu zeigen, sondern in Thaten übergehen zu lassen.

„Wir wandten uns an Ew. Königl. Majestät höchsten Stellvertreter im Militair, den hochverehrten General-Lieutenant von York, den wärmsten Vertheidiger des Vaterlandes. Gern und willig schlug er uns die Mittel vor, dem Vaterlande zu nützen und unter diesen die Errichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und Vertheidigung des Landes.

„Wir können uns mit edlem Stolze rühmen, daß heiliger Eifer für die gute Sache, treue Ergebenheit gegen Ew. Königl. Majestät erhabene Person und reiner patriotischer Sinn für das Vaterland uns beseelen, und so übernahmen wir nicht blos, was wir nur mit der größten Anstrengung für möglich hielten, sondern vereinigten uns auch mit dem hochverehrten General-Lieutenant v. York in Hinsicht des uns vorgelegten Entwurfes zur Organisation einer Landwehr. Seinen Händen haben wir diesen Entwurf anvertraut, daß er durch ihn Ew. Königl. Majestät hoher Bestimmung übergeben werde. Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir; nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbstständigkeit unsers theuren Vaterlandes kämpfend siegen oder sterben!" (Folgen die Unterschriften.) Mit der Ueberbringung der Adresse an den König wurde der Graf Ludwig

Dohna beauftragt. Auf Veranlassung Yorks beschloß die Ständeversammlung in dieser letzten Sitzung an den König ein Gesuch um Aufhebung und Einverleibung der Gensdarmerie mit ihren Fonds in die Landwehr. „Ew. Königl. Majestät," heißt es in dem Gesuch, „gaben durch das Gesetz vom 30. Juli 1812 dem Lande zu einer Zeit, als zügellose Menschen unsere Provinz durchzogen, eine Gensdarmerie. Jetzt, da Ruhe und Ordnung hergestellt ist, so wie in Zeiten des Friedens, gewährt sie uns nicht nur keinen Nutzen, sondern wird durch manches Eingreifen in die gewohnten Formen lästig und schädlich. Mag ein Regent, der seinen Thron für schwankend hält, der Gensdarmerie bedürfen. Ein Vater seines Volks, den Liebe, Treue und Gehorsam umgeben, kann ihrer entbehren."

Graf A. Dohna entließ als Vorsitzender die versammelten Stände mit einer Rede, worin er denselben für ihre Theilnahme an den Verhandlungen, für den dabei ausgesprochenen Geist der anhänglichsten Treue an den tiefverehrten Landesvater und den hochherzigen Entschluß, Gut und Blut für König und Vaterland aufzuopfern, seine Anerkennung und Dank aussprach. —

Während Steins Anwesenheit in Königsberg war Auerswald verschnupft geblieben, jedoch hielt er täglich mit seinem Stellvertreter Herrn v. Brandt und mit dem Präsidenten der Versammlung, dem Grafen A. Dohna, Besprechungen, oder ließ sich schriftlichen Bericht erstatten. Der Geh. Justizrath folgte den Verhandlungen und dem Einflusse, welche Yorks Rede und Anträge auf dieselbe machten, nicht ohne Besorgniß, wie dies allerhöchsten Ortes aufgenommen werden möchte. Bei Uebersendung des Protokolls vom 8. Februar an Auerswald schreibt er diesem: „Wenn schon in dem heutigen Protokoll einige Ausdrücke nicht zurückgenommen werden wollen, die auf ein Compromiß auf unbekannte Gegenstände deuten könnten, so werden Ew. Excellenz ꝛc." Daß hier auf das allerdings inhaltschwere Wort Yorks in seiner Rede vom 5. Februar, „daß er, so wie bisher, ferner handeln werde," angespielt wird, ist außer Zweifel. Auerswald blieb zwar in freundschaftlichster Gemeinschaft mit York, allein mit dem Princip einer allgemeinen Volksbewaffnung, wie das Aufgebot der Landwehr sie durchzuführen beabsichtigte, konnten sich die Männer vom grünen Tische nicht befreunden. Alle Königliche Beamte — nur die Geistlichen und Lehrer ausgenommen — sollten wehrpflichtig sein; — hierin erblickte das Büreau einen nachtheiligen Eingriff in die geordneten Dienstverhältnisse der Staatsmaschine, und daß einer, von den Ständen ernannten, General-

Commission eine Gewalt zugetheilt worden war, welche bisher nur durch Cabinetsordres und Ministerialrescripte ausgeübt wurde, war außer allem Spaß. Zwar erklärte sich York bereit, in diesen beiden, dem Oberpräsidenten anstößigen, Punkten eine mildere Praxis eintreten zu lassen; fürs Erste aber ließ er den Landwehr-Entwurf unabgeändert an den König abgehen und begleitete denselben mit folgendem Schreiben: „Ew. Königl. Majestät lege ich allerunterthänigst den Entwurf zur Bildung einer Landwehr in Preußen zu Füßen.

„Es giebt Momente im Dasein der Staaten, wie der Menschen, wo nur die Anwendung außerordentlicher Mittel die Erhaltung sichert. Ein solcher Moment ist für Ew. Majestät Staat der gegenwärtige, ein solches Mittel sind die Landwehr und der Landsturm. Der reinste Patriotismus, die treueste Anhänglichkeit an Ew. Königl. Majestät, der bewußte Glaube, daß mit des Vaterlandes Selbstständigkeit nur das Glück auf dem Thron und in der niedrigsten Hütte bestehen kann, hat Ew. Königl. Majestät Provinzen diesseit der Weichsel (rechtes Ufer), allen übrigen zum Vorbilde, vermocht auszusprechen, was Liebe und Treue willig zu leisten geneigt sind. In Aller Herzen glüht dies edle, einer durch Großthaten berühmten und sich achtenden Nation inwohnende Feuer, und in den Herzen der Männer, welche thätig hier wirken, daneben Reinheit der Absicht und des Willens. Ohne Besorgniß Ew. Königl. Majestät Mißfallens habe ich daher, als Dero Stellvertreter in hiesigen Provinzen, unter den vorwaltenden Umständen bei Ew. Königl. Majestät Entfernung von diesen Gegenden die Erzeugnisse der Liebe und Treue gegen Allerhöchstdieselben aufgenommen und lege hiermit das Resultat davon Ew. Königl. Majestät ehrerbietigst zu Füßen. Ich habe um so mehr geglaubt, an die Spitze aller Verhandlungen treten zu müssen, um jeden fremden Einfluß, sei er auch ein befreundeter, zu entfernen, der Würde Ew. Königl. Majestät und eines unabhängigen Staates angemessen.

„Der ehemalige Minister v. Stein, ein Mann, der Sache Preußens und Deutschlands warm ergeben, erschien hier und berief durch den Landhofmeister v. Auerswald mit Vollmacht Sr. Majestät des Kaisers von Rußland eine landständische Versammlung zusammen, deren Berathungen die zweckmäßigste Landesvertheidigung zum Gegenstande haben sollten. Die Treue eines jeden Unterthans an Ew. Königl. Majestät Person und Allerhöchstihre erhabene Dynastie hatte alle Gemüther entflammt, und zu jedem Opfer bereit würde sich der Patriotismus an die, wenngleich durch die Aeußerungen des erhabenen Monarchen

Rußlands als befreundet erkannte, dennoch fremde Autorität angeschlossen haben. Da fühlte ich mit Männern von Einsicht und Vaterlandsliebe gleichzeitig das Bedürfniß, im Namen Ew. Königl. Majestät diese erhabene Willensäußerung der Menge aufzunehmen und zu leiten, und trat als treuester Unterthan meines innigst verehrten Königs an die Spitze der landständischen Versammlung, welche nur ihrem Monarchen und sich selbst mit Beistand seines kaiserlichen Freundes zu verdanken wünschte, was das höchste aller öffentlichen Güter ist, Selbstständigkeit. Ew. Königl. Majestät werden hierin den edlen Stolz Ihrer Nation erkennen, der Monarch Rußlands achtet ihn, da der Sinn fürs Edle und Große ihn belebt. Was daher zu gleichem Zwecke unter fremdem Einflusse geschehen wäre, geschah nun in dem Vertrauen Ew. Königl. Majestät Billigung und zu des Vaterlandes eigener Kraft.

„Die landständische Versammlung, aus allen Ständen gebildet, da das Interesse Aller zusammenfloß, constituirte sich und meinerseits geschahen im Namen Ew. Majestät die Vorschläge. Eine General-Commission, der Verfassung angemessen, wurde gewählt, als Präsident derselben der würdige ehemalige Minister Graf von Dohna, und sie war das Organ, durch welches die Versammlung mit mir und ich mit ihr im Namen Ew. Königl. Majestät verhandelte. Auch nicht Ein Widerspruch, sobald von darzubringenden Opfern die Rede war, hat diesen schönen Verein Ew. Königl. Majestät getreuer Unterthanen getrübt, so schwer auch der Druck der Ereignisse der letzteren Zeit von diesen Provinzen empfunden wird. Mit gerührtem Herzen sage ich es Ew. Königl. Majestät, mit gerührtem Herzen werden es Ew. Königl. Majestät erfahren: unerschütterlich ist die Liebe und Treue der Preußen zu ihrem verehrten Monarchen. Erlauben Sie, Allergnädigster König, nun auf einige Punkte jenes Entwurfes näher einzugehen, um Einwürfen, welche Egoismus und Parteisucht, die aus allen Gemüthern in diesem hochwichtigen Moment der Genius Preußens entfernen möge, machen dürfte, zu begegnen. Einer der vorzüglichsten ist die Anspruchnahme aller Officianten, welche ihr Alter in die Klasse der Landwehrmänner stellt. Der sehr wahre Grundsatz, daß das allgemeine Interesse auch mit Recht die Kräfte Aller in Anspruch nehmen darf, würde allein schon der Meinung, die Officianten von der Theilnahme an der Landwehr auszunehmen, begegnen; indeß ist noch besonders zu bemerken, daß diese Ausnahme den guten Geist schwächen und eine Mißstimmung hervorbringen würde. Der Offi-

ciant ist gerade derjenige im Staat, welcher die wenigsten Opfer bei allgemeiner Bedrängniß bringt und stets im mehrsten Vortheil bleibt. Er wird allgemein als eine ohnehin begünstigte Person betrachtet. Ihn ausnehmen von den Opfern, die der Gutsbesitzer, der nahrungtreibende Bürger, der seinen Unterhalt sauer erwerbende Landmann dadurch bringen muß, daß er Familie, Erwerb und Eigenthum verläßt, um den Feind des Vaterlandes zu bekämpfen, würde mit Recht eine Unzufriedenheit erwecken und den guten Geist schwächen, ohne den nichts Großes geschehen kann und je geschehen wird. Allein die Administration des Landes muß leiden, wird man vielleicht sagen, sobald Officianten von ihren Posten entfernt werden. Dagegen ist zuvörderst zu bemerken, daß ohnehin alle Officianten über 45 Jahr und daher die Mehrzahl an und für sich selbst ausgenommen sind. Demnächst, daß durch die Verpflichtung, mit ihren übrigen Mitbürgern zu loosen, doch nur wahrscheinlich ein kleiner Theil den ehrenvollen Beruf theilen dürfte, die Vertheidigung Ew. Königl. Majestät Thron und des Vaterlandes zu übernehmen. Ferner, daß die Lage vieler Officianten es ihnen möglich macht, einen Stellvertreter zu stellen, indem viele nur einen Bedienten weniger zu halten brauchen, und so die Verminderung ihrer Bequemlichkeit als einziges Opfer für die erhabene Sache darbringen; daß noch der Ausweg zu treffen bleibt, die Officianten in die Reserve zu stellen, und endlich, daß die Festsetzungen gestatten, Ew. Königl. Majestät Ausnahmen zur Bestätigung vorzulegen, wenn wegen Unentbehrlichkeit des Staatsdieners die Verwaltung gefährdet werden sollte. Nichts würde dem guten Geiste gefährlicher sein, als die Ausnahme der Officianten von den allgemeinen Verpflichtungen, und ich beschwöre Ew. Königl. Majestät, den Vorstellungen dafür kein Gehör zu geben.

„Nicht weniger bestritten dürfte die Festsetzung werden, daß der General-Commission die Befugniß zugestanden werden soll, in allen auf ihre Bestimmung Bezug habenden Gegenständen Verfügungen an die Verwaltungsbeamten und Landeseingesessenen zu erlassen, welche Verfügungen pünktlichst und schleunigst befolgt werden müssen, widrigenfalls sie ermächtigt sein soll, jeden Verwaltungsbeamten vom Dienst zu suspendiren.

„Auf den ersten Anblick scheint diese Bestimmung in die Rechte einzugreifen, welche die Nation nur gern allein in den Händen Ew. Königl. Majestät sieht. Mit dem ergebensten Herzen aber und dem Muthe, der nur den treuen Diener beseelt, sage ich Ew. Königl. Majestät, daß außerordentliche Lagen

auch außerordentliche Mittel erheischen. In dieser Ueberzeugung haben Ew. Königl. Majestät meinen Händen schon früher eine Vollmacht anvertraut, welche mir einen Theil Allerhöchstihrer Königl. Gewalt in besonderen Fällen übertrug. Mit Rührung habe ich den Beweis dieses Vertrauens empfangen, mit der innigsten Treue und Ergebenheit würde ich jene Rechte verwaltet haben, hätten es die Umstände erfordert. Bei weitem nicht so ausgedehnt ist jene Befugniß, welche der aus würdigen Männern bestehenden General-Commission zugestanden werden soll, um davon Gebrauch zu machen, wenn übler Wille, oder Egoismus dem erhabenen Zwecke entgegentritt. Unumgänglich nothwendig aber ist es, der General-Commission jene Befugniß beizulegen, damit ihrem Wirken Kraft und Nachdruck gegeben und der Selbstsucht und Schwäche nicht gestattet bleibt, ihr Haupt gegen das große Interesse Ew. Königl. Majestät, jedes treuen Bürgers und der Nachkommen zu erheben. Ein Monarch, wie Ew. Königl. Majestät, dessen Schild die Liebe seiner Unterthanen ist, darf nicht die Sorgen eines Despoten theilen..... Wann aber mehr, als in diesem hochwichtigen Augenblicke wäre ein vertrauensvoller Verein zwischen dem Monarchen und seinem Volke erhabener und erhebender? Laut und deutlich spricht sich die Stimme der Nation aus, des fremden Joches Erneuerung sich kräftig zu widersetzen und bereit finden Ew. Königl. Majestät in Ihren Staaten die Männer von Kraft aus allen Ständen, Alles daran zu wagen, um künftig nur allein Allerhöchstihren Willen zu vollbringen, frei von jedem fremden Einfluß."

Yorf bittet nochmals dringend, der General-Commission jene ausgedehnte Befugniß zu gestatten, welche er ihr zugetheilt, und fügt am Schlusse hinzu: „Bei der allgemeinen Ueberzeugung, daß jeder Zeitverlust gefährlich und jede Anstrengung der Nation, wenn sie gleich durch künftige Ereignisse entbehrlich werden sollte, imponirend und ihrer Würde angemessen ist, wird sich die Landwehr so weit vorbereiten, daß das Loosen, die Bekleidung und Bildung vor sich geht, die Zusammenberufung aber von Ew. Königl. Majestät weiteren Befehlen abhängen wird. Geruhen Ew. Königl. Majestät mit Gnade und gerechter Würdigung Schritte zu beurtheilen, welche Liebe und Treue dringend geboten. In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staats nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll.

„Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sich durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann diese Unabhängigkeit, nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen. Ich ersterbe 2c. York."

Diesen durchaus in Steins durchgreifender Weise abgefaßten Bericht legte York vor der Absendung an den König Auerswald, Brandt und Dohna in einer gemeinschaftlichen Berathung vor. Es kam zu sehr lebhaften Erörterungen, als York auf der ausgedehnten Gewalt der General-Commission und auf der Landwehr-Dienstpflichtigkeit der Beamten bestand. York war nicht vermögend, die Präsidenten für seine Ansicht zu stimmen, und entschloß sich, dem Schreiben an den König eine Nachschrift vom 13. Februar beizulegen, worin er auf einige „ad marginem" (am Rande) hinzugefügte Abänderungen verweist, welche er aufzunehmen keinen Anstand genommen, um nicht den guten Geist zu schwächen und zu lähmen. Die Königl. Behörden wollten sich keiner von den Ständen gewählten General-Commission unterordnen. „Diese Einsprüche der oberen Behörden," bemerkt York, „allerdings auf ihre Rechte gestützt, beweisen aber immer mehr die Nothwendigkeit eines persönlichen Stellvertreters Ew. Königl. Majestät in der Person eines Militair- und Civil-Gouverneurs in dem Sinne der mir 1811 ertheilten Vollmachten. In der Lage, in welcher sich Ew. Königl. Majestät Staat befindet und befinden wird, dürfen nicht Discussionen zwischen den Behörden den günstigen Moment zum Handeln ausfüllen, was ohnedies unausbleiblich der Fall sein wird; und Männer, des Vertrauens Ew. Königl. Majestät und der Nation würdig, werden so gestellt sein müssen, um im Namen Ew. Königl. Majestät zur Stelle zu bestimmen und jeder Maßregel Kraft und Nachdruck zu geben. Als Civilgouverneur für Preußen kann ich Ew. Königl. Majestät keinen würdigeren Mann, als den Geh. Staatsrath v. Schön vorschlagen, dessen ächt und rein patriotische Gesinnungen, von Einsicht und Kraft des Charakters unterstützt, ihn dieses Allerhöchsten Vertrauens jetzt nicht weniger, wie im Jahre 1811 würdig machen. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn jetzt wie einen ächten Preußen, der nur für Ew. Königl. Majestät Interesse lebt, kennen zu lernen."

Gegen die büreaukratischen Bedenken des Oberpräsidenten und seiner Collegen konnte York um so eher Nachsicht üben, als er sich auf der anderen Seite des guten Willens und der aufopferndsten Hingebung der gesammten Bevölkerung für versichert halten durfte, so daß die Vervollständigung seines Armeecorps,

die Errichtung eines aus Freiwilligen bestehenden National-Cavallerie-Regiments und die Bildung der Landwehr-Bataillone rasch vorschritten. „Schon ist," schreibt er den 10. Februar, „mein Corps auf 20,000 Combattanten ergänzt, ein neu zu errichtendes National-Cavallerie-Regiment von 1000 Pferden wird dazu stoßen, 13,000 Mann zu Kriegsdepots und Belagerungsbataillonen werden jetzt ausgehoben, man wird sofort zur Formirung einer besonderen Landwehr schreiten und endlich schon im Voraus einen allgemeinen Landsturm organisiren, wenn es je dem Feinde gelingen sollte, wieder über die Weichsel zu kommen."

Noch bevor die Hardenbergsche Verordnung wegen Errichtung der Detaschements freiwilliger Jäger vom 3. Februar nach Königsberg gelangt war (was erst am 14. geschah), hatte York bereits den 12. Februar nachstehende Bekanntmachung erlassen: „Die zusammengekommenen Repräsentanten der Nation haben neben der allgemeinen Landwehr auf meine Aufforderung auch noch die Errichtung eines National-Cavallerie-Regiments zur Verstärkung der Armee beschlossen. Der Herr Major v. Lehndorff, ein bekannter und geachteter Landstand Preußens, wird auf meinen Wunsch die Organisation dieses National-Regiments übernehmen und die näheren Festsetzungen zur Formation desselben öffentlich bekannt machen. Laßt uns, Mitbürger Preußens, dieses Corps als ein Beispiel für die anderen Provinzen der Monarchie aufstellen und durch vereinte kräftige Anstrengungen überhaupt ganz Europa, was jetzt seine Augen auf uns richtet, zeigen, was Liebe zum Könige und zur Unabhängigkeit des Vaterlandes auch bei uns vermag." Die Errichtung des Regimentes schritt rasch vor. Bereits am 22. Februar wurden „Festsetzungen über die Formation des preußischen National-Cavallerie-Regiments" von dem Major Grafen Lehndorff bekannt gemacht, denen er folgenden Aufruf voranstellte:

„Meine Landsleute!

„Der hochherzige Held des Vaterlandes, unser General-Gouverneur v. York, hat mich zu dem schönen Berufe erwählt, die würdigen Söhne Preußens unter dem Panier des Vaterlandes zu sammeln, sie zu einem National-Cavallerie-Regimente zu bilden und sie zu führen unter Gottes Schutz zum Kampf und Sieg für König und Vaterland, für Ehre und Nationalfreiheit, für Alles, was dem Menschen das Heiligste ist. Aus dem, den hier versammelt gewesenen Repräsentanten der Nation vorgelegten, Plane des Stellvertreters unsers Königs, des Herrn General-Lieutenants v. York, lege ich euch die

Grundzüge vor, welche derselbe zur Bildung dieses National-Corps festgesetzt hat. Hoch wünscht er es zu stellen, gewiß werden wir seine Absicht erfüllen. Durchdrungen von diesem hohen Berufe trete ich zum ersten Male unter euch, meine Brüder, und fordere euch auf zur heiligen Pflicht, die eines jeden Preußen Brust erfüllt. Gott selbst hat den Völkern ein Zeichen gegeben; vertrauensvoll folgen wir seinem Wink. Zur Errettung des Vaterlandes werden wir fechten! Dieser Gedanke erfülle stets unserer Krieger Brust und stärke unsern Arm. Im heiligen Kampfe sei unser Losungswort: Gut und Blut für König und Vaterland! Gr. Lehndorff, Major der Cavallerie."

Da einige Tage später die ebenfalls von York und den Ständen ausgegangene Verordnung wegen des Aufgebotes der Landwehr erschien, erlitt die Bildung des National-Cavallerie-Regiments einige Verzögerung, und Graf Lehndorff sah sich fast ausschließlich auf freiwillige Beiträge und freiwillige Mannschaft angewiesen. „Wenn auch," berichtet er an York, „auf dem regelmäßigen Wege das nicht geschah, was ich voraussetzte, so überstiegen die Hülfsmittel, welche ich durch freiwillige Beiträge an Geld und Pferden erhielt, meine Erwartung. Sie waren so ansehnlich, daß gegen 400 Pferde, welche auf immer dem Regimente, oder einst der Disposition Sr. Majestät verbleiben, völlig equipirt dadurch zusammen kamen; fast eben so viele Reiter wurden bekleidet und armirt, welche größtentheils, wenngleich ich sie nur freiwillig werben konnte, aus der Klasse der Nation sind, welche ohnedem für den Stand des gemeinen Soldaten gehören. Ew. Excellenz hatten mir erlaubt, solche ohne Rücksicht ihrer Cantonpflichtigkeit anzunehmen, und ich habe dadurch eine bedeutende Anzahl kraftvoller und tüchtiger Soldaten erhalten. Außerdem aber strömten von allen Seiten Freiwillige, die sich selbst equipirten, herbei. Mit rührendem Vertrauen gaben mir meine Landsleute ihre liebsten Söhne. Die Liebe der Nation zu ihrem Könige, der Geist des Augenblicks ersetzten den Ausfall der regelmäßigen Mittel, und als Ew. Excellenz befahlen, das Regiment auf den von Sr. Majestät festgesetzten Etat zu 5 Escadrons und mit 150 Pferden per Escadron zu bilden, war es bereits mit 68 Pferden überzählig."

Der Landtag hatte in die Hände der von ihm gewählten General-Commission eine weitreichende und umfassende Vollmacht gelegt, welche York durch Anerkennung und Bestätigung von seiner Seite bekräftigte. Er erließ unter dem 16. Februar „an eine Hohe General-Commission der landständischen

Versammlung" ein Schreiben, in welchem er zuvörderst Anzeige macht, „daß er mit Vergnügen das Resultat der Berathungen der Hochgeehrten landständischen Versammlung über seine Vorschläge zu Festsetzungen, die Bildung der Landwehr in den Provinzen Lithauen, Ost- und Westpreußen betreffend, erhalten habe." In Betreff der von ihm nachgegebenen Modificationen spricht er das Vertrauen aus, daß „bei Maßregeln, welche die Wohlfahrt der Gesammtheit und jedes Einzelnen so nahe betreffen, freiwillige Leistung das ebenmäßig gewähren werde, was frühere Bestimmungen als unerläßliche Pflicht feststellten. Ich habe demnach Sr. Majestät dem Könige den Entwurf in seiner ursprünglichen Form und gleichmäßig mit den erfolgten Modificationen zur Allerhöchsten Entscheidung vorgelegt. Indeß, in Erwägung des großen Nachtheils jedes Zeitverlustes bei dem Drange der Umstände, muß ich festsetzen, daß unverzüglich mit der Organisation der Landwehr bis zu einem, unten näher zu bestimmenden, Punkte vorgeschritten werden möge. Als erstes Erforderniß der Organisation bestätige ich daher, Kraft meines Amtes als General-Gouverneur der Provinzen und Stellvertreter Sr. Majestät des Königs, die mir in Folge der Wahl sämmtlicher Hochgeehrten Landstände zum Präsidenten und zu Mitgliedern der General-Commission vorgeschlagenen würdigen, des allgemeinen Zutrauens sich erfreuenden Männer, und zwar: als Präsidenten den Königlichen Staatsminister Grafen A. zu Dohna Excellenz; als Mitglieder a. von den adeligen Gutsbesitzern: Herrn v. Bardeleben, Major Grafen L. Dohna; b. von den köllmischen Gutsbesitzern: Herrn Kiß, Herrn Schmidt; c. von den großen Städten: Herrn Heidemann; d. von den kleinen Städten: Herrn Oestreich. Als Stellvertreter: 1. Oberstlieutenant Graf Kalnein. 2. Oberst Graf Dönhoff. 3. Graf Klinkowström. 4. Herrn Förster aus Memel.

„Mit Freuden sehe ich eine, für das Wohl des Vaterlandes so wichtige, jedem äußeren Feinde desselben schreckbare, als Beweis der patriotischen Gesinnungen der Provinzen diesseit der Weichsel so höchst achtungswerthe energische Maßregel in die Wirklichkeit übergehen und zu dem lebhaftesten Danke im Namen Sr. Majestät unseres allverehrten Königs finde ich mich über die allgemeine Bereitwilligkeit, mit der, aller Aufopferungen ungeachtet, durch die hochgeehrten Repräsentanten des Landes meine Vorschläge angenommen, meine Absichten unterstützt wurden, um so mehr verpflichtet, als mir die Schwierigkeiten nicht entgehen, welche zur Vollendung des großen Werkes zu beseitigen

verbleiben, deren Beseitigung aber das gerechte Vertrauen auf eine kräftige Nation mit Gewißheit voraussetzen läßt. Was Preußen zur Erhaltung und Sicherung der höchsten Güter des Staats, Freiheit und Unabhängigkeit vom fremden Einfluß vollbringt, wird ein erhabenes Beispiel für die übrigen Provinzen der Monarchie werden, die, von eben dem Geiste beseelt, Preußen nur beneiden können, zuerst die Liebe und Treue zum Monarchen und Vaterlande laut durch Aufrichtung einer Landwehr bethätigt zu haben. (gez.) v. York."

Den Regierungen zu Königsberg, Gumbinnen und Marienwerder macht York unter demselben Datum Mittheilung von seinem Erlaß an die General-Commission und spricht auch gegen jene die Erwartung aus: „daß bei der allgemeinen patriotischen Denkungsart, welche sich in diesen Provinzen so deutlich vernehmen lasse, das Wirken der General-Commission von allen Seiten kräftig werde unterstützt werden." Der General-Gouverneur versieht sich zu den Regierungspräsidien einer kräftigen Förderung des Unternehmens. „Jeder Zeitverlust," fügt er hinzu, „kann nur höchst nachtheilig für das Gesammtwohl wirken, und da diese Ueberzeugung Jedermann theilen muß, läßt sich um so mehr erwarten, daß die General-Commission in keiner Art Schwierigkeiten zu beseitigen finden werde, um ein Werk zu vollbringen, welches die Kraft und Energie der Nation, so wie die Liebe und Treue zum Könige erhaben bethätiget."

An demselben Tage verließ York Königsberg und begab sich zu seinem Armeecorps nach der Weichsel. Die General-Commission setzte er in Kenntniß, daß er den General-Lieutenant v. Massenbach als stellvertretenden General-Gouverneur zurücklasse. Wie die ständischen Abgeordneten von Lithauen, Ost- und Westpreußen, ohne von dem Könige berufen worden zu sein, eine berathende und vollziehende Gewalt als „Repräsentanten der Nation" ausübten, so stand nun auch eine wehrhafte Repräsentation der Nation in Ostpreußen und Lithauen unter Waffen ohne königliches Aufgebot. „Die Stimmung," schreibt Schön an den Staatskanzler den 24. Februar, „ist vortrefflich; seit vorgestern weiß das Publicum, wo es beistehen kann, und schon jetzt stellt die Stadt Gumbinnen 25 vollständig equipirte Cavalleristen; Insterburg wird 40 Mann stellen. Wenn man bedenkt, was diese Provinz vor allen andern gelitten hat, Greuel, die keine erfuhr, Verluste, die keine erlitt, und daß dies nur Städte von 4—5000 Menschen sind, daß die Landwehr von 20,000 Mann schon publicirt ist, daß keine besoldete Autorität diesen Eifer weckte oder erregte, sondern Bürger die

Sache anfingen und mit heiligem Eifer betrieben, so muß man sich freuen, zu einem so treuen und braven Volke zu gehören, und ich muß Ew. Excellenz bitten, Sr. Majestät dem Könige dies vorzutragen."

Die Bedenken des Cabinets in Breslau aber waren so groß, daß, nachdem bereits die Verordnungen vom 3., 9. und 10. Februar über die Bildung freiwilliger Jägerdetaschements erschienen waren, man die Militair- und Civilgouverneure in Königsberg ohne Bescheid ließ. „Wir tappen hier," schreibt noch am 16. Februar ein Officier aus Yorks Hauptquartier, „ganz im Finstern über die Formationsprojecte in Schlesien und machen daher Alles nach unserer eigenen Meinung." Und York schrieb am 10. Februar an den General-Adjutanten des Königs: „Obgleich man mit mir verfährt, als wenn ich in der Wirklichkeit aufgegeben wäre, so fahre ich dennoch fort, nach Kräften für das wahre Interesse Sr. Majestät des Königs und des Vaterlandes zu wirken und auf einer Bahn fortzuwandeln, von der kein Rückschritt mehr möglich ist. Alle meine sonstigen Freunde haben sich aus Furcht vor Compromittirung von mir zurückgezogen; von keinem ein Wink, noch weniger Rath, oder gar Hülfe. In solchen Zeiten, wo der einmal eingeführte Schlendrian hinreichend ist, die Sache von selbst im Gange zu erhalten, ist rathen sehr leicht; aber in Zeiten von „Sein oder Nichtsein" desto schwerer. Leider überzeuge ich mich immer mehr, daß diejenigen Leute, die bei ruhigem Gemüth und einer behaglichen Lage der Dinge am leichtesten von den Thaten der Vorwelt ergriffen werden, gemeiniglich am wenigsten die Leute sind, ähnliche Thaten unter ihren Zeitgenossen auszuführen. . . . Ew. Hochw. beschwöre ich aber schließlich, mir wenigstens einen Wink zukommen zu lassen, wenn noch nicht der Zeitpunkt ist, sich rein auszusprechen. Zeit gewinnen können nur die Franzosen, wir aber nur sie verlieren."

In Breslau aber waltete schon längere Zeit die Unentschlossenheit und sogar Unzufriedenheit mit dem selbstständigen Vorgehen einer Provinz vor. Graf Ludwig Dohna hatte sich bei Ueberbringung der ständischen Adresse und Vorschläge wegen des Landwehr-Aufgebotes keiner huldvollen Aufnahme zu erfreuen; „ob Herr v. York schon die Bürgerkrone trage?" wurde er im unfreundlichsten Tone befragt.*) Schon befand sich York mit seinem Corps im vollen Anzuge von Königsberg zur Weichsel und Oder, als ihm Major Thile in Marienwerder den Befehl des Königs einhändigte: „behufs eines kriegsrechtlichen Erkennt-

*) Droysen. York. II. 141.

nisses eine, blos auf militairischen Gründen beruhende, Rechtfertigung über den Abschluß der Convention einzureichen." Er that dies, und nachdem drei Generale zu Gericht gesessen, erfolgte erst am 17. März ein freisprechendes Urtheil und die Bestätigung in seinem Commando. —

Die Freisprechung durch eine Art von Kriegsgericht war eine unerläßliche Förmlichkeit; man würde aber Yorks That verkennen und herabsetzen, wollte man sie blos von militairischem Standpunkte beurtheilen. Yorks Convention und noch mehr sein Auftreten in Königsberg war eine politische That und nach dem Empfange und der Anerkennung von Seiten der zum Landtage in Königsberg versammelten Repräsentanten der Nation bedurfte er keiner weiteren Freisprechung.

„Dieser Landtag," schrieb damals Schön, „ist wichtiger, als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte. Die Yorksche Convention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosackenoperation, die eben so schnell vor- als rückwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach."

Wie aber das Wort zum Entschlusse trieb, der Entschluß zu That und Handlung heraustrat und beide von einem glücklichen Vollbringen gekrönt wurden, soll in dem nächstfolgenden Bande, welcher die Geschichte des deutschen Befreiungskrieges enthalten wird, erzählt werden.

Ein gewaltiges Trauerspiel in den Jahren 1813. 1814. 1815 wird vor uns aufgerollt werden. Schlachtfeld auf Schlachtfeld bilden die Scene, Heerschaaren von Hunderttausenden aus Ost und West, aus Süd und Nord haben Deutschland zur blutigen Wahlstatt gewählt, und wo die Völkergeister auf einander platzen, entladen sich die drohenden Unwetter mit Hagelschlag und Blitz und Donnerkeilen der Verwüstung. Dazwischen aber spielen zur Erholung heitere Lagerscenen, Feld- und Zeltabenteuer; und wie sich die preußische Einquartierung in Paris gütlich gethan, soll nicht verschwiegen werden. Auch wird ein auf den „immer am Heerd sich drehenden Spieß" wohl eingeübter Wiener Congreß ein und das andere diplomatische Possenspiel zur Aufführung bringen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



